

Handbuch der Deutschen Volkskunde

Gerausgegeben von
Wilhelm Beßler



Band 1

Handbuch der
Deutschen Volkskunde

1. Band

Handbuch der Deutschen Volkskunde

Herausgegeben von

Dr. Wilhelm Peßler

Direktor des Vaterländischen Museums, Hannover

In Verbindung mit

Professor Dr. Adolf Bach, Bonn; Professor Dr. Walther Behrmann, Frankfurt a. M.;
Dr. Richard Beitz, Berlin; Herbert Bellmann, Dresden; Professor Dr. Max Hildebert
Böhm, Jena; Professor Dr. theol. h. c. Karl Bornhausen, Frankfurt; Dozent Dr. Martha
Bringemeier, Dortmund; Dr. Hermann Edhardt, Hannover; Dr. Oswald Ad. Erich,
Potsdam; Dr. Georg Fischer, Dresden; Dr. Martin Freytag, Münden; Professor
Dr. Walter Geisler, Breslau; Dr. Fritz Götting, Münster i. W.; Hauptkonservator
Dr. Karl Gröber, München; Museumsdirektor Dr. Ernst Grohne, Bremen; Museums-
direktor Dr. Hans Gummel, Osnabrück; Professor Dr. Joseph Klapper, Breslau;
Professor Dr. Eberhard Freiherr von Künßberg, Heidelberg; Dr. Siegfried Lehmann,
Hannover; Professor Dr. Lug Madensen, Riga; Dr. med. Alfred Martin, Bad
Nauheim; Studienprofessor Dr. Heinrich Marzell, Gunzenhausen; Professor Dr.
Walther Migla, Marburg; Professor Dr. Joseph M. Müller, Blatta, Königs-
berg i. Pr.; Dr. E. Nienholdt, Berlin; Professor Dr. Karl Niessen, Köln a. Rh.;
Superintendent D. E. Rolfs, Osnabrück; Dr. Wilhelm Schmig, Frankfurt; Pro-
fessor Dr. Wilhelm Seedorf, Göttingen; Professor Dr. Adolf Spamer, Dresden;
Professor Dr. J. P. Steffes, Münster i. W.; Professor Dr. Martin Wähler, Frank-
furt a. O.; Dr. Leo Weismantel, Marktbreit; Dr. Wilhelm Will, Bonn; Professor
Dr. A. Wrede, Köln; Dr. Paul Zaunert, Kassel

Erster Band



Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H. Potsdam

Druck von C. G. Röder A. G., Leipzig

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis.

Erste Abteilung.

Einführung in die deutsche Volkskunde.

	Seite
Der Volkskunde Wert und Wesen, Wirkung und Weite. Von Dir. Dr. Wilhelm Pöfeler	3
Geschichte der deutschen Volkskunde. Von Dr. Wilhelm Schmitz	7
Methoden in der deutschen Volkskunde. Von Dir. Dr. Wilhelm Pöfeler und Dr. Martha Bringemeier	16
Die geographische Methode in der Volkskunde. Von Dir. Dr. Wilhelm Pöfeler	17
Die soziologische Methode in der Volkskunde. Von Dr. Martha Bringemeier	20
Der deutsche Boden als Grundlage deutschen Volkstums. Von Prof. Dr. Walter Behrmann	24
<p>Deutschland innerhalb Europas S. 24. — Was verstehen wir unter Deutschland? S. 28. — Die Entstehung des deutschen Bodens S. 33. — Die Entstehung des deutschen Mittelgebirges S. 33. — Entstehung der Alpen S. 37. — Die Entstehung des norddeutschen Flachlandes S. 38. — Das Klima von Deutschland S. 39. — Pflanzen und Tiere in Deutschland S. 44. — Die deutsche Kulturlandschaft S. 45.</p>	
Die Bewohner Deutschlands in vorgeschichtlicher Zeit unter besonderer Berücksichtigung noch ungeklärter Fragen. Von Dir. Dr. Hans Gummel	49
<p>I. Die Zeit bis etwa 2000 vor Christi Geburt S. 50. — 1. Altpaläolithikum S. 50. — 2. Jungpaläolithikum S. 50. — 3. Mesolithikum S. 51. — 4. Neolithische Kulturen (außer schnurkeramischen und verwandten) S. 52. a) Die nordischen Kulturen S. 53. b) Die westeuropäischen Kulturen S. 55. c) Die Donaukulturen S. 55. — 5. Indo-germanenfrage, schnurkeramische und verwandte Kulturen S. 57.</p> <p>II. Die Zeit von 2000 vor Christus bis Christi Geburt S. 58. — 1. Die Germanen S. 58. — 2. Die vorgermanische Bevölkerung in Ostdeutschland (Illyrier) S. 64. — 3. Die vorgermanische Bevölkerung in Südwestdeutschland S. 66. a) Kelten (?) und Illyrier in der Bronze- und Hallstattzeit S. 66. b) Die Kelten der La-Tène-Zeit S. 68.</p> <p>III. Von Christi Geburt bis zum Beginn der Geschichte S. 69. — 1. Die Germanen S. 69. — 2. Die Römer S. 74. — 3. Die Slawen S. 75. — Schluß S. 76.</p>	
Geschichte des deutschen Volkstums. Von Dr. Georg Fischer	83
<p>1. Germanentum und Antike S. 84. — 2. Germanischer Glaube und christliche Welt S. 86. — 3. Aufbau und Entfaltung S. 90. — 4. Geistige Wandlung und staatlicher Eingriff S. 94. — 5. Übergang S. 97.</p>	
Volkstum der Gegenwart. Von Prof. Dr. Joseph Klapper	98
Volkstum der Großstadt. Von Prof. Dr. Joseph Klapper	103
Stammesentwicklung und Ostbesiedlung. Von Dr. Paul Baunert	120
<p>Die Anfänge S. 120. — Die westgermanische Stammesentwicklung der Völkerwanderungszeit S. 121. — Die Stämme untereinander und ihre Vereinigung S. 126. — Die Wiederbesiedlung des Ostens S. 127. — Gesamtentwicklung seit dem späten Mittelalter S. 131.</p>	
Die soziale Gliederung und ständische Schichtung des deutschen Volkes und ihre Bedeutung für die Volkskunde. Von Dr. Georg Fischer	136
<p>Die Aufgabe S. 136. — Die Volkskunde und die industrielle Klassengesellschaft des 19. Jahrhunderts S. 138. — Der ständische Neubau des deutschen Volkes und die Volkskunde S. 143.</p>	

	Seite
Fahrende Leute und Einzelgänger. Von Prof. Dr. Joseph Mapper	145
Rasse und Volkstum. Von Dr. Hermann Edardt	151
Der deutsche Volkscharakter. Von Dr. Martin Freytag	161
Das Volkstum des Grenz- und Auslandsdeutschtums. Von Prof. Dr. Max Hildebert Boehm	170
Die Volkskunde an den deutschen Hochschulen. Von Prof. Dr. Martin Wähler	183
Volkskundliche Museen und Vereine. Von Dir. Dr. Wilhelm Peßler	187
Volkskunde und Erziehung. Von Dr. Leo Weismantel	191

Zweite Abteilung.

Lebensäußerungen des deutschen Volkstums.

Volksglaube. Von Prof. D. Dr. Karl Bornhausen	211
Symbol S. 211. — Stein S. 215. — Baum S. 216. — Art S. 217. — Rad, Wagen, Schiff S. 221. — Wasser, Schlange S. 223. — Tier S. 226. — Der Mensch und seine Glieder S. 230. — Obdach S. 233. — Amulette und Botive S. 235.	
Katholische Volksreligiosität. Von Prof. D. Dr. J. P. Steffes	237
Evangelische Volksfrömmigkeit. Von D. Ernst Rolfs	254
Deutsche Volksmedizin. Von Dr. med. Alfred Martin	271
Rechtsbrauch und Volksbrauch. Von Prof. Eberhard Freiherr v. Münßberg	284
Gruß und Gebärden. Von Dir. Dr. Ernst Grohne	315

Tafelverzeichnis.

I. Jahrmarkt in Munderkingen um 1830. Von Joh. Bapt. Pflug	1
II. Hausformen, Grenzzone Nordhessen. Landkarte. Von Dir. Dr. Wilhelm Peßler	16/17
Sprachinsel Deutschruth-Barz in den Julischen Alpen. Landkarte. Von Paul Langhans.	
Totenbrett in Bayern. Landkarte. Von Friedrich Lüers.	
Gesindeetermine im Rheinland. Landkarte. Von Josef Müller.	
III. Harzlandschaft. Von W. Kretschmer	32/33
IV. Fahrendes Volk im Mittelalter, um 1360. Handschr. Univ.-Bibl. Breslau I F 341	144/145
V. Tierbude. Von Paul Meherheim, 1885	148/149
VI. Vogelbild. Einfache volkskünstlerische Gestaltung. — „Impressionistische“ Pseudokunst. — Anabenarbeit auf der Stufe der Volkskunst	200/201
VII. St. Kimmernis. Andachtsbild aus der Rheinpfalz	208/209
VIII. Christus auf der Kelter (Bozen, Südtirol)	216/217
IX. Die Wallfahrt zur Heilquelle von St. Florian in Oberösterreich. Gemälde von Albrecht Altdorfer (1480—1538)	272/273
X. Öffentliche Badestube mit Dampfbad, Schröpfen und Wannen-(Mai)bad. Aus einer Papierhandschrift des 16. Jahrhunderts in der Wolfenbütteler Bibliothek	280/281
XI. Femgericht im Freien; Bank, Tisch mit Gerichtsschwert. Freigraf mit zwei Femschöffen. 15. Jahrhundert	304/305
XII. Pflugsharengang (Gottesgericht) der Kaiserin Kunigunde auf dem Bamberger Domplatz. Deutsche Zeichnung aus dem 15. Jahrhundert	312/313
XIII. Handreichen bei Verlobung in der Kirche. Holzschnitt von Schäußlein 1520.	320/321



Jahrmarkt in Munderkingen um 1830.
Gemälde von Joh. Bapt. Pflug. (Besitzer Dr. Lohse, Ludwigsburg).

Erste Abtheilung:

**Einführung in die
deutsche Volkskunde**

Der Volkskunde Wert und Wesen, Wirkung und Weite.

Von Dr. Wilhelm Peßler,

Direktor des Vaterländischen Museums in Hannover.

Was ist deutsch? Diese Frage ist seit der Errettung des deutschen Vaterlandes im Jahre 1933 für Millionen von Volksgenossen der Gegenstand heißen Bemühens in Denken, Fühlen und Wollen. Der deutschen Wiedergeburt entspricht eine Selbstbesinnung, welche nach den Grundlagen deutschen Wesens forscht. Es gilt heute wieder, die lange verschütteten Kraftquellen deutscher Größe erneut zu erschließen und dauernd lebendig und frisch zu erhalten. Eine der wichtigsten dieser Quellen ist das deutsche Volkstum. Daher erheischt der Kampf um des Deutschtums volkhafte, geistige und wirtschaftliche Weltgeltung Stählung des nationalen Willens auch durch Erforschung und Pflege des deutschen Volkstums. So wächst in einem Lande, wo Volkstum und Heimat als Grundlagen neuer deutscher Kultur erkannt und gewertet werden, heute der Wunsch nach wissenschaftlicher zusammenfassender Darstellung deutschen Wesens, ähnlich wie er zur Zeit der Freiheitskriege in den Worten des Turnvaters Friedrich Ludwig Jahn zum Ausdruck kam: Welcher Deutsche sollte nicht ein vollendetes Werk über die Deutschheit wünschen!

Wodurch fühle ich mich meinen Volksgenossen verbunden? Das ist die zweite Frage, welche Millionen von Deutschen heute am Herzen liegt. Und hier kommt die Antwort leichter zutage als bei dem Suchen nach dem Wesen des Deutschtums: Es ist die uns alle umfassende Volksgemeinschaft, erwachsend aus der Gleichheit von Abstammung, Lebensraum und Tätigkeit, gehärtet durch die Gemeinsamkeit von Not und Kampf, geeint im Bekenntnis zum Führer. So fühlt sich der einzelne als Glied einer höheren Gemeinschaft, der er sein Bestes verdankt und der er mit seinem Besten zu dienen bestrebt ist, getreu dem Worte Felix Dahns: Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk. Was in Deutschland der einzelne Mensch, die einzelne Stadt, der einzelne Stamm leistet an Großem, Gewaltigem, Unvergänglichem, das ist nun zusammengefaßt zu einheitlicher Gesamtwirkung für Mitwelt und Nachwelt. So schufen Blut und Boden, Arbeit und Führertum die deutsche Volksgemeinschaft. — Wenn es die Aufgabe des erneuerten Staatswesens ist, das deutsche Volkstum zur Blüte zu führen, so geschieht es im Geiste dieser Volksgemeinschaft, die den Menschen schaffensfroh und opferwillig macht. Und hier hat wiederum die wissenschaftliche Volkskunde an ihrem Teile mitzuhelfen. Denn sie ist es ja gerade, welche uns das heutige Volkstum in seiner Eigenart und Verbundenheit als Ergebnis der großen Bluts- und Lebensgemeinschaft zeigt und es in seiner geschichtlichen, landschaftlichen und ständischen Mannigfaltigkeit als Wirkung zahlreicher kleiner Gemeinschaftsbildungen dartut. So wird Wissen vom Volkstum zum Wissen von der Volksgemeinschaft und der Volkskundler wird zum Volkserzieher.

Führt uns solchergestalt die volkskundliche Wissenschaft zur denkenden Erkenntnis des deutschen Wesens und zur fühlenden Erfassung der deutschen Volksgemeinschaft und schärft sie auf diese Weise ebenso sehr das nationale Gewissen wie das soziale Empfinden, so liegt ihre Wichtigkeit, ja Unentbehrlichkeit offen zutage.

Im Anschluß an die allgemeine nationale und soziale Wichtigkeit der Volkskunde muß ihr Weizen kurz erörtert werden. Wir beginnen mit der Darlegung von Name und Gegenstand der Volkskunde, suchen sodann den Begriff Volk zu erfassen und hieraus den Sinn der volkskundlichen Wissenschaft abzuleiten, um schließlich ihren Umfang zu umreißen und ihre Bedeutung zu kennzeichnen. Die Bezeichnung Volkskunde sagt deutlich genug, daß es sich um eine Kunde, eine Wissenschaft vom Volke handelt; das englische Wort

folklore dagegen bedeutet the lore of the people, also das eigene Wissen des Volkes selbst im Sinne volkstümlicher Überlieferung; es betrifft mithin nur den Gegenstand der Volkskunde, nicht aber diese selbst. Welche Forschungsaufgaben man in Deutschland der Volkskunde zuschrieb, das zeigt Herder, wenn er im Volksgeist den Schöpfer des Volksliedes verehrt, das zeigen Arndt und Jahn, wenn sie für den heiligen Volksgeist entflammt werden, und die Romantiker, wenn sie den kostbaren Gütern echten deutschen Volkstums nachgehen. Es handelt sich also um zwei Dinge, einerseits das Volksgut, andererseits den Träger dieses Volksgutes, nämlich den Volksgeist oder das Volk selbst. Zusammenfassen können wir den Inhalt der Volkskunde folgendermaßen: das vielgestaltige Geistesleben des Volkes und die Fülle seiner sachlichen Ausdruckskultur, beides getragen und verbunden durch die volkhafte Gesamtgeistigkeit, begründet durch rassenmäßige und stammeskundliche Grundlagen einerseits, durch urgeschichtliche und geschichtliche Geschehnisse andererseits; überall kommt es an auf das Typische, das Allgemeingültige, getragen von der Bluts- und Lebensgemeinschaft, wie sie mir schon seit Jahrzehnten im Volkstum ausschlaggebend erscheint.

Nicht immer hat der allgemeine Sprachgebrauch unter „Volk“ das gleiche verstanden; denn der Begriff „Volk“ hat viele Wandlungen erfahren. Wenn Albrecht Dürer sagt: „Was die Schönheit ist, das weiß ich nicht; wer sie heraus kann reißen, der hat sie“, so gilt Ähnliches wohl auch von der Volkheit. Der allgemein zutreffende Sinn des Wortes Volk als eine Menge zusammengehöriger und eine Einheit bildender Einzelwesen muß näher bestimmt werden. Die älteste Bedeutung des Wortes ist die einer kriegerischen Schar, eine Bedeutung, welche durch die unausgesprochen darin liegende Hervorhebung der Gemeinschaft und des sie einenden Führertums der im heutigen Deutschland wieder geltenden besonders nahesteht; denn uns erscheint das Volk als Gemeinschaft, die gegliedert ist in Gruppen und weitergeteilt in Untergruppen, so als „organische Ganzheit“ zusammengehalten durch gleiches Blut und gleiche seelische Merkmale, welche die Voraussetzung für die Volksgemeinschaft bilden; aus der Arbeits-, Kampfes- und Blutsbrüderschaft erwächst für dies Gemeinschaftsleben der Zeitgedanke „Gemeinnutz geht vor Eigennutz“. So erweist sich in unserer Auffassung das Volk als himmelweit verschieden von der Masse, die nur eine Summe von Einzelwesen darstellt, nur vereint durch Zusammensein, ohne Gleichartigkeit, ohne Zusammengehörigkeit, eine Auffassung des Zusammenlebens, die asiatischem Geiste entspricht.

Nicht die Gesamtheit der Bevölkerung, sondern nur einen Teil derselben hatte die Volkskunde dann im Auge, wenn ihr als Gegenstand ihrer Forschung nur das niedere Volk, die bildungslose Menge, die ungebildete Unterschicht erschien, wie sie sich bei allen Völkern unterhalb der führenden Oberschicht befindet; in sich gleichartig erschien diese Unterschicht durch ihre „kollektivgeistigkeit“ mit ihrem „assoziativen“ Denken gegenüber der Einzelgeistigkeit innerhalb der „logisch reflektierenden“ Oberschicht. Stellte man eine solche kulturlose Menge (lateinisch vulgus) als den zu erforschenden Teil des Gesamtvolkes (lateinisch populus) hin, so sprach man von „vulgus in populo“ als Gegenstand der Volkskunde; als wesentlich an einer solchen Unterschicht, die bei allen Kulturvölkern vorhanden ist, erschien ihre primitive Gemeinschaft, welche die von oben absinkenden Kulturgüter übernimmt und zu Gemeinschaftsgütern umgestaltet. Mehr äußerlich umgrenzt ist der Begriff Volk in der Bedeutung der Gesamtbevölkerung eines Staates oder einer Landschaft; in diesem Sinne sind z. B. die Reichstagsgebäude-Inschrift „Dem Deutschen Volke“ für die Reichsbevölkerung und die Bezeichnung „le peuple Vandois“ für die Bewohnerschaft des Kantons Waadt gemeint; neuerdings hat der Begriff des Staatsvolkes eine gewaltige Vertiefung erfahren, insofern der Staat als lebendige Verkörperung des Volkes gilt, das ihn trägt, zur Selbstbehauptung des Volkes und zum Schutz der Volksgenossen innen und außen. Noch inniger geeint ist die Volksgenossenschaft gleichen Blutes und gleichen Geistes, die jedes Volk ebenso von anderen Völkern als Einzelgebilden wie von der allgemeinen Primitivität der Menschheit trennt; in diesem Sinne konnte man sagen: „Die Geschichte eines Volkes wird überhaupt nicht gemacht, sondern sie entsteht aus dem innersten Wesen eines Volkes“. In der Volkskunde kommt es nun besonders auf dieses Wesen eines Volkes mit seiner inneren Eigenart und seinen äußeren Merkmalen an (ob man jene als Volkheit und die Summe dieser als Volkstum benennt, ist belanglos); ausschlaggebend ist dabei das Vorhandensein der Volksgesamtheit und der Volksgemeinschaft; in diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn Jahn im Jahre 1810 eine Volkstumskunde für alle Zweige des Volkstums forderte. Gleichlaufend mit der Gegenüberstellung von innerer Eigenart und äußeren Merkmalen ist jene von nicht sichtbarem seelischem Erbbild und sichtbarem Erscheinungsbild. So kommen wir zu der verstärkten Unterscheidung von Volk einerseits und Volksgut andererseits. Das Volk, seit Jahrtausenden bestehend und hoffentlich Jahrtausende weiterlebend, bildet eine die Zeit überdauernde Gemeinschaft und schafft aus dieser in Anpassung an dauernde Einflüsse des Lebensraumes und der Geschichte und aus ihren Sondergruppen heraus ununterbrochen eine Fülle von Formen in Siedlungs- und Bauweise, in Kleidung und Schmuck, in Verkehrs- und Arbeitsgerät, in Glaube und Recht, in Gruß und Brauch, in Wort und Lied, in Reim und Rätsel. Die Forschung hat nun nicht überall und nicht für alle Zeiten Gelegenheit, das Volk und alle seine Äußerungen zugleich und gleichmäßig zu erfassen; oft sind es nur Bruchstücke, die zutage liegen; bisweilen muß versucht werden, aus den äußeren Merkmalen im Rahmen der gesamten Umwelt die innere Art des Volkes zu erschließen. Immer

aber handelt es sich um zweierlei, das Volk und das Volksgut. Genau wie man im neuen Deutschland die Pflege der Kulturträger („Ein Volksteil von wertvoller guter Erbmasse ist das Wichtigste in einem Volk“) für mindestens gleichwertig erachtet der Pflege des Kulturgutes, so ist in der Volkskunde als Gegenstand der Forschung das Volk selbst mindestens gleichwertig dem Volksgute.

Für uns ist Volkskunde Wissenschaft vom Lebendigen; daher darf sie den Zusammenhang mit der Wirklichkeit nicht verlieren. Für uns ist deutsche Volkskunde die Wissenschaft von deutscher Wesensart und ihrer tausendfachen Entfaltung; daher ist sie Angelegenheit der ganzen Nation. Um das Wesen der Volkskunde als Wissenschaft zu erfassen, genügt es aber nicht, ihre Bedeutung zu betonen und die Art ihres Gegenstandes zu betrachten; ebenso wichtig ist unsere Fragestellung, mit der wir an diesen Gegenstand herantreten, und die Methode, mit der wir arbeiten wollen. Die Volkskunde muß zeigen, wie die Schöpfungen der Volksgemeinschaft, seien es solche geistiger oder sachlicher Art, notwendig so geworden sind aus der Volksseele heraus oder aus geschichtlichen oder geographischen Gründen. Auf die Berücksichtigung sämtlicher Schichten der Volksgemeinschaft ist ein besonderer Nachdruck zu legen; es hat eine gleichmäßige Darstellung aller Gruppen, wie sie sich nach Bildung und Beruf ergeben, Platz zu greifen; die vorsichtige und sachmännische Würdigung der gegenseitigen Beeinflussung und sogar Durchdringung der verschiedenen Schichten wird einen besonders anziehenden, wenn auch schwierigen Bestandteil der Darlegungen bilden müssen. Ebenso haben die Bindungen zwischen dem einen und dem andern Erscheinungsgebiet wiederholt Beachtung zu finden, z. B. die enge Beziehung zwischen Glaube und Brauch, zwischen Sache und Wort, zwischen Lied und Weise. Auch wesensverwandte Züge zwischen verschiedenen Erscheinungsgebieten, wie sie sich eben aus dem gleichen Boden oder dem gleichen Blut, der gleichen Geschichte oder der gleichen Kulturüberflutung ergeben, sind herauszuarbeiten. Je mehr unser Ziel die Erkenntnis des Wesens der Erscheinung ist, um so mehr werden wir diesem Auf und Ab in der Zeit, diesem Hin und Her im Raume und der inneren Bindung der Erscheinung selbst Beachtung schenken müssen. Wenn wir so die Gesamtheit des volkskundlichen Stoffes ausschöpfen, werden wir den Anteil des deutschen Bodens, des deutschen Blutes und der deutschen Geschichte an der heutigen Gestaltung unseres Volkstums ermitteln können. Auf diese Weise werden alle Einzelheiten im großen Zusammenhang gegeben, auf den es uns ankommt, und so ist auch die „Andacht zum Kleinen“, die man in der Volkskunde mehrfach gar zu sehr an sich betont hat, keineswegs Selbstzweck, sondern nur Hilfsmittel, insofern Kleines und Unbedeutendes Großes und Bedeutendes widerspiegelt; denn das Typische und Allgemeingültige eines ganzen Volkstums ist gewißlich etwas Großes und Bedeutendes.

Was vom Gesamtdeutschtum gilt, das gilt auch von den einzelnen Stammespersönlichkeiten. Was wäre Deutschland ohne niederdeutsche Sachlichkeit und Festigkeit, ohne mitteldeutsche Beweglichkeit und Aufgeschlossenheit, ohne süddeutsche Schönheitsfreude und Begeisterung? Was wäre Deutschland, seine Kultur und Geschichte ohne diese drei und ihre volkhaften Grundlagen?

Zum Wesen der Volkskunde gehört es schließlich, aber nicht zum wenigsten, die Lebensgesetze des Volkes zu erkennen. Aus dieser Erkenntnis erwächst die Pflicht, die Blutsgenossen zusammenzuführen. Und so gilt für unsere Wissenschaft hier, wie in allen anderen Beziehungen, das mahnende Wort von Wilhelm Heinrich Riehl, dem Begründer unserer Wissenschaft: „Die Volkskunde ist gar nicht als Wissenschaft denkbar, solange sie nicht den Mittelpunkt ihrer zerstreuten Untersuchungen in der Idee der Nation gefunden hat.“

Die deutsche Volkskunde, die über das Volksgut hin zum Volke selbst führt und umgekehrt aus dem Volke heraus dessen Äußerungen verstehen lehrt, muß nun nach ihrem zeitlichen, räumlichen, gesellschaftlichen und sachlichen Umfang noch kurz näher bestimmt werden. Grundsätzlich sind alle für das deutsche Volkstum in Betracht kommenden Zeitperioden, Erdgebiete, Gesellschaftsschichten und Einzelaußerungen einzuschließen. Die Volksgemeinschaft überspringt Zeit- und Staatsgrenzen. Nach rückwärts hat die Volkskunde den Anschluß an die Urgeschichte, die ja auch Volkstum aber nach eigener aus der Art des Stoffes sich ergebender Methode erforscht, zu suchen, nach vorwärts das Volkstum der Gegenwart bis zum heutigen Tage, soweit es überschaubar ist, darzustellen; für jede Einzelercheinung ist die zeitliche Tiefe zu ermitteln,

so auch z. B. bei dem hochwichtigen Erbe der Antike; auch die früheren Gesellschaftsschichten, die vielleicht als solche längst entschwanden, sind als Schöpfer von etwa noch vorhandenen Kulturererscheinungen zu berücksichtigen. Zu hüten hat sich die geschichtliche Betrachtung vor Alterüberschätzung, nämlich vor der weitverbreiteten Neigung, manchen Volkstumserscheinungen, wenn sie nur ein bißchen altertümlich anmuten, ein übermäßig hohes Alter zuzuschreiben. Auf der anderen Seite ist der gegenwärtige Zustand des Volkstums für die wissenschaftliche Volkskunde ganz besonders wichtig, einmal weil, wie ich oft betont habe, allein die Gegenwart ein vollständiges Bild der Erkenntnis von Volk und Volksgut ermöglicht, zum anderen, weil die Gegenwart oft nicht im Verhältnis zu den vergangenen Perioden des Volkstums genügend beachtet wurde. Übertrieben aber wäre es, die Volkskunde nur als Gegenwartswissenschaft hinzustellen und sie damit von ihren geschichtlichen Grundlagen zu trennen; so wahr es einerseits ist, daß das Leben nicht stille steht und daß nur der Lebendige das Leben beherrscht, so wahr gehören anderseits auch alle vergangenen Perioden der Volkstumsentwicklung bis zur Urzeit hin in die Volkskunde hinein. In manchen volkskundlichen Abhandlungen wird dem Leser die Klarheit darüber vorenthalten, ob der in Rede stehende Hochzeitsbrauch und die vorliegende Trachtenverzierung usw. überhaupt noch in Übung sind oder vor zehn oder zwanzig Jahren ausstarben; ein unsicheres „auch wohl“ half hier dem Verfasser über alle Schwierigkeiten hinweg. Auch bei dem jetzt noch Lebendigen ist der Grad der Häufigkeit im Auftreten der Erscheinungen oft verschwiegen; es ist aber doch sehr wichtig zu wissen, ob z. B. eine primitive Glaubensvorstellung nur noch von wenigen alten Leuten oder von allen Erwachsenen oder nur von den Kindern oder von der Gesamtbevölkerung bewahrt wird.

Zur zeitlichen Begrenzung tritt die räumliche. Gegenstand der Volkskunde ist der gesamte deutsche Volksboden. Es ist also das Auslandsdeutschtum eingehend zu berücksichtigen, namentlich jene Bezirke, wo altes deutsches Volksleben sich besonders frisch erhalten hat, und jene, deren Volkstumsentwicklung in irgendeiner Weise einen Ablauf von allgemeingültiger Bedeutung zeigt, wofür innerhalb des Grenzlandsdeutschtums und der Sprachinseln manche Beispiele vorliegen. So ergibt sich unter Berücksichtigung des geographischen und des völkischen, des kulturellen und des staatlichen Raumes und des Gebiets des Zusammengehörigkeitsgefühls und des Gemeinheitswillens für die deutsche Volkskunde der gesamte deutsche Volksboden als Forschungsgebiet: das ganze Deutschland soll es sein!

Was die Schichten von Beruf und Bildung anbetrifft, so sind sämtliche organischen Gesellschaftseinheiten zu berücksichtigen; so darf neben der ländlichen Bevölkerung auch die der Stadt nicht fehlen. Immer aber kommt es in der Volkskunde auf die typische Allgemeinercheinung an; demgegenüber tritt die persönliche Höchstleistung als Gegenstand der Erforschung zurück, außer da, wo sie unmittelbar als Auswirkung der Volksgemeinschaft erscheint oder unmittelbar auf die Volksgemeinschaft und ihre Schöpfungen wirkt.

Nun zur sachlichen Umgrenzung. Das Volk gehört hierher und das Volksgut. Von den vier Hauptgebieten des Volkstums, Körper, Geist, Sprache und Sache, wird man hier das Geistesleben und die Sachkultur als die beiden Hauptgebiete in voller Ausführlichkeit behandelt finden; anschließend daran kommt das Sprachleben des Volkes, soweit es mit jenen beiden Erscheinungsgebieten eng verbunden ist oder mit volkhaften Gemeinschaftsbildungen als Ausdruck derselben (Mundartbezirke einerseits, Familien-, Flur- und Ortsnamen andererseits) zusammenhängt, voll zur Geltung. Die Körperlichkeit wird als Träger der Geistigkeit natürlich auch zu ihrem Rechte kommen, aber doch entsprechend dem Zwecke dieses Buches, das keine allumfassende Volkstumskunde sein will, leider zurücktreten müssen.

Aus dem eben Gesagten ergeben sich Philologie, Anthropologie, Urgeschichte und Geschichte als wichtige Nachbarmissenschaften der Volkskunde. Der Lebensraum von Volk und Volksgut wird von der Erdkunde behandelt, die mithin auch unentbehrliche Helferin ist, abgesehen davon, daß sie selbst ohnehin allerlei volkskundliches behandelt, wie z. B. Siedlungsform und Hausform. Mit der Völkerkunde, die sich den außereuropäischen Völkern zuwendet, hat die Volkskunde besonders viel an Stoff und Methode gemeinsam. In wie viele sachliche Einzelgebiete schließlich die deutsche Volkskunde zerfällt, das ergibt sich aus dem Inhalt dieses Buches. Daß sich auch von vielen dieser Einzelgebiete volkskundlicher Forschung Brücken zu andern Wissenschaften,

wie Religionsgeschichte und Rechtskunde, Literaturgeschichte und Medizin, Kunstwissenschaft und Landwirtschaftslehre hinüber schlagen lassen, das spricht nicht gegen die Volkskunde, sondern für sie als eine ganz besonders ausgeprägt zentrale Wissenschaft von größter Vielseitigkeit und Lebendigkeit.

Möge es solchergestalt der deutschen Volkskunde gelingen, allen Volksgenossen das Wesen der Deutschtum zu erschließen und das Herz zu öffnen für ihre Brüder, daß sie, einig im Kampf um Deutschlands Auferstehen, mit uns sprechen: „Ich bekenne mich zur deutschen Volksgemeinschaft und ich glaube an Deutschlands Unsterblichkeit“.

Geschichte der deutschen Volkskunde.

Von Dr. Wilhelm Schmitz.

In einer knappen Übersicht über die Geschichte der deutschen Volkskunde kann es sich nicht darum handeln, die im ganzen deutschen Schrifttum von den frühesten Zeiten an zahlreich vorkommenden Schilderungen volkstümlicher Erscheinungen aufzureihen; auch die Geschichte der landschaftlichen wie sachlichen Sondergebiete und der einzelnen Methoden der deutschen Volkskunde muß zurücktreten hinter die Darstellung der allgemeinen Grundzüge, die den Beginn und die Fortschritte der deutschen Volkskunde als einer planmäßigen, zur Systematik hinstrebenden Wissenschaft bezeichnen.

Als solche erwuchs sie aus der gesamteuropäischen Situation des 18. Jahrhunderts. Bis dahin hatte man das Volkstum nicht als einen eigenständigen und bedeutungsvollen Faktor im Staatsganzen gewürdigt. Die Oberschichten der einzelnen Nationen hatten sich vielmehr in stetig sich steigenden Bildungsfortschritten von den volkstümlichen Unterschichten abgesondert und eine exklusive, selbstherrliche Sonderkultur herausgebildet, während das eigentliche „Volk“ in seiner wachsenden wirtschaftlichen Verelendung allmählich zur Bedeutungslosigkeit herabsank. Doch schon bevor diese Verhältnisse zu Ende des 18. Jahrhunderts jenen sozialen und kulturellen Umbruch heraufbeschworen, der das mit 1789 beginnende Zeitalter der Revolutionen einleitete, war bereits von zwei Seiten her eine Hinwendung zu den volkstumsbewahrenden Unterschichten erfolgt: einmal von seiten der Geschichtsphilosophie, die schon seit Beginn des Jahrhunderts der aristokratischen Gesellschaft und ihren Ansprüchen auf eine politische und kulturelle Alleingeltung gegenüber die Bedeutung der Masse, der völkischen Unterschichten betont hatte; das andere Mal von seiten der Sozialpolitik, die, die Notwendigkeit eines sozialen Ausgleichs erkennend, den verarmten und mißachteten Unterschichten mit der Sicherung ihrer wirtschaftlichen Existenz auch die ihnen zukommende Bedeutung im Staatsganzen wiederzuerobern suchte.

Während die kosmopolitisch eingestellte Geschichtsphilosophie jener Zeit in den Unterschichten eine national nicht differenzierte, bildungslose Masse des „gemeinen Volkes“ sah, wandte sich der Osnabrücker Staatsmann Justus Möser ganz bewußt dem bodenständigen Volkstum seines eigenen Vaterlandes zu. Geschichtliche und sozialpolitische Erkenntnisse führten ihn zu der Überzeugung, daß das heimatliche Bauerntum Kern und Grundlage der Nation ist. Daraus ergab sich sein sozialpolitisches Programm, das in umfassenden Studien über die wirtschaftliche, soziale, kulturelle und ethische Bedeutung des Bauerntums gründet. Die hier gewonnenen Erkenntnisse weiten sich aus zu einer Revision der Geschichtsschreibung. „Die Geschichte von Deutschland“, so sagt er in der Einleitung seiner Osnabrücker Geschichte, „hat meines Ermessens eine ganz neue Wendung zu hoffen, wenn wir die gemeinen Landeigentümer (d. i. die Bauern) als die wahren Bestandteile der Nation durch alle ihre Veränderungen verfolgen, aus ihnen den Körper



1. Justus Möser.

bilden, und die großen und kleinen Bedienten dieser Nation (die Fürsten und Minister) als böse oder gute Zufälle des Körpers betrachten. Wir können sodann dieser Geschichte nicht allein die Einheit, den Gang und die Macht der Epopöe geben . . . , sondern auch den Ursprung, den Fortgang und das unterschiedliche Verhältnis des Nationalcharakters mit weit mehr Ordnung und Deutlichkeit entwickeln, als wenn wir bloß das Leben und die Bemühungen der Ärzte (d. h. der Politiker) beschreiben, ohne des kranken Körpers zu gedenken." Hier wird deutlich, warum Möser in seiner „Osnabrückischen Geschichte“ (1768ff.) sowohl wie in seinen „Patriotischen Phantasien“ (1774ff.) das Schicksal der „gemeinen Landeigentümer“ in den Vordergrund rückt, warum er sich unermüdlich um die Sicherung des bäuerlichen Besitzes sorgt. Er betrachtet den Bauernhof als eine Aktie, die bei allen Wandlungen der Abhängigkeits- und Dienstverhältnisse konstant bleiben müsse, weil sie die Grundlage des gesamten Staatslebens bilde.

Gewiß spricht hier in erster Linie der Politiker und Staatsökonom (wie auch die ausführliche Darlegung dieser Theorie in die Geschichte

der Staatsökonomie gehört), aber zahlreiche Stellen seiner umfangreichen Studien zeigen, daß Möser von hier her auch tiefer als irgendeiner seiner Zeitgenossen in die materielle und geistige Kultur des bodenständigen Volkstums eingedrungen ist. Seine Schilderung und Deutung des niedersächsischen Bauernhauses, in der erstmals die zentrale Lage des Herdfeuers in ihrer bautechnischen, ökonomischen und gemeinschaftsbildenden Bedeutung erkannt ist, steht in dieser Meisterhaft heute noch einzig da. Die Plaudereien über die Spinnstube, über Kleidung, Mode und Puffsucht, über Volksbelustigungen, Tanz und Feiertage, über volkstümliche Rechtsverhältnisse, Herkommen und Sitte, über Sittlichkeit und Religiosität berühren nahezu den gesamten Aufgabenkreis unserer heutigen Volkskunde. Sie geben, wenn man sich einmal die Mühe macht, die zerstreuten Abhandlungen und Bemerkungen über diese Gegenstände zu ordnen, das umfassendste und vielseitigste Bild volkstümlichen Wesens und Lebens, das überhaupt in jener Zeit gezeichnet worden ist.

Möser's Volksstumsforschungen standen im Dienst der Sozialpolitik; sie erwuchsen aus dem Gefühl der Verantwortlichkeit für die Grundlage und den Bestand seines Vaterlandes. Wenn auch eingeschränkt auf das Hochstift Osnabrück, so umfaßt sein Blick in der historischen Tiefe sowohl wie in der geographischen Breite das Schicksal des gesamten deutschen Volkstums. Aus dem Wissen um die ursprüngliche Einheit der ganzen Nation sucht er die gesellschaftliche Zerrissenheit zu beheben, Unter- und Oberschichten wieder in eine natürliche Ordnung einzufügen und eine auf der breiten Grundlage des gesunden Bauerntums ruhende pyramidenartige Gliederung aller Stände zu sichern. Denn gehört seine Haupt Sorge auch dem Bauerntum, so gilt seine Aufmerksamkeit nicht weniger der Stadtbevölkerung und dem Adel. Und nicht nur um eine ökonomisch gesicherte soziale Ordnung geht es ihm, sondern um die ständige Durchblutung aller Glieder dieser Ordnung vom bäuerlichen Mutterboden her bis hinauf in die höchsten Schichten.

Mit diesen sozialpolitischen Volksforschungen hat Möser jene Richtung unserer Wissenschaft grundgelegt, die über Wilhelm Heinrich Riehl zur heutigen soziologischen Volkskunde führt. Sie ist gekennzeichnet durch die Ausrichtung auf das ständisch gegliederte Volk; aus der Art und den Gesetzen dieser Gliederung, die sie vor allem erforscht, ergeben sich ihr die Eigenarten und Merkmale der Volksgüter.

Jene andere, in erster Linie die Volksgüter erforschende Richtung erwuchs aus den Diskussionen über den „Volksgeist“, die, von der Geschichtsphilosophie des 18. Jahrhunderts angeregt, immer tiefer in das Wesen des Volkes und seine ursprüngliche Geistigkeit einzudringen suchten. „Volk“ bedeutet hier nicht wie bei Möser die bodenverwurzelte Grundlage einer organischen Ständeordnung des eigenen Vaterlandes, sondern die bildungslose Masse, die unter den Kulturschichten aller Nationen als dumpfer Trieb-

und Kräftekomplex lebe, aber in ungeahntem Ausmaß das geschichtliche Geschehen mitbestimme. Diese „Wissenschaft von der gemeinsamen Natur der Völker“ wurde 1725 von dem Italiener Vico begründet und 1770 von dem Deutschen Jakob Wegelin weiter ausgebaut. Die oberen Gesellschaftsschichten jener Zeit, die allmählich selbst ihre Entwurzelung und Lebensentfremdung fühlten, bemächtigten sich dieser Spekulationen mit schwärmerischer Begeisterung; an ihnen entzündete sich jene kulturüberdrüssige Sehnsucht zum Urwüchsigem und Einfachen, deren leidenschaftlichster Verfechter J. J. Rousseau wurde.

In Deutschland war es vor allem Herder, der die geschichtsphilosophischen Gedankengänge in den dichterisch-ästhetischen Bereich übertrug. Indem er sich den volkstümlichen Schöpfungen zuwandte, glaubte er, eine von der Kultur noch unverfälschte, ursprüngliche und gesunde Volksgeistigkeit aufdecken und die durch die Vergreifung der Zeit verschüttete Schöpferkraft des Volksgeistes wiedererwecken zu können. Er war der Meinung, daß der „Volksgeist“ wie ein wunderbares Mysterium in den geistigen und künstlerischen Schöpfungen der Völker walte und in den unscheinbaren Liedern des Volkes ebenso Gestalt gewinne wie in den Werken einzelner Dichter (Homer, Shakespeare). Aus diesen Gedanken heraus erließ er 1767 seinen durch Macpherson und Percy angeregten Aufruf zur Sammlung volkstümlicher Lieder. In Ergänzung dieses Aufrufs gab er in dem 1773 erschienenen „Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker“ eine nähere Wesensbestimmung dieser Lieder, wobei er zum ersten Male den Ausdruck „Volkslied“ prägte.

Da es ihm und seinen Mitarbeitern, zu denen neben Möser auch Goethe gehörte, jedoch an der nötigen Sammeltechnik fehlte, brachte er nur eine beschränkte Anzahl deutscher Lieder zusammen, die er 1778/79 gemeinsam mit Liedern anderer Völker und mit volkstümlichen Kunstliedern herausgab. Diese später „Stimmen der Völker in Liedern“ benannte Sammlung und zahlreiche theoretische Abhandlungen Herders gaben den Anstoß zu der Bewegung, die in der Folgezeit zu umfassenden Sammlungen und Darstellungen volkstümlicher Güter geführt hat. Sie ist der Auftakt für unsere heutige historische Volkskunde, die in der geschichtlichen Erforschung des Volksgutes ihre Aufgabe sieht.

Während Möser's Volksforschungen zunächst keine Nachfolge fanden, wurde die von Herder eingeleitete Bewegung von den Romantikern aufgegriffen. Zu der gleichen Zeit, als Hegel, die Geschichtsphilosophie des 18. Jahrhunderts weiterführend, die Lehre vom universalen, in stetigem Werden begriffenen Weltgeist zu einem großen System ausbaute, gelang den romantischen Dichtern und Wissenschaftlern der von Herder vergeblich erstrebte Durchbruch zum eigenen Volkstum. In der Not der napoleonischen Bedrückung verkündeten Ernst Moritz Arndt und Friedrich Ludwig Jahn mit begeisternden Worten den Glauben an den unerschöpflich wirkenden „heiligen Volksgeist“ der Deutschen, den es wiederzuerwecken gelte, wo er verloren, zu erhalten, wo er im Schwinden sei. In dichterisch beschwingten Aufrufen forderte Jahn eine „Volkstumskunde“ (1810), die sich der Erforschung des ganzen deutschen Volkstums in allen seinen Lebensbedingungen und -äußerungen widme; er zeichnete das Ideal eines von allem Fremden unverfälschten Deutschtums, das die ganze Nation zu einer machtvollen rassischen, ethischen, kulturellen und politischen Einheit zusammenschließe. Gleichzeitig entfalteten die Romantiker Herders Anregungen auf fast allen Gebieten des Volkstums, wobei ihnen das einmal geweckte historische Bewußtsein und die ihnen eigene Sammelfreude überall reiche Ernten einbrachte. In den Jahren 1805—1808 gaben Brentano und Arnim die erste Sammlung rein deutscher Volkslieder „Des Knaben Wunderhorn“ heraus, 1807 folgten „Die deutschen Volksbücher“ von Josef Görres, 1812—1822 die „Kinder- und Hausmärchen“ der Brüder Grimm; dann setzten die historischen Studien der beiden Brüder ein, als deren Frucht 1828 „Die deutschen Rechtsaltertümer“ Jakobs, 1829 „Die deutsche Heldensage“ Wilhelms und 1835 die „Deutsche Mythologie“ Jakobs erschienen.

All diese Arbeiten, die nur die bedeutendsten Beispiele aus einer größeren Fülle darstellen, dienten ebenso zur Begründung der deutschen Altertumskunde und Philologie wie dem Ausbau der deutschen Volkskunde. In dieser Gründerzeit waren die Gebiete noch nicht geschieden. In unermüdlicher Forscherarbeit griffen die Romantiker überall zu, wo es galt, die kostbaren Güter echten deutschen Volkstums aufzudecken. Wenn eine spätere, mit besseren Mitteln ausgerüstete Wissenschaft auch zahlreiche Richtigstellungen dieser

oft allzu idealistischen Forschungen und Deutungen brachte, so waren es doch die Romantiker, und von den Brüdern Grimm insbesondere Jakob, die die Beschäftigung mit dem Volkstum erstmals in den Rang einer Wissenschaft erhoben und auf dem von Herder gewiesenen Weg jene philologisch-historische Interpretation des Volksgutes angebahnt haben, die heute zum festen Bestand der wissenschaftlichen Volkskunde gehört. — Auch die den Romantikern eigene Auffassung von Volkstum und „Volksgeist“ hat trotz scharfer Anfeindungen (vor allem von Seiten des „Jungen Deutschland“) durch das ganze 19. Jahrhundert und zum Teil noch darüber hinaus bis in unsere Gegenwart fortgewirkt. Hat sie hier und da auch zu abwegiger Phantastik geführt, so erwuchsen aus ihr jedoch auch jene zahlreichen Forschungen, die mit der Verbesserung der Sammelmethode eine immer größere Wirklichkeits- und Gegenwartsnähe erreichten. Hier sind unter vielen anderen Ludwig Uhland, Karl Simrock und vor allem Ludwig Erk und Wilhelm Mannhardt zu nennen. Erk verdanken wir umfangreiche Sammlungen von Volksliedern mit ihren Singweisen, deren größter Teil noch heute der Auswertung durch das Deutsche Volksarchiv harret. Mannhardt hatte gar den Plan, den Monumenta Germaniae Historica einen „Quellenschatz germanischer Volksüberlieferungen“ an die Seite zu stellen und das dazu nötige Quellenmaterial mittels großzügiger Fragebogen zu erkunden. Es gelang ihm ein verheißungsvoller Anfang; die von ihm ausgesandten Fragebogen trugen ihm eine so reiche Ernte zu, daß er selbst in seinen mythologischen Schriften „Roggenwolf und Roggenhund“ (1865), „Rorndämonen“ (1868) und „Wald- und Feldkulte“ (1875—1877) nur einen Teil desselben bearbeiten konnte. Das übrige bildet einen wesentlichen Grundstock für den Atlas der deutschen Volkskunde.

Während die philologisch-historische Erforschung des Volksgutes ihre Wege immer sicherer zu gehen lernte und unberührt von allen äußeren Ereignissen ging, hatte sich das idealistische Weltbild der früheren Geschichtsphilosophie allmählich in ein naturwissenschaftlich-biologisches gewandelt. Die Erkenntnis der Gesetze und Formen, in denen sich die Entwicklung der Völker vollzieht, blieb wie ehemals auch jetzt ein Hauptziel wissenschaftlicher Bemühung. Doch erstrebte man diese Erkenntnis jetzt nicht mehr in geschichtsphilosophischen Spekulationen, sondern mittels naturwissenschaftlicher Tatsachenforschung. Auguste Comte wandte sich in der von ihm als „positive Wissenschaft“ begründeten Soziologie der Erforschung der materiellen Formen, der sozialen Grundgebilde innerhalb der Menschheit zu, um diese als die naturgesetzmäßig wirkenden Kräfte des Geschichtsverlaufs und als die Gestalter auch der kulturellen und geistigen Güter der Menschheit zu erweisen. Lazarus und Steinthal dagegen suchten unter teilweisem Anschluß an Hegel diese Gesetze und Formen im Geistigen und kamen so zur Völkerpsychologie, um mittels der Erforschung von volkstümlicher Sprache, Dichtung, Religion, Mythos, Recht und Sitte jene Kräfte zu erschließen.

Bei aller Unterschiedlichkeit und Gegensätzlichkeit verband diese beiden Richtungen die Neigung, in den kulturlosen Völkern, bzw. in den Unterschichten der Kulturenationen ihr eigentliches Forschungsgebiet zu sehen, weil sich dort nach ihrer Meinung die gesellschaftlichen Gliederungen und die geistigen Ausdrucksformen in unverbildeter Ursprünglichkeit erkennen ließen, eine Neigung, die in der späteren Geschichte der Volkskunde vorübergehend zu einer Verunklärung der volkskundlichen Zielsetzung geführt hat.

Die Soziologie wurde in Deutschland heimisch, als der Kampf der bürgerlich-industriellen Gesellschaft um ihre Geltung im politisch-sozialen Staatsgefüge entbrannte. Inmitten der revolutionären Wirren der vierziger Jahre, als Karl Marx in seinem sozialistischen Gesellschaftsprogramm die wirtschaftliche und politische „Diktatur des Proletariats“ proklamierte, entwarf Wilhelm Heinrich Riehl sein großes System einer Volkssoziologie als die Lehre von der geschichtlich gewordenen, organisch sich ergänzenden Ständeverteilung innerhalb des Staates. Die Grundlage dieser neuen Lehre, die Arndts und Hegels Gedanken der Gegenwart entsprechend anwandte, wurzelt im sozialpolitischen Programm Möllers und ist wie dieses im Grunde eine soziale Volkskunde.

Diese soziale Volkskunde, „die Wissenschaft von des Volkes Art, Sitte und Arbeit“, hat nichts zu tun mit dem mythisch-magischen Begriff des „Volksgeistes“ Herders; sie ist vielmehr eine auf der natürlichen Grundlage einer organischen Ständeordnung aufbauende „Naturgeschichte des Volkes“

(so der Titel seines vierbändigen Hauptwerkes, 1853ff.), die das Volk erfasst als eine durch „Stamm, Sprache, Sitte und Siedlung“ bedingte, national eigenständige Persönlichkeit. Es klingt wie eine Stellungnahme zu der sich manchmal verirrenden Sammelarbeit der philologisch-historischen Volkskunde, wenn Riehl sagt: „Diese Studien über oft höchst kindische und widersinnige Sitten und Bräuche, über Haus und Hof, Rock und Kamisol und Küche und Keller sind für sich eitler Blunder; sie erhalten erst ihre wissenschaftliche wie poetische Weihe durch die Beziehung auf den wunderbaren Organismus einer ganzen Volkspersönlichkeit.“ Riehl stellt diese Beziehung her, indem er sagt: „Die Volkskunde ist gar nicht als Wissenschaft denkbar, solange sie nicht den Mittelpunkt ihrer zerstreuten Untersuchungen in der Idee der Nation gefunden hat.“ Und indem er die Nation als ein großes, ethisch fundiertes Ständegefüge erkennt, steigt er „in die Tiefe der sittlichen Motive und Konflikte der Volksentwicklung nieder“, die die ständische Gliederung, diesen „wunderbaren Organismus“, geschaffen haben. In diesem Augenblick ist er nicht mehr „bloßer Handlanger, welcher gelehrte Bausteine im Schubkarren zuführt“, sondern der Schöpfer einer systematischen Volkskunde, die mit ihrem großen Ziel der „Selbsterkenntnis des Volkstums“ zum „Urkundenbuch der sozialen Politik“, zur „Vorhalle der Staatswissenschaften“ wird.

Es ist sehr wohl zu beachten, daß Riehls Volkstumsforschungen nicht wie die Herders und der Romantiker das Volksgut betreffen, sondern den Träger des Volksgutes, jenen Organismus, der auf dem natürlich geordneten, ethisch gefestigten Miteinander- und Ineinandewirken der sozialen Mächte beruht, deren Gesamtheit „die bürgerliche Gesellschaft“, d. h. das Volk ausmachen. Sie besteht aus dem Bauerntum und Adel als den sozialen Mächten des Beharrens und dem Bürgertum und Proletariat als den sozialen Mächten der Bewegung.

Das Bauerntum aber ist die durch die Jahrhunderte hindurch einzig „unüberwindliche konservative Macht, ein fester, trotz allem Wechsel beharrender Kern“, durch den allein noch „die Geschichte des alten deutschen Volkstums lebhaftig in die moderne Welt herüberträgt“ und von dem allein „die innere Erfrischung und Verjüngung unseres Volkstums ausgehen kann“. Wie schon Möser, so sieht auch Riehl im Bauerntum die Grundlage des gesamten Volkstums. Und wenn immer volkstündliche Studien Wert haben wollen, müssen sie sich der Erforschung der bäuerlichen Lebensgesetze und Lebensformen, d. h. der bäuerlichen „Sitte“ zuwenden, weil diese die tiefsten Lebenszusammenhänge bäuerlicher Existenz, die Kraftmitte volkhaften Lebens überhaupt erschließt, aus denen sich die Möglichkeiten seiner Erhaltung und Wiedererweckung ergeben.

Eine solche Betrachtung des Volkes bringt, wie Riehl in seinem Vortrage „Die Volkskunde als Wissenschaft“ (1858) ausführt, „eine großartige Erweiterung des Gesamtstoffes der Volkskunde. Denn während man vordem bloß die äußere Existenz des Volkes beobachtete und sein inneres Leben höchstens nur, sofern es sich in charakteristischen Sagen, Sitten und Bräuchen spiegelt, geht die moderne Volkskunde viel tiefer und unterscheidet sich dadurch von allen früheren Versuchen. Das ganze kirchliche, religiöse, künstlerische, wissenschaftliche, politische Leben der Nation erschauen wir aus dem Mittelpunkt der Volkskunde in einem neuen Lichte, dessen Reflex auf das Volkstum selber wieder zurückfällt.“ Diese Erweiterung des Gesamtstoffes und die damit verbundene tief in die Lebensgesetze des Volkstums eingreifende Problemstellung wandelte die deutsche Volkskunde aus einer oft willkürlich sammelnden und deutenden in eine sozial-



2. Wilhelm Heinrich Riehl.



3. Karl Weinhold.

politische Wissenschaft auf exakt ethnographischer Basis und mit sinngebender Mitte.

Methodisch arbeitete Riehl nach den Prinzipien der Statistik, die schon, seitdem sie im 18. Jahrhundert von Achenwall zu einer eigenen Wissenschaft ausgebaut worden war, einen reichen und heute noch nicht völlig ausgewerteten Stoff zur Erforschung von „Land und Leuten“ zusammengetragen hatte. Exakte statistische Aufnahmen sind für Riehl der „urkundlich beglaubigte Boden“ seiner Volkstumsforschungen; freilich meint er nicht die trodene Zahlenstatistik der Behörden und Archive, sondern eine „geistige Statistik“, die aus unmittelbaren Quellen schöpfend das bunte vielfältige Leben in ungeminderter Lebendigkeit erscheinen läßt.

Riehls soziale Volkskunde blieb wie die Mörsers zunächst ohne Wirkung. Sein System einer natürlichen, auf der Grundlage des national eigenständigen Bauerntums ruhenden Volkssoziologie wurde verdrängt von dem unaufhaltsam aufstrebenden Marxismus. Riehls Ruf nach einer soziologischen Fundierung der Volkskunde verhallte auch in den Reihen der philologisch-historisch arbeitenden Volkstumsforscher. Diese hatten ihren Blick nach wie vor in erster Linie auf das Volksgut ge-

richtet, und wo sie vom „Volk“ sprachen, meinten sie die mittels einer psychologischen Deutung des Volksgutes erfaßbare Masse des „gemeinen Volkes“ schlechthin. Das näherte sie der Völkerpsychologie, die sich allmählich zur allgemeinen Völkerkunde ausgeweitet hatte (Bastian). Die Verbindung dieser beiden Wissenschaften wurde bald so eng, daß man die Volkskunde nur für eine auf geographisch begrenztem Raum arbeitende Völkerkunde hielt. Die betreffende Bezeichnung für diese volkskundlich-völkerkundliche Bewegung war das 1846 von dem Engländer W. J. Thoms geprägte Wort *Folklore*, das in seiner Grundbedeutung „Wissen des Volkes“ die gesamten Volksüberlieferungen der geschichtslos primitiven Unterschicht umfaßt, deren Erforschung gerade die Völkerkunde erstrebt. Auch Karl Weinholds Schema einer volkskundlichen Stoffsammlung (Zf. d. Ver. f. Völk., Berlin, 1. Jg., 1891, S. 1 ff.) wies in diese Richtung. Weinhold wollte zwar „vor allem die deutsche Volkskunde zu fördern streben; deutsch im Arndtschen Sinne: soweit die deutsche Zunge reicht“; auch verhalf er dem guten deutschen Wort Volkskunde gegenüber dem Fremdwort *Folklore* zur endgültigen Geltung. Doch sollte die Volkskunde über Deutschland hinausgehend überall völkerkundliche Vergleiche anstreben, was auch Riehl schon gefordert hatte; doch während Riehl diese Vergleiche anstellte, um das deutsche Volkstum in seiner nationalsozialen Eigenart deutlicher hervorheben zu können, hoffte Weinhold — und das beweist seine übernational völkerkundliche Einstellung —, daß sich „auf diesem Wege zuletzt . . . die allgemein menschliche Formel aus der nationalen gewinnen“ lasse.

Darüber hinaus galten Weinholds Bemühungen der Vorbereitung einer systematischen Sammlung volkstümlicher Güter; indem er den Berliner Verein für Volkskunde gründete und die (von Lazarus und Steinthal geschaffene) Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft als Zeitschrift für Volkskunde weiterführte, gab er den vielfältigen volkskundlichen Arbeiten einen Mittelpunkt, um den sich bald eine ausgedehnte Organisation bildete. Im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts verbreitete sich — nicht zuletzt unter Weinholds werbendem Einfluß — die Erforschung des Volksguts zu einer alle Landschaften Deutschlands erfassenden Bewegung. Doch wurde man sich bald bewußt, daß das Sammeln und Erforschen des Volksgutes bestimmter, als es bis dahin geschehen war, auf eine sinngebende Mitte hin geordnet sein, daß man vom Volksgut zum Volke kommen müsse, um im Rahmen der Völkerkunde eine besondere Volkskunde rechtfertigen zu können. So wurde die Frage, was man in der Volkskunde denn eigentlich unter „Volk“ zu verstehen habe, im ersten Jahrzehnt des neuen Jahrhunderts zum Anlaß einer Diskussion,

die jedoch im wesentlichen nicht mehr als begrifflich bestimmtere Formulierungen der bisherigen völkerkundlichen Auffassung eintrug, weil sie sich nicht an Riehls eindeutigen Bestimmungen orientierte. Eduard Hoffmann-Straher sagte („Die Volkskunde als Wissenschaft“, 1902), daß von der Volkskunde erforschte Volk sei der „vulgus in populo“, d. h. die unter allen Kulturnationen existierende altertümliche, primitive Unterschicht, deren geistig seelische Verfassung im Gegensatz zu der „individuell-zivilisatorischen“ Oberschicht eine „generell-stagnierende“ sei. Während Hoffmann-Straher noch eine „stammheitliche“ von einer „allgemeinen“ Volkskunde unterschied, ließ Adolf Strack (Hess. Bl. f. Vöde. 1902, S. 160 ff.) nur die „allgemeine“ gelten, die aus der Kollektivgeistigkeit der bildungslosen Unterschichten allgemein gültige „documenta humanitatis“ erschließe. Eugen Mogk führte (Mitt. d. Vöds. dt. Ver. f. Vöde., 1907, Nr. 6) Stracks Definition weiter, indem er die Kollektivgeistigkeit als eine „assoziative“ im Gegensatz zu dem „logisch-reflektierenden“ Denken der Oberschichten kennzeichnete, wobei er mit Strack betonte, daß das assoziative Denken gelegentlich bis in die Oberschichten hineinragen könne. Mit dieser vorwiegend psychologischen Wesensbestimmung des „Volkes“, die von einzelnen Forschern noch heute vertreten wird, geriet man stärker als je in die Bahnen der Völkerpsychologie und Völkertunde. Nur Albrecht Dieterich (Hess. Bl. f. Vöde., 1902, S. 169 ff.), der den „vulgus in populo“ als den „Mutterboden des Volkes“, als die „organisch zusammengehörige Unterschicht“ deutete, kam der Auffassung Mörsers und Riehls näher.

Außer den Bemühungen um die Prinzipien der volkskundlichen Forschung brachte dieses Jahrzehnt entscheidende Fortschritte im äußeren und inneren Ausbau der deutschen Volkskunde. Die inzwischen nach dem Vorbild des Berliner Vereins zahlreich entstandenen Vereine, die sich meist auf landschaftlich beschränktem Raum der Erforschung und Pflege des Volkstums widmeten, wurden unter Stracks und Mogks Leitung im „Verband deutscher Vereine für Volkskunde“ zu einer einheitlichen Organisation zusammengefaßt. Während noch zu Anfang des Jahrhunderts die Bedeutung der Volkskunde nur erst von wenigen erkannt worden war (genannt seien Carl Borekisch, „Philologie und Volkskunde“ 1903 und August Sauer, „Literaturgeschichte und Volkskunde“ 1907) verhalf ihr der Verband unter Mogks und vor allem John Meiers Führung zu dem Ansehen, das ihr im Rahmen der deutschen Wissenschaften gebührt. Die von ihm im Laufe der Zeit unternommenen Arbeiten, von denen insbesondere das Deutsche Volksliedarchiv (seit 1914), die Volkskundliche Bibliographie (1919 von der Hess. Ver. f. Vöde. übernommen), die Handwörterbücher zur deutschen Volkskunde (seit 1925) und der Atlas der deutschen Volkskunde (seit 1928) zu nennen sind, machen heute den größten Teil der gesamten volkskundlichen Arbeiten Deutschlands aus (vgl. J. Meiers Bericht in den Mitt. d. Vöds., Nr. 40, Juni 1930).

Daneben sind immer größere vervollkommnungen der volkskundlichen Methoden zu verzeichnen. Durch exaktere Aufnahme und Beobachtung des Volksgutes (vor allem durch John Meiers Volksliedforschungen 1906; vgl. auch J. Meier, „Wege und Ziele der deutschen Volkskundeforschung“ in Deutsche Forschung, Aus der Arb. d. Notgem. d. dt. Wissensch., H. 6, Berlin 1928) kam man zu tieferer Einsicht in das Verhältnis von Volksgut und Volk. Hatte Hoffmann-Straher gesagt, das Volk produziere nicht, es reproduziere nur, so bestimmte John Meier am Beispiel des Volksliedes diese Reproduktion als eine Übernahme und Wandlung der oberflächlichen Kulturgüter seitens der volkstümlichen Unterschicht. Erst durch diese Erkenntnis erhielt die philologisch-historische Methode einen sicheren Anknüpfungspunkt für die Erforschung des geschichtlichen Werdens der Volksgüter.

Seit 1900 bahnte sich auch die Erforschung der volkstümlichen Sachgüter in größerem Ausmaß an. Otto Lauffer setzte sich erfolgreich dafür ein, daß die archäologischen und historischen Museen mehr und mehr in den Dienst der Volkskunde traten. Einen besonderen Aufschwung erfuhr die Haus- und Siedlungsforschung, mit der sich neben Rudolf Meringers auch Otto Lauffers Name für immer verbindet. Um auch die geographische Verbreitung und landschaftliche Verschiedenartigkeit der volkstümlichen Erscheinungen zu erfassen, nahm Wilhelm Peßler bei seinen Studien über das altfächische Bauernhaus erstmals die

kartographische Aufnahme zu Hilfe und führte damit die geographische Methode in die Volksgutforschung ein. Sein seit 1907 vertretener Plan, daß im gesamten deutschen Raum vorhandene Volksgut in einem Atlas der deutschen Volkskunde übersichtlich darzustellen, geht heute, unterstützt von der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft und vom Verband deutscher Vereine für Volkskunde, der Verwirklichung entgegen.

Kurz vor dem Weltkrieg trat die deutsche Volkskunde in engere Fühlung mit den volkskundlichen Bestrebungen der Nachbarländer, die sich 1907 unter der Führung Finnlands im Folkloristischen Forscherbund (Folklore Fellows) vereinigt hatten und seit 1911 unter der Mitwirkung von Johannes Bolte (Berlin) die internationalen Folklore Fellows Communications (FFC.) herausgeben.

Die Unterbrechung, die die volkskundlichen Arbeiten durch den Weltkrieg erfuhren, wirkte sich vor allem auf dem Gebiet des Sammelns außerordentlich ungünstig aus. Doch löste die in der Nachkriegszeit hereinbrechende Volkstumsnot eine erneute Besinnung auf Wesen und Ziele der deutschen Volkskunde aus. Als erster griff Hans Raumann die Frage nach den Grundsätzen volkskundlicher Forschung wieder auf. In seinen Arbeiten „Primitive Gemeinschaftskultur“ (1921) und „Grundzüge der deutschen Volkskunde“ (1922) übernahm er die zu Anfang des Jahrhunderts schon ausgesprochene, inzwischen durch den französischen Völkerkundler Levy-Brühl geförderte Auffassung von der Primitivität der Unterschicht. Das eigentliche „Volk“ ist nach seiner Meinung eine national nicht differenzierbare „primitive Gemeinschaft“, die die aus den kulturfortschrittlichen, individualisierten Oberschichten „abgesunkenen Kulturgüter“ aufnimmt und zu Gemeinschaftsgütern umformt. Die historische Erforschung dieser „abgesunkenen Kulturgüter“ ist nach ihm die Hauptaufgabe der Volkskunde, die mit dieser Zielsetzung „eine vermittelnde und erklärende Stellung zwischen Völkerkunde und Geistesgeschichte“ einnimmt. Raumann hat das Verdienst, diese von John Meier am Volkslied bereits gewonnene Erkenntnis des Absinkens von Kulturgütern auf alle Sondergebiete der Volkskunde übertragen und zu einem weitreichenden System ausgebaut zu haben. Doch wird seine Auffassung vom Volkstum als einer international gleichen, primitiven Unterschicht der Eigenständigkeit des nationalen Volkstums nicht gerecht; der Gedanke aber, daß durch das Absinken der Kulturgüter die Oberschichten wesentlichen Einfluß auf die Volkskultur haben, weist den führenden Schichten der Nation eine volkspolitische und sozialethische Verantwortlichkeit zu, die nicht hoch genug gewertet werden kann. — Raumanns frischer und anregender Vorstoß hatte eine Reihe von Arbeiten zur Folge, die sich weiterführend oder auch abweisend mit den von ihm aufgezeigten Problemen beschäftigten. Diese Diskussionen „Um die Prinzipien der Volkskunde“ (vgl. H. Spamer, „Anmerkungen zu Raumanns ‚Grundzügen‘“, Heft. Bl. f. Völkde., 1924) geben der Entwicklung der deutschen Volkskunde während des eben vergangenen Jahrzehnts das Gepräge. Aus den zahlreichen und wegen ihrer Vielfalt zusammenfassend kaum zu kennzeichnenden Meinungen seien hervorgehoben: G. Koch, „Volkskunde, Romantik und l'Houets Bauernpsychologie“ (Heft. Bl. f. Völkde. 1922); B. v. Geramb, „Volkskunde als Wissenschaft“ (Zs. f. Dtschde. 1924); H. Lenk, „Methodologische Grundprinzipien der Volkskunde“ (Das Nl. Feuer 1924); D. Lauffer, „Der Begriff der Volkskunde“ (Beiheft der Zs. f. dt. Bildg. 1925); L. Madsen, „Über Ziele und Inhalt volkskundlichen Schaffens“ (Zs. f. Dtschde. 1926); J. Meier, „Wege und Ziele der deutschen Volksforschung“ (1928); H. Spamer, „Wesen, Wege und Ziele der Volkskunde“ (1928), „Volkskunde als Wissenschaft“ (1933); E. Fehrle, „Grundfragen der Volkskunde“ (Obd. Zs. f. Völkde. 1930); H. Freudenthal, „Volkskunde der Gegenwart“ (Zs. f. Dtschde. 1931); G. Koch, „Gegenwartsvolkskunde“ (Heft. Bl. f. Völkde. 1931/32). Diese Arbeiten umspannen den gesamten Problembereich der Volkskunde: den Volksbegriff, die Abgrenzung der Volkskunde gegenüber andern Wissenschaften, die Bestimmung der Gegenstände volkskundlicher Forschung, Methoden, Organisation usw. Zumeist aus der philologisch-historischen oder völkerkundlichen Tradition erwachsen, stoßen sie immer entschiedener vor zur Erkenntnis der volkspolitischen Aufgaben der deutschen Gegenwart.

Die von Julius Schwietering seit 1927 vertretene soziologische Volkskunde, die die von Möser und Riehl angebahnte Richtung weiterführt, wendet sich ganz bewußt der „geschichtlich gewordenen deutschen Heimat“ und der „beharrenden und tragenden Volksschicht der Nation“ zu (Schwietering, „Wesen und Aufgaben der deutschen Volkskunde“, Dt. Vjschr. f. Lit. u. Geistesgesch., 5. Jg., 1927, S. 748 ff.). Das ist keine willkürliche Begrenzung volkskundlicher Forschung, sondern nur eine Rückbesinnung auf die eigentlichen Aufgaben der deutschen Volkskunde, die sich von der international gerichteten Völkerkunde in eben dem Maße und in eben der Art unterscheidet, wie sich das deutsche Volkstum vom Volkstum anderer Länder und vor allem vom Typus einer allgemein menschlichen Primitivgeistigkeit unterscheidet. Diese Grundtatsache volkskundlicher Forschung, die sich aus den volkssoziologischen Studien Riehls ergeben und zur Begründung der Volkskunde als einer selbständigen Wissenschaft ausgeweitet hat, ist jahrzehntelang nicht in der ihr zukommenden Bedeutung berücksichtigt worden. Zwar hat die Volksgutforschung gelegentlich auf Riehl zurückgegriffen, aber erst die soziologische Volkskunde hat Riehls Volkssoziologie in vollem Umfang der volkskundlichen Forschung dienstbar gemacht, indem sie, nicht wie die philologisch-historische Volkskunde vom Volksgut, sondern vom Träger des Volksgutes, vom Volk, ausgeht. Sie erfaßt das Volk zunächst in seinen natürlich organischen Grundgebilden, um aus diesen heraus das Volksgut, das den einzelnen Volksgruppen in ganz bestimmter Weise zugeordnet ist, zu deuten. Erst die soziologische Ergründung dieser einzelnen Gruppen gibt die Möglichkeit, die diesen Gruppen zugehörigen Güter in ihrer besonderen Eigenart und Bedeutung zu begreifen. Volkstumsforschung und Volksgutforschung gewinnen hier den organischen Zusammenhang, ohne den sowohl die eine wie die andere Forschung, wenn sie unabhängig voneinander arbeiten, kaum zu gültigen Ergebnissen kommen kann.

Das besondere Interesse, mit dem sich die soziologische Volkskunde dem deutschen Bauerntum zuwendet, wurzelt in der schon von Möser und Riehl gewonnenen Erkenntnis, daß allein das Bauerntum sich als „die tragende und beharrende Schicht des Volksganzen durch die Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch erhalten hat“ und die immer erneut sich bewährende Grundlage der ganzen Nation ist. In ihm sind die schöpferischen Kräfte auch heute noch in ungeminderter Ursprünglichkeit lebendig; seine geistigen und materiellen Güter sind die Dokumente echter Volkskultur, die in anderen Schichten des Volkes längst nicht mehr in dem Ausmaß besteht. Darum bedeutet die Erforschung des deutschen Bauerntums im Grunde eine „sozialethische, verantwortungsbewußte Entscheidung“ im Hinblick auf das ganze deutsche Volkstum, die wie bei Riehl unmittelbar zu einer sozialpolitischen Praxis führen kann; denn es geht ihr nicht um das Bauerntum an sich, sondern um die Wiedereingliederung aller Gruppen des deutschen Volkes in die „Lebenstotalität der organischen Volksgemeinschaft“, wie sie im deutschen Bauerntum vorgebildet ist (Schwietering, „Die sozialpolitische Aufgabe der deutschen Volkskunde“, Obd. Zs. f. Völk., 7. Jg., 1933, S. 3 ff.). Darum wird sich die soziologische Volkskunde über die Erforschung des Bauerntums hinaus allen Gruppen des deutschen Volkstums zuwenden, soweit sie als Träger einer volkhaften Gemeinschaftskultur lebenswichtige Zellen des Gesamtvolkstums sind.

Hiermit ist die jüngste Stufe in der Entwicklung der deutschen Volkskunde erreicht. Mit dieser Zielsetzung steht die Volkskunde inmitten der drängenden Aufgaben der deutschen Gegenwart. Wie weit sie diesen, die an sie näher als an alle andern Wissenschaften herantreten, gerecht zu werden vermag, wird nicht zuletzt von der Einmütigkeit und Geschlossenheit der gesamten volkskundlichen Bemühungen abhängen. Die in der Geschichte der Volkskunde angelegte Vielfalt volkskundlicher Richtungen wird einer größeren Vereinheitlichung bedürfen. Und tatsächlich scheint sich diese anzubahnen, indem sich immer stärker die Erkenntnis durchsetzt, daß die Volkskunde bei einer Erforschung des eigenständigen nationalen Volkstums mit völkerpsychologischen, archäologischen und philologischen Methoden nicht auskommt. Auch die Frage nach der Wechselwirkung von oberflächlichem und unterflächlichem Kulturgut verliert an Bedeutung. Dagegen richtet sich die Aufmerksamkeit immer stärker auf jene Schichten innerhalb des Volkes, die eine lebendige,

gemeinschaftsgebundene Volkskultur bis in die Gegenwart hinein erhalten und somit als Stützmitteln des Volksganzen grundlegende Bedeutung haben. Bei der Ermittlung solcher Kernzellen des deutschen Volkstums wird die geographische Methode wertvolle Dienste leisten können, zu ihrer wissenschaftlichen Erschließung aber wird vor allem die soziologische in Verbindung mit der historischen Methode berufen sein, um über alle volkskundlichen Materialien hinaus die tiefsten und eigensten Lebens- und Schaffensgesetze des deutschen Volkstums aufzuweisen.

Schrifttum.

Justus Möser: Sämtliche Werke. Hrsg. von B. N. Abeken, Berlin 1842/43 (vgl. dazu N. Hofmann: Justus Möser, der Vater der deutschen Volkskunde. In: Mitteilungen des Vereins f. Geschichte und Landeskunde von Osnabrück, 32. Bd. 1907, S. 72 ff.). — Wilhelm Heinrich Riehl: Die Naturgeschichte des Volkes (Bd. 1 Land und Leute; Bd. 2 Die bürgerliche Gesellschaft; Bd. 3 Die Familie; Bd. 4 Wanderbuch). Stuttgart 1853 ff. (zahlreiche Auflagen). — Verf.: Die Volkskunde als Wissenschaft. Vortrag 1858. In: Kulturstudien aus drei Jahrhunderten. Stuttgart 1862 (zahlreiche Auflagen). — Richard M. Meyer: Die Anfänge der deutschen Volkskunde. In: Zeitschr. f. Kulturgeschichte. Neue (4.) Folge, 2. Bd. 1895. — Raimund Friedrich Rindl: Die Volkskunde. Ihre Bedeutung, ihre Ziele und ihre Methoden, mit besonderer Berücksichtigung ihres Verhältnisses zu den historischen Wissenschaften. Ein Leitfaden zur Einführung in die Volksforschung. In: Die Erdkunde, XVII. Teil. Leipzig und Wien 1903. — Adolf Hauffen: Geschichte der deutschen Volkskunde. In: Zeitschr. des Vereins f. Volkskunde, Berlin, 20. Jg. 1910, S. 129 ff. und 290 ff. — Karl Neuschel: Deutsche Volkskunde im Grundriß. (Aus Natur und Geisteswelt 644/45.) Leipzig und Berlin 1920/24. — Viktor von Geramb: Die Volkskunde als Wissenschaft. In: Zeitschr. f. Deutschkunde, 1924, S. 323 ff. — Adolf Spamer: Wesen, Wege und Ziele der Volkskunde. (Sächsisches Volkstum, Heft 1.) Leipzig 1928. — Erik Voeghm: Volkskunde. Dem Atlas der deutschen Volkskunde zum Geleit. Berlin o. J. (Verlag der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft). — John Meier: Wege und Ziele der deutschen Volksforschung. In: Deutsche Forschung. Aus der Arbeit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft, Heft 6 (Deutsche Volkskunde). Berlin 1928. — Gustav Jungbauer: Geschichte der deutschen Volkskunde. 2. Beiheft der Sudetendeutschen Zeitschr. f. Volkskunde, Prag 1931 (vgl. dazu die korrigierende und ergänzende Besprechung von Otto Lauffer in der Zeitschr. f. Volkskunde, 41. Jg. Berlin und Leipzig 1932, S. 183 ff.). — Mitteilungen des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde, 1905 ff.

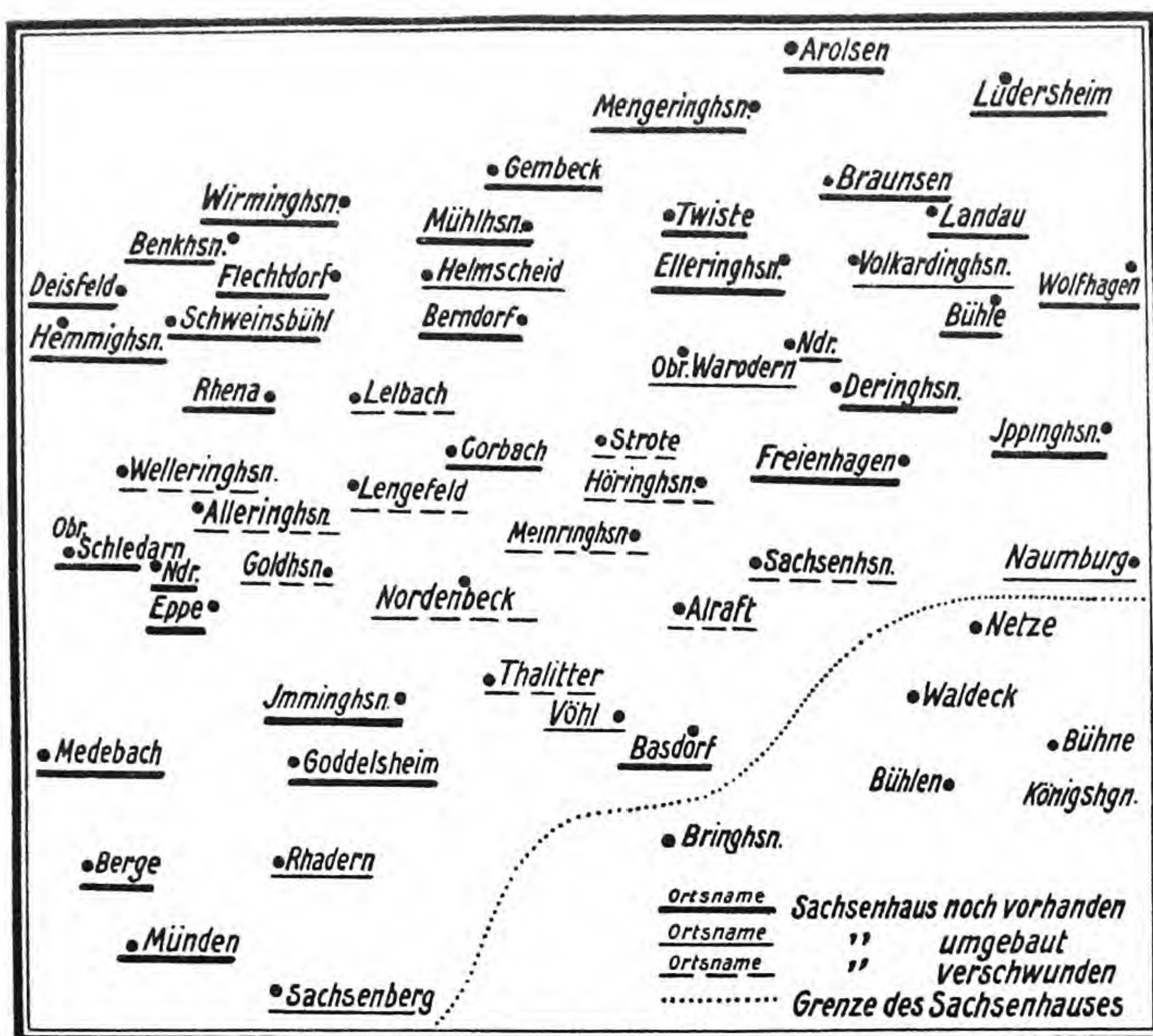
Methoden in der deutschen Volkskunde.

Von Dr. Wilhelm Pfeiler,

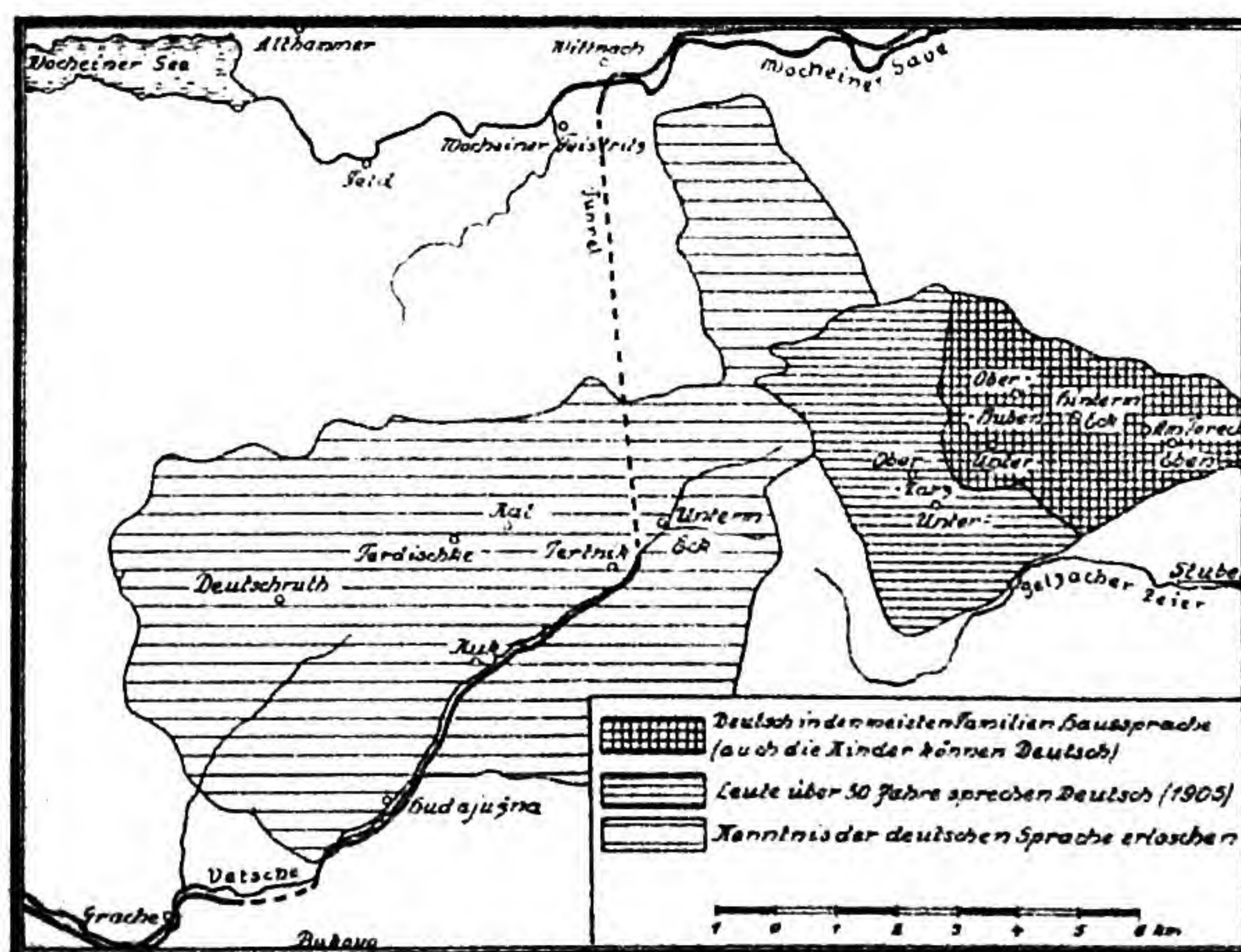
Direktor des Vaterländischen Museums in Hannover.

„Wer die Methode hat, der allein hat die Wissenschaft“, diesem Wort Hardy's steht der Ausspruch Max Werworn's gegenüber: „Probleme, nicht Methoden machen eine Wissenschaft“. Diese beiden zunächst scheinbar entgegengesetzten Ansichten lassen sich gleichwohl vereinigen, wie im folgenden kurz gezeigt werden soll. Wesen der Wissenschaft ist es, ein möglichst getreues Abbild des millionenhaft verschlungenen Gewebes der Wirklichkeit zu sein und möglichst alle Zusammenhänge zu zeigen. Die Methode ist die planmäßige Arbeitsweise, mit der wir den Stoff der Wirklichkeit bewältigen und unsere Ergebnisse erringen; mithin sind die Ergebnisse unmittelbar von unserer Methode abhängig. Die Fülle des überreichen Stoffes, namentlich innerhalb des Volkstums, läßt sich nicht durch eine einzige Methode meistern, die immer nur ein einseitiges und unvollständiges Bild geben würde; alle Methoden müssen hier helfen, um das Gesamtbild richtig zu zeichnen. Eine einzige Methode macht keine Wissenschaft. Wer aber die Gesamtheit der Methoden hat, der hat die Wissenschaft und kann dadurch die Probleme erkennen und lösen.

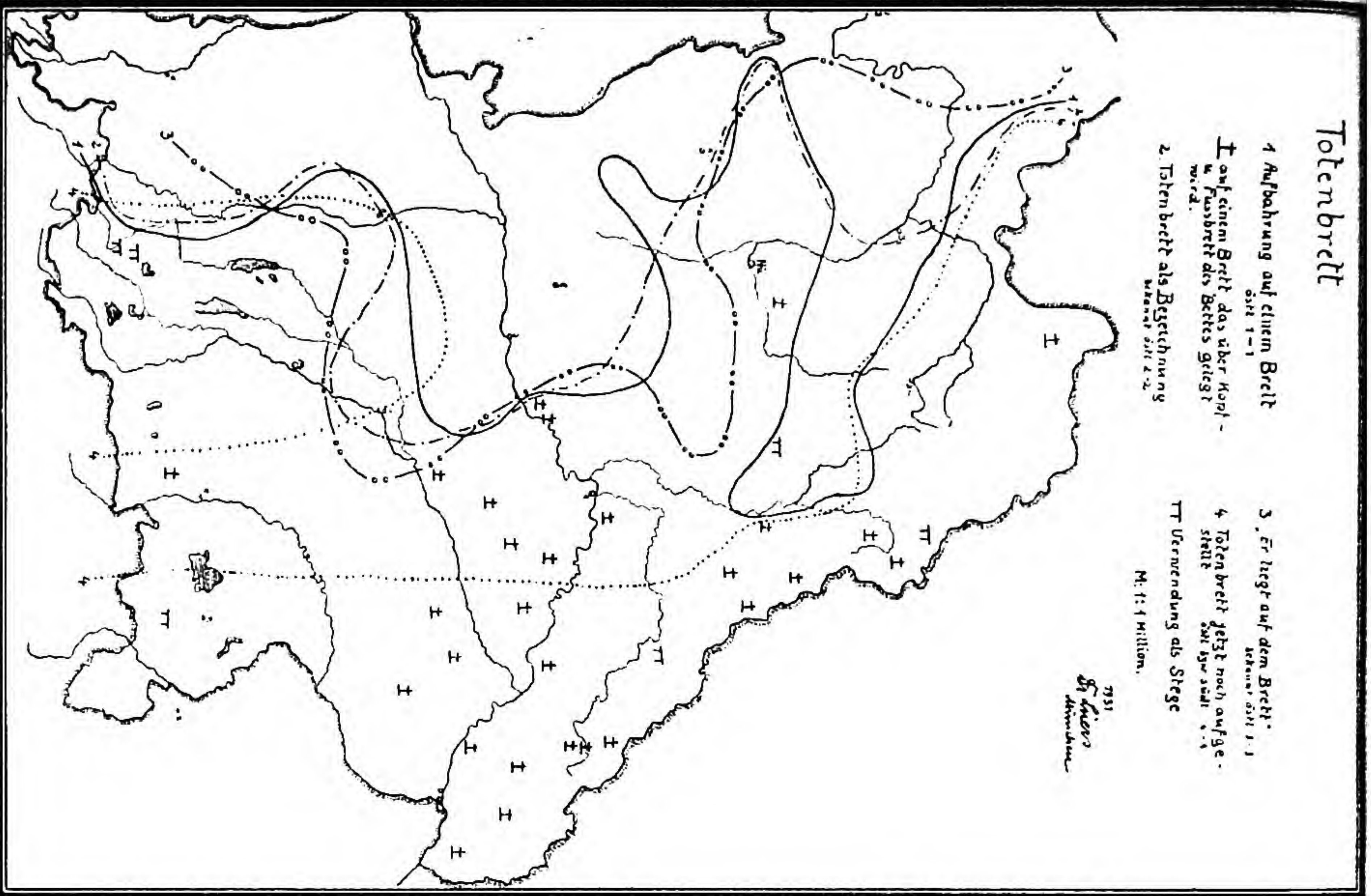
Unter den von der Volkskunde angewandten Methoden sind die philologische, die historische, die psychologische, die soziologische und die geographische am bekanntesten. Die philologische Methode errang durch



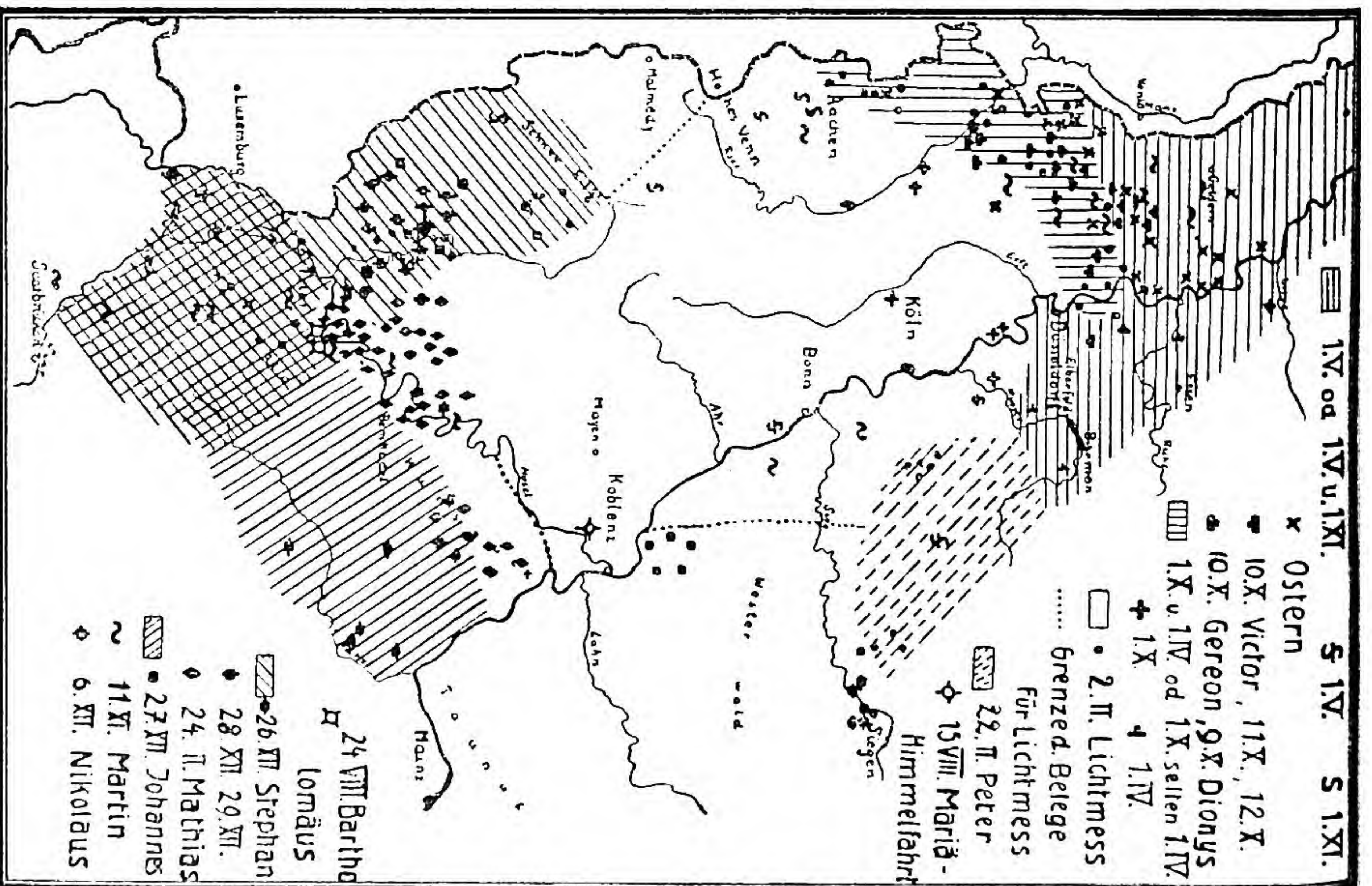
Hausformen-Grenzzone Nordhessen, von W. Peßler
 Aus: W. Peßler, Das altsächsische Bauernhaus, 1906



Sprachinsel Deutschruth-Zarz in den Jul. Alpen, von Paul Langhans
 (Zeitschrift Deutsche Erde, 1913)



Totenbrett in Bayern, von Friedrich Lüers
(F. Lüers, Mundartforschung und Lehrerschaft in Bayern.
Zeitschrift „Helmut und Volkstum“ IX, 1891)



Gesindetermine im Rheinland, von Josef Müller
(J. Müller, Volkskunde in: Aubin-Frings-Müller,
Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden, 1926)

kritische Betrachtung der Laute und Wörter sämtlicher Quellen großen Erfolg; die historische Richtung ermittelte den Entwicklungsgang des Volksgutes und gab die Deutung dazu. Die psychologische Arbeitsweise erforschte die primitive Geistigkeit, fand ihren Niederschlag in der Gestaltung des Volksgutes und entdeckte Gesetze der Entstehung und Entwicklung. Die soziologische Betrachtung ging den gesellschaftlichen Grundgebilden mit ihren inneren Lebenseinheiten nach und erkannte sie als Ursache von Schichtung und Form volkhafter Erscheinungen; schließlich die geographische Arbeitsweise suchte das Volkstum im Raume auf. Alle diese Methoden müssen zusammenarbeiten, um Volk und Volksgut zu erfassen und zu verstehen. Keine einzige von ihnen ist entbehrlich. Im Vordergrund der Anteilnahme stehen heute die soziologische und die geographische Methode.

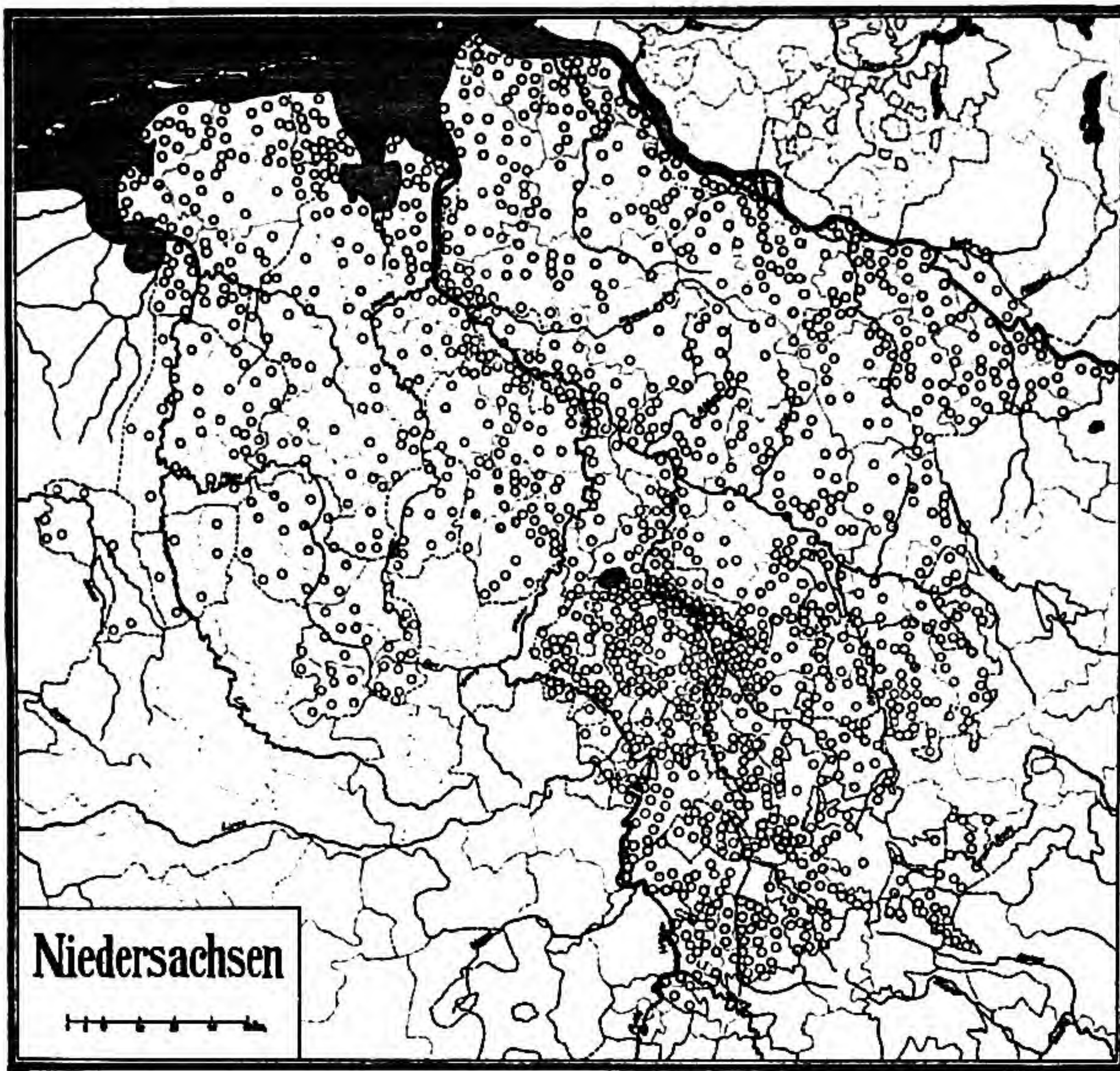
Die geographische Methode in der Volkskunde.

Das Wesen der geographischen Methode besteht darin, daß hier jede Erscheinung auf die Erdoberfläche und ihre Gestaltung bezogen wird. Grundlegend dabei ist das ortsgebundene Auftreten der Erscheinung, einerlei, ob als Punkt oder Linie oder Gebiet. Durch das Auftreten an einer bestimmten Stelle der Erdoberfläche ist jede Volkstumserscheinung zu all den anderen Gegebenheiten, die mit der gleichen Erdstelle verbunden sind, in Beziehung gesetzt. Wenn ich also Volk oder Volksgut in seinem geographischen Auftreten festlege, verbinde ich es gleichzeitig mit all den anderen hier vorhandenen Gegebenheiten aus Natur und Menschenwelt und kann es daher mit diesen nach Art und Verbreitung vergleichen und daraus Schlüsse auf ursächliche Verknüpfung, sei es solche der Entstehung oder der Wanderung oder der gegenseitigen Beeinflussung, ziehen. Neben diesem Hauptvorteil geographischer Betrachtung, nämlich dem des umfassenden Vergleiches, stehen noch andere: einerseits Vorstellung von der Raumgestaltung dieser Erscheinung, andererseits Möglichkeit, die Häufigkeit des Vorkommens, des Wachstums und des Absterbens darzustellen und, soweit raumgebundene Gründe einwirken, zu erklären.

Den Anfang der geographisch gerichteten Forschung macht die einfache geographische Festlegung der Tatsachen. Diese Zuberlässigkeit der Angabe muß nun seitens der Volkskunde in doppelter Hinsicht gesichert werden, nämlich einmal in der richtigen Beobachtung im Lande selbst, zum anderen durch die zutreffende und unmißverständliche kartographische Darlegung der richtig gemachten Beobachtung. Beide Arbeiten sind unmittelbar aufeinander angewiesen, jede muß aber für sich die gleiche Sorgfalt walten lassen. Denn es besteht die Möglichkeit, daß sowohl zuverlässige Beobachtungen im Felde nachher durch falsche oder unklare Kartierung doch ein ganz falsches oder mißverständliches Bild ergeben, wie auch, daß die gewissenhafteste Kartenzeichnung, wenn sie falsche oder unklare Berichte verwertet, ein falsches Ergebnis herausbringt.

Zunächst also ist bei der grundlegenden Forschung selbst die Örtlichkeit, wo die betreffende Beobachtung gemacht ist, eindeutig festzulegen. Das gilt ebenso sehr für die Aufnahme des Einzelforschers im Gelände wie für die zahlreichen Stätten, an denen die Helfer einer größeren volkskundlichen Aufnahme durch Beantwortung von Fragebogen sich an der Herstellung eines volkskundlichen Gesamtbildes beteiligen (Abb. 4). Um keinen Zweifel darüber zu lassen, auf welcher Dichte des Forschungsnetzes sich das Ergebnis einer volkskundlichen Karte aufbaut, ist es jeweils notwendig, über das zugrunde liegende Forschungsnetz eingehend zu berichten. Anzustreben ist ein ganz erschöpfendes Forschungsnetz, welches jegliche Ortschaft berücksichtigt. Wo dieses Ideal nicht zu erreichen ist, da muß wenigstens Gleichmäßigkeit des Forschungsnetzes angestrebt werden. Diese kann in zweierlei Hinsicht gelten, nämlich einerseits in bezug auf die Siedlungsdichte, andererseits in bezug auf den geographischen Raum. Bei volkskundlichen Arbeiten empfiehlt es sich, die erstere Forderung zu erfüllen, so daß die Ergebnisse der betreffenden Karte dann immer von selbst zur Häufigkeit der Siedlungen in Beziehung stehen.

Was die Karte und ihre Einzelheiten in der Volkskunde betrifft, so ist vieles, was an Vorzügen der Karte zugute kommt, auch ein Vorteil der graphischen Methode im allgemeinen. Wenn wir diese Ähnlichkeiten zwischen graphischer Methode im allgemeinen und Kartierung im besonderen hier übergehen können, müssen wir doch ganz kurz eine Vorstufe der Kartierung behandeln. Bei Volkskundefarten kommt es im allgemeinen darauf an, von einer einzelnen begrifflich bestimmten Erscheinung ein Gesamtbild ihrer Landschafts- und Weltgestaltung zu erlangen. Eine solche Erscheinung ist z. B. das Amulett als Mittel des Abwehrzaubers oder der Spaten als Bodenbearbeitungsgerät oder das Jahresfeuer als Festbrauch usw. Längst nicht so eindeutig sind andere Erscheinungen, wie z. B. das Nationalgericht; denn der Begriff desselben



4. Beobachtungspunkte der Helfer in Niedersachsen für den Deutschen Volkskunde-atlas. Stand 15. Sept. 1929. (Aus: W. Peßler, Volkskundsgeographisches aus dem Vaterländischen Museum I, 7, Hannover, Oktober 1929.)

ist nicht so einfach zu bestimmen. Geht man nun daran, auf einer Karte alle Nahrungsmittel, deren Erzeugung, Zubereitung oder Verbrauch für die einzelnen Landschaften eines Reiches bezeichnend ist, zusammenzustellen, so gewinnt man damit gewiß ein höchst anziehendes und unterhaltames Gesamtbild, das wirtschaftlich, kulturkundlich und schließlich auch volkskundlich von großer Bedeutung ist. Über eine solche Vorstufe hinaus muß nun aber die Wissenschaft eines unter den Nahrungsmitteln herausgreifen, z. B. das tägliche Brot, und dann dieses vergleichsweise über die Landschaften hin behandeln. Das ist in vortrefflicher Weise im Deutschen Volkskundeatlas geschehen. Nur wenn der zu erforschende Gegenstand ein-

deutig ist, kann eine solche Forschung Erfolg versprechen. Jeder Gegenstand hat aber mehrere Eigenschaften, und diese müssen bei der Fragestellung seitens des Forschers und des Fragebogens einzeln benannt werden. Denn die Verbreitung solch eines zusammengesetzten Begriffes, wie ihn das tägliche Brot darstellt, gestaltet sich ja bekanntlich so, daß die Unterschiede der Form, des Backstoffes und des Gärungsmittels, Unterschiede, die sich landschaftlich gegeneinander absetzen, durchaus nicht immer die gleichen Grenzen ergeben. Strenge Wissenschaft muß daher jedes einzelne Merkmal für sich erfragen und in der Landschaft verfolgen, wie dies der Deutsche Volkskundeatlas tut. Diese Forderung gilt ebenso sehr wie für das tägliche Brot so auch für das Bauernhaus in seiner Vielheit von Eigenschaften, für die Volkstracht und für eine Unzahl anderer Volksgüter in Sache, Geist und Sprache.

Die volkskundliche Karte muß die Örtlichkeit, für welche die Beobachtung gilt, genau kennzeichnen; daher ist hier nur die unmittelbare Darstellung statthaft, nicht aber die relative, welche die Beobachtungen von ihrem Standorte losreißt, aus ihrer Gesamtheit einen Mittelwert zusammenzieht und diesen gleichmäßig über die in Betracht kommende Fläche verteilt. Neben der Genauigkeit der Ortsangabe ist die Anschaulichkeit des symbolischen Zeichens, das an diesem Ortspunkt auf der Karte eine bestimmte Erscheinung vertritt, unerläßliche Bedingung. Hierbei können wir uns sämtlicher Vorzüge der Karte, die ja eine Bilderschrift darstellt, bedienen. Vorbedingung der Anwendung all der hier vorhandenen Möglichkeiten ist bei jeder einzelnen Karte immer wieder vorherige sorgfältige Überlegung über diejenigen Typen, die auf der Karte einzutragen sind, über ihr gegenseitiges Verhältnis und dessen kartographische Berücksichtigung (vgl. Taf. II Abb. 1 Josef Müller, Rheinland).

Vom Punkthaften der Einzelfeststellung schreiten wir fort zum Linienhaften der Grenze zwischen zwei Formen; hier hat die Kartierung schon bei der einfachen Grenze das Maß der Genauigkeit unseres Wissens und ebenso sehr die Art des Grenzverlaufes widerzuspiegeln. Die flächenhafte Darstellung, zu der wir nun als unserem Hauptziel uns hinwenden, zeigt für jede Erscheinung Verbreitungsgebiet, Zentrum und Umrisslinie und vermittelt dadurch sofort eine Vorstellung von der Größe des Bereiches und von der formalen Mannigfaltigkeit der Erscheinung im Verhältnis zu ihrem Gesamtbezirk. Besondere Sorgfalt hat der Kartograph gegenüber den Ausschlüssen und gegenüber den fremden Einschlüssen innerhalb des Gebietes walten zu lassen. Freiflächen zwischen zwei Formen sind als solche deutlich anzugeben und dürfen keinesfalls willkürlich der einen oder der anderen Form zugeteilt werden. Will man auf ein und derselben Karte mehr als eine Eigenschaft oder mehr als eine Erscheinung vorführen, so muß man dafür grundsätzlich verschiedene Mittel anwenden, z. B. das eine durch Flächenstricheln, das andere dagegen durch symbolische Bildzeichen oder durch Flächenfarbe angeben. Steigert sich der Karteninhalt sogar zur Vermengung von verschiedenen Formen an ein und demselben Wohnplatz, so kann z. B. in einem (den Wohnplatz andeutenden) Ortskreis eine Dreiteilung in drei Sektoren die drei vorhandenen Typen andeuten und die in jedem Sektor hineingezeichnete betreffende Stufe von etwa zehn Strichelungsstufen den jeweiligen Hundertsatz andeuten, mit dem der Typus an der Gesamtheit der Formen des Ortes beteiligt ist.

Weiterhin trägt die Karte auch wesentlich zur Klärung volkstündlicher Grundbegriffe bei. Das gilt zunächst für die Unterscheidung von Häufigkeitsunterschied und Artunterschied zweier Landschaften; im ersten Falle kommt in beiden Landschaften die gleiche Erscheinung vor, aber doch in verschiedener Häufigkeit, im zweiten Falle unterscheiden sich die beiden Bezirke grundsätzlich durch die Andersartigkeit der Erscheinung. Ebenso wichtig ist die klare Auseinanderhaltung der Begriffe Reingebiet und Vermengungsgebiet; das erstere umschließt nur eine einzige Form als alleinherrschend, das letztere dagegen zwei oder mehr Formen nebeneinander. Aus dem dauernden Nebeneinander von zwei oder mehr Formen entsteht oft als Ausgleich, also als Neubildung, eine Mischform, die dann bisweilen in ihrer Verbreitung einen Grenzstreifen erfüllt zwischen den beiden unberührt bleibenden Reingebieten der zwei Reinformen, Reingebieten, die oft durch das Vermengungsgebiet und die Ausbreitung der Mischform immer mehr zurückgedrängt werden.

Beziehungen zwischen den mannigfachen Volksgütern gibt es nicht nur in sachlicher, sondern auch in geographischer Hinsicht. Damit kommen wir zu ganz neuen Möglichkeiten. Sobald Grenzlinien und Gebiete von verschiedenen Volksgütern, wie z. B. Haus und Sprache, Tracht und Konfession, Giebelzier und Stammesherkunft usw., sich decken, so ist zu untersuchen, ob das eine in seiner Verbreitung die Ursache für das andere in seiner Verbreitung sein kann oder ob eine dritte Tatsache der Verbreitung dieser beiden Dinge gemeinsam zugrunde liegt. Besonderen Reiz gewährt neben einer solchen Übereinstimmung in der Verbreitung dann gerade die teilweise Abweichung, für die dann wieder besondere Gründe zu suchen sind. Durch den Vergleich verschiedener Volkstumsmerkmale können wir, wenn eine größere Anzahl derselben in ihrem Verbreitungsbezirk sich ganz oder annähernd decken, zu der Herausshälung von Kulturkreisen kommen, nämlich von solchen Gebieten, wo das Volkstum in vielen Beziehungen gleiche Richtung zeigt. Hierüber hinaus kann man Volkstum und Kultur auch geographisch in weiteren Beziehungen zu erklären versuchen, nämlich dann, wenn man durch sorgfältige Kartierung von geologischen, klimatischen, wirtschaftlichen, verkehrsmäßigen und territorialgeschichtlichen Tatsachen und durch ihre Vergleichung Übereinstimmung ihrer Gebiete mit den Bezirken von Volk und Volksgütern entdeckt. So kann es gelingen, durch die geographisch gerichtete Arbeitsweise Ursachen zu entdecken, die ohne sie nie herauszufinden wären (vgl. Taf. II, Abb. 2 Friedrich Lüers, Totenbretter in Bayern nach Gebräuchlichkeit und Benennung).

Schließlich kann die Landkarte auch gute Dienste dabei leisten, den Lebensbestand einer Volkstumsercheinung recht anschaulich zu machen. Wir erkennen so aus den diesbezüglichen Landkarten das lebendige Herrschen einer Sprachform oder einer Glaubensvorstellung oder eines Brauches in der einen Landschaft, während der Nachbarbezirk ein allmähliches Absterben und Zurückweichen derselben Erscheinung zeigt und ein dritter Bezirk sich durch beglaubigte Aussage seiner Einwohner als früherer Herrschaftsbereich, wo die Form jetzt ausgestorben ist, erweist, schließlich eine vierte benachbarte Gegend niemals die betreffende Erscheinung gehabt hat. Setzt man diese Abstufung des Lebensbestandes zu anderen Landkarten, z. B. solchen des Verkehrs,

der Wanderbewegung, der Stammesherkunft usw. in Beziehung, so lassen sich auch hier bisweilen die Ursachen für den Grad der Lebensfähigkeit aus der Karte unmittelbar ablesen (vgl. Wilhelm Peßler, Südgrenze des Sachsenhauses, und Taf. II Abb. 3 Paul Langhaus, Sprachinsel Deutschruth-Barz in den Julischen Alpen).

Die gewaltige Bedeutung der geographischen Methode in der Volkskunde liegt auf der Hand. Die volkskundliche Forschung in ganz Europa rüstet sich, mit Hilfe der geographisch gerichteten Arbeitsweise die Fülle der Volksgüter zu ordnen, übersichtlich und anschaulich zu machen und durch Vergleich mit anderen volkhaften Erscheinungen und mit physisogeographischen und geschichtlichen Begebenheiten nach Verbreitung und Herkunft zu deuten. Die Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft unter ihrem Präsidenten Staatsminister Erzellenz Dr. Schmidt-Ott hat das große Verdienst, den Atlas der Deutschen Volkskunde 1928 in ihr Arbeitsprogramm aufgenommen und seine Verwirklichung auf das tatkräftigste gefördert zu haben. Etwa zwanzigtausend Männer und Frauen aus allen deutschen Gauen helfen durch Beantwortung der ausgehenden Fragebogen an dem großen Werke, dessen nationale und soziale Bedeutung nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Im Deutschen Volkskunde-Atlas verwirklicht sich ein volkstumsgeographischer Plan, den ich zuerst im Jahre 1907 veröffentlicht und seitdem immer wieder vertreten habe.

Schrifttum.

Friedrich Nagel, Anthropogeographie, 2. Teil: Die geographische Verbreitung des Menschen, Stuttgart 1891. — Raimund Friedrich Rindl, Die Volkskunde. Ihre Bedeutung, ihre Ziele, ihre Methode, Leipzig und Wien 1903. — Karl Jaberg, Sprachgeographie, Marau 1908. — Fritz Gräbner, Methode der Ethnologie, Heidelberg 1911. — Max Edert, Die Kartenwissenschaft, Berlin und Leipzig 1925. — Adolf Helboß, Aufbau einer deutschen Landesgeschichte aus einer gesamtdeutschen Siedelforschung, Dresden 1925. — Wilhelm Peßler, Der niedersächsischer Kulturkreis, Hannover 1925. — Rubin, Frings u. Müller, Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden, Bonn 1926. — Kaarle Krohn, Die folkloristische Arbeitsmethode, Oslo 1926. — Walter Scheidt, Die Verbreitung körperlicher Rassenmerkmale, Zeitschr. Volk und Rasse, München 1926, S. 231. — Wilhelm Peßler, Grundbegriffe volkstumskundlicher Landkarten, Zeitschr. Volk und Rasse, München 1926. Sonderdruck. — Deutsche Forschung, Aus der Arbeit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft. H. 2, Deutsche Volkskunde, Berlin 1928. — Hermann Rubin, Methodische Probleme historischer Kartographie, Sonderdruck aus den Neuen Jahrbüchern für Wissenschaft und Jugendbildung I, Leipzig 1929. S. 32. — Wilhelm Peßler, Der deutsche Volkskunde-Atlas, Zeitschr. f. Geschichtliche Landeskunde, Bonn 1929, S. 75. — Arthur Haberlandt, Neuere kulturgeogr. Erkenntnisse in der Volkskunde, Mittl. d. Geogr. Ges., Wien 1929, S. 118. — Fritz Böhm, Volkskunde, dem Atlas der deutschen Volkskunde zum Geleit, Berlin 1929. — Friedrich Walter, Karte und Statistik, Mittl. des Reichsamts für Landesaufnahme, Berlin 1929, S. 55. — Clemens Lebling, Normung der Kartierung, Mittl. der Geogr. Ges. in Wien 1931. — Wilhelm Peßler, Die geographische Methode in der Volkskunde, Zeitschr. Anthropos, St. Gabriel-Mödling 1932. Auch Sonderdruck. — Rudolf Helm, Möglichkeit und Grenzen der kartographischen Bestandsaufnahme, Zeitschr. für Volkskunde IV, Berlin 1933, S. 232. — Wilhelm Peßler, Volkstums-Atlas von Niedersachsen, Hannover 1933 ff. — Herbert Schlenger, Die volkskundliche Karte in der Kultur-Geographie. Geographische Wochenschrift II, Breslau 1934, S. 12. — Karl Frölich, Probleme der Rechtskartographie. Vierteljahrsschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Stuttgart 1934, S. 40. — Herbert Schlenger, Methodische und technische Grundlagen des Atlas der Deutschen Volkskunde, Aus der Arbeit der Notgemeinschaft der Deutschen Wissenschaft, H. 27, Berlin 1934.

Die soziologische Methode der deutschen Volkskunde.

Von Dr. Martha Bringemeier,

Dozentin an der Hochschule für Lehrerbildung, Dortmund.

Als Weiterführung der Volkssoziologie von Wilhelm Heinrich Riehl geht die soziologische Methode der Volkskunde von der Auffassung des Volkes als einer organischen Ganzheit aus. Um diese Ganzheit in ihrem Wesenskern zu erfassen, richtet sie ihr Augenmerk auf jene Schicht, die die Substanz des Volkstums birgt und den „Mutterboden“ bildet, der dem ganzen Volkskörper Bestehen und Gepräge gibt. Die lebenspendende Kraft dieser Schicht beruht in ihrer Gemeinschaftskultur, ihrer frei erwachsenen Gliederung in natürliche Gruppen und Besonderungen. Wo immer sich Gemeinschaftsformen finden, die Ganzheitscharakter haben, wo also die Menschen vom Erdreich wie vom Überweltlichen her zusammengeschlossen

sind, da entfaltet sich eine Kultur, die die Kräfte des Beharrens wie des Wachsens gleichermaßen in sich trägt. Das ist es, was das Bauerntum heute zur tragenden und beharrenden Grundschicht der deutschen Nation macht. Wenn sich die soziologische Methode diesen Gemeinschaftsformen zuwendet, dann geschieht es also, weil sie von solchen Zellen aus die sinnvolle Bezogenheit auf den Gesamtorganismus des Volkskörpers gewinnt und also in der sozialen Gliederung die nationale Ganzheit erfasst.

Schon oberflächliche Beobachtung zeigt, daß das Volksgut mit solchen Gemeinschaftsformen wesentlich verbunden ist. Wo die sozialen Unterschiede im Dorf verwischt sind, da stirbt die Tracht aus, wo die Höfe nicht mehr überpersönliches, unveräußerliches Erbtum sind, da schwinden die Hochzeiten und Leichenbegängnisse mit ihrem reichen Brauchtum, wo die Menschen nicht mehr mit dem Heimatboden verwachsen sind, da sterben auch die Sagen an der Wurzel ab. Wenn das Volksgut in solchem Maße vom Bestand der Gemeinschaft abhängig ist, muß es von ihr aus Sinn und Gestalt erhalten und also auch von ihr aus gesehen werden. Von der Gemeinschaft aus ist die Fragestellung an das Volksgut zu richten, während umgekehrt richtiges Verstehen des Volksguts zur Erschließung der Gemeinschaft verhilft. Eines läßt sich nicht ohne die Zusammenschau mit dem anderen begreifen. Durch möglichst vielfältige, solcherart zellenhaft umgrenzte Einzeluntersuchungen aus allen Gegenden des deutschen Raumes wird die besondere Haltung der verschiedenen Volksgruppen erforscht und auf diese Weise die Einsicht in die Fülle und Mannigfaltigkeit des deutschen Volkslebens gewonnen.

Am Beispiel der Gemeinschaftsformen, wie sie im westfälischen Kulturraum, dem Kernland alten Bauerntums, zu finden sind, läßt sich zeigen, wie die Fragen an das Volksgut aus der Gemeinschaft abzuleiten sind. Die grundsätzliche Art dieser Fragestellung wird sich in allen anderen Gemeinschaftsformen wiederholen. — Die engste Zelle der genannten bäuerlichen Kultur ist die patriarchalische Hofgemeinschaft. Ihr Zusammenhalt und ihr Aufbau ist gegeben durch die überzeitliche und überpersönliche Hofidee. Der Hof gilt alles. Das Menschenleben wird ausschließlich gesehen als Dienst am Hof. Der Bauer ist kein Unternehmer, er ist nur eine kleine Spanne Zeit Verwalter des Erbtums, dann folgt ihm der nächste in der Reihe ohne Ende. Das Nebeneinander von mehreren Generationen, daß diese Lebensgemeinschaft von jeder Sympathiegemeinschaft unterscheidet, hebt die Einmaligkeit zeitlicher Bindung ins Überzeitliche empor. Alle persönlichen Ansprüche treten zurück vor den Forderungen des Hofes. Ein Bauer, der nach persönlichem Gefallen heiratet ohne Rücksicht auf die Eignung der Frau für ihr Amt, verfällt der Kritik des Dorfes. Als Verwalterin des engeren Hauswesens und Hüterin der Sitte des Hauses ist die Bäuerin noch bedeutsamer für den Hof als der Bauer. Auch für sie geht ihr Beruf, ihre Bindung an den Hof, allen persönlichen Beziehungen, selbst ihren Aufgaben als Mutter, voran. Erst dient sie dem Hof, dann erst den Kindern.

Die Kinder sind von früh auf eingegliedert. Ihre Erziehung ist nichts anderes als ein Hineinwachsen in die bäuerliche Gemeinschaft der Tradition, Pflicht und Ordnung. Familiengemeinschaft ist in die Hofgemeinschaft aufgelöst. Solange die Kinder noch nicht als volle Arbeitskraft gelten, sind sie den Diensthöfen untergeordnet, deren Stellung sich stuft nach ihrer Bedeutung für den Hof. Die Arbeitszuteilung, die sie allmorgendlich vom Bauern entgegennehmen, ist bindend, weil die Autorität des Hofes Knecht und Magd mit dem gleichen Pflichtbewußtsein erfüllt wie den Besitzer. Die Hofidee schafft eine Rangordnung, die auch der Untergebene nicht umstürzen möchte, weil sie wie ein Naturgesetz erscheint. Bäuerliche Ordnung teilt jedem seine Aufgabe zu, überläßt ihn aber im übrigen seiner freien persönlichen Entwicklung, so daß kein Stand soviel originelle und unterschiedliche Persönlichkeiten aufweist wie das Bauerntum. Doch ist die psychische Besonderung, daß menschliche Seelenleben an sich, nicht Gegenstand des bäuerlichen Interesses. Wie immer die individuelle Eigenart der einzelnen Menschen sein mag, so sind doch alle dem Hof, dem gleichen Gesetz, zugeordnet, und dieses Gesetz umschließt die Wertwelt des Bauern, die das Bauerntum zum Substanzträger des Volkstums macht.

Die Eingliederung der Höfe in die Dorfgemeinschaft ist zum Teil wirtschaftlich bedingt. Der Tausch- und Leihverkehr der Höfe untereinander, der durch Verwandtschaft und Nachbarschaft gefördert und geregelt wird, die gemeinsamen Kaufläden, Märkte und Dorffeste dienen der Vernetzung untereinander. Die Abgrenzung aber nach außen hin, der eigentliche Gemeinschaftsverband, wird durch Gotteshaus und Schule bewirkt. Von dieser Mitte aus werden die Menschengruppen zusammengeschlossen zu gleicher Lebensführung

und gleichen Anschauungen. Die Arbeit am Hof wird zur Pflichtleistung gegen Gott. So erhält die Hofgemeinschaft Sinn und Endzweck durch die Hinordnung auf die Ewigkeit, während umgekehrt auch die kirchliche Gemeinschaft von der Hofgemeinschaft durchstrahlt wird. Ähnlich dem Bauern auf dem Hof ist Gott für diese Menschengruppe der zugehörige Führer, in dessen Dienst man arbeitet, um ihn dadurch zu Gegendiensten zu verpflichten. Persönliche Distanz, Gerechtigkeit und Ordnung sind die Grundzüge bäuerlicher Diesseits-Jenseits-Auffassung, so daß also das gesamte Weltbild als einheitliches Gefüge dasteht. — Der Hof ist für jeden Dorfbewohner die Stelle, da er der mütterlichen Erde verwurzelt ist, das Gotteshaus aber ist die Stelle der Gemeinde, an der sich ihr Raum weitet, die „Bewohner“ des Jenseits in eingegliedelter Mitgliedschaft umfassend. Erst wenn man weiß um die Schutzgeiststellung der Ahnen, die ehrfürchtige Treue, die man den Verstorbenen entgegenbringt, kann man begreifen, wie wesentlich die Verpflichtung gegenüber den Vorfahren das Volksgut beeinflusst. Auch die Bedeutung der älteren Generation als „Zeugen“ für das Erzählgut ist erst aus dieser Tiefe heraus in ihrem ganzen Gewicht zu ermessen.

Dieser fest umgrenzten und streng gefügten Welt sind die Menschen verhaftet, die das Volksgut „gestalten“. Von ihrem Standpunkt aus müssen also die Wertungen genommen werden, nach denen es zu beurteilen ist. — Wie das Menschenleben nicht auf sich gestellt, sondern durch die Hofarbeit für Gott der zeitlos ideellen Mitte der Gemeinschaft zugekehrt ist, so trägt auch alles Volksgut diesen über sich selbst hinausweisenden Sinn. Was als Ausdruckskunst in der Individualschicht Eigenwert hat und in sich beruht, ist hier hinweisendes Zeichen. Somit außerhalb des rein ästhetischen Wertbereiches, macht es keinen Anspruch auf Bündigkeit der Form, stellt sich vielmehr seinem Wesen und seiner Erscheinung nach in den Dienst der Gemeinschaft. Am augenscheinlichsten läßt sich dies an den Dingen nachweisen, die in der Individualschicht vom Ästhetischen her beurteilt sein wollen, wie z. B. am Bildschmuck. Der Bildschmuck im Bauernhaus ist „Andenken“. Da hängen Erstkommunion- und Wallfahrtserinnerungen, Bilder der Verstorbenen, Soldatenbilder, Myrtenkranz und Stichtücher, dazu religiöse Bilder und Denkprüche in großer Zahl. Mag der Bauer auch dieses oder jenes Bild als „schön“ bezeichnen, so spielt der Ausdruckswert desselben doch nur eine nebensächliche Rolle, und eine Sachforschung, die dem künstlerischen Gehalt dieser Dinge nachgeht, würde an der Bedeutung, die es für den Bauern hat, genau so vorbeischießen, wie psychologische Forschung an der wahren bäuerlichen Welt vorbeischießt. Dem Bauern ist jeder Gegenstand ein Hinweis auf ein Erlebnis oder einen Lebensgrundsatz seiner Gruppe. Außerdem weiß er vielleicht von jedem Stück, ob es kostbar ist und welche seiner Ahnen es dem Hof zugebracht haben, denn das gehört zur Ehre und zur Geschichte des Hofes; auch weiß er, warum das Kreuz gerade über der Tür oder über dem Herdfeuer hängt, welche Weihen es empfangen hat und an welchen Tagen des Jahres es geschmückt werden muß, denn es hat teil am Leben des Hofes und der Kirche; aber ob es das Auge des Kunstkenneres verlegen wird, das kümmert ihn wenig. Selbst beschädigte und unkenntlich gewordene Bilder vermögen die Funktion auszufüllen, die ihnen in der Hausüberlieferung gegeben war. Niemals ist die ästhetische Frage an einen Gegenstand die volkskundliche Frage, weil sie nicht die Frage des Volkes an den Gegenstand ist; merkwürdige Trachtenformen sind zwar Zielscheibe des Spottes seitens der Nachbardörfer, aber sie werden getragen, weil man meint, damit der Sitte der Väter zu folgen. Vor dieser Verpflichtung ist die äußere Erscheinung der Tracht belanglos. Das Dorf als Gesamtheit schreibt das Kleid für jedes Mitglied vor, und der Kundige ersieht an Stoff, Farbe, Schnitt und Schmuck eindeutig, welchem Dorf, welcher Lebensstufe, welchem sozialen Stand der Träger angehört und für welche Gemeinschaftsfeier er in eben dieser Ausstattung gerüstet ist. Archäologische Untersuchungen sind innerhalb der Volkskunde nur Vorfragen; der eigentliche „Volksgeist“, d. h. die Gesinnung der Gemeinschaft, wird offenbar in der Abwandlung der Tracht innerhalb ein und desselben Dorfes. Wenn der Gemeinschaftsgeist schwindet, nämlich der Wille aller Mitglieder zur Unterordnung unter das Ideengut der Gemeinschaft, dann ist die Tracht „sinnlos“ geworden und verfällt. Weder von der Form noch vom Material her gewinnt man Zugang zur bäuerlichen Welt; auch die Schmuck- und

Farbenfreude an sich ist nur allgemein menschlich und nicht primär von der bäuerlichen Wertung geordnet, es sei denn, daß es um die Symbolik der Farben geht.

Ob es sich um Dinge der Natur, Gegenstände seiner Handfertigkeit oder um merkwürdige Vorgänge in seinem Leben handelt, immer gleitet das Denken des Gemeinschaftsmenschen hinweg über das Objekt und fragt nach dem Sinn, der dahinter steht, d. h. nach seinem Zusammenhang mit Leben und Gesinnung der Gruppe. Die Übernahme eines Werkes aus der Individualschicht besteht eben darin, daß es zum „Zeichen“ wird, womit die Form der Dinge preisgegeben und den Zwecken der Gemeinschaft entsprechend gewandelt wird. Statt nach dem Objekt ist nach dem Vorgang zu fragen. Im zyklischen Verlauf des Singens löst sich der Gehalt des einzelnen Liedes in der Stimmung der Situation auf. Das Lied ist nicht Ausdruck seiner selbst, sondern der Situation, in der es gesungen wird, wie auch sein Inhalt lauten mag. Immer sind die Bedingungen, unter denen das Volksgut erscheint, aufschlußreicher als seine ursprüngliche Gestalt. So gewinnen die Bemerkungen, die beim Erzählen im Gemeinschaftskreis dem Sagenstoff zugefügt werden, wesenhafte Bedeutung, erfährt man doch aus ihnen erst, ob das Erzählte als Geschichte des Dorfes oder gar als metaphysisches Geschehen gläubig erlebt wird, oder ob man nur zur Unterhaltung erzählt. Aus dahin gehenden Beobachtungen lassen sich die Gesichtspunkte für die Aufteilung des Erzählgutes gewinnen, während die Unterscheidung nach den literarischen Gattungen der Erforschung des Volkes wenig dienlich ist. Würden so die Beziehungen der Sprichwörter zur Gemeinschaft aufgedeckt, d. h. würde außer dem Inhalt auch Art und Häufigkeit der Verwendung derselben beobachtet, dann möchte sich wohl der größte Teil unserer vorhandenen Sammlungen als bedeutungsentleert oder gar fremd im Volk erweisen. Eine Sonderung von lebendigem und totem Gut ist die erste Frucht der Deutung des Volksguts von seinen Lebensquellen her.

Ebenso unberechtigt wie eine ästhetische Wertung ist eine sachlich ökonomische Betrachtung, zu der die Hausforschung am meisten verlockt. Wenn Justus Möser die günstige Lage des Herdfeuers im niederdeutschen Haus darlegt, dann will er keineswegs das Einheitshaus nur als ein praktisch eingerichtetes Gebäude kennzeichnen; ihn leitet vielmehr der Gedanke, daß von dieser Stelle aus Bauer und Bäuerin Hof und Gesinde überwachen können, der Platz also für die Ordnung der Gruppe gehobene Bedeutung hat. Das ist echt bäuerlich gesehen. Die Beurteilung des Hauses hat von den Gesichtspunkten auszugehen, die für Bestand und Ehre der Gemeinschaft grundlegend sind. Das schließt zwar die Betrachtung des Hauses als praktischen Wirtschaftsraum und als dauerhaftes Gebäude mit ein, fordert aber darüber hinaus eine Beachtung desselben als Zeugnis der Hofgeschichte, als Spiegel der Rangordnung, als Aufenthaltstraum des alltäglichen Zusammenlebens und als Festraum der Gemeinschaftsfeiern, so daß eine Untersuchung nicht eigentlich das Haus, sondern das *Wohnen* in den Mittelpunkt zu stellen hätte.

Solche Zusammenschau des Volksguts mit der Gemeinschaft setzt eine langdauernde, die innersten Schwingungen erfassende Beobachtung voraus, zu der nur völliges Vertrautsein mit der Gruppe befähigt. Man muß ihre Welt mitzuerleben imstande sein, sonst bleibt die Befragung der Leute und die Beachtung ihrer Lebensführung an äußerlichen Dingen haften. Erst wenn man die Stimmung der Situation mitempfunden hat, wenn man die ganze Tradition der Gemeinschaft und die Stellung jedes einzelnen Mitgliedes zu ihr kennt, ist man in der Lage, beispielsweise im Erzählkreis jede Äußerung eines Teilnehmers und ihre Wirkung auf die übrigen Mitglieder richtig auszulegen. Daher wird man auch stets in der Gruppe die reichste Ernte haben, in der man selbst Heimatrecht genießt und aus eigenem Erleben um ihre Gesetze und Geheimnisse weiß. Nur ihrem Genossen schließt sich die Gruppe ganz auf. Wenn man in der Gegend von Enger in Westfalen dem fremd daherkommenden Sammler gewöhnlich zunächst die für diese Gegend historisch bedeutsamen Wittekindssagen nennt, obgleich sie unter den Leuten für Schullektüre erachtet und kaum jemals erzählt werden, das wirklich Erzählte aber verschweigt oder doch die innere Haltung zum Erzählstoff geheim hält, so mag das lehren, wie unmöglich es ist, aus flüchtigem Hinhorchen Unterlagen für volkskundliche Arbeit zu gewinnen. Das eben kennzeichnet die soziologische Methode, daß sie ihre Arbeit hinausverlegt ins Volk. Ein Lied kann man heimtragen in die Studierstube, aber echtes Volks-singen ist nur an Ort und Stelle zu hören, geht es doch darum, das Singen in dem Augenblick aufzugreifen, da es

natürlich aufsteigt, nur geleitet vom inneren Antrieb der Gruppe. Wenn der Singkreis vom Sammler eigens zusammengerufen ist oder wenn gar Wortlaut und Melodie einzelnen Sängern auf Befragen abgehört wurden, ist volkskundliche Auswertung höchstens noch mittelbar möglich. Deshalb liegt auch wenig an phonographischen und filmischen Aufnahmen, sind sie doch kaum anzustellen, ohne daß die Gruppe dadurch beeinflusst und der natürliche Ablauf des Singens oder Erzählens somit behindert wird.

Die wichtigste Hilfswissenschaft der soziologischen Methode ist neben der Soziologie die Geschichte, muß doch die Beobachtung der Gruppe ergänzt und unterbaut werden durch die Einsicht in das Werden dieser jeweils so gearteten Kultur. Eben weil sich die Volkskunde um Erforschung einer Kulturwelt, einer historisch gewordenen und wandelbaren Haltung, müht, kann sie der Berücksichtigung historischer Quellen auch dann nicht entraten, wenn sie die gegenwärtige Lage erschließen will. Die soziologische Arbeitsweise wendet sich immer zunächst an die Gegenwart, doch stellt sie die Erforschung vergangener Kulturschichten unter dieselben methodischen Gesichtspunkte. Statt das Volksgut abgelöst gegenständlich zu betrachten, sucht sie zunächst die natürliche Volksgruppe, von der es getragen wird, nach Bindung und Gehalt aufzudecken, um daraus Sinn und Bedeutung des Volksguts festzustellen. Dabei werden die Einsichten, die aus dem gegenwärtigen bürgerlichen Gemeinschaftsleben gewonnen sind, zur Aufhellung mancher bislang zweifelhaften Lösungen der historischen Volksgutforschung dienen können.

Schrifttum.

Julius Schwietering, Wesen und Aufgaben der deutschen Volkskunde. Deutsche Vierteljahrschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 1927, S. 748 ff. — Ders., Das Volkslied als Gemeinschaftslied. Euphorion 1929, S. 236 ff. — Ders., Vom zeichenhaften Sinn der Volkskunst. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1933, S. 56 ff. — Ders., Die sozialpolitische Aufgabe der deutschen Volkskunde. Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1933, S. 3 ff.

Martha Bringemeier, Produktive Gemeinschaft im Volk. Niederdeutsche Zeitschrift für Volkskunde, 1930, S. 198 ff.

Veröffentlichungen der volkskundlichen Kommission des Provinzialinstituts für westfälische Landes- und Volkskunde. Erste Reihe, hrsg. von Julius Schwietering, Münster i. W. Heft 1: Martha Bringemeier, Gemeinschaft und Volkslied, 1931; Heft 2: Gustav Hagemann, Bäuerliche Gemeinschaftskultur in Norddravensberg, 1931; Heft 3: Helene Barthel, Der Emmentaler Bauer bei Jeremias Gotthelf, 1931; Heft 4: Otto Brinkmann, Das Erzählen in einer Dorfgemeinschaft, 1933.

Für die ältere volkskundliche Literatur und ihre Methoden vgl. Wilhelm Schmitz: Geschichte der Volkskunde I, S. 14 dieses Handbuchs.

Der deutsche Boden als Grundlage deutschen Volkstums.

Von Dr. Walter Behrmann,
Professor an der Universität Frankfurt a. M.

Deutschland innerhalb Europas.

Von der Maas bis an die Memel, von der Etsch bis an den Belt reicht das Vaterland der Deutschen. Es ist ein Land, nicht reich an Bodenschätzen, nicht gerade sonnig und heiter, ein Land, das vor vielen anderen der Erde an Reichtum und Schönheit zurücktreten muß. Trotzdem aber ist es ein Land, das wir mit ganzer Seele lieben, nicht nur, weil es unsere Heimat ist, sondern weil in diesem Land sich das Schicksal unseres Volkes entscheidet. Weil wir Deutschen seit Jahrtausenden an dem Lande arbeiten, weil wir auf dem fargen Boden nur mit Mühe die Früchte unserer Arbeit ziehen können, gerade deswegen lieben wir das Land mehr, als andere vielleicht ihre Heimat lieben.

Lehrt die Geschichte die Taten großer Männer, so lehrt die Geographie und Volkskunde die Leistungen des ganzen Volkes. Der einzelne verschwindet, die Gesamtheit tritt in den Vordergrund. Stolz kann unser

Volk auf das sein, was es geleistet hat, denn trotz der Märgheit des Bodens ist die deutsche Kulturlandschaft eine der blühendsten Landschaften auf der Erde überhaupt. Hätten andere Menschen mit weniger Tatkraft auf dem gleichen Boden gelebt und gearbeitet, er würde nicht wie dieser Gottesgarten aussehen, was wir an ihm so lieben.

Weder das norddeutsche Flachland ist besonders fruchtbar, noch das deutsche Mittelgebirge hat allzu viele Vorzüge, die den Menschen zur Besiedlung locken könnten. Auch die deutschen Alpen sind eher abweisend als anziehend für den Menschen. Wohl gibt es in Deutschland bei der Größe des Landes auch gesegnete Fruchtfelder, die Magdeburger Börde, die Wetterau, die Kölner und Leipziger Tieflandsbucht, auch Schlesiens Ackerbreiten zeichnen sich durch große Fruchtbarkeit aus. Wohl birgt unser Boden Kohlen und Kali, der Erzreichtum aber ist fast erschöpft; der Bergsegen kann nicht wetteifern mit dem anderer Länder der Erde. Die weiten Moore und Heiden, die ausgedehnten Kiefernwälder im norddeutschen Flachland aber sind niemals für die Menschen einladend gewesen. Nur mit Fleiß und Ausdauer kann dem Boden das abgerungen werden, was zur Ernährung seiner Bewohner notwendig ist. Das deutsche Mittelgebirge ist immer ein Waldland gewesen. Viele Gebirge führen noch heute den Namen Wald, nur in den Senken zwischen den Gebirgen bietet sich für den Menschen bessere Lebensmöglichkeit. Das Leben im Hochgebirge ist stets mühe- und gefährvoll gewesen, nur auf den Hochalmen und in den tieferen Tälern besteht die Möglichkeit der Ausnutzung des Bodens.

Es kann nur ein hartes Geschlecht in Deutschland bestehen. Die Not aber ist stets die Erzieherin der Menschheit gewesen. Die Not lehrt beten, Not lehrt aber auch lieben, denn was einem leicht zufällt, das gibt man ebenso leicht auch wieder auf. Um was man ringen muß, daran hängt man mit seinem Herzen.

Das deutsche Vaterland ist auch nicht abgeschlossen. Es ist kein eindeutig zu bestimmender geographischer Raum, er ist offen nach allen Seiten. England, Frankreich, Spanien, Italien, sie alle haben ein von der Natur eindeutig umgrenztes Gebiet. Deutschland dagegen hat nach keiner Seite hin scharfe Linien der Umgrenzung; es sei denn nach Süden, wo uns der Alpenkörper scheidet von dem romanischen Siedlungsgebiet. Aber auch die Alpen sind kein scharfes Grenzgebirge, sondern ein 100—200 km breiter Grenzsaum. Die Täler sind breit und tief, die Pässe führen nicht allzu hoch durch das Gebirge, so daß es trotz der Majestät seiner Gipfel und trotz seiner Eiszfelder und seiner Höhe zu keinen Zeiten, selbst in der Vorgeschichte nicht, eine unüberwindliche Scheidelinie gewesen ist.

Nach Westen hin wird es schwer, eine eindeutige Grenzlinie zu ziehen. Das norddeutsche Flachland setzt sich über die Niederlande und Belgien nach Flandern hinein fort und hat nach Artois hin keine scharfe Scheidelinien. Das Maastal mit seiner Fortsetzung, dem Sambretal, ist eine alte Römerstraße; wie heute die Flüge von Paris nach Köln durch dieses Tal fahren, ist zu allen Zeiten im Krieg und im Frieden diese von der Natur vorgezeichnete Linie eine Verkehrsstraße ersten Ranges gewesen. Im Süden schließt sich das Rheinische Schiefergebirge mit den Ardennen, der Eifel, dem Loth-



5. Der Mönch bei Helgoland. Die der Nordsee entragende Buntsandsteinscholle wird von allen Seiten durch die Brandung heftig angegriffen, eine Brandungsplatte bildet sich, aus der der Mönch als letzter Pfeiler einer früheren größeren Ausdehnung hervortragt. (Aufnahme: W. Behrmann.)



6. Hallig Gröde, nordfriesische Insel. Auf den Halligen drängen sich die friesischen Bauernhäuser zum Schutz gegen das Meer auf einer Wurst zusammen. Die Inselchen stellen die letzten Reste einer früher größeren Landmasse dar, sind aber heute durch Deiche gegen das Meer geschützt. (Aufnahme: W. Behrmann.)

Straßburg, Belfort und Idsteiner Klotz bewachen auf beiden Seiten diese natürlichen Durchgangspforten.

Auch nach Osten hin besitzt Deutschland keine scharfen Grenzen. Im Flachland sind sie sehr schwer zu ziehen. Es ist ein Übergangsgebiet, wo niedrige Endmoränenhügel und versumpfte Urstromtäler den Anhalt für Grenzziehung natürlicher Art geben müssen. Auch im Mittelgebirge sind nach Osten hin keine scharfen Linien geboten. Die böhmische Masse liegt wie ein Keil im deutschen Boden mit zahlreichen Pässen, die durch die Randgebirge zum fruchtbaren Innern führen. Auch wo die Masse endet, bei der Mährischen Pforte und dem Donautal, sind leichte Durchgangsmöglichkeiten gegeben. Die Lage Wiens und das Schicksal dieser Stadt zeigt deutlich die leichte Verbindung Mitteleuropas mit dem Südosten an dieser Stelle.

Es ist Deutschland keine natürliche Festung, kein eindeutig zu umgrenzender Raum. Die Mittellage innerhalb Europas hat seine Vorteile, aber auch seine schweren Nachteile. Weil der Boden Deutschlands nach allen Seiten hin leichte Verbindung gewährt, ist unsere Lage günstig in Zeiten der Stärke, verderblich aber in Zeiten der Schwäche. Von der Vorgeschichte bis zur Gegenwart kann man das Schicksal Deutschlands aus diesen ungünstigen Grenzverhältnissen ablesen. Dabei hat im Innern Deutschlands immer Raumnot geherrscht. Weil wir nicht, durch natürliche Wälle geschützt, ruhig das Leben genießen konnten, mußte stets eine wehrhafte, mannhafte, kräftige Bevölkerung vorhanden sein, um das Land zu sichern. Die Volksvermehrung mußte in Deutschland stets eine günstige sein, damit das Land verteidigt werden konnte. Die wachsende Bevölkerung aber wollte ernährt werden und war dadurch genötigt, entweder in Kriegszeiten über die Grenzen hinauszudringen oder in ruhigen Zeiten die natürlichen Siedlungsgebiete zu erweitern, indem man entweder den Wald rodete, die Sümpfe austrochnete oder durch Anwendung von besseren Anbaumethoden den Ertrag des Bodens steigerte. Es erzog der Boden, die Lage des Landes und auch sein Klima ein hartes Geschlecht. In Zeiten der Not aber fielen von allen Seiten die Nachbarn nach Deutschland ein.

Vom Westen eroberten die Kelten, dann die Römer, endlich die Franzosen in nie endenden Kriegen Teile des deutschen Bodens. Wie die zahlreichen Ruinen am Rhein und in der Pfalz und Elsaß von dem Schicksal dieser Grenzlande zeugen, so ist auch diese Bevölkerung stärker durchmischt als in anderen Gauen. Mancher Volksgebrauch und Volksglaube erklärt sich aus der Verührung mit dem Nachbarland. Die See im Norden drängte mit ihren Sturmfluten die Friesen zurück. Nach Osten hin dehnt sich ein weites Übergangsgebiet, wo die Germanen den Boden einst aufgaben, die Slawen nachsluteten und endlich die Deutschen wieder den alten Boden zurückeroberten, aber keine scharfe Linie ist zu ziehen, vielmehr durchdringen sich Deutsche und Slawen auf das innigste. Im Süden dehnen sich südlich der Alpen die sonnigen Gefilde Italiens. Wie die Provence, so ist auch Italien von Natur aus viel freundlicher mit Gaben ausgestattet als der kältere Norden. Von dort haben wir den Wein

ringer Bergland und weiter südlich den Vogesen an. Den meisten dieser Gebirge ist es eigen, daß sie ihre Steilseite nach Deutschland richten, in sanfter Abflachung aber nach Frankreich ausklingen. In allen Kriegen haben die Deutschen die steilen Hänge erkämpfen müssen, während die Franzosen auf der sanften Abdachung emporsteigen konnten und den Kamm innehatten. Nur wenige Läden führen hindurch. Das Moseltal führt in gewundenem Lauf zwischen Eifel und Hunsrück, südlich öffnet sich vom Saargebiet zur Nahe eine Pforte. Die Zaberner Steige führt jenseits des Lothringer Berglandes nach Straßburg. Die Burgunder Pforte schiebt sich zwischen Vogesen und Jura. Die alten Festungen Metz und Köln, Verdun—Metz und Koblenz—Mainz, Nancy und

bekommen und manche andere Kulturpflanze, die in Deutschland ihre polare Grenze hat. Das Land, wo die Zitronen blühen, ist nun einmal das Land der Sehnsucht für den Nordländer. Der Deutsche zieht über die Alpen, in umgekehrter Richtung aber haben wir allerdings kaum eine Beeinflussung durch den Nachbar erhalten. Nur in neuester Zeit schiebt der Italiener seinen Machtbereich in den Alpen über deutsches Siedlungsgebiet, um seine vermeintliche Naturgrenze zu erhalten.

Das Innere des deutschen Raumes ist gekammert. Im Mittelgebirge sind einzelne Becken durch Gebirge voneinander geschieden. Im Flachland sind einzelne Platten durch Talungen gesondert, letztere sind oft versumpft, wie auch im Nordwesten weite Sumpfböden sich zwischen die Wohngebiete legen.

Niemals aber ist es in Deutschland so, daß die Becken scharf voneinander getrennt wären. Leichte Durchgangsmöglichkeit ist überall zwischen und um die Gebirge herum von Becken zu Becken gegeben, die die Wohnräume fest miteinander verbindet. Der Rhein und die Donau spielen schon am Anfang unserer Geschichte eine entscheidende Rolle. In der Neuzeit können Straßen und Bahnen gebaut, ja Kanäle von Fluß zu Fluß gegraben werden, so daß man trotz des bergischen Landes von der Donau zum Rhein und bald vom Rhein bis zur Weichsel von Fluß zu Fluß fahren kann. So ist Deutschland wohl gekammert, aber nicht in einzelne Becken gesondert. Ein großer Irrtum wäre es, wenn man die deutsche Kleinstaaterei mit dieser Absonderung der einzelnen Becken begründen wollte. So bunt die politische Karte Deutschlands auch ausgesehen hat, niemals haben die politischen Gebilde an den Grenzen der einzelnen Becken Halt gemacht.

Wie die Geschichte, so hat auch der Boden nachhaltig auf die deutsche Volkskunde gewirkt. Weil der deutsche Lebensraum in so viele einzelne Teile zerfällt und weil Deutschland als Ganzes nicht natürlich umgrenzt ist, kann es zu leicht geschehen, daß in Notzeiten ein abgesonderter Lebensraum nur an sich denkt. Der Westen hat so viele schwierige Probleme zu lösen, daß er sehr leicht den Osten vergißt. Der Norden und der Süden haben mit der Natur so schwer zu kämpfen, daß sie leicht den Menschen als Gegner vergessen. Es bedarf unser Land wie kein anderes einer starken Staatsführung, die bei aller Würdigung der Sonderinteressen einzelner kleiner Lebensräume das Wohl des Ganzen bedenkt.

Nur wenn wir Deutschen die Nachbarstaaten überragen, sei es durch Intelligenz und Erfindungsgaben, sei es durch unseren Fleiß und die Stählung unserer Körper, nur dann vermögen wir uns dem Schicksal gegenüber, im Innern von Europa, umgeben von neidischen Nachbarn, zu behaupten. Weil wir aber an der Verbesserung unseres Hauses stets arbeiten müssen, deshalb kann es uns keiner verargen, daß wir stolz auf das Geschaffene sind und unsere Heimat lieben. Je mehr wir aber und je besser wir unser Volk kennenlernen, desto bewußter wird unsere Anhänglichkeit an Boden und Volk werden.



7. Hohlblinde auf Vorkum. Die ostfriesischen Inseln sind Düneninseln. Im Innern derselben werden die Dünen durch den Wind bereits wieder ausgeweht, so auf diesem Wille bis zum Grundwasser. Pflanzvegetation hält den Sand fest. (Aufnahme: W. Behrman.)



8. Mooroberfläche des Wüschentmoors bei Oldenburg. Die weltten Moore Nordwestdeutschlands, von denen dieses Bild eine typische Oberflächenvegetation zeigt, sind heute durch die Entwässerung nicht mehr im Urzustand. Nur in einzelnen schwarzen Flecken kommt das Sphagnummoos heraus, sonst überkleidet Heidevegetation die Fläche. Torfhausen. (Aufnahme: W. Behrmann.)

geographischen Raum nur ein Gebilde herauszuschneiden, dem man stets nur Augenblickswert zugestehen darf.

Zu Zeiten der Staufer reichte das heilige römische Reich deutscher Nation noch über Belgien hinweg nach Toul und Verdun; die Provence, Italien, Sizilien gehörten zu ihm, ferner Strain und Mähren, aber nicht Schlesien. Zu Zeiten der Habsburger gehörte immer noch Belgien, die Freigrafschaft Burgund, Lothringen und Savoyen zum Reich, wie auch Böhmen. Jetzt dehnt es sich über Schlesien aus, hat aber im Süden große Teile Italiens verloren. West- und Ostpreußen gehörten nicht zum Reich. Im Westfälischen Frieden wurde das Reich von allen Seiten beschnitten. Die Rheinmündung geht verloren. Frankreich machte Übergriffe an der Westgrenze, es besetzte 1681 das deutsche Straßburg und gewann damit die Rheingrenze. Die Schweden waren von Norden auf den deutschen Boden vorgeedrungen und besaßen die Obermündung. Im 18. Jahrhundert erleben wir sogar, daß die Dänen an der Wesermündung sitzen, wie die Elbmündung noch im 19. Jahrhundert in ihrer Hand ist. Niemand wird die napoleonischen Reste unseres Landes für Deutschland ansehen wollen. Zu Zeiten einer starken Zerstückelung der politischen Karte weiß man nicht, was man als Deutschland ansprechen soll oder darf. Ist es doch bis vor kurzem möglich gewesen, daß in den deutschen Reisepässen einer als seine Staatsangehörigkeit z. B. Oldenburg bescheinigt bekam. Im Deutschen Reich wurde 1871 nur ein Teil Deutschlands geeinigt. Es ist sicher, daß unser Deutschland größer ist als das alte Reich. Mit Notwendigkeit folgt daraus, daß es auch größer sein muß als das Restgebilde, das, in zwei Teile zerfallen, durch das Diktat von Versailles übriggeblieben ist.

Kann man Deutschland nun umgrenzen, indem man, wie es in letzter Zeit üblich wird, das sog. Nationalitätenprinzip aufstellt? Danach soll allein die Sprache entscheiden, ob jemand zu dieser oder jener Nation gehört. Es wird damit der Statistik eine Verantwortung aufgeladen, die sie kaum zu tragen vermag. Bei einer Volkszählung wird in hochkultivierten Ländern nach der Sprache gefragt. Wo die Bewohner lesen und schreiben können, mag dies noch ohne Gefahr hingehen. Überall dort, wo Analphabeten in großer Zahl vorhanden sind, wird dem Beamten, der die Volkszählung ausführt, ein großes Maß von Macht gegeben. Denn er wird selbstverständlich die Menschen, die er zu befragen hat, so einteilen, wie er es im Interesse seines Staates für richtig hält. Wie sehr Statistiken verfälscht werden können, hat man in letzter Zeit genugsam erlebt. Es ist nicht nur einmal vorgekommen, daß am Tage einer Volkszählung ganze Regimenter in ein bedrohtes Grenzgebiet verschoben wurden, um damit eine Abstimmung zu erhalten, wie es der Machthaber im Staate wünscht.

Im Gebiete des Deutschen Reiches pflegt man seit langem nach der Muttersprache zu fragen und glaubte damit die Sprache der Bewohner richtig zu erfassen und damit das Deutschtum. Im Gebiete des deutschen Ostens aber war diese Sprachzählung völlig abwegig, denn in dem ganzen Osten will die Bevölkerung zu dem Deutschen Reich hin, denn Deutsch-Sein heißt dort an der höheren Kultur Anteil haben. Wenn nun

Was verstehen wir unter Deutschland?

Sollen und können wir unter Deutschland das verstehen, was in dem Diktat von Versailles als kleineres Deutschland zurückgeblieben ist? Die Frage aufzuwerfen ist gleichbedeutend mit der Verneinung, denn wollte man jedesmal das unter Deutschland verstehen, was durch politische Grenzen zu einem Staatsgebilde zusammengeschlossen ist, so hätte Deutschland seine Gestalt ständig gewechselt und manchmal ein ganz merkwürdiges Aussehen gehabt. Wir wollen uns bewußt bleiben, daß die politischen Grenzen aus einem

aber nach der Muttersprache gefragt wird, so fragt man nach dem Empfinden des einfachen Mannes, nicht nach der Gebrauchssprache, sondern nach der Sprache, die die Mutter noch redete. Die Beamten der Volkszählung waren in der Hauptsache Volksschullehrer. Für sie bedeutete es etwas Interessantes, wenn sie in dem Bereiche ihres Zählgebietes Menschen aufführen konnten, die nicht deutsch redeten, und mit einer übertriebenen Gewissenhaftigkeit wurde infolgedessen erforscht, ob die Mutter eines Betreffenden noch eine slawische Sprache geredet hatte. In vermeintlicher Objektivität ging man so weit, daß man das Deutschtum schädigte. Unsere Sprachenkarten können sich aber nur auf die Statistiken stützen, wollen sie richtig sein. Sie sind es aber tatsächlich in keiner Weise. Der beste Beweis dafür sind die Abstimmungsergebnisse nach dem Diktat von Versailles. Wo auch immer rund um unsere Grenzen herum abgestimmt werden mußte, immer hat das Deutschtum einen großen Sieg davongetragen. Die Volkszählungskarten der Sprache und die Volksabstimmungskarten stimmen in keiner Weise miteinander überein. Die Masuren z. B., die nach der Volkszählung im Jahre 1910 mit 213 000 gezählt wurden, haben sich bei der Abstimmung völlig zum Deutschtum bekannt, denn die Abstimmungsergebnisse sind folgende: 363 209 Stimmen für Deutschland, nur 7980 für Polen; entsprechend wurden 1925 nur noch 41 000 Menschen gezählt, die „masurisch“ als Sprache angaben. In Oberschlesien, im Gebiet der Wenden, an der dänischen Grenze, überall finden wir das gleiche: ein warmes Bekenntnis zum Deutschtum innerhalb der Grenzbevölkerung. Ein gleiches erwarten wir an der Saar.



9. Der Griebnitzsee bei Berlin. Der Griebnitzsee ist ein glazialer Kinnensee, durch ihn führt heute der Teltowkanal. An seinen Ufern liegt ein Villenort Berlins: Neubabelsberg. (Aufnahme: W. Behrmann.)

Wenn Frankreich in Elsaß-Lothringen eine Volksabstimmung scheut, wenn Belgien in Eupen und Malmédy vor einer Volksbefragung zurückschreckt, wenn im Sudetländer Ländchen der tschechoslowakische Staat ebenfalls keine Abstimmung veranstaltet, so sind die Gründe die gleichen wie oben angeführt. Daß Österreich deutsch ist, bezweifelt keiner. Die Grenze des Deutschtums liegt nicht am Brenner, sondern an der Salurner Mause, und wenn auch Italien alle deutschen Namen umtauft. Die Sprachenkarte kann uns also nur geringen Anhalt geben, wie weit Deutschland zu rechnen ist.

Einzig aber kann auch die Sprachenkarte nicht verbergen, nämlich, daß das deutsche Sprachgebiet überall über die Grenze des jetzigen Deutschen Reiches hinüberlappt. Die deutsche Schweiz nimmt teil am deutschen Kulturgut, ist aber politisch von Deutschland getrennt. In Elsaß und Deutsch-Lothringen spricht man deutsch; das Straßburger Münster ist eines der stolze Denkmäler deutscher Baukunst; politisch aber ist das Reichsland von Deutschland getrennt. In Luxemburg spricht man deutsch, wenn auch die Verwaltung und die städtische Bevölkerung mit der vermeintlichen höheren westlichen Kultur liebäugelt und die Amtssprache französisch ist. Quer durch Belgien zieht die Sprachgrenze zwischen Wallonen und Flamen, welche letztere einen niederdeutschen Dialekt reden. Brüssel liegt noch im flämischen Gebiet, wenn auch wie in Luxemburg die Sprache der Behörden französisch ist. Die flämische Sprache lappt sogar im Westen nach Frankreich hinein bis in die Gegend von Dünkirchen. Die Niederlande sprechen einen niederdeutschen Dialekt; an den Grenzen kann man das Holländische von dem Niederdeutschen nicht unterscheiden, die Schriftsprache ist



10. Sumpfvegetation an der Pleiße bei Leipzig. Die Uferstromtäler des norddeutschen Flachlandes sind häufig von Sumpfgebieten eingenommen, durch welche die Flüsse weit verzweigt hindurchschleichen. Der Sumpfwald ist aufgeforstet. (Aufnahme: W. Behrmann.)

der Dialekt von Amsterdam, welche sich von der hochdeutschen Schriftsprache des Reichs scharf abhebt. Politisch fühlen alle drei Grenzstaaten selbständig und nicht deutsch. In Dänemark ist die Grenzlinie nicht gezogen, wie es eine gerechte Sprachverteilung erfordern würde, sondern verläuft innerhalb des deutschen Gebietes. Danzig ist rein deutsch und gegen seinen Willen von Deutschland getrennt. Über den Weichselkorridor ist eine deutsche Brücke durch Westpreußen vorhanden gewesen. Die Kaschuben, die nördlich dieser deutschen Brücke bis zur Ostsee, hauptsächlich in der

Lucheler Heide sitzen, haben niemals daran gedacht, daß sie zu einem polnischen Staat kommen würden, sondern sind stets gute Deutsche gewesen. In der alten Provinz Posen sitzt das Deutschtum in vielen kleinen Inseln, sich immer mehr und mehr aufsplitternd, zwischen den Polen. Die Entdeutschungspolitik hat allerdings in letzter Zeit das Bild wesentlich gewandelt. Das Memelland ist zur Hälfte deutsch, zur Hälfte litauisch und trotzdem vom Deutschen Reich getrennt. Die Grenze in Oberschlesien führt unsinnig durch ein zusammenhängendes großes Industriegebiet und ist zuungunsten Deutschlands gezogen. Kattschin ist wider seinen Willen vom Deutschen Reich getrennt. Das deutsche Sprachgebiet lappt von allen Seiten nach Böhmen hinein, da fast überall eine leichte Verbindungsmöglichkeit über die Grenze gegeben ist. Von Mähren nach Österreich liegen größere und kleinere Sprachinseln, die sich fast zu einer Brücke zusammenschließen um Zwittau, Brünn und Jglau herum. Wie vom Deutschen Reich, so reicht auch von Österreich das Deutschtum über die Grenzen hinüber nach der Tschechoslowakei, nach Ungarn, nach Jugoslawien und Italien.

Nicht weniger als fünf Staaten gibt es, die sich rein der deutschen Sprache bedienen: das Deutsche Reich, Österreich, Danzig, Luxemburg und Liechtenstein. Zehn andere Staaten greifen über in das Gebiet der deutschen Sprache, andere haben größeren oder kleineren Anteil an ihm: Dänemark, Litauen, Polen, Tschechoslowakei, Ungarn, Jugoslawien, Italien, Schweiz, Frankreich und Belgien. Es gibt auf der ganzen Erde kein anderes Sprachgebiet, das so vergewaltigt worden ist wie das deutsche.

Trotzdem besteht ein großer Gegensatz zwischen der Sprachgrenze im Westen und im Osten. Im Westen liegt sie durch die Jahrhunderte fest und hat sich nur gering verschoben. Romanentum und Germanentum schließen sich eben aus, und haar-scharf verläuft hier die Grenze zwischen den gleichwertigen Kulturen der Nationen. Im Osten dagegen verschiebt sich die Sprachgrenze dauernd. Im Mittelalter hatten die Städte bis weit nach Galizien und Rußland hinein deutsches Recht, die Städte waren deutsch. Die Handelsprache war ebenfalls deutsch und ist es zum Teil noch heute, wie man sich noch jetzt auf einem panslawistischen Kongreß nur auf deutsch verständigen kann. Die deutsche Kultur ist und war die höhere. Wer also am Kulturaufstieg teilnehmen will, bedient sich der deutschen Sprache. Darum ist im Osten jegliche Grenzziehung zwischen den

verschiedenen Sprachen unmöglich, und ein Prinzip, das nach den Sprachen Grenzen ziehen will, muß scheitern.

Jenseits des deutschen Sprachgebietes sind außerdem innerhalb der Staaten des Ostens große deutsche Sprachinseln abgetrennt von dem deutschen Sprachgebiet vorhanden. Für die Volkskunde spielen sie eine große Rolle, da sie im Kampf um die von allen Seiten heranstürmende slawische Flut häufig die deutsche Sitte und Kultur unverfälschter bewahrt haben, als es in dem Deutschen Reich möglich war. Nur die wichtigsten seien kurz aufgezählt: die sog. Sachsen in Siebenbürgen, die



11. Bannwald im Riesengebirge bei Agnetendorf. Der Fichtenwald am Rande des Riesengebirges wird in seinen oberen Lagen nicht durchforstet, sondern als Bannwald zum Schutz gegen die Lawinen erhalten und kann ein gutes Bild ursprünglicher Waldvegetation der deutschen Mittelgebirge in höheren Lagen bieten. (Aufnahme: W. Behrmann.)

sog. Schwaben im Banat, in der Baranya und in Ungarn, die Deutschen der Gips, die Wolgadeutschen, die Deutschen in der Ukraine, Bessarabien und in der Dobrudscha, die Deutschen in den Randstaaten Rußlands. Neben diesen leben noch viele Volkssplitter innerhalb des weiten Gebietes des Ostens und Südostens und in Übersee.

Das Sprachenprinzip ist also nur bedingt dazu berufen, die Grenzen des Deutschtums gegen das umliegende Land abzusondern. Deutschland reicht an einzelnen Stellen weiter, an anderen Stellen nicht soweit wie das deutsche Sprachgebiet. Niederlande und Belgien kann man nicht zu Deutschland rechnen. Die Schweiz wird sich dagegen sträuben, obwohl sie am deutschen Kulturleben teilhat und obschon viele volkskundliche Erscheinungen echter deutscher Art noch in der Schweiz vorhanden sind. Die Gebiete der Volksinseln in Siebenbürgen usw. kann man nicht zu Deutschland rechnen, obgleich gerade hier Denkmäler deutscher Volkskunde bewahrt werden. Die Masuren und Wenden aber, die sich freudig zum Deutschtum bekennen, rechnen wir zu Deutschland, obwohl ihre Volkskunde slawische und deutsche Elemente gemischt enthält.

Weiter als die deutsche Sprache reicht nach Osten hin die Beeinflussung der Deutschen auf den Boden. Bend und Fischer haben den deutschen Kulturboden herausgearbeitet und uns seine Verbreitung gelehrt. Denn die Gebiete anderer Sprachen, die jahrhundertlang zu dem alten oder neuen Deutschen Reich gehörten, sind durch das Deutschtum so nachhaltig beeinflusst worden, daß man unmittelbar dem Lande ansehen kann, ob hier deutsches oder nichtdeutsches Kulturgebiet ist. Am auffallendsten ist die Grenze gegenüber dem alten russischen Reiche gezogen. Weil Teile von Litauen und Polen früher zum Deutschen Reich gehört haben, hat die Landschaft einen ganz anderen Stil bekommen als jenseits der Grenze. Das gleiche gilt für Böhmen und Mähren, die ebenfalls teilhaben an dem deutschen Kulturboden, wie dieser auch nach Jugoslawien hineinzieht.

Der Deutsche hat eben eine ganz andere Stellung zum Boden als seine Nachbarvölker. Die Scholle ist für ihn kein Ausbeutungsobjekt, um sich zu bereichern; er ist vielmehr mit seinem Land, das er bestellt und bebaut, innig verwachsen. Er hängt mit besonderer Liebe an seinem Besitz. Ein Gutbesitzer wohnt in Deutschland auf seinem Grund und Boden, in Frankreich und Rumänien aber verpachtet er seine Äcker



12. Die Hohe Rhön vom Wachtklüppel aus. Der Blick geht auf die Basaltbeden der Plateaurhön, auf Wasserklippe und Pferdskopf; oben Hochweiden, Wald am Rande, unten Acker. (Aufnahme: W. Behrmann.)

und wohnt in Städten. Erst als Deutschland in der Nachkriegszeit überfremdet wurde, ist es möglich gewesen, daß Börsenleute sich deutsche Güter zu Ausbeutungszwecken erwarben. Der Deutsche bearbeitet den Boden anders als der Nachbar. Er hat eine bis ins einzelne gehende Bonitierung durchgeführt und überläßt den schlechten Boden, der keinen lohnenden Ertrag mehr bietet, dem Wald; den guten Boden nimmt er zum Acker, in den feuchten Gebieten legt er seine Wiesen und Weiden an. Das alles will uns Deutschen als natürlich

erscheinen, so daß wir kaum glauben, es wäre irgendwo anders. Der Amerikaner z. B. pflügt über Hügel und Niederungen hinweg ohne sich um die besondere Güte des Bodens zu kümmern. Der Franzose hegt nicht den Wald wie der Deutsche. Der Deutsche liebt sein Tier und wird niemals zur Tierquälerei neigen, er wird das Tier auch nicht so verwahrlosen lassen wie der Slawe. Weil der Deutsche stets in engem Raum zusammengeschlossen um Ellenbogenfreiheit kämpfen mußte, deswegen konnte er sich im Kampfe ums Dasein nur halten, wenn er seinen Boden höher und höher empor entwickelte. Als Volk ohne Raum ist der Deutsche gezwungen, auf seinem Acker größere Erträge zu erzielen als der Nachbar.

Am auffallendsten ist der Gegensatz des deutschen Kulturbodens gegen den der Nachbarn im Osten ausgeprägt. Diesseits der Grenze haben wir gepflegte Straßen mit Alleen von Bäumen, die Chaussees sind gut gepflastert, der Acker ist ohne Steine und ohne Unkraut, der Wald ist durchforstet, die Häuser aus Stein gebaut, mit Ziegeln gedeckt, das Rindvieh sauber und hoch gezüchtet, die Pferde glänzend und mit Lederzeug geschirrt. Jenseits der Grenze des Kulturbodens aber sucht sich jeder seinen Weg, wie er gerade um die Wasserlöcher herum kommen kann. Selbst die Landstraßen erster Ordnung haben keine Baumbepflanzung, die Häuser sind aus Faschinen mit Lehm beworfen gebaut und mit Stroh gedeckt. Auf dem Acker sieht man überall die erratischen Blöcke liegen, die Frucht steht niedrig und bringt nicht soviel Ertrag wie diesseits der Grenze. Die kleinen Steppenpferde sind mit Stricken an den nichtgeschmierten Wagen befestigt. Das Rindvieh wird auf die Waldweide getrieben und bringt kaum Milch.

Aber auch nach Westen und Süden hin ist eine scharfe Kulturgrenze zwischen Germanentum und Romanentum zu ziehen. Man sehe sich nur die Friedhöfe an, die bei uns Blumengärten unter ernstern Bäumen sind, jenseits der Grenze aber nur einfache Aufbewahrungsorte der Leichen, die allerdings mit propizigen Steindenkmälern geziert sind; die Blumenzier fehlt. Auch in den Straßen der Dörfer wird man vergeblich nach Blumen suchen; Vorgärten gibt es nicht. Nach unserem Gefühl ist die romanische Steinkultur kalt und abweisend. Die Dörfer sind nicht so „gemütlich“, um ein echtes deutsches Wort zu gebrauchen.

Durch die Verwachsenheit mit der Scholle, durch seine Liebe zu dem Boden, zum Acker und zum Wald unterscheidet sich der Deutsche von seinen Nachbarn. Wo diese lange Zeit mit den Deutschen zusammen



Harzlandschaft. Gemälde von W. Kretschmer.

Im Hintergrund die Stadt Goslar. Museum der Stadt Goslar.

siedelten, wie in Böhmen und Mähren oder in der Provinz Posen, haben sie von den Deutschen gelernt. Diese urdeutsche Eigenschaft nimmt der Siedler auch in fremde Länder mit. Von weitem kann man an dem Acker, an der Straße, schließlich an den Friedhöfen und Dörfern erkennen, daß hier Deutsche siedeln. Man näherte sich einmal einem deutschen Dorf in Südrußland oder in der Dobrudscha und der Gegenjaß zu der umliegenden Landschaft ist handgreiflich. In Übersee erkennt man an den besser gepflegten Pflanzungen, wie auch hier der



13. Hochfläche des nördlichen Schwarzwaldes bei der Hornisgrinde. Die Hochfläche, stellenweise vermoort, schneidet die Buntsandsteinschichten ab. Prächtiger Tannenwald in den Tälern, an der Waldgrenze (1150 m) Laichvegetation. (Aufnahme: W. Behrmann.)

Deutsche mit seinem Boden verwachsen ist. Auch hier ist ihm die Plantage, selbst wenn er nur kurze Zeit aus klimatischen Gründen auf ihr leben kann, niemals Ausbeutungsobjekt.

Der deutsche Kulturboden zieht also um Deutschland und die kleinen Sprachinseln in Osteuropa weite Kreise. Soweit der Einfluß des Deutchtums reicht, kann man natürlich nicht Deutschland rechnen, selbst wenn rund um unser Vaterland herum eine höhere Kultur nach allen Seiten hin ausstrahlt.

Die Entstehung des deutschen Bodens.

Flachland, Mittelgebirge und Hochgebirge, von Norden nach Süden angeordnet, das ist die Dreizahl der deutschen Landschaften. Sie tritt in Europa in dieser Form nicht wieder auf, so daß also trotz der nach allen Seiten hin verschwimmenden Grenzen unserem Vaterland doch ein persönlicher Inhalt gegeben ist. Wollen wir die Entstehung unseres Vaterlandes besprechen, so müssen wir vom Ältesten bis zum Jüngsten fortschreiten und also die geographische Anordnung verlassen, um der zeitlichen zu folgen. Wir beginnen infolgedessen mit dem Mittelgebirge, dem Kernzug unseres Vaterlandes.

Die Entstehung des deutschen Mittelgebirges.

Erst durch die Forschungen in letzter Zeit hat sich mit immer größerer Klarheit herausgestellt, daß man wohl unterscheiden muß zwischen den Bausteinen, die die Gebirge zusammensetzen, und dem Formenschatz der Oberfläche. Die Geologie befaßt sich mit dem Material der Gebäude, die Morphologie mit der Form und dem Stil, den jene Gebäude erhalten haben. Wie ein Architekt wissen muß, aus was für einem Baustoff sein Haus gebaut ist, wie aber dieser letztere nicht allein den Stil eines Kunstwerkes bestimmt, so auch bei den Gebirgen. Trotzdem aber kann man nicht über die Fragen der Geologie hinweggehen; denn sie bestimmen in vielen Beziehungen die Anordnung, die Form, die Höhe der Gebirge, sie bestimmen aber auch den Wert des Bodens.

Wir können uns bei dieser kurzen Übersicht natürlich nicht mit Sonderfragen der Geologie befassen, sondern müssen versuchen, die große Leitlinie im Aufbau des deutschen Mittelgebirges herauszufinden.



14. Binger Loch im Rhein mit Burg Rheinfels. Der starke Schiffsverkehr bergan ist im Binger Loch durch Felsen im Rheinhett beengt. Am Ufer Terrassen des Weinbaues, darüber die Zollburg Ehrenfels. (Aufnahme: W. Behrmann.)

Viele deutsche Mittelgebirge haben einen alten Kern, der zusammengefaltet, zerbrochen oder übereinandergeschoben ist, in ihn sind auch vulkanische Massen eingedrungen, oder die ursprünglichen Gesteine sind durch Druck umgewandelt. Andere Gebirge dagegen bestehen aus einförmigen, waagerecht gelagerten Schichten, letztere sind jünger und lagern auf den gefalteten Gesteinen. Man kann die alte treffliche geologische Gegenüberstellung von Grundgebirge und Deckgebirge auch heute noch wohl anwenden. Dabei sei gleich bemerkt, daß der Geologe unter Gebirge etwas anderes versteht als der Geograph und

der gebildete Laie. Für den Geologen ist das Gebirge, genau wie für den Bergmann, der Gesteinsverband, für den Geographen aber ist das Gebirge eine Erhebung der Erdoberfläche.

Das Grundgebirge ist am Ende des Ältertums der Erde (Paläozoikum), und zwar vornehmlich im Karbon gefaltet worden. Wie dieser Faltungsprozeß im einzelnen verläuft, kann uns hier nicht berühren. Während und nach der Faltung sind an vielen Stellen Magmamassen eingedrungen, die als Granitstöcke in den gefalteten Schichten sitzen. Durch diese eindringenden Magmamassen sind die gefalteten Gesteinsschichten in der Nähe der emporgedrungenen Granitstöcke metamorphisiert worden. Andere Schichten werden durch den Druck bei der Faltung so stark umgewandelt, daß sie in ihrer ursprünglichen Ablagerungsform nicht mehr zu erkennen sind, so daß die Fossilien, die innerhalb der Schichten uns die Bestimmung des Alters erlauben, bis zur Unkenntlichkeit zerstört sind; kristalline Gneise und Phyllite sind dergestalt entstanden. In großem Bogen zieht das ältere Grundgebirge, das sog. variskische Gebirge, quer durch Deutschland. Seine Spuren finden wir wieder in den Vogesen und im Schwarzwald, am Rande des Odenwaldes und im Spessart. Es zieht quer durch den Böhmer Wald und durch Böhmen und das Erzgebirge hindurch und biegt in den Sudeten um. Dieser Kernzone ist im Norden eine Randzone vorgelagert, die wir im Rheinischen Schiefergebirge, im Werra-Gebirge bei Allendorf, im Thüringer Wald und im Harz wiederfinden. Geringe Spuren sind noch weiter im Norden, bei Osnabrück usw., zu finden. Dieses Gebirge streicht also im allgemeinen von Südwesten nach Nordosten, wie auch die Schichten im Harz und Thüringer Wald streichen, durch ganz Deutschland. Durch die Faltung und durch die nachträglich eingedrungenen Granitstöcke ist der Verband des Gebirges so fest geworden, daß in der Folgezeit dieses Gebirge nicht gut noch einmal gefaltet werden konnte, sondern nur durch Verwerfungen zerstückelt werden konnte. Bis auf den heutigen Tag aber spielt die Streichrichtung von Südwesten nach Nordosten für viele Gebirge eine maßgebende Rolle. Im Hunsrück und Taunus wurden härtere Gesteine in dieser Richtung herauspräpariert. Im Hohen Venn, in der Richtung des Ader-Bruchberges im Harz, ferner im Erzgebirge finden wir sie wieder. Im Böhmer Wald, in den Sudeten, im Thüringer Wald und im Harz verlaufen die Ränder der Gebirge senkrecht dazu, da der Boden an Bruchlinien senkrecht zu der Streichrichtung zerbrach.

Bereits am Ende der Auffaltungsperiode begann die Abtragung des Gebirges einzusetzen wie auch in der nächsten geologischen Periode, so daß also die Gesteine dieser Zeit sich aus den zerstörten Produkten des alten Gebirges zusammensetzen, ferner aus Ablagerungen, die durch Pflanzenwuchs am Rande der Gebirge entstanden sind. Besonders letztere sind wichtig, da sie heute die wertvollen Kohlenschätze des deutschen Bodens ausmachen. Diese ziehen also, da sie am Rande des Gebirges oder in zentralen Senken gewachsen sind, in der gleichen Richtung wie das alte Gebirge. Von Lille nach Aachen und im rheinisch-westfälischen Industriegebiet von Duisburg bis Unna ziehen die Kohlenschätze, die sich nach Norden bald weniger, bald weiter erstrecken, aber von jüngeren Ablagerungen bedeckt sind. Nach Süden hin haben sie eine scharfe Grenze, da sie hier abgetragen und zerstört sind. Sie tauchen noch einmal im Untergrund bei Osnabrück auf und ziehen dann, so tief von Ablagerungen bedeckt, daß sie Bohrungen bis jetzt noch nicht erreicht haben, etwa über Berlin bis nach Oberschlesien, wo sie dann wieder auftauchen und die Grundlage für die Industrie Oberschlesiens bilden. Im Innern des Gebirges haben in den Senken sich die produktiven Kohlen erhalten: im Saargebiet, von Zwickau bis Chemnitz, bei Dresden, bei Waldenburg und weiter im Süden bei Pilsen.

Die Produkte der Abtragung häuften sich besonders in den zentralen Senken im Innern des Gebirges an. In dieser Festlandszeit brachen vulkanische Decken durch, die sich mit den Konglomeraten der Abtragungsprodukte verzahnen. Als Kolliegenes bezeichnen wir die verbackenen Kollgesteine der Abtragung. Melaphyre und Porphyre liegen dazwischen und darüber. Im Nahe-Bergland, im Thüringer Wald, an der Saale bei Halle und bis nach Nordachsen hin, auch bei Zwickau und Chemnitz finden wir diese Gesteine und ebenfalls bei Waldburg.

Auf die Festlandsperiode der Abtragung folgte eine Periode der Übersutungen, wo bald Seichtwasser, bald Küstenbildungen, bald tiefere Meere das Land überdecken. Die Schichten lagern sich im allgemeinen gleichmäßig übereinander ab und bilden das sog. Deckgebirge. Die Zechsteinperiode (sie hat ihren Namen, weil im Gebiet der Mansfelder Kupferschiefer seit alters her Zechenbetrieb herrschte) ist die älteste, sie birgt wertvolle Salzlager mit den für die Landwirtschaft unentbehrlichen Kalischichten. Wo aber diese Schichten zu nahe an die heutige Oberfläche gekommen sind, drang Oberflächenwasser in die Salzlager ein, löste sie auf, so daß die darüberlagernden Schichten einstürzten, oder wandelte sie in Gips um. Die schneeweißen Schichtstufen des Gipses am Harz sind so entstanden. Das Zechsteinmeer lappte von Norden nach Deutschland hinein; nur bis zum Speßart hin können wir also die bergbaulich so wertvollen Ablagerungen dieser Periode am Grunde des Deckgebirges erwarten (Kupferschiefer, Kali, Salz).

Die nun folgenden geologischen Zeitalter sollen nicht in allen Einzelheiten aufgeführt werden. Sie sind in jedem geologischen Lehrbuche zu finden. Vielmehr will ich hier nur anführen, welche Zeitperioden für die Wirtschaft Deutschlands von Wichtigkeit sind. Während der Buntsandsteinzeit wurden die meist nicht sehr fruchtbaren, aber für Bauzwecke sehr brauchbaren Sandsteine abgelagert. Wo er heute an die Oberfläche tritt, breiten sich dichte Waldungen aus (Solling, Hinterspeßart und Odenwald, Gaardt und nördlicher Schwarzwald). Der Muschelkalk, der nun folgt, ist kalkiger Natur, daher häufig eine fruchtbare Zone. Er tritt z. B. im Bauland und randlich von Thüringen und Südhannover auf. Der nun folgende Keuper ist zuweilen tonig und fruchtbar, zuweilen sandig und unfruchtbar. Das Innere Thüringens z. B. und die Gäulandschaften bestehen aus den fruchtbaren Ablagerungen dieser Periode, die Haßberge, der Steigerwald, die Frankenhöhe und der Schönbuch dagegen aus waldbedeckten, unfruchtbaren Sandsteinen. Die Juraperiode hat besonders in Süddeutschland Gesteine in großer Mächtigkeit ausgebildet. Der fruchtbare schwarze Jura wird überdeckt von dem eisenhaltigen braunen Jura; darüber erhebt sich die mächtige Stufe des weißen Jura, aus Kalken und Dolomiten bestehend. In den nördlichen Teilen des Mittelgebirges ist der Jura nur wenig abgelagert. In dieser Zeit und in der nun folgenden, der Kreideperiode, machte sich von neuem die Gebirgsbildung besonders im nördlichen Teil der Mittelgebirge durch eine sanfte Faltung der Gesteine bemerkbar, so daß z. B. im Jth und Hls und in den Siebenbergen von Ilfeld Jura- und Kreideschichten muschelförmig gelagert sind. Während der Kreidezeit wurden kalkige Gesteine, Sandsteine und fruchtbare Zone in Küstennähe abgelagert. Die Schreibeckreide Rügens stammt aus der Kreidezeit, ebenso die Sandsteine des Regensteins am Harz und die tonigen Schichten und Sandsteine der Sächsischen Schweiz, die wechsellagernd die besondere Formenbildung der felsigen Landschaft bedingen. Die Sandsteine bilden in den Sudeten, wo sie auftreten, ähnliche Felsformen. Die folgende Tertiärzeit ist für das deutsche Mittelgebirge wichtig durch die neu erwachende Tektonik. In dieser langen Periode entstand z. B. der obere Rheingraben, der abwechselnd mit Salz- und Süßwasserablagerungen überdeckt war. Es entstanden ferner die Braunkohlen, die wir in der Leipziger Tieflandsbucht, in der Kölner Bucht und an vielen anderen Stellen Deutschlands finden. An vulkanischen Durchbrüchen entstanden die kleinen Ruppen des Hegau, die Durchschüsse in dem Schwäbischen Jura, das kleine Kaiserstuhlgebirge, viele einzelne Basaltdurchbrüche in den deutschen Mittelgebirgen, so z. B. der Donnersberg, der Raxenbuckel, der Scheibenberg usw. Vor allen Dingen aber bildeten sich die vulkanischen Decken der Hohen Rhön, des Meißners, des Knüllgebirges und der aus zahlreichen dünnen Lavaströmen bestehende Vogelsberg, der größte der deutschen Vulkane.

Während die Tertiärzeit noch ein warmes Klima in Deutschland hatte, das mit dem Ausklingen dieser Periode kühler und kühler wurde, war die Klimaverschlechterung in der nun folgenden Zeit, in dem Diluvium, so stark, daß die Gletscher von den Gebirgen zu Tal flossen. Diese sog. Eiszeit mit ihren drei wärmeren Zwischeneiszeiten spielt für den deutschen Boden die entscheidende Rolle. Die Nacheiszeit ist erst eine so wenig lang dauernde Zeit, daß wir noch heute völlig unter den Nachwirkungen jener Periode leben. Von den Alpen stiegen die Gletscher durch die Täler hinab und vereinigten sich im Vorland zu einer großen Vorlandvergletscherung, die Schwaben und Oberbayern bis jenseits der großen Seen erfüllte. Von den Vogesen, von dem südlichen und mittleren Schwarzwald, vom Böhmer Wald, vom Riesengebirge und von den Sudeten und auch vom Harz führten kleinere Gletscher hinunter, die allerdings im Gebirge stedenblieben. Heute sind alle diese Gebirge (mit Ausnahme des Harzes) durch klare und prächtige Hochseen geziert. Von Skandinavien breitete sich das Inlandeis über Deutschland aus und schuf das nordische Flachland, worauf gleich näher eingegangen wird.



15. Friedenhausen am Main. Der kleine Ort mit seinem alten Mauerkranz und prächtigen Stadttoren gibt ein gutes Bild der zahlreichen kleinen, befestigten Städtchen Unterfrankens. (Aufnahme: W. Behrmann.)

hörungen vor uns. Das süddeutsche Stufenland vom Oberrhein über die Frankenhöhe zum Fränkischen und Schwäbischen Jura ist wohl die älteste Gebirgslandschaft Deutschlands. Schwarzwald und Vogesen aber, das Rheinische Schiefergebirge, Harz, der Thüringer Wald, Böhmer Wald, das Erzgebirge und die Sudeten haben im ausklingenden Tertiär und im Diluvium erst ihre heutige Erhebung erfahren und bewegen sich teilweise unter unseren Augen noch aufwärts. Die Gebirge sind jünger als die Flüsse. Der Rhein kann mit allen seinen Nebenflüssen mit der Gebirgsbildung Schritt halten und sich ein Durchbruchstal schaffen, ähnlich die Elbe. Im alten süddeutschen Stufenland haben wir dagegen Verschiebungen der Wasserscheiden und infolgedessen zahlreiche Trockentäler, die quer durch die Jurastufe hindurchführen, weil Flüsse zur alten Donau flossen und später zum jüngeren Rhein hinübergezogen wurden.

Zwischen den einzelnen Gebirgen bilden sich seit dem Tertiär Becken, zuweilen mit scharfer Begrenzung, so der Graben der oberrheinischen Tiefebene, meistens aber als sanfte Durchbiegung, wie die hessischen Senken, das Thüringer Becken und verschiedene andere Landschaften. Am Rande der Gebirge und in den Becken konnte sich im Diluvium der Staub von Schlamm-
bänken wasserreicher Flüsse absetzen. Als fruchtbarer Löß lagert er in den meisten der angeführten Becken, ferner zwischen dem Eisfuchsen der letzten Vereisung und dem Rande der deutschen Mittelgebirge von Belgien über die Kölner Tieflandsbucht, am Harzrand, in der Magdeburger Börde bis weit nach Schlesien hinein. Diese Ablagerung ist für die Volkskunde und die Urgeschichte von großer Wichtigkeit, denn auf seinem waldfreien Boden liegen die Stellen, wo der Mensch zuerst siedelte. Das Gestein ist standfest, man kann sich leicht in die Staubaablagerungen Höhlen bauen, es ist wasserdurchlässig und konserviert in prächtiger Weise die Kulturprodukte der Menschheit.

In der Nachweiszeit haben wir nur noch Nachklänge der Bewegungen, die während des Diluviums die Gebirge hoben. Die Flüsse schütten jetzt ihre Kuen auf und arbeiten die Täler langsam weiter aus.

Für die Volkskunde seien aus der geologischen Geschichte Mitteldeutschlands die wichtigsten Schlüsse noch einmal zusammengestellt. Durch lange Perioden der Abtragung während der Kreidezeit und der Tertiärzeit sind von vielen deutschen Mittelgebirgen die Deckschichten fortgenommen, so daß das Grundgebirge zutage tritt. Es ist eingerumpft, nur härtere Gesteine überragen die gleichförmige Rumpffläche. Es ist am Ende des Tertiärs und im Diluvium zu heutiger Höhe gehoben. Wo die Deckschichten erhalten geblieben sind, bildete sich bei der Abtragung ein Stufenland, das in dem Stil seiner Formen sehr alt ist, wenn auch die Lage der heutigen Schichtstufe sich vor unseren Augen ständig verschiebt und die Stufe zurückrückt. Das Deckgebirge besteht auf weite Strecken hin aus gleichförmigen Gesteinen: Kalk sind wasserdurchlässig und neigen zur Höhlenbildung; diese können für Tiere und den primitiven Menschen Zufluchtgebiete sein. Die Sandsteine sind waldbedeckt, unfruchtbar und wenig genutzt bis auf den heutigen Tag. Die Becken, ganz gleich welcher Entstehung sie auch

Diese Periode ist aber aus noch anderen Gründen für die Geschichte des deutschen Bodens überaus wichtig. Je weiter die Forschung fortschreitet, desto mehr zeigt sich, daß die heutigen Formen der Gebirge viel jünger sind, als man noch vor kurzem annahm. Die meisten deutschen Mittelgebirge verdanken ihre heutige Erhebung dem ausklingenden Tertiär und dem Diluvium. Nur wo durch langsame Abtragung die härteren Schichten herauspräpariert und die weicheren abgeschwemmt und abgetragen wurden, haben sich in einer kaum vorstellbar langen Zeit Härtlinge und Schichtstufen entwickelt. In diesen gesteinsbedingten Gebirgen haben wir bis tief ins Tertiär hineintreichende Er-

sind, bilden die günstigen Zonen, die der Mensch aufsucht, und die auch heute noch die Ansammlungen der Menschheit bergen. Manche dieser Becken sind mit fruchtbarem Löß erfüllt, der auch am Rande der Gebirge eine weite Verbreitung findet. Er ist das fruchtbarste Gestein auf dem deutschen Boden und spielt für die Urgeschichte wie auch heute als blühende Ackerbaulandschaft eine wichtige Rolle. Diese viel zu kurzen Bemerkungen müssen genügen über den Bau und Boden des deutschen Mittelgebirges.



16. Rothenburg o. d. Tauber von der Burg aus. Rothenburg hat von allen deutschen Städten die mittelalterliche Befestigungskunst am treuesten bis auf den heutigen Tag bewahrt. Es lag im Mittelalter an einem wichtigen zu schützenden Verkehrspunkte, in der Neuzeit aber erlarb es durch die Grenzföhrung in seiner Verkehrsbedeutung, blieb daher mit mittelalterlichem Mauerfranz erhalten. (Aufnahme: W. Behrmann.)

Entstehung der Alpen.

Noch kürzer muß ich mich leider über die Entstehung der Alpen fassen. Es ist dies ein Vorgang, so schwierig und in Einzelheiten noch nicht vollständig geklärt, so daß es unmöglich ist, auf so kurzem Raum auch nur die Hauptzüge zu geben. Es muß genügen, hier die Anordnung der Hauptgesteinszonen namhaft zu machen, soweit sie für den deutschen Volksboden in Frage kommen.

Durch die in der Kreidezeit beginnende, in der Tertiärzeit sich fortsetzende Gebirgsbewegung entstand durch Faltung und gewaltige Überschiebungen der Schichten von Süden nach Norden die Anordnung der Gesteine, wie sie uns die geologische Karte heute zeigt. Im allgemeinen können wir die südlichen Kalkalpen (Dolomiten), die kristallinen Zentralalpen, die nördlichen Kalkalpen und die aus Flysch (junge Sandsteine und tonige Schichten), Molasse und Nagelfluh sich zusammensetzenden Boralpen unterscheiden. Lange Talfluchten gliedern den Alpenkörper in Längszonen, die besonders in den Ostalpen eine klare Dreigliederung bedingen. Kurze Quertäler verbinden die Längstäler miteinander. Zuweilen werden diese Quertäler von den Flüssen benutzt, die sich in den Längstälern entwickelt haben, so daß sie in das Vorland hinaustreten können (Inn, Salzach usw.). Wie das deutsche Mittelgebirge, so haben auch die Alpen sich in jüngster Zeit gehoben und dadurch erst die Formen eines Hochgebirges erhalten. Durch die Mehrzahl der Hebungen werden die Flüsse gezwungen, sich tief einzuschneiden, so daß die Täler durch einen mehrfachen Stufenbau charakterisiert sind. Die letzte Formengebung erfuhr das Gebirge in den vier Eiszeiten. Die heutigen Gletscher sind nur ganz bescheidene Relikte aus dieser Periode. Die Gletscher formten die Täler um und schufen breite Talungen. Da die Nebentäler den Haupttälern mit dem Einschnitten nicht folgen konnten, so mündeten sie häufig hoch über den Haupttälern. Die Mündungsstufen wurden durch die Gletscher weiter ausgebildet und werden nacheiszeitlich von Klammern zersägt. Die Gletscher beschränkten sich nicht immer auf einzelne Talgebiete, sondern führten über die Höhe zu den Nachbartälern hinüber. Das Eis hobelte diese Verbindungen aus und schuf weite Pässe, die eine leichte Verbindungsmöglichkeit von dem einen zu dem anderen Tale boten. Die Gletscher führten ins Vorland und schufen die Vertiefungen, die heute durch Seen erfüllt sind, und schüttelten erst jenseits die Moränen auf und waren die Ursache der Schotterkegel weiter draußen.

Die Alpen waren in der Tertiärzeit noch ein Mittelgebirge, nur im Westen von höheren Bergzügen überragt. Die Heraushebung der Gebirge fand in der Hauptsache im ausklingenden Tertiär und im Diluvium statt. Die Flußzertalung tritt sich erst langsam in den Alpenkörper hinein; so kommt es, daß über einem steilen Talneß der Tiefe sanftere Berglandschaften erhalten sind, die über die Pässe miteinander in Verbindung stehen. Gerade diese sind von den Almen oder Alpen eingenommen, die für die Besiedlung und Volkskunde eine wichtige Rolle spielen.

Wir haben also in den Alpen ein breites Talneß, durch das Flüsse und Wildwasser dahintosen. Die Täler sind durch Steilwände begrenzt. Die Seitentäler sind oft nur durch hohe Stufen zu erreichen.



17. Der Titisee im Schwarzwald. Die Täler des hohen Schwarzwaldes waren während der Eiszeit gletschererfüllt. Diese schufen den Titisee und die weite Talung oberhalb. Die Hochfläche des südlichen Schwarzwaldes ist gut zu erkennen; prächtiger Tannenwald. (Aufnahme: W. Behrmann.)

Wenn man aber erst das Steilrelief überwunden hat, so ist eine leichte Verbindungsmöglichkeit zwischen den einzelnen Bergzügen gegeben. Darüber erhebt sich endlich das Gebirge, das noch heute Gletscher trägt, mit seinen Klaren, seinen Felswänden, Schroffen usw. Dieser Stufenbau spielt eine entscheidende Rolle in dem Wirtschaftsleben der Alpenbevölkerung, die im Winter in der Tiefe wohnen und wirtschaften kann, im Sommer aber die weiten Hochweidegebiete benutzt. Die Täler bilden Klimaoasen und sind besonders klimatisch bevorzugt, wenn sie feenerfüllt sind.

Die Entstehung des norddeutschen Flachlandes.

Bei der Entstehung des norddeutschen Flachlandes brauchen wir nicht weiter zurückzugehen als bis zur Eiszeit; denn, wenn auch eine genaue Forschung nachweist, daß die Bewegungen der eiszeitlichen Gletschermasse durch den voreiszeitlichen Untergrund bedingt ist, so spielen doch die Gesteine des Untergrundes nur eine bescheidene Rolle. An einzelnen Stellen, in Helgoland, bei Segeberg, auf Rügen usw. treten diese Gesteine noch an die Oberfläche und bilden dann oft wertvolles Baumaterial (Rüdersdorf bei Berlin). Ferner werden die Salzstöcke und Salzquellen ausgebeutet (Lüneburg, Schwartau usw.), was für Urgeschichte und Volkskunde wichtig ist. Das nordische Eis hat die Schreibkreide mit den zahlreichen Feuersteinen nach Süden verfrachtet. Gerade die erratischen Feuersteine haben in der Urgeschichte eine große Rolle gespielt.

Die Hauptmenge des Bodens des norddeutschen Flachlandes ist aber nichts weiter als ein Geschenk der Gletscher. Sie bewegten sich in den vier Eiszeiten viermal über den deutschen Boden, wenn wir auch von der ältesten Eiszeit kaum mehr Spuren entdecken können. Die Gletscher drangen in ihrer weitesten Ausdehnung bis zu den deutschen Mittelgebirgen vor, überschritten das hannoversche Bergland bis in die Gegend von Treiensen, machten am Harzrand Halt, drangen über den Ostharz hinweg nach Thüringen hinein und gingen über das Lausitzer Bergland hinweg bis zu den Randhöhen der Sudeten. Nördlich dieser Linie ist also der ganze Boden mit Ausnahme der wenigen aufstehenden Gesteine aus Moränenmaterial oder den Auswaschungsprodukten der Moränen gebildet.

Man suchte bis vor kurzem die Endmoränenwälle und verband sie miteinander, um so die Endstadien der einzelnen Vereisungen festzulegen. Heute wissen wir, daß ein Inlandeis, wie es die nordische Berggletscherung war, nicht überall Endmoränen auszubilden braucht. Viel charakteristischer sind für eine lange Dauer einer Randlage des Eises die Schwemmkegel, die sich vor dem Eis ausbreiten. Es sind dies unfruchtbare Sandfächer, deren Endpunkte, miteinander verbunden, eine deutlichere Gletscherendlage angeben als die verschiedenen Endmoränenwälle. Durch diese neueren Forschungen wissen wir, daß die letzte Eiszeit durch Holstein verlief, bei Havelberg sich der Elbe näherte, dann über Spremberg, Guben, Grünberg zum Wartefnie und weiter nach Osten zog. Rückzugstadien dieser letzten Vereisung schieben sich zwischen diese Linie und der Ostsee ein. Als pommerschlütische Phase unterscheidet man die wichtigste Eisrandlage. Der baltische Höhenrücken mit den davorliegenden Sandern ist während dieser Phase entstanden.

Die oben angeführte Linie scheidet zwei völlig verschiedene Landschaften voneinander. In Ostelbien haben wir jugendliches Aussehen der Oberflächenformen, in Westelbien (genau geschieden an der oben angeführten Linie) dagegen gealterte

Formen. In Ostelbien haben die Flüsse noch nicht Zeit gehabt, sich ein durchgehendes Talnetz zu schaffen. Zahlreiche Seen beleben die Landschaft. In Westelbien sind die Höhen ausgeglichen, die Seen verlandet oder im Verlandungsprozeß begriffen und nur in geringer Zahl vorhanden. Die Flüsse haben ein durchgehendes Tal gebildet. In Westelbien ist alles stark verwischt, so daß nur mit Mühe zwei Randlagen der vorletzten Vereisung zu erkennen sind. In Ostelbien haben wir den sog. glazialen Formenschatz jugendfrisch erhalten.

Dieser ist für die ganze Kultur, für den Ackerbau usw. von entscheidender Wichtigkeit. Bei der Endlage des Eises wurden unfruchtbare Sande, wo einzelne Flußläufe aus den Gletschern heraustraten, als große Sandfächer vor dem Eise aufgeschüttet. Das Wasser sammelte sich in den Urstromtälern, die parallel zum Eisrande flossen. Die Sande haben Eis Massen älterer Stadien umhüllt und sie so längere Zeit vor dem Abschmelzen bewahrt, die sog. Loteis Massen. Als das Eis endlich schmolz, blieben Vertiefungen, die heute seenerfüllt sind, als Ketten von Rinnenseen zurück, in der Richtung des sich zurückziehenden Eises. Innerhalb der Eisrandlage wurde die Grundmoräne abgelagert, die mit ihren lehmigen Böden fruchtbares Ackerland abgibt. Die Oberfläche ist unruhig, Kessel, Wannen und Becken entstanden. Im Zungenbecken des alten Gletschers sammeln sich die Wasser. Winzige Vertiefungen sind als Sölle über die Landschaft verbreitet.

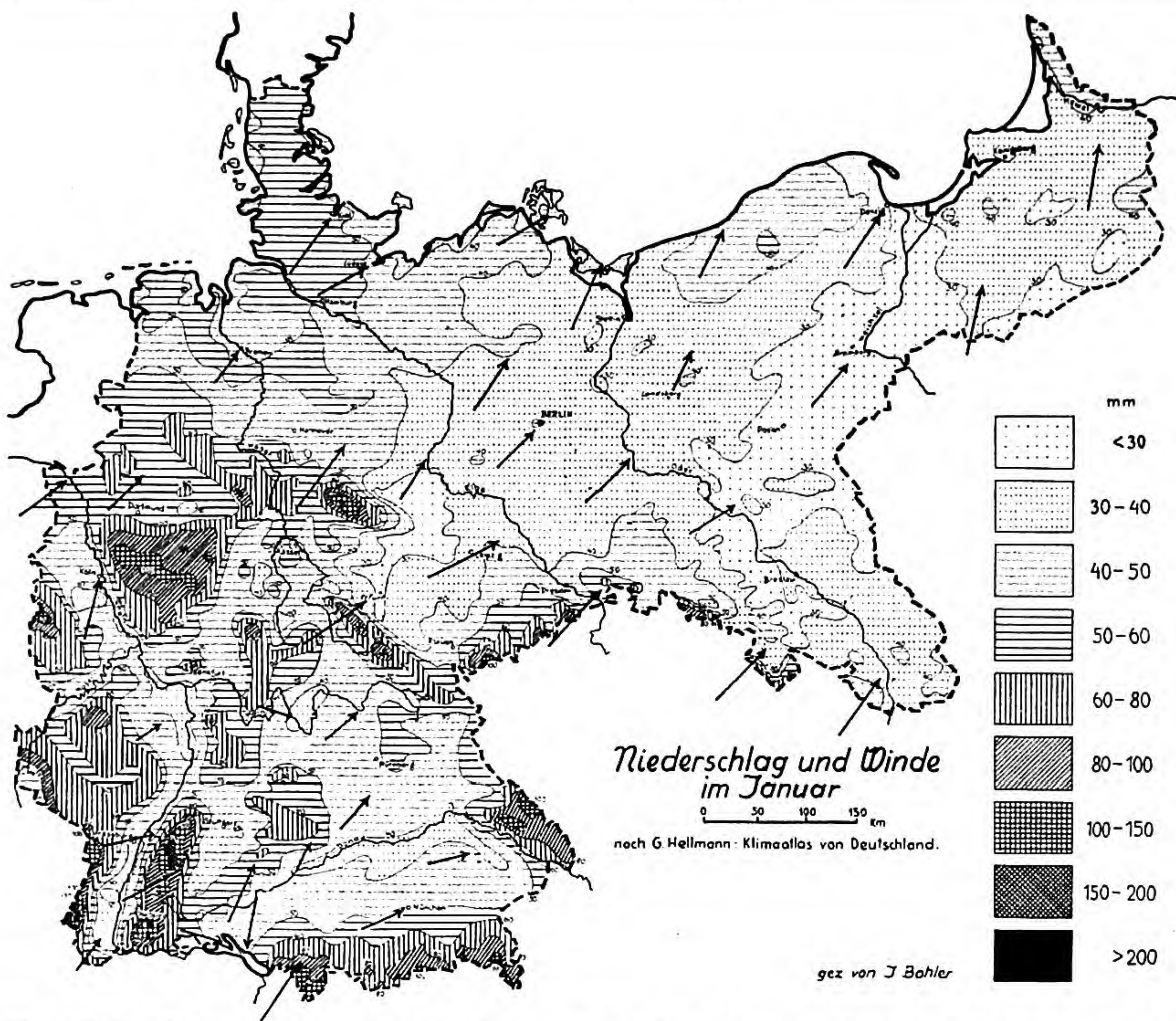
Dieser Formenschatz bildete sich überall in der Randlage aus. Da das Eis sich nun zurückzog, an einzelnen Stellen aber länger halt machte, ist an einzelnen Stellen der Formenschatz besser ausgeprägt als an anderen, wo er durch die Vorschüttungsande verwischt ist. Abwechselnde Fruchtbarkeit zeichnet also Ostelbien aus. Die großen Kiefernwaldungen nehmen die Sandfächer ein, die sog. Sander. Die Endmoränen- und die kuppige Grundmoränenlandschaft bergen Buchenwälder oder weite fruchtbare Gefilde. Der Seenreichtum ist die besondere Zierde der Landschaft. Dazwischen liegt in der Tiefe das Netz der Urstromtäler, das die höheren Platten voneinander sondert. Die Flüsse, Kanäle, Hauptverkehrslinien liegen in der Tiefe der oft sandigen Urstromtäler, die Platten werden vom Verkehr gemieden. Anders ist Westelbien gestaltet. Eine große Einförmigkeit zeichnet die Landschaft aus, alles ist verwischt und verwaschen, nur die Urstromtäler sind noch einigermaßen gut ausgeprägt, Dünen sind ihnen aufgesetzt. Unfruchtbare Heiden nehmen weite Flächen der Platten ein. Je weiter wir zum ozeanischen Klima vordringen, desto feuchter wird die Landschaft. Hochmoore überkleiden auf weite Flächen Höhen und Tiefen. Niedermoor liegen am Rande der Urstromtäler.

Ein kurzes Wort noch zu den Küsten. Die Küste der Ostsee hat in der Nacheiszeit ihre Lage häufig verändert. In letzter Zeit fand eine Senkung statt. Strömungen haben aber schon Zeit gehabt, die Küstenlinie auszugleichen. Wo die Platten an das Meer grenzen, schlug die Brandung ein Kliff. Felsen des Untergrundes wurden dabei zuweilen bloßgespült, wie in den Feuersteinen der Kreide und den Bernsteinen des Samlandes, jenem begehrten Handelsartikel von der Urgeschichte bis zur Gegenwart. Die Sande wurden von der Strömung weitergeführt, sie bilden Küstenhafen und Mehrungen, die sich, je weiter nach Osten, desto schöner entwickeln.

Die Küste der Nordsee ist anders gestaltet. In der urgeschichtlichen Zeit verlief sie noch bei der Doggerbank. Eine allmähliche Senkung vernichtete das Wohngebiet der Menschen und zwang sie zur Wanderung nach Süden. Die Senkung war aber eine langsame, so daß die Flüsse Zeit hatten, die Marschen aufzubauen. Die Gezeiten überspülen zur Hochwasserzeit das Land, das zur Niedrigwasserzeit als Watt unfruchtbar daliegt. Ein Kranz von Düneninseln legt sich vor das Watt. Weite Trichtermündungen führen in die Flüsse; der Mensch erobert durch das Vorschieben der Deiche langsam einen kleinen Teil des in der Urzeit verlorengegangenen Raumes wieder zurück.

Das Klima von Deutschland.

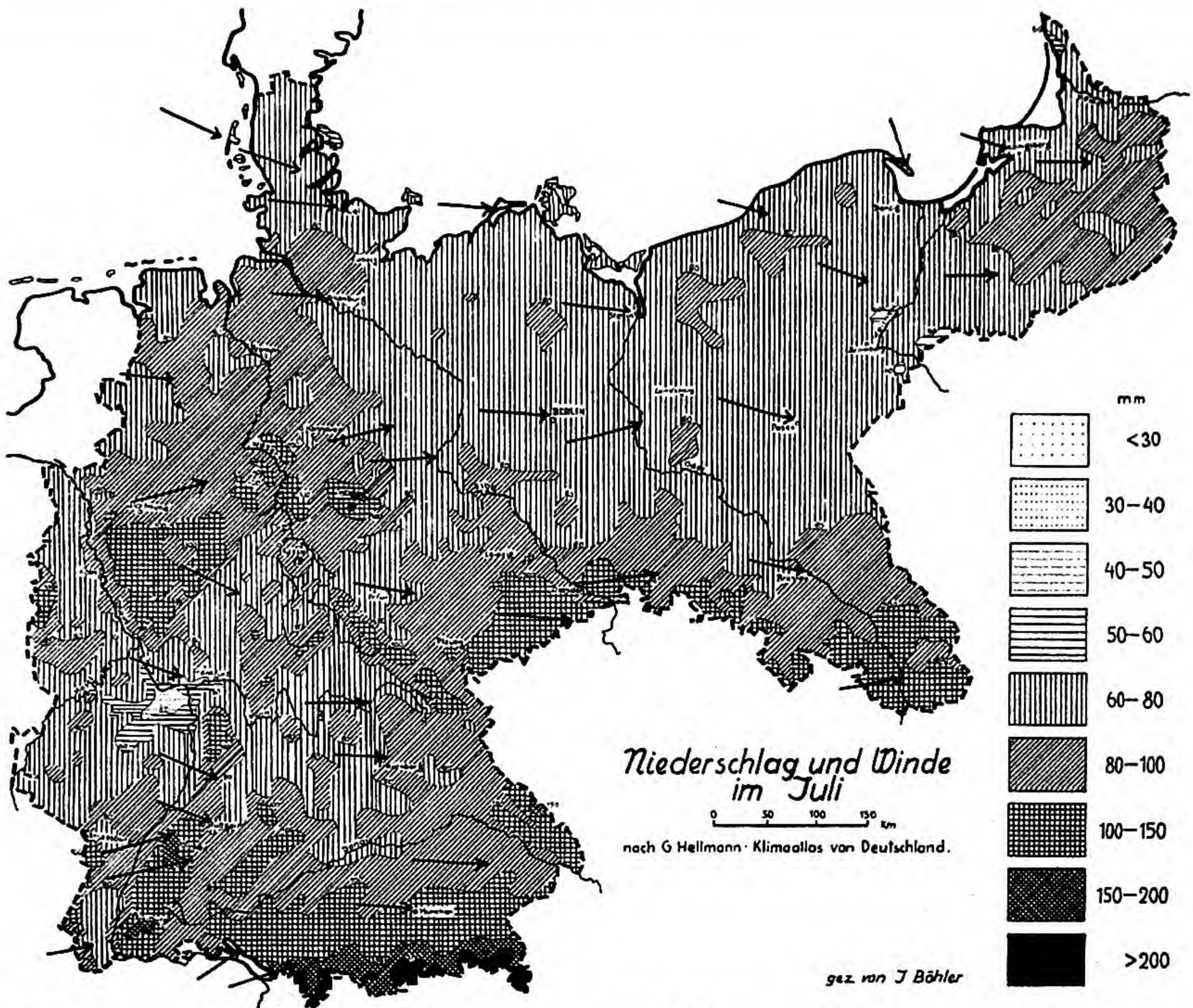
Viele Erscheinungen des deutschen Lebens werden durch das Klima beeinflusst, von dem ja besonders beim Bauern so ungeheuer viel abhängt. Das Klima Deutschlands ist ein Übergangsklima von dem ozeanischen zu dem kontinentalen. Es wandelt sich ferner bei der Wanderung von Norden nach Süden. Da aber der



18. Die Niederschlagskarte des Januar. Sie ist fast ein Spiegelbild der Gebirgskarte. Die ozeanische Luft streicht im Mittel von Südwesten über Deutschland und steigt an den Gebirgen empor.

deutsche Boden nach Süden ansteigt, und die Temperatur mit der Höhe abnimmt, so gleicht sich das Klima aus. Beträgt doch die Abnahme der Temperatur für 100 m Höhe im Durchschnitt des Deutschen Reiches $0,56^\circ$, das entspricht etwa der Zahl, die die Temperatur zunimmt, wenn man 1° , gleich 111 km, nach Süden wandert. Da Süddeutschland, z. B. bei München, 525 m hoch liegt, so herrscht dort etwa eine Temperatur, als wenn München 500 km nach Norden gerückt wäre und ungefähr in der Breite von Hannover und Berlin läge. Durch den Anstieg nach Süden ist also die Temperatur in Deutschland ausgeglichener. Nur die tiefen Becken des Südens, wie die Oberrheinische Tiefebene, zeichnen sich durch große Wärme und Klimagunst aus.

Das Meer wirkt ausgleichend auf die Temperatur, das Land bietet größere Gegensätze. Darum haben wir in Nordwestdeutschland milde Winter mit $+1^\circ$ Mitteltemperatur und kühle Sommer (16 bis 17°); im Südwesten Deutschlands noch milde Winter mit -1° und sehr warme Sommer (20°). Im Nordosten haben wir strenge Winter (-3 bis -4°) und warme Sommer (17 bis 18°). Im Südosten kalte Winter (-2°) und warme Sommer (19 bis 20°). Ganz verschieden laufen die Linien gleicher Temperatur während des Jahres über Deutschland hinweg. Im November, Dezember, Januar und Februar verlaufen sie nord-südlich, in den Monaten Mai, Juni, Juli und August normal: von Westen nach Osten. Im Frühling und Herbst dagegen unregelmäßig. Daher ist z. B. der Frühling ganz verschieden lang. Damit sich die Temperatur von 0° auf 9° erwärmt, sind



19. Die Niederschlagskarte des Juli. Sie ist sehr viel gleichmäßiger als die des Januar, weil die Regen Wärmegewittern entstammen. Die Winde kommen im Mittel von West oder Nordwest. Im Juni haben sie sogar eine noch stärkere nördliche Richtung.

im Nordosten nur $1\frac{1}{2}$ Monate nötig, im Süden 2– $2\frac{1}{2}$ Monate, im Nordwesten dagegen 3 Monate. Darum sagt der Ostpreuße, daß bei ihm auf den Winter sofort der Sommer folge. Im Nordwesten Deutschlands dagegen hat man lange Frühlingsmonate.

Nicht ganz Deutschland ist im Winter unter einer Schneedecke begraben. In der Nordseeküste, am Niederrhein und in der rheinischen Tiefebene hat man nicht einmal 20 Tage Schneedecke im Durchschnitt. In Mitteldeutschland und Schlesien dagegen schon 30–40 Tage, in Mecklenburg und der Mark bereits 50 Tage, in den Mittelgebirgen, Böhmen und Oberschlesien schon mehr als 50 Tage. Ja in Ostpreußen und den höheren Mittelgebirgen steigt sich die Dauer schon bis auf 3 Monate und mehr. Diese Schneedecke verzögert das Einsetzen des Frühlings, der also im Osten und in den höheren Mittelgebirgen lange auf sich warten läßt. Weil viele unserer höheren Mittelgebirge gerade bis in die Wolkzone in etwa 1000 m hinaufragen, zeichnen sie sich besonders in ihren höheren Lagen durch prächtigen Raureif aus, der mit Eiskristallen die Fichten umkleidet, oft abenteuerliche Formen und Fahnen bildet und dem Winde entgegenwächst.

Man hat den Einzug des Frühlings in Deutschland nach dem Aufblühen verschiedener Sträucher bestimmt. Eine oft veröffentlichte Karte von Thne lehrt uns, daß im Rheingraben der Frühling am 22. April beginnt, am 6. Mai in ganz Westfalen und Franken eingesetzt hat und am 12. Mai über ganz Deutschland hinwegzieht, mit Ausnahme von Holstein und den Küsten der Ostsee. In den höheren Mittelgebirgen ist er um die gleiche Zeit eingetreten, um schließlich am 26. Mai die höchsten Gipfel der Mittelgebirge erreicht



20. Der Alpsee und Hohen-Schwangan von Neuschwanstein aus. Das Gebiet der bayerischen Königschlösser ist eine liebliche Parklandschaft in den Voralpen, wo die Gletscher der Eiszeit Seen schufen. Im Hintergrunde schauen die hohen Gipfel der Voralpen jenseits des Lech herüber. (Aufnahme: W. Behrmann.)

keit eines Bodens hängt aber nicht nur von der Temperatur und der Güte des Bodens ab, sondern auch von der Menge der Niederschläge. Eine Schneedecke schützt den Boden vor Kahlfrösten und durchfeuchtet ihn besser als schnell abfließender Regen. Die obenerwähnten Gebiete mit Schneedecke sind also günstiger gestellt, was besonders von dem Osten hervorgehoben werden soll.

In Deutschland fällt überall ausreichender Niederschlag über 400 mm. Im allgemeinen fällt sogar zuviel Regen, so daß man in Deutschland die Gebiete mit Wärme und geringem Niederschlag als die klimagünstigsten bezeichnet. Es sind dies die Becken, wo häufig gerade fruchtbarer Lössboden zusammenfällt mit der Gunst des Klimas. Steigt man 100 m empor, so fällt im allgemeinen in den Höhen bis 500 m pro 100 m 34 mm Regen mehr; in 1000 m Höhe schon 88 mm für 100 m. Das heißt also, je höher die Gebirge, desto regenreicher sind sie. So mißt man auf der Zugspitze bereits 1380 mm Niederschlag.

Die Winde wehen im Winter anders nach Deutschland hinein als im Sommer. In ganz Deutschland haben wir im Winter südwestliche Winde, die in Ostpreußen südlich sind. Im Sommer dagegen haben wir westliche bis nordwestliche Winde, die in Ostpreußen in nördliche Winde übergehen. Dadurch wird der warme ozeanische Hauch im Winter von dem Atlantischen Ozean über den Kanal und über das Flachland von Frankreich hinweg gegen die Gebirge Deutschlands getrieben. Die Luft ist gezwungen, an den Gebirgen aufzusteigen, und läßt den Regen fallen. In den Wintermonaten ist also eine Regenkarte fast gleich der Gebirgskarte: nur wo Erhebungen sind fällt starker Niederschlag. Besonders die markante Linie der Gebirge, die sich vom Teutoburger Wald über den Thüringer zum Böhmer Wald zieht, wirkt als Regenfänger. Davor liegen einzelne größere Regeninseln: das Rheinische Schiefergebirge, Vogelsberg und Rhön, Vogesen und Schwarzwald. Jenseits der Gebirge, also im Nordosten derselben, steigt die Luft hinab, erwärmt sich und kann immer mehr Feuchtigkeit aufnehmen, so daß sich im Regenschatten, in den Becken, klimagünstige Gebiete befinden.

Im Sommer entstehen die Regen, außer aus den angeführten Gründen, aus anderen Ursachen. Durch die Wärme erhebt sich die Luft, mit steigender Luft bilden sich Gewitter, in ihnen fallen die Regengüsse. Darum ist die Regenkarte des Juli über ganz Deutschland ziemlich gleich. Die Gebirge sind kaum

zu haben. Das Getreide braucht zum Wachsen eine Wärme von mindestens 5-6°. Die Vegetationsperiode verkürzt sich besonders durch den späten Einzug des Frühlings im Osten Deutschlands, da der Herbsteinzug gleichmäßiger eintritt. In Ostpreußen und in den höheren Mittelgebirgen wird die Zeit zum Wachsen des Getreides kürzer und kürzer. Da aber hier auch der Winter mit seiner Härte droht, muß man sich mit der Ernte beeilen, um die Frucht hereinzubekommen, während man in Westdeutschland sich mehr Zeit nehmen kann. Die Ergiebig-

als Regenfänger zu erkennen. Die Regenmenge ist im Sommer größer als im Winter. Es sei denn, daß wir auf die Höhe der Gebirge steigen, wo im Rheinischen Schiefergebirge bei 400 m, im Riesengebirge bei 900 m sich das Verhältnis bereits umkehrt.

Aber eigentlich ist in Deutschland das Klima gar nicht so charakteristisch wie das Wetter. Wir stehen unter dem Einfluß der wandernden Zyklogen, die zumeist den Meeresstraßen folgen und an Norwegen entlang ziehen, zuweilen über die Nord- und Ostsee verlaufen und in Ausnahmefällen sogar jenseits

der Alpen ihren Weg nehmen. Beim Vorbeiziehen eines Minimums ändert sich das Wetter. So kann im Winter und Frühling nicht mit beständigem Wetter gerechnet werden, was für das ganze Volksleben von entscheidender Bedeutung ist. Erst in den Herbstmonaten, zur Erntezeit, kann man auf beständigeres Wetter hoffen, leider aber wird nur zu oft durch ein plötzliches Gewitter die Hoffnung auf gutes Erntewetter zerstört.

Im Winter brechen von Nordrußland her kalte Luftmassen ein, die mit geringem Winkel die kalte Luft unter die wärmere schieben. Die eisigen Luftmassen eilen flach über den deutschen Boden hinweg, werden an jedem Gebirge aufgehalten, müssen sich erst aufstauen und fallen dann föhnartig über die Pässe in die Beckenlandschaften ein. Ostpreußen leidet am meisten darunter. In den seltensten Fällen dringt die kalte Luft über die Mittelgebirge hinweg bis nach Franken oder sogar in die Oberrheinische Tiefebene, dann liegt allerdings die kalte Luft fest und wird schwer wieder erwärmt.

Mit der Höhe steigert sich der Wind, die Temperatur nimmt ab, der Regen zu. Durch den starken Wind wird die Verdunstung so groß, daß die Pflanzen die Feuchtigkeit nicht genügend ersetzen können. Die Baumgrenze, die über die höheren deutschen Mittelgebirge hinwegzieht, hat ihre Ursache in dieser Erscheinung neben der langen Frostperiode.

In den Alpen spielen die veränderten Verhältnisse mit der Höhe eine entscheidende Rolle. Das Klima der Höhe ist anders als das der Tiefe: ausgeglichener, dafür aber kälter und feuchter. In höheren Lagen ist für einzelne Pflanzenarten keine Möglichkeit des Fortkommens mehr gegeben. Wenn in der Tiefe in den gesegneten Tälern des Riesengaus und des Buxtehales der Wein bis 700 m noch reift und der Weizen gedeiht, so hört in 1250 m das Getreide schon auf. Im Norden der Alpen liegt die Getreidegrenze schon unter 1000 m. Der Wald hat seine Grenze in den nördlichen Kalkalpen in etwa 1800 m und steigt in den Zentralalpen höher hinauf, am Ortler sogar fast bis zu 2200 m. Einzelne Bäume steigen noch 100—150 m über der Waldgrenze empor. Die Buche gedeiht in den Kalkalpen nicht über 1400 m, die Fichte nicht über 1700 m, die Zirbelfeuer steigt am höchsten empor. Darüber sehen wir noch die Strummholzregion einsetzen.

Durch das Höhenklima ist der Mensch in den Mittelgebirgen, vor allem aber in den Alpen, gezwungen, ganz andere Wirtschaft zu treiben als in den Tiefen. Der Wein hat in Deutschland seine polare Grenze;



21. Das Becken von Oberstdorf im Allgäu. Bei Oberstdorf im Illerquellgebiet führen mehrere Täler zusammen, die durch eiszeitliche Ströme im einzelnen umgestaltet sind. Man sieht die Wiesen in der Tiefe, die bewaldeten Steilhänge und darüber das Gebiet der Hochalmen. (Aufnahme: W. Behrmann.)

wenn er auch im Mittelalter noch bis Königsberg angebaut wurde, so erfreute er den Gaumen nicht sehr, so daß heute nicht nordwärts über Grünberg hinaus die Rebe gedeiht. In den Klimaoasen kann die Edelkastanie gedeihen: am Südrande des Taunus, am Rande der Vogesen und in günstigen Alpentälern. Auch am Bodensee haben wir besondere Klimagunst, die dortige fremdländische Vegetation erfreut das Auge des Nordländers.

Pflanzen und Tiere in Deutschland.

Schon im vorigen Abschnitt wurde wiederholt auf die Abhängigkeit der Pflanzenwelt von den klimatischen Verhältnissen hingewiesen. Das Pflanzenkleid Deutschlands ist aber wie auch die Tierwelt keine natürliche mehr. Ursprünglich sah das Pflanzenkleid wesentlich anders aus. Mit den Klimaschwankungen änderte es sich.

Zur Eiszeit war die Waldgrenze so tief gerückt, daß nur an klimagünstigen Punkten überhaupt die Möglichkeit bestand, daß sich Bäume hielten. Im allgemeinen hatten wir in Deutschland Tundrenklima. Erst in der Nacheiszeit, also in vorgeschichtlicher Zeit, wanderten die Pflanzen von neuem nach Deutschland ein. Mediterrane Pflanzenelemente kamen von der Provence durch die Lücken zwischen den Gebirgen nach Deutschland. Vom Pontikum her und dem Osten wanderten um die Gebirge herum andere Pflanzen ein. Arktische Elemente hielten sich und zogen sich auf die höheren Gebirge zurück. Darum hat noch heute trotz aller Eingriffe der Menschen und aller forstlichen Erfolge der Wald im Osten und Westen Deutschlands ein ganz verschiedenes Aussehen.

Im Rheinischen Schiefergebirge haben wir Eichenwald, der im Süden in eine Buchenzone übergeht. In den Vogesen und im Schwarzwald gedeiht in den unteren Lagen die Buche, über die sich in der Höhe die Tanne schiebt. In Franken und Schwaben ist die Buche zu Haus. Die Fichte kommt vom Osten herein, im Böhmer Wald haben wir außerdem Tannenwald. In Oberbayern haben wir Nadelwald, vornehmlich Fichte, die auch in den Alpen der Hauptwaldbaum ist. Im Weiser-Bergland, Harz, Thüringer Wald kommt von Westen her der Laubwald und trifft sich mit dem Nadelwald des Ostens, denn dieser, besonders die Kiefer, nimmt die unfruchtbaren Sandböden des Ostens ein, während in den Gebirgen die Fichte vorherrscht. An der Ostsee haben wir eine Buchen-, Eichen- und Kiefernzone, von denen die Buche allerdings nicht mehr nach Ostpreußen hineinreicht.

Schlüter hat in mehreren Arbeiten das ursprüngliche Landschaftsbild rekonstruiert. Daraus ergibt sich, daß ganz Deutschland von einer geschlossenen Walddede überzogen war; nur die Lößgebiete und die Gebirge mit stark durchlässigem Gestein (Kalk) waren waldfrei. Die Täler waren versumpft, der Nordwesten hatte neben einem Strüppelwald weite Moorgebiete. In den lichtereren Regionen waren Steppenpflanzen zu Haus, die von dem Pontikum eingewandert waren. Der ursprüngliche Lebensraum der Menschen ist somit sehr eingengt gewesen, da der Mensch naturgemäß die lichten Flächen zwischen den Wäldern aufsuchte. Die Urwälder darf man sich allerdings nicht zu dicht vorstellen, denn besonders die Laubwälder sind auch im Urzustand nicht zu schwer passierbar.

Heute hat der Mensch das Vegetationsbild völlig umgestaltet. Die Wälder sind gepflanzt oder durchforstet. Die Kiefer, als schnell sich rentierender Baum, ist weit nach Westen verpflanzt worden. Die Nadelhölzer ersetzen die Laubhölzer, der Mischwald wird zurückgedrängt. An vielen Stellen ist der Wald gerodet, Sümpfe und Moore sind entwässert. Das ursprüngliche Vegetationskleid ist stark geändert, so daß man im deutschen Wald eine Kulturlandschaft vor sich hat, die mit der Ackerbaulandschaft an Pflege wetteifern kann.

Auch die ursprüngliche Tierwelt ist heute nicht mehr vorhanden. Was wir an Wildtieren finden, wird gehegt, und trotzdem verschwinden im Laufe der Zeit mehr und mehr die Wildtiere, die wir noch aus unseren Märchen als heimische deutsche Tiere kennen. Von den Tieren der Vorgeschichte seien in den Wäldern er-

wähnt: der Höhlenbär, der Höhlenhirsch, der Höhlenlöwe und die Höhlenhyäne. In den lichtereren Gebieten kamen das Wildpferd, die Antilope, das Renn und der Auerochse vor. Im Mittelalter waren die Elche noch weit über Deutschland verbreitet, wie viele Ortsnamen noch heute zeigen. Auerochsen, Bären und Lure sind ausgestorben, Wildkatze und Biber werden seltener. Zu dem Hirsch- und Rehwild hat sich aber neu das Dammwild und der Fasan gesellt. So ist das Tier der freien Wildbahn heute ein anderes als noch zu Zeiten der Fabelwelt von Reinecke Fuchs. Heute tritt der Mensch als Schützer der Tiere auf, er hegt sie und bringt sie über Notjahre hinweg und sorgt durch regelmäßigen Abschuss, daß die franken und überalterten Exemplare verschwinden.

Die deutsche Kulturlandschaft.

Der Garten der deutschen Kulturlandschaft hat sich im Laufe langer Entwicklung und durch die anstrengende Arbeit vieler Generationen erst langsam aus dem Urzustand entwickelt. Heute sucht man in Deutschland ziemlich vergebens noch Flächen, die von Menschen unbeeinflusst sind. Selbst unsere Moore sind nicht mehr im Urzustand, da durch Entwässerung eine Erica- oder Kalunadecke sich an Stelle des Sphagnummooses gesetzt hat. Der Wald ist ein Forst. Das Feld ist in ständiger Pflege, die Dörfer und Städte, die Industrieanlagen legen sich gewollt an die günstigsten Stellen für ihre Weiterentwicklung.

Der Mensch der Steinzeit lebte noch völlig unter Naturzwang. Er jagte im Wald und hegte die Steppengräser in den lichten Zonen. Er fischte in den Flüssen, wohnte in den lichten Gebieten, also hauptsächlich in der Lösslandschaft und den Kalkgebieten. Erst in der jüngeren Steinzeit differenziert sich das Kulturleben; in der Bronze- und Eisenzeit wird von dem Naturzwang zur Naturverbesserung übergegangen. Jetzt wird bereits Ackerbau betrieben, das Rind hilft schon dem Menschen. In der Bronzezeit kann man Hafer- und Spelz-anbau nachweisen, in der Eisenzeit kennt man bereits den Roggenbau und einzelne Obstsorten. Auf den lichten Flächen lebt man bereits sesshaft. In Eigenwirtschaft wurde alles hergestellt, was man benötigte; wenige Produkte wurden gehandelt. Besonders die Salzlagerstätten waren schon damals Orte höherer Kultur, da durch den Handel dieses unentbehrlichen Produktes sich eine höhere Entwicklung durchsetzte. Der Bernstein, zuweilen Feuerstein, später Erze und Metalle wurden von einzelnen Punkten aus ebenfalls gehandelt. Die Wege des Verkehrs durch den Wald zwischen den lichten Flächen aber waren nur bald wieder zugewachsene Pfade. Daneben aber streiften die Jäger durch den Wald, und Fischer beuteten die Flüsse und Seen aus. An der Küste begibt man sich schon früh zum Fischfang auf das Meer.

Zu Beginn der geschichtlichen Überlieferung finden wir starke Völkerbewegung innerhalb Deutschlands, wie wir ein gleiches auch aus den urgeschichtlichen Funden aus früheren Zeiten mühjam erschließen können. Die Germanen wanderten, von Osten kommend, nach Süddeutschland, die Römer traten ihnen entgegen und besetzten schließlich bis zum Rimes Romanus Südwestdeutschland. Sie bringen die Steinkultur mit sich, schenken dem deutschen Boden fremde Kulturpflanzen, legen Städte an und bauen ein Netz gradliniger Verkehrsstraßen von den Etappenorten zu den Befestigungen am Rande ihres Herrschaftsbereiches. Das Römische Reich wurde an den Grenzen geschützt, hier konzentrierte die Weltmacht ihr Militär. Ja, es verlegte das Römische Reich sogar seine Kaiserstadt in die bedrohte Grenzzone nach Trier. Wenn auch das übrige Deutschland nicht ganz ohne städtische Siedlungen war, so war es im großen und ganzen doch ein Bauernland, dessen Bewohner in Dörfern auf den engen lichten Gebieten wohnten.

Durch die ganze deutsche Geschichte von dem Anfang bis zur Gegenwart geht ein gemeinsamer Zug. Stets sind die Deutschen ein Volk ohne Raum. Sie müssen eingeengt ihr Gebiet verteidigen, sie müssen wehrhafte Männer in genügender Zahl besitzen. Ausreichende Volksvermehrung ist also ein Zwang. Die Folge aber ist wieder ein Engerwerden des Raumes für den einzelnen. Die Friesen z. B. wurden von den Sturmfluten gezwungen ihr Land aufzugeben, sie schoben sich gegen die Sachsen. Die übrigen germanischen Stämme saßen auf den engumgrenzten lichten Flächen zwischen den Wäldern. Die höhere Kultur der Römer in Gallien und am Rhein lockte.

Es können hier unmöglich die ganze deutsche Geschichte und die Verschiebungen der Wohngebiete behandelt werden. Es sei vielmehr das Augenmerk gerichtet auf die Veränderungen, die die Anbauberhält-

nisse im Laufe der Zeit durchgemacht haben. Bei der Landnahme haben die Franken zuerst die fruchtbaren Gebiete in Besitz genommen. Die Dörfer, die sie gründeten oder die die Alemannen im Süden anlegten, haben sich bis auf den heutigen Tag erhalten. Die Feldflur war gemeinschaftlicher Besitz; Jahr für Jahr wurde nur ein Teil zur Bebauung freigegeben; das übrige war Brache. Diese diente der Dorfgemeinschaft als Weide; vor allem aber wurde das Vieh in den Wald getrieben, wo es sich die Nahrung suchen mußte, die Schweine an Eichen und Buchen, das Rindvieh an den Zweigen des Unterholzes und dem Grasboden. Erst als die Wiesenwirtschaft aufkam, konnte die Brache ausgenutzt werden und jetzt die gesamte Feldflur in Wechselwirtschaft genommen werden, wobei ein Feld der Winterfrucht, ein Feld der Sommerfrucht und das dritte Feld als Brache diente, in ständigem Wechsel. Da die einzelnen Hufner in jedem Gewann einen kleinen Streifen besaßen, konnte nur durch gemeinschaftliches Bestellen und Abernten der Boden bebaut werden.

Als die Bevölkerung sich vermehrte, konnte man zuerst den Bevölkerungsüberschuß noch durch Teilung der Hufen unterbringen. Bald aber reichte es nicht aus, und man mußte auch den schlechteren Boden der Feldflur heranziehen und neue Dörfer gründen. An den Ortsnamen kann man diese Zeit des Landausbaus noch gut ablesen (im fränkischen Gebiet =dorf, =hausen, =hagen usw.). Um 750 herum aber machte es die starke Bevölkerungsvermehrung notwendig, sich nach neuem Ackerraum umzusehen. Jetzt begann man sich in den Wald hineinzuroden, und somit änderte man grundsätzlich die deutsche Naturlandschaft. Grundherren, Klöster und einzelne Unternehmer siedelten in dem Wald Dörfer an. Die Feldflur liegt nur noch in den ältesten Zeiten in Gemenglage wie es sonst bei den Deutschen üblich. Später bekam jeder Bauer seinen Acker zugewiesen, die besondere Form der Waldhufendörfer entstand auf diese Weise.

Am Ende der Rodungszeit ist der gute ertragreiche Boden in Besitz genommen, der schlechte Boden bleibt dem Wald vorbehalten. In dem ganzen Mittelalter und der Neuzeit bis etwa 1700 wird der Wald nicht gepflegt, sondern bleibt Jagdgebiet oder wird als Waldweide ausgebeutet und zu Holznutzungszwecken ausgeräubert.

Die Landwirtschaft in Nordwestdeutschland steht unter anderen Bedingungen, da der Boden hier zu feucht ist und man in alten Zeiten den Boden nur bestellen konnte, wenn das Grundwasser nicht zu hoch stand. Bei den sanften Geländewellen dieser Landschaft legte man das Feld oder den Esch, wie es auch genannt wird, an den sanft geneigten Hängen an und betrieb Roggenbau. Das Feld ist wie in Mitteldeutschland in kleine Gewanne aufgeteilt, der Besitz hat Gemenglage. Da „ewiger Roggenbau“ getrieben wurde, ist es wichtig, den Boden ständig zu düngen. So ist in Nordwestdeutschland seit alters her mit dem Landbau Schafzucht verbunden. Die Gemeinheit, d. h. der Rest der großen Dorfflur, wurde von den Schafen abgeweidet, die nachts im Stall untergebracht waren und die Blaggen mit dem Dünger durchtränkten. Tagsüber wurde eine neue Blaggen-schicht in die Ställe gelegt, so daß der Boden in ihnen und somit die Düngerschicht höher und höher wurde. Erst im ausgehenden Mittelalter wird bei der Bevölkerungsvermehrung auch die Gemeinheit angegriffen, jetzt aber für die jüngeren Siedler ein „Kamp“ in Blockform herausgeschnitten. Die Bauern haben Besitz im Esch, die jüngeren Brinksiker, Rötter oder Halbfötter (auch Rätner) besitzen ein Stück des Kampes. Bis auf den heutigen Tag hat sich der Gegensatz der alt eingewohnten Bauern und der jüngeren Siedler erhalten. Da aber durch die Regulierung der Flüsse das Grundwasser heute gesunken ist oder durch künstliche Dünger der geringere Boden des Kampes ertragreich gemacht ist, kann es vorkommen, daß der Besitz eines Rätners wertvoller ist als der eines Bauern.

Durch die Bevölkerungsvermehrung gezwungen, wurden die Deutschen im Mittelalter wieder auf das alte Gebiet im Osten hingewiesen und Siedler durch Klöster, Fürsten usw. von neuem in Ostelbien angejagt. Die Feldflur wurde jetzt um die Angerdörfer blockmäßig den einzelnen Besitzern zugeteilt. Die Deutschen schoben sich zwischen die Slawen, die im allgemeinen als wasserliebendes Volk in kleinen Dörfern (Nieß) an Flüssen und Seen saßen, Fischfang und etwas Ackerbau trieben. Durch Vermischung wurden

sie langsam eingedeutscht, nur in den Sümpfen des Spreewaldes haben sich die Wenden erhalten. Vom 12. Jahrhundert bis 1550 führte der Zug nach dem Osten; es konnte dort die fortwährend zunehmende Bevölkerung untergebracht werden.

In Ostelbien entwickelte sich erst in jüngerer Zeit der Großgrundbesitz. Der Gutsbesitzer kann seinen Boden großzügiger bearbeiten und erzielt oft eine reichere Ernte, so daß der Großgrundbesitz für die Ernährung der Städte sehr wichtig wird, weil er Überschuß an Getreide erzielt.

Aber auch westlich der Elbe im alten Siedlungsgebiet änderte sich die Struktur der Bevölkerung. Zur Zeit der Staufer und ihrer Nachfolger gründen die einzelnen Fürsten und Grundherren zum Schutz ihres Besitzes und aus wirtschaftlichen Gründen die Städte. Diese entstehen zuerst in der Tiefe und an günstigen Verkehrslagen; denn eine Stadt ist niemals Selbstversorger, sondern ist auf das Land angewiesen. Es blühte innerhalb ihrer Mauern der Handel und das Gewerbe, damit man die Nahrungsmittel, die man nicht selbst anbauen kann, einkaufen konnte. Zwischen den Städten bilden sich Straßen aus, der Handel, vornehmlich mit hochwertigen Produkten, wird von Stadt zu Stadt getragen. Die Bevölkerung der Stadt kommt in der Regel aus dem umliegenden Land, so daß häufig um die Stadt herum die Dörfer wüsten werden. Manchmal wurden aber über den Bedarf hinaus Städte gegründet, die jetzt als winzige Gemeinwesen kaum lebensfähig sind und langsam wieder dorfsartigen Charakter bekommen. Bei dem Dorfe sind die Wege zur Feldflur und die Feldflur selbst das Wichtigste, bei der Stadt dagegen die Verbindungswege von den Dörfern zu der Stadt und von Stadt zu Stadt; ein Markt ist ihr wichtiges Zentrum. Ein Mauerkranz schützt die Dörfer nur, wenn sie in verkehrsreicher Landschaft liegen, die Städte dagegen sind im allgemeinen wehrhaft. Im Westen schließen sich die Städte mit winkeligem Straßennetz häufig an eine feste Burg an.

Unter den deutschen Städten blühen einzelne empor. Die katholische Kirche gründet ihre Bischofsitze im Anschluß an die alten Römerstädte, da die katholische Kirche ja von jeher sehr konservativ gewesen ist. Einzelne Städte gedeihen durch die Gunst ihrer Lage. Ulm, Augsburg, Nürnberg, Erfurt, Frankfurt, Leipzig und Köln seien als Handels- und Messestädte hervorgehoben. Der Bund der Hanse fördert die Hafenstädte, wie Brügge, Lübeck, Danzig usw. bis zum Baltikum.

Mit der Entdeckung der Neuen Welt änderte sich die Blickrichtung Deutschlands. War vorher der Nordosten und der Südosten durch Städtereihen bevorzugt, so stirbt jetzt der Osten ab. Vom neuen Erdteil kommen wichtige Nahrungspflanzen, wie die Kartoffel und der Mais. Mit den Hackfrüchten und stärkerer (später künstlicher) Düngung ist die Möglichkeit gegeben, auch die Brache zu bestellen. Jetzt wechseln Winterfrucht mit Sommerfrucht und mit Hackfrüchten.



22. Der Kräher bei der Mädelegabel (Allgäu). Die Dolomite der Allgäuer Schubbede bilden die schroffen Gipfel des Krähers, die von dem Schuttkegel hinunterführen auf die großen Almflächen um die Remptener Hütte. (Aufnahme: B. Behrman.)

In den Gebirgen aber verfrachtet der Acker zu schnell, nach 5—10 Jahren lohnt die Ernte nicht mehr. Das Feld wird dann dem Gras überlassen, bis es nach Jahren wieder bebaut werden kann. Diese Feldgraswirtschaft wird in vielen deutschen Mittelgebirgen in den mittleren Höhen durchgeführt. Oft auch überläßt man das Feld, wenn die Ernte nachläßt, wieder der Berwaldung. Als Reutberg- oder als Niederwaldbetrieb bezeichnet man diese Wirtschaft. Meistens werden die Wurzeln der Bäume in dem Feld gelassen, die Stodauschläge werden nach etwa 20 Jahren abgeschlagen und abgebrannt, damit die Asche düngt, und dann wird der Acker umgehackt und besät. Nur mit der Sichel kann man ernten. Nach wenigen Jahren aber muß man das Feld aufgeben. Nur selten gibt man sich die Mühe der Rodung.

Wo das Klima zu feucht ist, also an der Nordseeküste und in den höheren Gebirgen, setzt reine Graswirtschaft ein; dort wird also nur Viehzucht betrieben. Im Hochgebirge verlangt der kalte schneereiche Winter ein Hinabtreiben des Viehs zur Tiefe und ein wieder Hinauftreiben auf die Almen im Sommer.

Wohl haben im 17. bis 18. Jahrhundert weit vorauszehende Fürsten Sümpfe urbar gemacht, auch haben einzelne Fürsten neue Städte gegründet (Mannheim, Karlsruhe), im großen und ganzen aber blieb die Wirtschaft bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts die alte. Erst jetzt setzt im Zeitalter der Erfindungen mit den Eisenbahnen und den besseren Verkehrsmitteln eine völlige Wandlung der Wirtschaft ein. Jetzt kann auch die Großstadt durch Zufuhr von Nahrungsmitteln leben. Die Industrien setzen sich an die Punkte, wo die Kraft in Form von Kohle oder Wasser bequem zu bekommen ist, oder an die Stellen, wo Bodenschätze vorhanden sind. Die sich stark vermehrende Bevölkerung verlangt Arbeit; Industrie schafft sie, so wird in manchen Landschaften, wo weder Kraft noch besondere Bodenschätze vorhanden sind, aber eine sich stark vermehrende Bevölkerung lebt, eine nicht bodenständige Industrie hervorgerufen. Im Erzgebirge, im Harz und in manchen anderen Mittelgebirgen ist der Bergsegen, der die Bewohner einst in unwirtliche Höhen lockte, erloschen. Die Hausindustrie muß die Mittel schaffen, um die Bevölkerung zu ernähren, da der Acker es nicht kann. Die chemische Industrie schafft künstliche Düngemittel, so daß der Acker keine Ruhepause mehr nötig hat und jetzt in ständigem Wechsel bebaut wird, da wissenschaftliche Methoden beim Landbau angewandt werden können.

Es ist ein Ruhmesblatt unserer deutschen Landwirtschaft, daß sie trotz der ständig wachsenden Bevölkerung fast in der Lage ist, den Bedarf an Ernährungsmitteln zu decken. Ganz ist es nicht möglich; so ist das Deutsche Reich auf den Handel mit dem Ausland angewiesen. Zur Ernährung seiner Bevölkerung muß es sich Rohstoffe für die Industrie beschaffen. Eigene Kolonien wären Lebensnotwendigkeit für uns. Das vielgestaltige Leben verlangt eine Pflege der Wissenschaft; denn nur durch sie werden die Mittel geschaffen, um den vielgestaltigen Bedürfnissen der sich vermehrenden Bevölkerung Rechnung zu tragen.

So ist im Laufe der Zeit in Deutschland durch die Arbeit der gesamten Bevölkerung eine mustergültige Kulturlandschaft entstanden, die wir alle kennen, bewundern und lieben.

Wie aber die Landschaften Deutschlands im einzelnen wechselvoll sich aneinanderreihen, das auszuführen fehlt leider der Raum. Die Übersicht der Abbildungen muß die Einzelschilderung ersetzen. Sie kann uns zugleich einen Eindruck der Vielgestaltigkeit und Schönheit deutschen Bodens vermitteln.

Schrifttum.

G. Braun, Deutschland, 2. Aufl., Berlin 1926. — E. Diesel, Das Land der Deutschen, Leipzig 1931. — B. Dietrich, R. Gradmann u. a., Deutschland Bd. I der E. von Seyditzschen Geographie, Leipzig 1925. — R. Gradmann, Süddeutschland, 2. Bd., Stuttgart 1931. — Derj., Das mitteleuropäische Landschaftsbild nach seiner geschichtlichen Entwicklung, Geogr. Zeitschr. 1901; Zur Geographie der Vor- und Frühgeschichte, Geogr. Zeitschr. 1922. — G. Hellmann, Klimaatlas von Deutschland, Berlin 1921. — E. Ihne, Phänologische Karte des Frühlingseinzugs in Mitteleuropa, Vet. Mitt. 1905. — R. Krebs, Landes- und von Deutschland, Bd. II: B. Brandt, Der Nordosten, Berlin 1931, Bd. III: R. Krebs, Der Südwesten, Berlin 1931. — Derj., Die geographischen Grundlagen des deutschen Volkstums, Karlsruhe 1923. — F. Machatschek, Länderkunde von Mitteleuropa in Enzyklopädie der Erdkunde, Wien 1925. — H. Overbeck, Raum und Politik in der deutschen Geschichte, Geogr. Bau-

steine, Gotha 1929. — J. Partsch, Mitteleuropa, Gotha 1904. — A. Penck, Das Deutsche Reich. In Kirchhoffs Länderkunde von Europa II 1, Leipzig 1887. — Ders., Deutscher Volks- und Kulturboden. In R. v. Loesch, Volk unter Völkern, Breslau 1925. — W. Peßler, Deutsche Volkstumsgeographie, Berlin 1931. — Fr. Ratzel, Deutschland, Einführung in die Heimatkunde, 6. Aufl., (hrsg. von E. v. Drygalski), Leipzig 1932. — D. Schlüter, Zur Geschichte der deutschen Landschaft, Mitt. Naturf. Ges. Halle I, 1911. — W. Me, Das Deutsche Reich, Leipzig 1915. — E. Wahle, Vorgeschichte des deutschen Volkes, Leipzig 1924. — W. Winkler, Statistisches Handbuch des gesamten Deutschtums, Berlin 1927.

Die Bewohner Deutschlands in vorgeschichtlicher Zeit

unter besonderer Berücksichtigung noch ungeklärter Fragen.

Von Dr. Hans Gummel,

Direktor des Museums der Stadt Osnabrück.

Über die Bewohner unseres Vaterlandes vor der Zeit um Christi Geburt, in der uns die ersten genaueren geschichtlichen Nachrichten eine ganze Reihe von germanischen Stämmen auf deutschem Boden nennen, gibt uns die Vorgeschichtswissenschaft (bisher auch vielfach Urgeschichtswissenschaft genannt) Auskunft. Wir haben dabei zwei Zeitabschnitte zu unterscheiden, einen sehr langen, für den sich die Angabe von Völkernamen wissenschaftlich noch nicht verantworten läßt, und einen kürzeren, etwa um 2000 vor Christi Geburt beginnenden, in dem wir mit Sicherheit im Norden Deutschlands von Germanen sprechen dürfen. Außerdem gehört aber zum Bereich der Vorgeschichtswissenschaft auch die Zeit zwischen jenen antiken Schriftstellernachrichten (welche wie vereinzelte Scheinwerferstrahlen frühere Geschichtsforscher oft mehr blendeten als erleuchteten) und der nach der Einführung des Christentums einsetzenden ununterbrochenen geschichtlichen Überlieferung.

Von Vorgeschichtsforschung als Wissenschaft kann erst gesprochen werden, seit die sog. „Bodendenkmäler und -funde“ nicht mehr einfach den „heidnischen Vorfahren“, also z. B. in Hessen den Chatten, in Mecklenburg den Obotriten zugeschrieben wurden, sondern unter Berücksichtigung ihrer Altersunterschiede kritisch gefragt wurde: Welche Funde sind germanisch, welche slawisch usw.? Denn ein Hauptziel der Vorgeschichtsforschung ist die Zuweisung der in möglichst eng abgegrenzten Zeitabschnitten zu ermittelnden „Kulturen“ oder „Stile“ an geschichtlich bekannte Völker und Stämme bzw. deren Vorfahren. Die eigentlich recht unglücklichen Ausdrücke „Kulturen“ oder „Stile“ für Gruppen von regelmäßig zusammen vorkommenden Denkmälern und Funden sind in der Vorgeschichtsforschung zu fest eingebürgert, als daß daran gerührt werden könnte. Zu dem obengenannten Ziel führt die von Gustaf Hossinna scharf herausgearbeitete und von ihm so genannte „Siedlungsarchäologische Methode“. Sie beruht auf seinem Grundgesetz: „Scharf umgrenzte archäologische Kulturprovinzen decken sich zu allen Zeiten mit ganz be-



23. Die Fundstelle (X) vom einzigen Überrest der ältesten Menschenrasse Deutschlands, des Homo heidelbergensis, in den Sanden von Mauer, 1907. (Schoetersjad, Der Unterkiefer des Homo Heidelbergensis.)

stimmten Völkern oder Völkerstämmen." Auf die einfache Formel gebracht „Kulturen = Völker“ mit der Folgerung: „Wandern einer Kultur = Wandern eines Volkes“ ist dieser Satz sehr anfechtbar. Denn manche Erscheinungen in einer Kultur können auch durch Handel oder durch Ideenübertragung (ohne Wanderung eines Volkes) verbreitet sein. Wenn man aber von Kossinnas Worten die ersten: „scharf umgrenzte Kulturgebiete . . .“ besonders betont, so ist es klar, daß er seine Schlüsse nur auf solche Dinge bauen will, die als sozusagen vollstich gebunden betrachtet werden dürfen. Weil nun aber diesbezüglich eine Entscheidung keineswegs leicht ist und weil sich daher im Einzelfalle darüber streiten läßt, ob ein Kulturgebiet „scharf umgrenzt“ ist oder nicht, so liegt hier eine Fehlerquelle, die Jacob-Friesen besonders deutlich aufgezeigt hat. Daß Kossinna selbst diese Fehlerquelle bisweilen nicht genügend berücksichtigt hat, ändert aber nichts daran, daß seine Forschungsart sich nicht nur als außerordentlich anregend, sondern (mit der nötigen Vorsicht betrieben) auch als brauchbar erwiesen hat. Sie wird tatsächlich selbst von seinen Gegnern bewußt oder unbewußt angewandt und ist aus der heutigen Vorgeschichtswissenschaft nicht wegzudenken.

1. Die Zeit bis etwa 2000 vor Christi Geburt.

1. Altpaläolithikum.

Die älteste in Deutschland bekannte Menschenrasse ist der Homo heidelbergensis. Sie ist bisher nur durch einen Vertreter bezeugt, und von diesem hat sich weiter nichts erhalten als sein Unterkiefer. Aber dessen Beschaffenheit ist eben so, daß sie die Aufstellung einer besonderen Rasse rechtfertigt. Der Unterkiefer wurde 1907 in Mauer bei Heidelberg 24 m tief in Sanden der vorletzten Zwischeneiszeit gefunden (Abb. 23).

Über die „Kultur des Heidelberger“ können wir uns mangels entsprechender Funde kein Bild machen; wir nehmen als sicher an, daß sie tiefer war als die der „Neandertalrasse“ (homo primigenius).

Die „Neandertaler“ unterscheiden sich von den späteren Bewohnern Deutschlands durch verschiedene „urmenschlische“ Merkmale, wie starke Überaugenwülste, besonders bei den Männern, und mangelhafte Entfaltung des Kinns. Sie lebten bei uns in der letzten Zwischeneiszeit und zu Beginn der letzten Eiszeit und standen offenbar auf der Wirtschaftsstufe der Sammler und Jäger. Auf das Vorhandensein religiöser Vorstellungen lassen die Bestattungen von Verstorbenen schließen. Es werden verschiedene Kulturen unterschieden, die dem Altpaläolithikum angehören.

Die Zeitbestimmung der Vorgeschichtsforschung beruht auf dem 1836 aufgestellten „Drei-Perioden-System“: Steinzeit, Bronzezeit, Eisenzeit (nach den jeweils auffälligsten erhaltenen Werkstoffen). Die Steinzeit wurde 1866 in Paläolithikum (ältere Steinzeit) und Neolithikum (jüngere Steinzeit) gegliedert, dazwischen 1874 das Mesolithikum (mittlere Steinzeit) eingeschoben. Innerhalb des Paläolithikums werden verschiedene Stufen unterschieden, die zu den Gruppen „Altpaläolithikum“ und „Jungpaläolithikum“ zusammengefaßt wurden. Einige Kulturen des Altpaläolithikums sind besonders gekennzeichnet durch den „Faustkeil“, ein in seiner Hauptausprägung mandelförmiges, als „Universalinstrument“ aufgefaßtes Feuersteingerät. Die wichtigsten Fundorte in Deutschland sind: Neandertal bei Düsseldorf, Taubach und Ehringsdorf bei Weimar, Markkleeberg bei Leipzig, Heidenheim a. d. Brenz.



24. Größeres der beiden Schädelnester in der Dfnet-Höhle bei Nördlingen. (M. M. Schmidt, Die diluviale Vorzeit Deutschlands.)

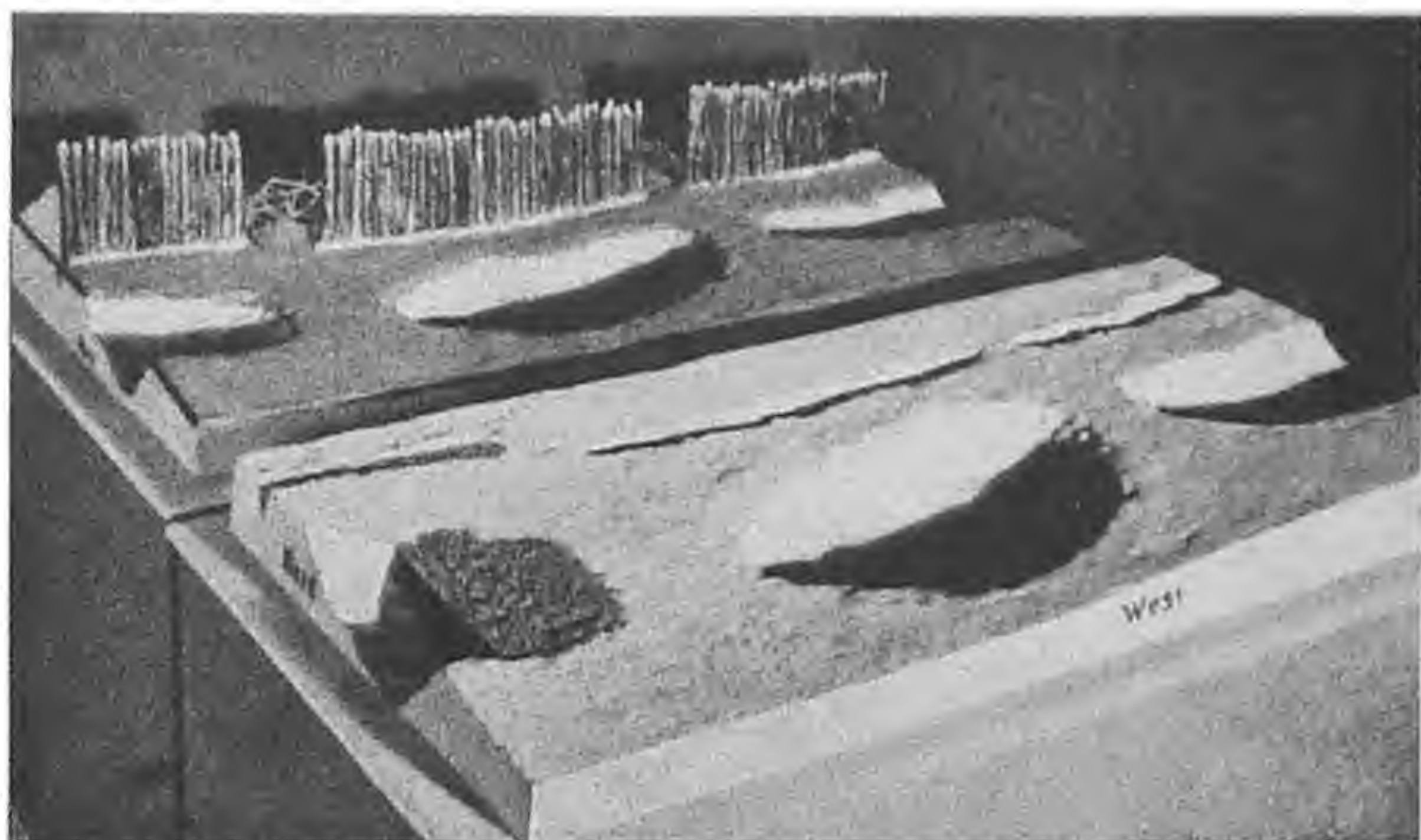
2. Jungpaläolithikum.

Während der letzten Eiszeit drangen Menschen der Aurignac- und der Cro-Magnon-Rasse in Mitteleuropa, wahrscheinlich von Asien her, mit Kulturen des Jungpaläolithikums ein. Sie sind sicherlich die Vorfahren eines großen Teiles unserer heutigen Bevölkerung. Wirtschaftlich stehen diese Menschen auf der Stufe der „höheren Sammler“. Die Jagd wird größtenteils durch Fang in Gruben, Fallen und Netzen betrieben. Die auffallendsten Erscheinungen dieser Zeit sind lebenswahre Tierdarstellungen, die teils geschnitten, teils geritzt, teils gemalt (für letzteres keine Belege auf deutschem Boden) sind. Sie sind zweifellos (neben anderem) Zeugnisse für eifrig geübten Jagdzauber. Höckergräber zeigen, daß es in manchen Gebieten Brauch war, die Leichen vor der Beisetzung zu fesseln, offen-

bar aus Furcht vor ihnen. Da aber auch Bestattung in gestreckter Rückenlage vorkommt, ist die Totenfurcht vielleicht nicht allgemein verbreitet gewesen. Bei vielen Arten der Beisetzung sind die Toten mit Beigaben versehen. Dabei befindet sich bisweilen Mötel (Ockererde), der auf Körperbemalung hindeutet.

Das Jungpaläolithikum ist besonders gekennzeichnet durch „Mingenkulturen“, d. h. Kulturen, in denen messerflingenähnliche — teils durch Abschlagen, teils durch Abdrücken von einem „Kernstein“ gelöste — Absplisse von Feuerstein die Hauptrolle unter den Geräten spielen. Doch kommen auch „Faustkeilkulturen“, die aber mit dem Altpaläolithikum offenbar

nicht in ursächlichem Zusammenhang stehen, und „Knochenkulturen“ vor. Bezüglich Einzelheiten, die hier viel zu weit führen würden, muß auf Menghin, Kühn und Wahle verwiesen werden. Das wichtigste Fundgebiet in Deutschland ist der schwäbisch-fränkische Jura. Denn hier sind viele Höhlen, in denen sich die Menschen dieses Zeitalters gern niederließen. Die noch vor wenigen Jahrzehnten geltende Auffassung, daß aus klimatischen Gründen Zeugnisse für Anwesenheit paläolithischer Menschen im norddeutschen Tiefland nicht zu erwarten seien, ist durch neuere Untersuchungen widerlegt worden, wie Preuß in einem großen Überblick gezeigt hat. Es wurden aber auch entsprechende Funde in jüngster Zeit gemacht (Piezler, Schwantes). Zu der Mötelbeigabe vgl. Schiller in „Madameffiers Totenlieb“ (frühere Überschrift „Madameffische Totenklage“): „Farben auch, den Leib zu malen, steckt ihm in die Hand, daß er rötlich möge strahlen in der Seelen Land“.



25. Jungsteinzeitliche Befestigung des Goldberges bei Nördlingen (Modell). Der Wall mit Palisaden und vorgelegtem Sohlgraben wird durch Tore und Erdbrüden häufig unterbrochen. (Goepfer, Die Altertümerammlung im Alten Schloß zu Stuttgart.)

3. Mesolithikum.

Die Zeit des endgültigen Abschmelzens des Inlandeises im Ostseegebiet und des Zurückweichens der Alpengletscher auf ungefähr ihren heutigen Stand bringt einen Zuwachs der Bevölkerung mit sich, über deren Lebensweise wir aber, außer große gesehen, noch recht schlecht unterrichtet sind.

Andererseits vermögen aber einzelne besonders glückliche Funde uns bemerkenswerte Einblicke zu vermitteln, so ein Paddelruder in Dubensee, Kr. Herzogt. Lauenburg. Dieses bezeugt also das Vorhandensein von Wasserfahrzeugen (Einbäumen).

Zum erstenmal werden Kurzschädel auf deutschem Boden beobachtet. Sie sind offenbar die Vorfahren der heutigen alpinen Rasse. Die Wirtschaftsstufe ist weiter die der höheren Sammler. Feierlicher Schädelkult läßt sich durch einen eigenartigen Befund in der Dfnet-Höhle bei Nördlingen erkennen (Abb. 24).

Hier lagen 33 menschliche Schädel — davon 19 von Kindern und Halberwachsenen (wohl meist Mädchen), 10 von jungen Weibern bis zum 30. Lebensjahre und nur 4 männliche — in 2 Nestern, von denen das eine 27, das andere 6 enthielt. Sie waren sämtlich mit dem Gesicht nach Westen gewendet. Aus zugehörigen Halswirbeln und Messerspuen an ihnen ergibt sich, daß die Schädel von den Körpern noch vor deren Verwesung abgetrennt wurden. Das Vorhandensein von Zahn- und Muschelschmuck — offenbar als Halsketten — und die sorgfältige Einbettung in Mötel spricht dagegen, daß es sich um Erschlagene oder Geopfert handelt. Fast sämtliche Schädel, auch die ausgesprochenen Lang- (5) bzw. Kurz- (8) Schädel bezeugen Rassenmischungen.

Sah man früher zwischen den Kulturen des Jungpaläolithikums und denen des Neolithikums einen „Hiatus“ (Kluft), so haben die letzten Jahrzehnte diese nur in der Forschungsarbeit lassende Lücke geschlossen, und es sind eine ganze Reihe von mesolithischen Kulturen erkannt worden. Sie sind aber so eng mit den jungpaläolithischen verbunden, daß Wahle sie mit gutem Grunde auch mit diesen zusammen in dem Kapitel über die Zeit der höheren Sammlerböcker behandelt und daß Menghin sachlich nicht Unrecht hat, wenn er beide Gruppen als „Miolithikum“ zusammenfassen will. Wenn er damit aber doch kaum Gehör gefunden hat, so geschah das deswegen, weil anstatt der beabsichtigten Milderung terminologischer Unklarheiten voraussichtlich nur eine noch größere Sprachverwirrung entstehen würde. Neben mesolithischen Kulturen mit Zwergformen von Feuerstein-



26. Riesensteingrab (Henggrab). Waldhusen bei Lübeck. Der Gang zur Kammer erscheint hier portalartig verkürzt. Den Toten waren Steinwaffen und -geräte sowie irdene Töpfe mit Speise und Trank beigegeben. (Aufnahme: Dr. Adolf Kunkel, Potsdam.)

geräten (Mikrolithen) stehen altpaläolithisch anmutende „grobgerätige“, daneben „gemischte“ und solche, in denen Knochen eine wesentliche Rolle als Werkstoff spielt. Einen Überblick über die damals erzielten Erkenntnisse für ganz Deutschland gibt der Bericht über die Ausstellung „die mittlere Steinzeit Deutschlands“ anlässlich der Tagung der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte in Köln 1927, für Norddeutschland (und die nordischen Länder) eine im folgenden Jahr erschienene wichtige Arbeit von Schwantes. Da in dem seither erschienenen beträchtlichen Schrifttum zur deutschen Vorgeschichte für keinen Zeitabschnitt so viel Einzelabhandlungen vorhanden sind wie für das Mesolithikum, so würde es viel zu weit führen, wenn mehr als die wichtigsten (S. 78) genannt werden sollten (bis 1932 s. Piezler).

4. Neolithische Kulturen (außer schnurkeramischen und verwandten).

Eine erhebliche Wende in den vorgeschichtlichen Volkstumsverhältnissen Deutschlands bedeutet etwa um 3000 v. Chr. das (soweit wir heute sehen) annähernd gleichzeitige Auftreten von jungsteinzeitlichen Bauernvölkern aus drei verschiedenen Himmelsrichtungen, von Westen, von Norden und von Südosten (der mittleren Donau). Ihre Kulturen werden dementsprechend als nordische, westeuropäische (westische) und Donau-Kulturen bezeichnet. Die früher schon vorhandene Rassenmischung wird im Laufe der Zeit immer stärker.

Während bisher als einziges Haustier der Hund bekannt war, sehen wir die Menschen jetzt im Besitz von Rindern, Schweinen, Schafen und Ziegen. Der hölzerne Palenpflug wird von Rindern gezogen. An Getreide werden mehrere Sorten Weizen, Gerste und Hirse gebaut, von Hacksfrüchten sind Pferdebohnen, Erbsen und Linsen bekannt. Außer anderem (wildem) Obst sind bereits angebaute Äpfel nachweisbar. Flachs liefert das Garn, das mit der durch einen Spinnwirtel beschwerten Handspindel gesponnen wird. Neben der Landwirtschaft liefert die Jagd weiter einen Teil der Nahrung, und auch die Sammelwirtschaft ist noch vorhanden. Es gibt jetzt feste Häuser. Die Siedlungen werden bisweilen — offenbar aus dem Schutzbedürfnis heraus — zu Dörfern zusammengeschlossen, wie sie in den bekannten

Moor- und Pfahldörfern des Federsee- und Bodenseegebietes vorliegen, aber auch in größeren befestigten Landsiedlungen, wie z. B. auf dem Goldberg (unweit Mördlingen, aber auf württembergischem Boden Abb. 25) oder in Köln-Vindenthal.

Erst mit der sesshaften Lebensweise kommt es — von bescheidenen Vorläufern abgesehen — zur Herstellung von Tongefäßen. Nach Ausweis von Fingerabdrücken war die Töpferei ebenso wie bei heutigen Naturvölkern Frauenarbeit. In den nordischen und in den Donaukulturen werden die Gefäße zu Trägern von Verzierungen, deren Stile verraten, daß hier und dort Menschen von ganz verschiedenem Gefühlsleben sie schufen. Ihre Mannigfaltigkeit ist uns das wichtigste Hilfsmittel, um die einzelnen Kulturen voneinander zu unterscheiden. Die Tongefäßscherben sind die „Leitfossilien des Prähistorikers“. Deshalb werden die Kulturen von jezt an besonders nach ihrer Keramik bezeichnet. Die Technik der Steinbearbeitung erreicht eine große Höhe in der Herrichtung von Lanzen- und Pfeilspitzen, Messern, Beilen, Meißeln, Haden und Äxten. Ihre Spitzenleistungen sind die prächtigen nordischen Feuersteindolche (Abb. 27). Versuche mit Steingeräten haben ihre vorzügliche Brauchbarkeit erwiesen. Bergbau auf Feuerstein ist zwar nicht in Deutschland, aber seinen Nachbarländern festgestellt. Auf der Insel Rügen bestanden Feuersteinwerkstätten, deren Erzeugnisse anscheinend bis weit nach Mitteldeutschland hinein verbreitet wurden. Aus Frankreich werden flache, dreieckige Beile aus Jadeit oder verwandten Gesteinen bezogen, ebenso auch lange Feuersteinklingen. Am Ende dieses Zeitabschnittes kommen auch die ersten Metalle ins Land, Kupfer von Cypern und Spanien, Zinn und Gold von den britischen Inseln, letzteres auch aus Siebenbürgen. Es handelt sich dabei im wesentlichen um Schmucksachen, für die sonst Tierzähne, Weichtierschalen und Bernstein Verwendung finden. In vielen Fällen ist nicht zu entscheiden, ob wir es mit Schmucksachen oder Amuletten zu tun haben. Letzteres ist sicher, wenn Bernsteinfäden die Form von Äxten gegeben ist. Daß operative Eingriffe geschickt gemacht werden konnten, zeigen gut verheilte Trepanationen; von einem Schädel in Rössen sind sogar zwei Stücke aus dem Schädel entfernt. Die entnommenen Knochenscheiben waren offenbar begehrte Amulette. Die Bestattungsart ist fast durchweg die Körperbestattung. Erst am Ende der jüngeren Steinzeit kommt in einigen Kulturen Brandbestattung vor. Die Grabform ist bei den nordischen Kulturen größtenteils das Riesensteingrab (Volksmund: Hünnengrab, Abb. 26) bzw. die (meist kurze) Steinkiste, bei der einen der westeuropäischen Kulturen die lange Steinkiste, im übrigen das einfache Erdgrab unter flachem Boden. In letzterem Falle handelt es sich um ein Grab für einen einzelnen, bei den größeren Steinbauten um Gräber für viele Tote, die vermutlich einer besonderen Gemeinschaft (Sippe oder dergleichen) angehören. Ihre Erbauung spricht ebenso wie die Anlage der Befestigungen für die Arbeit vieler Menschen unter einem leitenden Willen. Wir entnehmen daraus eine Gliederung der Volksgenossen in Führer und Gefolgschaften.

Die sorgsame Bestattung der Toten und ihre bisweilen reiche Ausstattung mit Beigaben bezeugt wie früher, nur jetzt durch eine größere Fülle von Funden noch eindringlicher, den Glauben an ein Weiterleben der Verstorbenen in einer Form, bei der er seines bisherigen Besitzes noch bedarf. Daß in den Donaukulturen Frauengestalten als Idole eine Rolle spielen, wissen wir besonders durch Funde außerhalb Deutschlands, doch sind auch hier wenigstens einige Bruchstücke von solchen gefunden, etwas häufiger Tieridole. Eins der bemerkenswertesten jungsteinzeitlichen Fundstücke auf deutschem Boden ist eine 33 cm hohe Widderfigur von Ton (Abb. 28), die 1925 in Jordansmühl (Schlesien) gefunden wurde und als ein Götterbild angesprochen worden ist. Während vor etwa 25 Jahren für den Beginn des Neolithikums in Deutschland die Zeit um 4000 v. Chr. (oder noch eine erheblich frühere) angegeben wurde (Rossiina und andere), ist dafür in den neuesten Arbeiten die Zeit um 3000 v. Chr. zu finden (Schuchhardt, Wahle und andere). Nicht im Einklang damit steht vorläufig die auf moorgeologische Grundlage gewonnene Anschauung, daß der älteste hölzerne Hakenpflug auf deutschem Boden (Walle bei Aurich) aus der Zeit 3500 v. Chr. stammt (Jacob-Friesen). Weitere Forschung ist hier besonders deshalb sehr notwendig, weil darüber Meinungsverschiedenheiten bestehen, ob Ackerbau und Viehzucht im nordischen Kulturgebiet entstanden sind (Hahne) oder letzten Endes auf den Orient zurückgehen (Wahle).

a) Die nordischen Kulturen. Es geht heute nicht mehr an, von einer besonders durch die Riesensteingräber (Megalithgräber) gekennzeichneten nordischen Kultur zu sprechen. Es gibt nämlich nicht nur nordische Kulturen ohne, sondern auch verschiedene mit Riesenstein-



27. Feuersteindolch. Aus Dedendorf, Kr. Hoya. Museum Hannover. Höhe etwa 22,5, Breite etwa 6 cm. (Handel und Wandel am Weserstrom, hrsg. v. Friedemann².)



28. Widder aus Ton. Aus Jordansmühl, Kr. Rimplsch. Museum Breslau. Höhe 33 cm. (Mischkeffen 1.)



29. Tieffstichverziertes Tongefäß der nordischen Kultur in engerem Sinne. Aus dem Denghoog (Riesensteingrab) auf Sylt. Museum Kiel. Höhe 32,5 cm, oberer Durchmesser 24—25, unterer 12,5 cm. Wandstärke 5—7 mm. (Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit, Hrs. v. R.-G. Zentral-Museum, Mainz, Bd. V.)

In Norddeutschland wird als besondere Kultur die des westlichen Niedersachsens und der benachbarten Niederlande (im wesentlichen Provinz Drenthe) immer deutlicher erkennbar. Die Hauptgrabform ist hier nach Sprockhoff das Hünenbett mit ovaler Steineinfassung. Östlich davon liegt ein Gebiet, wo die Hünenbetten in der Regel eine rechteckige Steineinfassung haben. Dessen Ostgrenze ist noch nicht klar, insbesondere deswegen, weil noch nicht genügend aufschlußreiche Funde vorliegen. Vielleicht umfaßt es noch die Altmark und benachbarte Gegenden, deren Tonware Kupka als „Langgrabkeramik“, Schroll als „mitteldeutsche Tieffstichkeramik vom Gutritscher Typ“ bezeichnet. In Mecklenburg und Pommern bis etwa zur Oder nebst der Insel Rügen, wo es besonders viele Riesensteingräber gibt (oder vielmehr leider: gab), steht die Kultur der „nordischen“ im engeren Sinne nahe. Östlich der Oder kommen nur abgewandelte Formen der großen Steingräber mit anderer Tonware als Tieffstichkeramik vor. Besonders sind hier die sog. kujawischen Gräber zu nennen, welche meist Kugelamphoren (vgl. unten) enthalten. Die Tieffstichkeramik ohne die großen Steingräber hat auch das Weichselmündungsgebiet (hier von La Baume und Langenhein „Trichterbecherkultur“ genannt) erreicht, ebenso Schlesien (hier von Seger als „Rößwitzer“ Kultur bezeichnet) und weitere südöstliche außerdeutsche Gebiete. An die Riesensteingrabkultur in der Altmark und Mecklenburg schließen sich in



30. Kugelflasche. Aus Trebus, Kr. Lebus. Märk. Museum, Berlin. Höhe 16,5, Durchmesser des Halses 8, des Gefäßbauches 17 cm, Wandstärke 5—7 mm. (Brandenburgia XXXIX.)

der weiteren Provinz Sachsen und Brandenburg mit ihr in mehr oder minder deutlichem Zusammenhang stehende Kulturen an. Von ihnen wurden die Walternienburger — aus der die Bernburger hervorgeht — und die Mollenberg-Burger (die Sprockhoff als „havelländische“ bezeichnet) von Kossinna als „Elbmegalithkeramik“ zusammengefaßt. Die „Schönfelder“ Kultur gliederte Engel in drei Gruppen. Nilsson, der die Walternienburger-Bernburger-Kultur eingehend behandelte, untersuchte auch die Sondererscheinungen der „Baalberger“ und „Opperschner“ Rannen. Die aus einer Mischung mit der donauländischen Bandkeramik hervorgehende „Rößener“ Kultur wirkt weit nach Südwestdeutschland (Näheres unter c).

Auf die wichtigsten Fragen, über die noch keine Übereinstimmung herrscht, sei kurz hingewiesen.

Während bisher ziemlich allgemein mit Kossinna angenommen wurde, daß die nordwestdeutsche und die mitteldeutsche Tieffstichkeramik von der „nordischen“ im engeren Sinne abzuleiten sei, hält Schroll die mitteldeutsche für die Grundlage der (allerdings auch von der „nordischen“ im engeren Sinne beeinflussten) nordwestdeutschen und schreibt ihr wesentlichen Einfluß auf die „nordische“ im engeren Sinne zu. Kupka glaubt zwar, daß die mitteldeutsche „Langgrabkeramik“ von der „nordischen“ Tieffstichkeramik im engeren Sinne abstammt, hält aber

Der Ursprung der „nordischen Kultur“ im engeren Sinne (Abb. 29) ist noch nicht geklärt. Daß sie in der Hauptsache aus einer mesolithischen Kultur entstand, deren Träger nach dem Schwinden des Inlandeises von Südwesten her nach dem Norden eingewandert waren, wird von den meisten Forschern angenommen. Aber die Erbauung der Riesensteingräber wird vielfach aus einer Gedankenausbreitung von Nordwesteuropa (britische Inseln) hergeleitet. Wahle glaubt sogar, daß auf eine Einwanderung von dort nicht nur die Errichtung der steinernen Grabbauten, sondern auch die Einführung der Pflugkultur zurückgeht. Bemerkenswert ist jedenfalls in diesem Zusammenhang, daß er nach neueren Untersuchungen feststellt: „In Skandinavien tritt uns das Megalithvolk hochwüchsig und vorwiegend kurzschädlig entgegen.“



31. Tulpenbecher der Michelsberger Kultur. Vom Michelsberg b. Untergrombach. Museum Karlsruhe. Höhe 16, oberer Durchmesser 17 cm. (Alt. u. heidn. Vorzeit V.)

wie Schroller die nordwestdeutsche für eine Folgeerscheinung der mittel-deutschen. Die von Kossinna, Schumacher, Uberg, Gummel vertretene Auffassung, daß die Walternienburger Kultur infolge Abwanderung der nordwestdeutschen Riesensteingrabkultur nach Südosten entstand, wird von Kupka, Miklasson und Schroller nicht geteilt. Ziemlich allgemein abgelehnt wird die Meinung von Reinede, daß die „nordische“ Riesensteingrabkultur im engeren Sinne erst ungefähr am Ende des Neolithikums entstanden sei. Die oben nur kurz erwähnte Kultur der „Kugelamphoren“ (Abb. 30) schließt Kossinna eng an die „nordische“ im engeren Sinne an, während Sprockhoff ihren Ursprung eher in Mitteldeutschland suchen möchte. Der ziemlich allgemeinen Ansicht, daß diese Kultur von Nord- und Mitteldeutschland aus weit nach Osten hin ausstrahlte, steht die umgekehrte von Gilde gegenüber.



32. Glodenbecher aus Stetten bei Tuttlingen. Mus. Stuttgart. Höhe 13,5, oberer Durchmesser 16,5 cm. (Alt. u. heidn. Vorzeit V.)

b) Die westeuropäischen Kulturen. Wir haben drei aus Westeuropa einwandernde Kulturen zu unterscheiden, von denen die eine (Glodenbecher, vgl. unten) erst

dem Ende der Steinzeit und im Gegensatz zu den beiden andern einer (zunächst) nicht Ackerbau treibenden Bevölkerung angehört. Die wichtigste ist die Michelsberger Kultur (Abb. 31). Von ihr glaubt Wahle, daß sie noch eher als eine der Donaukulturen nach Deutschland gelangt sei, Bremer und Kraft sogar, daß sie sich aus bodenständigem Mesolithikum entwickelt hat, während Buttler darauf hinweist, „daß zwar ein höheres Alter und langes Weiterleben der Michelsberger Kultur möglich ist, daß es aber keinen Beweis für einen frühen Ansat im neolithischen System Deutschlands gibt“ (ähnlich Gummel 1923). Also auch hier gehen wie bei den nordischen Kulturen die Auffassungen noch sehr auseinander. Die Michelsberger Kultur ist vor allen Dingen am Ober- und Mittelrhein vertreten.

Besonders von den Leuten dieser Kultur sind die großen Landbefestigungen geschaffen, von denen oben bereits die Rede war. Wahles Vermutung, daß sie als Abwehr gegen eine vordringende Donaukultur errichtet wurden, ist sehr ansprechend. Sie scheint seine Auffassung von dem höheren Alter der Michelsberger Kultur zu stützen, doch ist dagegen einzuwenden, daß dieser vielleicht erst eine spätere Welle der Donaukultur bedrohlich wurde. Ziemlich klar ist jedenfalls, daß trotz der Befestigungen die Michelsberger Kultur, soweit es nicht zu Vermischungen zwischen ihr und Donaukulturen (vgl. unten) kam, in die Gegend um den Bodensee zurückwich und dort Pfahlbauten errichtete. Vielleicht waren das allerdings nicht die ersten Anlagen dieser Art, die dort entstanden, sondern es mag schon vorher eine andere westeuropäische Kultur aus den Pfahlbauten der Schweiz diese Gebiete erreicht haben. Aus den ange deuteten Vermischungen zwischen Michelsberger und Donaukulturen entstanden die Münchshöfer (im Federseegebiet Michbühler genannt), Schussenrieder, Altheimer (die Kossinna freilich für eine Fortbildung der Moswiger, also nordisch beeinflusst, hält) und Mondseckultur, denen nach Wahle wohl noch als Sondergruppe neben der Altheimer die von Wagner beschriebene Bollinger hinzuzufügen ist.

Eine andere westeuropäische Kultur, die nach Deutschland eindrang, ist durch lange Steinkisten gekennzeichnet; weil aber sehr viele von diesen vor ihrer sachgemäßen Untersuchung gestört waren, wissen wir von ihren Erbauern wenig mehr, als daß sie Ackerbau trieben. Der Einbruch erfolgte einmal in Süddeutschland, wohl durch Sundgau und Westrich, und dann besonders die Lippe und benachbarte Flüsse aufwärts bis in das Harzvorland hinein. An der Verbreitung der langen Steinkisten (vgl. das Kartenbild bei Wahle, Deutsche Vorzeit, Karte 2) ist sehr klar zu erkennen, wie diese Kultur einen Landstrich besetzt, der bisher weder vom Norden her durch eine nordische, noch von Süden her durch eine Donaukultur erreicht war.

Ganz am Ende der Steinzeit erscheint im Rheingebiet die Glodenbecherkultur (Abb. 32), die vom Westen her als „thüringische“, vom Süden her als „sächsische“ Gruppe nach Mitteldeutschland eindringt und dort die „sächsisch-thüringische“ Mischgruppe bildet (Neumann). In diesem Falle haben wir es, wie schon erwähnt, nicht mit einer Ackerbaubevölkerung zu tun, sondern mit kriegerischen Eroberern, die offenbar in raschem Vordringen über weite Gebiete hineinziehen, dann aber auch meist schnell wieder verschwinden (s. aber unten Adlerbergstil), bzw. von anderen Völkergruppen aufgesogen werden. Durch sie kommen die ersten Kupfergeräte (von Spanien) nach Deutschland. Besonders beachtenswert aber ist, daß die Glodenbecherleute zumeist Kurzköpfe sind — die Annahme, daß es sich um die Urbäter der dinarischen Rasse handelt, ist bestritten —, während bei den übrigen Einwanderern die Langschädel vorherrschen.

c) Die Donaukulturen. Während Wahle es nur als wahrscheinlich bezeichnet, daß die Keimzelle der nach Deutschland einwandernden Donaukulturen (der „Bandkeramik“) „in einer fruchtbaren Landschaft im Gebiete der mittleren Donau“ liegt, nimmt Schroller mit anderen bestimmt das böhmisch-mährische Becken dafür an. Von hier zieht die Bandkeramik einerseits die Donau aufwärts und dringt von da nicht nur an den Ober- und Mittelrhein, sondern sowohl bis



33. Fußbecher des Hinkelsteinstils. Aus einem Gräberfeld bei Worms. Museum Worms. Höhe 17 cm, oberer Durchmesser 23,3 cm, Wandstärke 4–5 mm. (Alt. u. heidn. Vorzeit V.)



35. Fußvase der Rössener Kultur. Aus Hindenburg, Kr. Osterburg (Altmark). Museum Wernigerode. Höhe 20, oberer Durchmesser etwa 10 cm, Wandstärke 5 mm. (Alt. u. heidn. Vorzeit V.)



36. Topf mit ergänztem Kugelboden der Großgartacher Kultur. Aus Großgartach, O.-A. Heilbronn. Museum Heilbronn. Höhe 22 cm, Durchmesser des Gefäßbauches 10 cm. (Alt. u. heidn. Vorzeit V.)

Belgien als auch durch die Wetterau in das Leinetal vor, andererseits aber auch in das Gebiet der Ober (mit Ausstrahlungen sowohl nach der oberen wie nach der unteren Weichsel), bzw. der mittleren Elbe und Saale und von da in das Harzvorland. Hier kommt sie dem auf dem vorher beschriebenen Wege in das Leinetal vorgebrungenen Zweige so nahe, daß bis vor kurzem Unklarheit bestand, ob handkeramische Funde in der Nähe von Hildesheim auf die im Leinetal oder auf die vom Harz her vorrückende Gruppe zurückzuführen seien. Jetzt ist die Frage in letzterem Sinne beantwortet (Buttler).

Bei der reinen, d. h. mit anderen Kulturen ungemischten Handkeramik sind zwei Hauptkulturen zu unterscheiden. Die erste wird in Mittel- und Ostdeutschland als Stichreihenkeramik bzw. (in Schlesien)

als Pfanzkeramik, in Westdeutschland als Hinkelsteinkeramik (Abb. 33), die zweite als Spiral- (oder Spiralmäander-) Keramik (Abb. 34) bezeichnet. Bei letzterer ist eine ältere Stufe (Flomborner Stil) von einer jüngeren (Plaidter Stil) zu trennen. „Dem Plaidter Typus [Stil] engst verwandt und nur als geographische Spielarten von ihm aufzufassen sind der Wormser, der Wetterauer und der Eichelbacher Typus [Stil]“ (Bremer in Ebert, 8, S. 237). Während in der Zeit um 1910 heftig über das Altersverhältnis der Spiralkeramik zur Hinkelsteinkeramik gestritten wurde, kann heute als gesichert gelten, daß die Hinkelsteinkeramik im allgemeinen ebenso wie die ihr entsprechende Stichreihenkeramik (bei der darüber kein Zweifel bestand) in jüngeren Schichten auftritt als die Spiralkeramik. Buttler hat meines Erachtens durchaus recht, wenn er schreibt: „indessen soll nicht bestritten werden, daß die von Roehl festgestellte Schichtenfolge als Ergebnis lokaler Verhältnisse richtig sein kann, daß sich etwa eine spiralkeramische Gruppe dort lange genug gehalten hat, um den später in der Gegend einrückenden Hinkelsteinstil überlagern zu können. Roehls Chronologie kann aber nicht über jeden Zweifel erhaben und vor allen Dingen nicht allgemein gültig sein...“ (Buttler a. a. O., S. 52). Ebenso stimme ich Buttler darin bei, daß der Plaidter Stil aus dem Flomborner entwickelt und durch Hinkelsteineinflüsse umgestaltet worden sein muß. Während die Leute mit Keramik vom Flomborner und Hinkelsteinstil ihre Toten unverbrannt in Flachgräbern auf Reihengräberfeldern beisetzen, haben wir im Plaidter Stil meist Brandgräber vor uns.

Wir kommen nunmehr zu den Kulturen, die nicht als reine Handkeramik, sondern als Mischung von solcher mit anderen Kulturen anzusprechen sind. Es wurde oben schon auf die wichtige Rössener Gruppe (Mischung mit Tiefstichkeramik, Abb. 35) hingewiesen. Deren weitere Mischungen mit Handkeramik in Südwestdeutschland werden von manchen Forschern, besonders Rosinna, als Wanderungen, von anderen, wie Wahle, als „Kulturwelle“ aufgefaßt, die aber insofern von großer Bedeutung ist, als die einstige Geschlossenheit der Handkeramik sich auflöst und einzelne Sondergruppen entstehen, und zwar der [Rössen-] Niedersteiner, Heidelberg-Neuenheimer, Friedberger (bei dem Bremer drei Stufen unterschied), Eberstadter und Großgartacher (Abb. 36) Stil.

Während die beiden ersteren dem Rössener Stil noch nahe verwandt sind, ist das bei den drei letzteren, die von Bremer als „Süddeutsche Stichelkeramik“ zusammengefaßt wurden, nicht der Fall. Der Rössener Einfluß (bzw. Ein-



34. Flasche mit Spiral- und Mäanderverzierung. Aus einem Hodergrab bei Flomborn, Kr. Alzey. Museum Worms. Höhe 17,5 cm, Durchmesser an Mündung und Standfläche 5 cm, Wandstärke 3 mm. (Alt. u. heidn. Vorzeit V.)



37. Krug mit Gittermuster der Schuffenrieder Kultur. Aus dem Moordorf Nieschachen im Gebersseegebiet, O.-A. Nieslingen. Staatl. Mus. Berlin. Höhe 12 cm, Durchmesser der Mündung und der Standfläche 5,7 cm, Wandstärke 4 mm. (Alt. u. heidn. Vorzeit V.)

wanderung) macht sich sogar noch in den Mischkulturen zwischen Michelsberger und Bandkeramik bemerkbar, und zwar besonders in der Schussenrieder Keramik (Abb. 37). Auf diese Mischung zwischen Michelsberger und Donaukulturen (Münchshöfer usw. Stil) wurde bereits oben hingewiesen. Doch ist die hier in Betracht kommende Gruppe der Donaukulturen nicht mehr zur eigentlichen Bandkeramik zu rechnen (nur Wille bringt den Münchshöfer Typ mit Stichreihenkeramik zusammen [Ebert, 1, S. 344]), sondern sie entspricht der Jordansmühler Kultur Schlesiens, die auf weitere außerhalb Deutschlands vertretene Donaukulturen, besonders die Lengyelkultur, zurückgeht. Diese beeinflusst in Schlesien selbst, wohin sie offenbar aus Südwestungarn kommt (Obsidianfunde), den Bichanger Stil, wodurch innerhalb dessen eine jüngere nach einer älteren noch unbeeinflussten Stufe unterschieden werden kann. Die Jordansmühler Kultur, die auch in zwei Stufen gegliedert ist, verbindet sich mit der nordischen „Koschwißer“ zur „Marschwißer“ (unter Mitbeteiligung anderer Kulturen; vgl. unten). Kossinna nimmt mit Nilsson an, daß diese gemischte Gruppe durch einen Vorstoß von Böhmen ins Saalegebiet gelangte, wo sie in Rössen in Brandgräbern vertreten ist.

Bei den Donaukulturen kommt ihre Eigenart als Ackerbaukulturen besonders klar dadurch zur Erscheinung, daß sie ganz ausgesprochen die Lößböden (oder verwandte) besiedeln.

5. Indogermanenfrage, Schnurkeramische und verwandte Kulturen.

In den einleitenden Worten wurde gesagt, daß vor etwa 2000 v. Chr. die Angabe von Völkernamen noch nicht wissenschaftlich zu beantworten sei. Wir sind jetzt in unserer Betrachtung in diese Zeit gelangt und haben uns zunächst mit dem unter dem Namen „Indogermanen“ von der Sprachwissenschaft theoretisch erschlossenen „Urvolk“ zu beschäftigen.

Zwar empfiehlt Jacob-Friesen (Grundfragen, S. 194): „Überlassen wir doch das Indogermanenvolk den Linguisten, die dies Volk, von dem sie selbst noch nicht wissen, ob es ein Volk gewesen ist, geschaffen haben!“ Aber sollte es nicht eine anziehende Aufgabe für den Vorgeschichtsforscher sein, zu versuchen, ob er etwa seinerseits bei vorläufiger „Unterstellung“ eines indogermanischen Urvolks zu Ergebnissen gelangen kann, welche die Schöpfung der Sprachforscher entweder bestätigen oder verwerfen? Darüber, daß die westeuropäischen Kulturen nicht indogermanisch sind, besteht Übereinstimmung. Mit den Donaukulturen ist es anders. Kossinna schwankte in seiner Meinung, ob sie nichtindogermanisch oder südindogermanisch seien; für nordindogermanisch, wie das Wille für Teile von ihnen annimmt, hat er sie jedenfalls nie gehalten. Die unvermischten nordischen Kulturen werden von sehr vielen Forschern für nordindogermanisch (oder auch rein germanisch) gehalten.

Anderer Meinung sind hier besonders Schuchhardt und Wahle, die beide annehmen, daß die Träger der nordischen Kulturen erst am Ende des Neolithikums indogermanisiert worden sind. Als das Volk, durch welches dies geschah, sehen beide übereinstimmend die „Schnurkeramiker“ an, über deren Herkunft jedoch ihre Meinungen auseinandergehen (vgl. unten). Diese Deutung steht unter dem Einfluß der Sprachwissenschaft, welche neuerdings in der germanischen Sprache einen vorindogermanischen Bestandteil annimmt. Dieser Anschauung hat sich auch Kossinna nicht entziehen können, aber er verlegt den Vorgang der Indogermanisierung in die Zeit vor dem Neolithikum, hält also, wie viele andere, die Träger der neolithischen nordischen Kulturen für schon fertige Indogermanen. Bemerkenswert ist nun, daß bei der Ausbreitung der Indogermanen auch Kossinna der Schnurkeramik eine bedeutende Rolle zuweist, so daß darin, daß diese Kultur große Teile Mitteleuropas indogermanisiert hat, bei sonst sehr in ihren Ansichten voneinander abweichenden Forschern Übereinstimmung besteht. Die Abweichungen betreffen die Herkunft der Schnurkeramik. Kossinna, Åberg und Bremer glauben, daß sie in den nordischen Ländern entstand, Schuchhardt hält Thüringen für ihr Ursprungsgebiet, und Wahle läßt sie „von Osten“ (dazu Anm. „Eine genauere Ortsangabe wird absichtlich vermieden; sie ist ja für die vorliegende Darstellung auch nicht von Belang“) kommen.

Die Gegenüberstellung von „Bandkeramik“ und „Schnurkeramik“ durch Fr. Klopfsch (um 1880) war die erste Gliederung in der neolithischen Keramik, die dann zunächst von seinem Schüler A. Göbe, später von sehr vielen Forschern, weiter ausgearbeitet wurde. Wie die Weiterverwendung des Begriffes Bandkeramik heute nicht mehr aus sachlichen Gründen, sondern nur noch als Festhalten an der Überlieferung zu rechtfertigen ist, so gilt das ebenso auch für die „Schnurkeramik“, die jetzt meist als „sächsisch-thüringische Keramik“ bezeichnet wird. Von ihr ist eine große Menge von Funden bekannt, die nur sehr selten aus Siedlungen, vielmehr meist aus Gräbern stammen. Ihre Hauptleitformen sind die „Amphore“, der „Becher“ (Abb. 38) und die „fassettierte Streitaxt“. Die Gräber sind meist von Hügelu überdeckt. Besonders bemerkenswert ist die Steinkiste von Göhlitz wegen der bildlichen Darstellungen auf ihren Wänden. Kossinna führt die sächsisch-thüringischen Becher auf die Becher der jütländischen „Einzelgrabkultur“ zurück — eine Annahme, die Åberg durch Hinweis auf die Verbreitung der „jütländischen Streitäxte“ stützt —, wogegen Schuchhardt und Wahle umgekehrt die jütländischen Becher aus den sächsisch-thüringischen entstehen lassen, und zwar immer als Auswirkung einer Wanderung von Indo-



38. Becher der sächsisch - thüringischen Schnurkeramik. Aus Saalberge, Kr. Bernburg. Museum Bernburg. Höhe 10,8 cm, oberer Durchmesser 9,5 cm, Wandstärke 4 mm. (Altetämer unserer belbn. Borzell V.)

germanen (bzw. bei Rossinna von mit Finnen gemischten Indogermanen und bei Überg von einer bestimmten Gruppe der Indogermanen, nämlich der Germanen).

In diesem Zusammenhang ist eine Kultur in Nordwestdeutschland zu behandeln, deren keramische Zeitform in Gestalt eines schlanken, geschweiften Bechers den jütländischen Bechern nahe steht. Wenn diese bis nach den Niederlanden hin von Stampfuß „jütländische Einzelgrabkultur“ genannt wird, so zeigt sich darin schon, daß er Rossinnas Auffassung von dem nordischen Ursprung zustimmt, wie ich selbst (Urgeschichte der Lande Braunschweig und Hannover) das durch Bezeichnung der nordwestdeutschen geschweiften Becher als „nordisch“ bzw. „jütisch“ getan habe. Im Gegensatz dazu nennt Schuchhardt — in seiner Auffassung von dem Ursprung folgerichtig — in Nordwestdeutschland gefundene Becher „thüringisch“. Auch Sprockhoff sieht „kaum eine andere Erklärung . . . die größere Wahrscheinlichkeit für sich hat“ als die, daß sich „die Einzelgrabkultur aus der mitteldeutschen Schnurkeramik entwickelt hat“. Bremer dagegen glaubt, daß sich „die sächsisch-thüringische Keramik etwa zur Zeit des Bernburger Typus im Saalegebiet teils aus der jüngsten Walternienburger Keramik, teils aus neuen jütischen Einflüssen entwickelt“. Was mit die Ableitung der jütischen und nordwestdeutschen Becher aus den thüringischen nicht als befriedigende Erklärung erscheinen läßt, sind erstens die Gründe, die Ekholm (Ebert 9, S. 47 f.) für die nordische Entstehung der Einzelgrabkultur anführt (er betrachtet übrigens die Ausbreitung nach Süden nur als kräftige Kulturübertragung, nicht als Wanderung), und zweitens die Tatsache, daß die in der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik unbekannten „Mörserbecher“, die eine — als solche auch durch die Lagerungsverhältnisse bezeugte — spätere Entwicklung der jütischen Becher darstellen, in der Marschwißer Kultur Schlesiens auftreten. Denn diese hat zum Teil die Moswißer, also eine nordische Kultur, zur Grundlage. Hält auch Seger eine direkte Übertragung für unwahrscheinlich, so kann er doch nicht umhin, als feststehend zu betrachten, „daß auch diese Form . . . nach Norden weist“. Freilich gibt es auch hier die entgegengesetzte Meinung (Sophus Müller). Erschwert wird diese Streitfrage auch dadurch, daß in der „Ruhauer Kultur“ (in Ostpreußen) sich ganz deutlich Beziehungen sowohl zur sächsisch-thüringischen Schnurkeramik als auch zur jütischen Einzelgrabkultur (neben sonstigen) zeigen.

Eine weitere Kultur ist die sog. „Oberschnurkeramik“, die aber auch an der unteren Weichsel und anderwärts vorkommt und in der Udermark und Neumark besonders durch die „Rapsenbecher“ gekennzeichnet ist. Göze, Schuchhardt und andere leiten sie von Thüringen her, wo sie ja überhaupt das Ursprungsgebiet der Schnurkeramik (in weitestem Sinne) sehen, während umgekehrt Rossinna (man möchte sagen: selbstverständlich) auch die Oberschnurkeramik von Jütland kommen läßt. Die genaueste Untersuchung der Oberschnurkeramik verdanken wir Sprockhoff (in Brandenburg). Er nimmt besonders die Tatsache, daß hier die Toten in Flachgräberfeldern bestattet wurden, zum Anlaß, sie aus Mitteldeutschland herzuleiten, zeigt aber auch Einflüsse der nordischen Riesensteingrabkultur auf. Daß die Oberschnurkeramik sehr stark an der Ausbildung der Marschwißer Kultur beteiligt ist, hat Seger gezeigt.

Wir haben gesehen, daß die Herkunft der sächsisch-thüringischen Schnurkeramik, als deren Träger von verschiedenen Forschern das indogermanische Urvolk betrachtet wird, noch sehr umstritten ist. Wahle schrieb in seiner 1913 abgeschlossenen, 1918 erschienenen Dissertation: „Die durch Beweise nie recht gestützte, aber durch eine lange Tradition geheiligte Annahme einer asiatischen Heimat des indogermanischen Urvolkes hat heute unter den Prähistorikern keine Anhänger mehr.“ Er kann daher nicht in den Verdacht kommen, anders als durch ernstes Ringen zu der Herleitung der Schnurkeramik und damit der Indogermanen aus dem Osten gelangt zu sein. Aber dennoch kann ich ihm aus verschiedenen Gründen, deren Erörterung zu weit führen würde, nicht zustimmen.

Es ist noch darauf hinzuweisen, daß die Träger der schnurkeramischen Kultur höchstwahrscheinlich wenig Ackerbau treibende Wanderhirten bzw. daneben Jäger und Fischer waren, daß sie von Thüringen aus durch die Wetterau sowohl an den Rhein, an diesem abwärts und aufwärts (bis in die Schweiz), als auch den Main aufwärts wanderten, und daß in Westdeutschland, besonders am Rhein, aus der Mischung zwischen Schnurkeramik und Glockenbecherkultur eine Kulturgruppe entsteht, um deren Benennung schon viel gestritten worden ist. Wir bezeichnen sie nach dem Vorschlag von Bremer mit dem zuerst wohl von Schumacher gebrauchten Namen „Schnurzonenebecher“.

II. Die Zeit von 2000 vor Christus bis Christi Geburt.

1. Die Germanen.

a) Die Bronzezeit (bis etwa 750 v. Chr.). So sehr geteilt auch die Meinungen in der Indogermanenfrage noch sind, so herrscht darin (ich glaube, man darf sagen: völlige) Übereinstimmung, daß die Leute, die am Ende der Steinzeit Südschweden, Dänemark und die benachbarten Teile Norddeutschlands bewohnen,

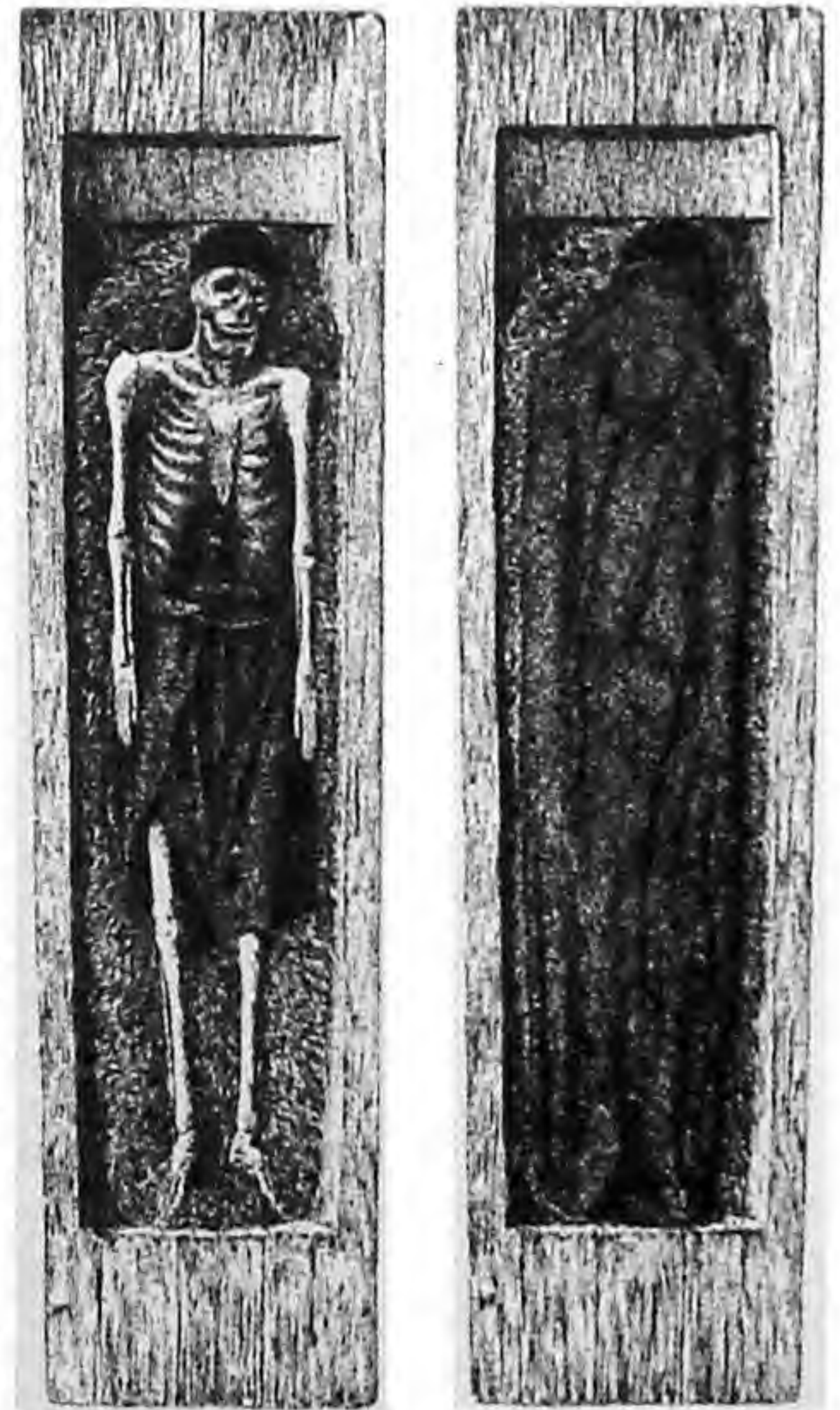


39. Freigelegte Hausgrundrisse des bronzezeitlichen Dorfes Buch (bei Berlin), Kr. Niederbarnim. (M. Kiebsch, Die Ausgrabung des Dorfes Buch.)

Germanen sind. Ob sie also indogermanisiert worden sind oder ob auswandernde Scharen von ihnen südlichere Gebiete indogermanisiert haben, oder ob weder das eine noch das andere der Fall war, weil es gar kein indogermanisches Urbolk gab — das Ergebnis ist das gleiche: mit dem Übergang zur Bronzezeit treten uns die vorher deutlich in Riesensteingrab- und Einzelgrabkultur geschiedenen Leute in den genannten Gebieten als geschlossene Gruppe entgegen, und da sich später in der Kultur kein so plötzlicher Wechsel bemerkbar macht, daß daraus auf das Eindringen einer neuen Bevölkerung zu schließen wäre, so müssen diese Leute die Vorfahren derjenigen sein, deren Namen uns die ersten antiken Schriftstellernachrichten dort melden, also Germanen.

Strittig ist aber noch die Frage: wie weit reicht in Norddeutschland das germanische Gebiet zu Beginn der Bronzezeit? Der besonders von Elholm (welcher sich dabei auch auf Sprachforscher beruft) vertretenen Auffassung, daß Norddeutschland vom Rhein bis zur Weichsel bereits damals von Germanen bewohnt gewesen sei, steht diejenige vieler deutscher Forscher gegenüber. Mit Rossinna nehmen sie an, daß das germanische Gebiet sich im Laufe der Bronzezeit mehr und mehr in Norddeutschland ausbreitet, und zwar infolge von Wanderungen (während Elholm stattdessen nur an Kulturübertragungen denkt). Wir können auf Einzelheiten, bezüglich derer die Meinungen noch geteilt sind (man vgl. z. B. die Karten von Rossinna, Sprockhoff und Wahle für die ältere Bronzezeit miteinander), hier nicht eingehen.

Auch darin besteht wieder (ungefähr) Übereinstimmung — abgesehen davon, daß Schuchhardt die sonst als illyrisch angesehene Kultur Ostdeutschlands (vgl. unten) auch für germanisch hält — daß am Ende der Bronzezeit die Grenze der Germanen in Norddeutschland aus der Gegend von Kleve am Niederrhein bis ungefähr nach Kulm etwas über die Weichsel hinaus ziemlich genau westöstlich und dann nordwärts zur Ostsee verläuft (vgl. Wahle, Deutsche Vorzeit, Karte 4). Besonders bemerkenswert ist es, daß Sprockhoff, auf Vortarbeiten von Rossinna aufbauend, in der jüngeren Bronzezeit innerhalb des germanischen Bereichs verschiedene Kulturgebiete feststellen konnte, was wohl eine Herausbildung einzelner germanischer Stämme bereits in dieser Zeit bedeutet.



40. Sarg aus dem Borum Esbjerg (Grabhügel im Amt Aarhus). Die aus einem Eichenstamm gefertigte Kiste ist 2,7 m lang, oben 64 cm, unten 59 cm breit, oben 28 cm, unten 23 cm hoch. Die Leiche des 40—50jährigen Mannes trägt eine Mütze aus Schafwolle mit reichlichem Girschhaarbesatz von ovaler Form. Schutz aus Schafwolle mit reichlich eingesponnenem Haar, gehalten von langer Wollschnur. Über der Leiche lag, bis zu den Augen und an den Seiten untergestopft, ein Mantel aus grobem Wollstoff. Das Haar der Leiche war einmal blond; der Bart abrasiert. Museum Kopenhagen.



41. Frauenkleidung aus einem Grabe im Vorum Esbj. Armeljade mit Brustschliß aus Schafwolle mit wenigen elugesponnenen, Rock aus Wollzwirn mit reichlich versponnenen Hirschhaaren. Gürt 2,46 m lang. Museum Kopenhagen.

Wissende Formen von Bronzemeßern werden daher trotz der Bedenken Gökes wohl mit Recht als Rasiermesser angesprochen.

Die bewundernswürdige Kulturhöhe der bronzezeitlichen Germanen erhellt besonders aus vielen Prachtwaffen und Schmuckstücken aus dem dieser Zeit den Namen gebenden Metall (Abb. 42—44). Wenn wir von Areta und Iretischen Einflüssen in der mykenischen Welt Griechenlands absehen, so gibt es in damaliger Zeit nirgends in Europa Bronzearbeiten von gebiegenerer Technik, schönerer Form und edlerer Verzierungen. Der Bierstil der Bronzezeit, dessen gesetzmäßige Entwicklung von Scheltema aufgezeigt hat, atmet zunächst Ruhe und ordnet sich dem Aufbau des verzierten Gegenstandes unter. In der jüngeren Bronzezeit macht er sich davon frei und schwingt in lebhafter Bewegung. Die Technik für die Bronzegeräte ist meistens der Guß. Selbst die großen Blashörner (Luren) sind gegossen und bezeugen eine Meisterschaft in dieser Herstellungsart, die bei einem Nachbildungsversuch



42. Schwertoberteil. Aus Beckfelde bei Schwerin i. M. Museum Schwerin. Griffslänge 11 cm. (Altert. u. heidn. Vorzeit V.)

Die Bronzezeit, deren Vorhandensein von namhaften deutschen Forschern lange bestritten wurde, ist von dem Schweden Montelius 1885 in 5 „Perioden“ gegliedert worden (der ursprünglich als 6. Periode gezählte Zeitabschnitt wird heute allgemein der Eisenzeit zugerechnet). Diese Einteilung hat sich auch für Norddeutschland im wesentlichen bewährt. Jedoch sind die Zeitformen der 4. Periode nach neuesten Forschungen von Sprockhoff auf bestimmte Gebiete (besonders in Dänemark) beschränkt. Im großen und ganzen decken sich im Sprachgebrauch: Periode I = älteste, II = ältere, III = mittlere, IV/V = jüngere Bronzezeit.

Für den Nahrungserwerb der bronzezeitlichen Germanen kommen offenbar in erster Linie Ackerbau und Viehzucht in Betracht. Zu den bisher bekannten Getreiden, Gerste und Weizen, neben denen aber auch die Sichel zur Mehlbereitung dient, kommt nun der Hafer, zu den anderen Haustieren das Pferd, das vielleicht aber nur in Krieg- und Waffenspiel und zum Gottesdienste Verwendung findet. Daß neben Einzelsiedlungen auch größere Dörfer vorhanden waren, ist besonders durch die Ausgrabung von Buch bei Berlin (Abb. 39) durch Kiehlbusch erwiesen. Hier wurden über 100 Hausgrundrisse aus der jüngeren Bronzezeit aufgedeckt. Überschnidungen zeigen freilich, daß nicht diese große Zahl von Häusern gleichzeitig bestand. Die Bauten sind Pfostenhäuser mit Blockwänden, deren Zwischenräume durch Lehmverputz gedichtet waren. Die Dächer haben offenbar Sattelform gehabt. Die Tür lag stets an einer Schmalwand. Die Mehrzahl der Häuser war zweiräumig, wobei einem kleineren Vorraum ein großer Hauptraum mit dem im hinteren Teil liegenden Herd gegenübersteht. Im allgemeinen läßt sich keine besondere Ordnung in der Verteilung der Häuser feststellen. Nur einmal lagen acht kleinere Häuser wie an einer Straße nebeneinander. Ein quer zu ihnen stehendes größeres Haus hat wohl besondere Bedeutung, etwa als Versammlungshaus, gehabt. In der Mitte des Dorfes war ein Platz von Bebauung frei geblieben. Über die Tracht (Abb. 40 u. 41) der bronzezeitlichen Germanen sind wir durch einige, zwar nicht in Deutschland, aber in benachbarten dänischen Gebieten gemachte Funde der älteren Bronzezeit außerordentlich gut unterrichtet. Die Kleider bestehen aus Geweben von Schafwolle, denen zur Verstärkung Rinder- oder Hirschhaare zugesetzt sind. Der Mann trägt eine Art langen, bis zu den Knien reichenden Schurz, dessen Tragbänder auf der Schulter geschlossen sind. In der Leibesmitte wird er durch einen Gürtel zusammengehalten. Darüber wird ein kurzer Umhang getragen, den vorn eine Bügelnadel (Fibel) von Bronze zusammenfaßt. Die Frau ist mit Bluse und Rock bekleidet. Auf dem Kopfe trägt der Mann eine Kappe, die bisweilen aus Wollstrimmer besteht, die Frau ein kunstvoll gewirktes Haarnetz. Aus der Auffindung von Haupthaar, aber dem Fehlen eines Bartes geht hervor, daß die Männer sich rasieren haben. Ge-

in der Vorkriegszeit (auf Veranlassung von Hahne) nicht erreicht werden konnte. Die Rohstoffe (Kupfer und Zinn) kamen durch den Handel ins Land — als Gegenwert spielte der Bernstein offenbar eine große Rolle —, aber auch manche Fertigware. Man hat deren Bedeutung auch noch zu der Zeit überschätzt, als man sich im allgemeinen schon der germanischen bronzezeitlichen Kulturhöhe bewußt war. Das haben insbesondere verschiedene neuere Arbeiten von Sprockhoff erwiesen. Dieser ist auch der Frage der bronzezeitlichen Handelswege in Norddeutschland nachgegangen und hat dafür eine sehr anziehende, freilich vorläufig als Versuch zu wertende



43. Armberge von Bronze. Aus Prehler, Kr. Salzwehel. Etwa 21 cm breit. (Nach Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte usw.)

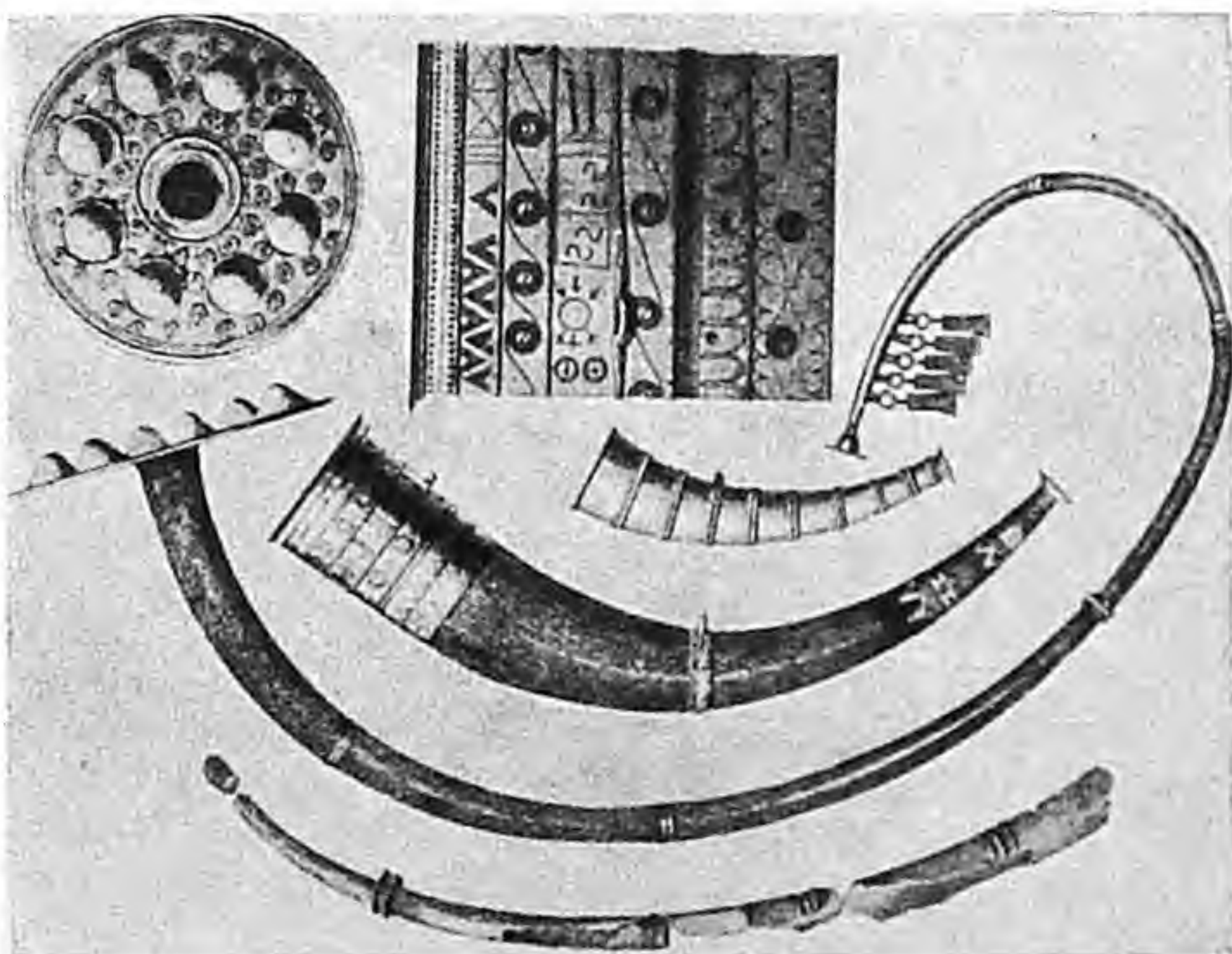
Arkte geschaffen (in seiner „Handels-geschichte“). Daß Vohlwege in nord-westdeutschen Mooren aus der Bronzezeit (wenn nicht gar schon aus der jüngeren Steinzeit) stammen, hat Fahne durch moorgeologische Untersuchung gezeigt. Nach einigen der auf den schwedischen Felszeichnungen dargestellten Schiffe hat Jensen Modelle gebaut, die für die

gute Leistungsfähigkeit der Urstüde sprechen. Die wichtigsten Handelsbeziehungen der älteren Bronzezeit waren die nach England. Später kamen daneben auch südliche Länder in Betracht. Das älteste Gold wurde aus Irland bezogen. Bald wird aber wohl der Bedarf durch Goldwäscherei in den Flüssen zum großen Teil im eigenen Lande gedeckt worden sein. Typisch germanische Edelschmiedearbeiten sind die sog. goldenen „Eidringe“ und getriebene goldene Gefäße. Von diesen wurden 8 Stück zusammen mit anderen Goldsachen in dem berühmten Fund von Messingwerk bei Eberswalde angetroffen. Im Gegensatz zu den herrlichen Metallarbeiten steht die schlichte Tonware. Es scheint, als ob der Kunstfleiß die Metalle so bevorzugt hat, daß die Verzierung der Tonware fast ganz in den Hintergrund trat, von der wir aus der älteren Bronzezeit nur sehr wenige, aus der jüngeren dagegen — weil sie nun als Urnen benutzt wurden —, sehr viele Stücke besitzen. Ein wichtiges Zeugnis für die germanische bronzezeitliche Religion ist — in Deutschland einzigartig — der eine Schmalseitenstein eines Steinkistengrabes von Anderlingen (Kreis Bremervörde). Weitere auf Gottesdienst deutende Fundstücke sind besonders aus den nordischen Nachbarländern bekannt (z. B. Sonnenwagen von Trundholm und „Altarauffatz“ von Ballåkra). In Deutschland sind bemerkenswerte hierher gehörige Funde die goldene Sonnenscheibe von Moordorf (Kreis Muriich) und der bronzene „Kesseltwagen“ von Pekkatal (Mecklenburg). Auf den Böden einiger Schmuckdosen von Bronze ist das Hakenkreuz (mit gerundeten Armen) vertreten. Die Auffassung von Fahne, daß der Jahreslauf der Sonne in der Religion eine wichtige Rolle spielt, ist sehr ansprechend. Die oben schon genannten Luren dürften auch wohl vor allen Dingen bei religiösen Festen Verwendung gefunden haben. Ihr Klang ist „rund und voll und selbst bei stärkster Tongebung immer edel und weich“ (Behn in Ebert 8, S. 356). Es lassen sich bis zu 24 Töne hervorbringen. Auf jeden Fall zeugen die Luren daher von großem musikalischem Verständnis der bronzezeitlichen Germanen, selbst wenn vorsichtige Forscher die von anderen sehr bestimmt gemachte Behauptung nicht gelten lassen wollen, daß je zwei Luren (Abb. 45), die sich durch entgegengesetzte Rohrwindung als Paare erweisen, zweistimmig geblasen wurden. Lechler hat Belege für das Vorhandensein von zweirädrigen Rennwagen gegeben, die wohl bei religiösen Festen oder zur Totenehre bei Bestattungen verwendet wurden. Manche der sog. Bertwahr-funde (Depotfunde) sind als Opfergaben aufzufassen.

Die Bestattungsart ist zunächst die Körperbestattung, neben die aber schon in der älteren Bronzezeit die später allein herrschende Leichenverbrennung tritt. Daß der Übergang ein allmählicher ist, beweisen etwa manns lange Steinsetzungen, die nicht, wie gewöhnlich, einen Leichnam, sondern über den ganzen Raum ausgestreute gebrannte menschliche Knochen ausnahmen. Erst später wird der Leichenbrand in Urnen, wofür in der Bronzezeit fast ausschließlich Tongefäße benutzt wurden, untergebracht. Die Grabform ist in der älteren Bronzezeit ein hohes Hügelgrab, vereinzelt mit Steinkiste, häufig mit Steinsetzungen und selten aus reiner Erde bestehend. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß durchweg Baumsärge (Abb. 40) aus längsgespaltene und dann beiderseits ausgehöhlten Eichenstammstücken Verwendung fanden, obgleich begreiflicherweise nur verhältnismäßig selten ihr einstiges Vorhandensein nachzuweisen



44. Schmuckdose aus Bronze. Aus Sophienhof, Kr. Demmin. Museum Stettin. In der Mitte Hakenkreuz mit gebogenen Armen. Durchmesser etwa 25 cm. (Kunkel, Pommersche Urgeschichte in Bildern.)



45. Germanische Luren und Hörner. Mittleres Stück (nebst vergrößertem Ausschnitt der Verzierung, oben) aus Wismar, die übrigen aus Dänemark. Museum Schwerin bzio. Kopenhagen.



46. „Hausurne“. Aus Königsau, Kr. Mcherrleben. Staatl. Museum Berlin. Nachbildung einer viereckigen Hütte (oder eines Speichers) mit hohem, abgewalmtem Dach. An den Firstspitzen Andeutungen v. Balkenenden. Rohrbedachung kenntlich gemacht. Höhe 39 cm, Breite d. Grundfläche 26 cm. (Altert. u. heidn. Vorzeit V.)

mark zeitliche Gliederungen des Fundstoffes vorgenommen, deren weitgehende Übereinstimmung für ihre allgemeine Richtigkeit bürgt. Für das westliche Niedersachsen ist eine entsprechende Arbeit von Tadenberg druckfertig. Wir erwähnen hier nur die von Schwantes aufgestellte Folge der Wessensstedt-, Jastorf-, Ripdorf-, Seedorf-Stufen.

Besonders wichtig ist es, daß Schwantes für die von ihm so genannte „Jastorf-Zivilisation“ (wofür wir lieber Jastorf-Kultur sagen; vgl. Einleitung) nachweisen kann, daß sie im 6. Jahrhundert aus Skandinavien und Dänemark einwandert. Der Grund für die Wanderung ist wahrscheinlich die damals im Norden rasch einsetzende Klimaver schlechterung; als Träger der Kultur sieht Schwantes mit Rosinna Sueben an. Sie nehmen nicht nur große Teile des spätkbronzezeitlichen Germanengebietes ein, sondern bringen, wie in der Wessensstedt-Stufe schon die durch die mitteldeutschen „Hausurnen“ (Abb. 46) gekennzeichnete „Weierstedter“ Kultur, über die bisherige Germanengrenze nach Süden in Sachsen und Thüringen vor. Nach der — allerdings von Reiß stark bezweifelt — Ansicht von Walther Schultz räumt der hier ansässig gewordene suebische Stamm (Teurier?) sein Gebiet in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts v. Chr., und dafür wandern einige Zeit später die Hermunduren ein. Wo die Vorbewohner (Teurier?) geblieben sind, ist noch nicht klar. Vielleicht gehörten sie oder Teile von ihnen zu denjenigen Sueben, welche durch das Lahntal den Mittelrhein und durch die Wetterau, wo sie in dem „Nauheimer“ Stil besonders deutlich werden, die Mainmündung erreicht und wohl nicht lange vor Christi Geburt die Triboker, Remeter und Bangionen auf das linke Rheinufer gedrängt haben. Die Funde aus dem Gebiet der letzteren hat Behrens zusammengestellt. Sie zeigen ebenso, wie die von den Abiern stammenden — in Übereinstimmung mit den ersten Schriftstellernachrichten — starke keltische Beeinflussung. Mit ihrem Kampf unter Ariovist gegen Cäsar im Jahre 58 v. Chr. treten die Sueben dann in die Geschichte ein. Die historisch überlieferte Verdrängung der Kelten aus Südwestdeutschland durch die Germanen aus den Bodensunden zu erfassen, hat sich vornehmlich Schumacher bemüht.

Über den Niederrhein bringen die Germanen schon zu Beginn der Eisenzeit vor, was besonders Stampfuß an der Verbreitung der Tongefäße vom „Harpstedter“ Stil gezeigt hat.

ist (Abb. 40). In der jüngeren Bronzezeit wird der Flügel kleiner und verschwindet allmählich ganz. Wie die Bestattungsarten, so laufen auch die verschiedenen Grabformen einige Zeit nebeneinander her. Manche Befunde deuten auf Einehe hin. Die Ausstattung mit Beigaben ist in der älteren Bronzezeit oft reich. Dem Mann werden vornehmlich seine Waffen, der Frau ihre Schmuckachen mitgegeben. Die Hauptwaffe scheint das Beil gewesen zu sein, daneben kommen Lanzen, Dolche und Schwerter vor, letztere aber während der älteren Bronzezeit fast nur in dem an die nordischen Länder anschließenden germanischen Kerngebiet. Von Frauenschmuck sind am häufigsten Armringe und Armspiralen, besonders schöne Stücke kommen unter den Halsketten und Gürtelscheiben vor. In der jüngeren Bronzezeit ist die Ausstattung mit Beigaben im allgemeinen spärlicher und beschränkt sich in der Hauptsache auf Nadeln, Ringe und Gegenstände zur Körperpflege. Eine besondere Stellung nimmt das berühmte „Königsgrab von Seddin“ ein.

b) Die vorchristliche Eisenzeit. Ließen sich schon in der jüngeren Bronzezeit einzelne Kulturgebiete unterscheiden, welche vermutlich die beginnende Gliederung der Germanen in verschiedene Stammesgruppen anzeigen, so wird das in der vorchristlichen Eisenzeit noch deutlicher.

Die von Hans Hildebrand (1873) geschaffene Einteilung der vorchristlichen Eisenzeit in Hallstattzeit (nach einem großen Gräberfeld im Salzkammergut) und La Tène-Zeit (nach einer Fundstelle im Neuenburger See) hat sich für die germanischen Verhältnisse als nicht recht geeignet erwiesen. Deshalb haben schon vor etwa 25 Jahren Knorr in Schleswig-Holstein, Schwantes im östlichen Niedersachsen, Kupka in der Alt-



47. Gesichtsurne von Garzigar, Kr. Lauenburg i. B., mit „leibhaftigem“ Bronzeschmuck. Museum Stettin. Höhe etwa 21 cm. (Wallische Studien 35.)

Für die Unterscheidung einzelner Stämme zwischen Rhein- und Wesergebiet und ihre Belegung mit geschichtlich überlieferten Namen, wie sie Krebs und andere versucht haben, erscheinen die Funde teils zu wenig eigenartig ausgeprägt, teils noch zu dürftig. In das östliche Niedersachsen sind nach Schwantes in der ersten Hälfte des letzten Jahrhunderts die Langobarden von Mecklenburg her eingewandert.

In Ostdeutschland sind die Verhältnisse sehr klar zu überschauen. Eine große Zahl von guten Fundveröffentlichungen liegt hier schon seit mehreren Jahrzehnten vor. Wichtige Arbeiten Kossinnas galten dieser Zeit und diesem Gebiet. Andere, besonders schlesische Forscher haben sie weitergeführt. Im östlichen Hinterpommern und unteren Weichselgebiet entwickelt sich, wie besonders Petersen gezeigt hat, aus der jungbronzezeitlichen (von Schwantes in seine „Tjellerup-Stufe“ datierten) „Großendorfer“ die „Gesichtsurnenkultur“ (Abb. 47). Diese nimmt dann bald große Gebiete zwischen Oder und Weichsel ein, wobei aber der Brauch, den Grabgefäßen in ihrem Oberteil menschliche Gestalt zu geben (wovon sie ja den Namen erhielt) aufgegeben wird. In den Trägern dieser Kultur sind nach Ladenberg mutmaßlich die schon einige Jahrhunderte vor der Wanderung der Goten gen Südosten gezogenen und im 2. Jahrhundert v. Chr. durch geschichtliche Nachrichten am Schwarzen Meer bezeugten Bastarnen (und Skiren) zu erblicken. Ihre Hauptmasse dürfte um 300, weil von da ab die Funde sehr spärlich werden (Petersen 1933), aufgebrochen sein, die letzten Scharen von ihnen, da seitdem keine entsprechenden Funde mehr bekannt sind, zu Anfang des 2. vorchristlichen Jahrhunderts Ostdeutschland verlassen haben. Als bedeutendster Germanenstamm im ersten Jahrhundert n. Chr. in Ostdeutschland sind uns durch Schriftstellernachrichten die Wandalen bekannt. Ihre Einwanderung dorthin steht, wie Jahn gezeigt hat, im Zusammenhang mit dem auf norddeutschem Boden mutmaßlich der Oder folgenden Zuge der Kimbern und Teutonen, der, weil er das römische Reich bedrohte, in der geschichtlichen Überlieferung festgehalten ist. Jedoch drangen die Wandalen nicht mit ihnen weiter südwärts vor, sondern besetzten außer dem südöstlichen Brandenburg große Teile von Schlesien (und Polen), wie die Warnen von Westgalizien. Ob einer sich absondernden Abteilung von ihnen oder einem besonderen Stamme die bisher erst spärlichen Funde mit ostgermanischer Kultur zuzurechnen sind, welche sich von der Oder über das mittlere Elbe- und das Saalegebiet nach Oberhessen verfolgen lassen, ist noch nicht zu entscheiden. Die Wandalen kamen wie die Kimbern und Teutonen aus dem nördlichen Jütland, was am deutlichsten Frhr. von Richthofen an der Übereinstimmung der Kulturen gezeigt hat, besonders an Einzelheiten in der Keramik. Nur der Teilstamm der Silingen kam wohl von Seeland. Daß ein vor oder um die Mitte des letzten Jahrhunderts v. Chr. in Hinterpommern und dem Weichselmündungsgebiet neu auftretender und sich bald weiter nach Süden bis zur Nordgrenze der Wandalen ausbreitender Stamm von Bornholm herübergewandert ist, zeigt neben seinen Waffen und Geräten besonders deutlich die Grabform (das „Brandgrabengrab“). Es sind die Burgunden, deren Name ja auch auf die Herkunft von jener Insel (Burgundarholmr) hinweist.

Soweit bekannt, haben die Germanen erst in der vorchristlichen Eisenzeit den Roggen kennengelernt. Ihre Lebenshaltung in diesem Zeitabschnitt haben wir uns kaum wesentlich anders vorzustellen als in der jüngeren Bronzezeit, es sei denn, daß das ungünstigere Klima beeinträchtigend wirkte. Auch das Bekanntwerden mit dem Eisen ist in dieser Hinsicht offenbar nicht von erheblicher Bedeutung. Zunächst seiner Seltenheit wegen oft zu Schmudsfachen verwendet, mußte es später hier wieder der Bronze ziemlich weitgehend weichen und wurde in der Hauptsache zu praktischen Gegenständen verarbeitet. Insbesondere sind die Angriffswaffen verhältnismäßig bald nur noch aus Eisen hergestellt worden. An die Stelle der meist kurzen Schwerter der Bronzezeit, die Stichwaffen sind, treten lange Hiebschwerter. Die fast nur bei den Ostgermanen in der Spät-La-Tène-Zeit bisweilen vorkommende Verzierung der Lanzenspitzen gab Kossinna den Anlaß zu einer seiner grundlegenden Arbeiten. Die Nahhandelsbeziehungen werden offenbar lebhafter. Vielleicht darf man schon an Märkte denken, die sich an Zusammenkünfte zu Feierlichkeiten angeschlossen. Verhältnismäßig stark werden zu Anfang des hier behandelten Zeitabschnittes in der Keramik Einflüsse aus den Spätstufen der „Lausitzer Kultur“ im weiteren Sinne (vgl. unten), die allerdings in der Bronzezeit auch schon, aber nur vereinzelt, zu spüren waren. Im letzten Jahrhundert v. Chr. (oder etwas früher) wird von den an die Rellen grenzenden Germanen die Herstellung der Tongefäße auf der Töpferscheibe übernommen. Auf die heimischen Metallarbeiten wirken sowohl zunächst aus der „proßig“ auftretenden „Hallstatt“- als auch und ganz besonders aus der späteren keltischen La-Tène-Kultur eingeführte Vorbilder ein. Der Fernhandel mit Italien erleidet eine Störung durch die kriegerischen Unternehmungen der dazwischen wohnenden Rellen. Nach seiner Wiederaufnahme im letzten Viertel des 2. Jahrhunderts v. Chr. bevorzugt er (statt des Elbweges) den Rheinweg. Auf keltische Einflüsse geht offenbar das Errichten von Befestigungen bei den Germanen zurück, von denen die Altenburg bei Niedenstein (Kr. Friesland) durch Hofmeister eingehend untersucht wurde. Sie ist offenbar der im Jahre 15 n. Chr. von Germanicus zerstörte Hauptort („caput gentis“) der Chatten (Mattium). Die Bestattungsart ist fast durchweg die Leichenverbrennung. Bei Körperbestattungen eines wandalischen Teilstammes (der wohl



48. Gesichtsurne mit Gesicht (ausnahmsweise!) auf dem Deckel. Aus Blegnih, Kr. Schlawe. Museum Stettin. Höhe etwa 28 cm. (Maltische Studien, N. F. 85.)

von Seeland eingewanderten Silingen) bleibt es noch fraglich, ob sie auf keltische Beeinflussung zurückzuführen sind. Als Grabform kommt am häufigsten das Flachgrab auf Urnenfriedhöfen von bisweilen sehr erheblicher Ausdehnung vor. In der ersten Hälfte des Zeitabschnittes sind die Urnen häufig von sorgfältigen Steinpadungen umgeben, die später verflümmern und endlich verschwinden. Eine Eigenart der mitteldeutschen „Hausurnen“ („Bierstedter“) Kultur und der ostdeutschen Gesichturnenkultur — in der im östlichsten Pommern auch „Hausurnen“ vorkommen — sind Kisten aus dünnen Steinplatten. Der Umstand, daß das Gelände des Urnenfriedhofs hoch mit Sand überweht war, hat in Börnide (Osthavelland) um die Gräber herum Ringe aus Steinblöcken bewahrt, die teils in erheblichen Zwischenräumen voneinander standen, teils dicht gestellt und noch durch Padungen von kleinen Steinen vollständig zum Kreis zusammengeschlossen waren. Im westlichen Norddeutschland sind von Kreisgräben umzogene Grabhügel beobachtet (wie in den Niederlanden). Die Ausstattung mit Beigaben ist sehr verschieden, in Ost- und Mitteldeutschland durchweg reicher als im Westen. Hier fehlen auch meist Waffen unter den Beigaben, die dort am Ende unseres Zeitabschnittes in den Männergräbern regelmäßig vorhanden sind. Bei den Westgermanen kommen Beigefäße, wenn überhaupt, meist nur in der Einzelzahl vor. Bei den Ostgermanen liegen die Verhältnisse in dieser Hinsicht verschieden, worauf hier nicht näher eingegangen werden kann. Die auffallenden Haus- und Gesichturnen, über die schon außerordentlich viel geschrieben worden ist, werden neuerdings von La Baume auf eine gemeinsame Grundlage, den „Speicher“-Gedanken, zurückgeführt. Eine kürzlich in Ziegnitz (Kr. Schlawe) gefundene Urne trägt die Gesichtsdarstellung ausnahmsweise nicht auf dem Gefäß selbst, sondern auf seinem Mündendeckel (Abb. 48). Daß außer Gefäßen von Ton auch solche aus vergänglichen Stoffen als Urnen benutzt wurden, zeigen die besonders in der Jastorf-Kultur häufigen „Knochenlager“, d. h. gebrannte Knochen, die durch die Form ihrer Lagerung bisweilen noch erkennen lassen, daß sie hier in einem zylindrischen Holzeimer, dort in einem, durch pralle Füllung rund gewordenen Beutel oder dgl. beigelegt waren. Bei den Wandalen kommen neben Brandgruben-Gräbern, welche, wie oben bemerkt, bei den Burgunden vorherrschen, auch Brandschüttungsgräber vor. In diesen sind gebrannte Knochen in eine Urne gesammelt und die übrigen Reststände vom Scheiterhaufen darübergeschüttet, in jenen dagegen alle Reste von der Verbrennung ungesondert in eine Grube gesenkt. Ob wir bei derartigen Gräbern in Nordwestdeutschland an ostgermanische Einflüsse (oder gar Einwanderungen) zu denken haben, oder ob sie nicht, wie man früher glaubte, ursprünglich rein ostgermanische Eigenart (wobei wir hier von den Nordgermanen in den nordischen Ländern absehen) sind, ist eine der vielen Fragen, die auch für diesen Zeitabschnitt ihrer Lösung harren.

2. Die vorgermanische Bevölkerung in Ostdeutschland (Illyrier).

Trotzdem die meisten deutschen Forscher der Ansicht von Kossinna zugestimmt haben, daß wir in den bronzezeitlichen Bewohnern Ostdeutschlands (abgesehen von dem germanischen Ostseegebiet) Nord-Illyrier zu sehen haben — ein Teil der polnischen Gelehrten behauptet aus allzu durchsichtigen politischen Beweggründen, daß wir es mit alten Slawen zu tun hätten — so ist in der Überschrift dieses Abschnittes doch nur in Klammern der Name „Illyrier“ hinzugefügt worden, weil eine sehr gewichtige Stimme dagegen spricht. Es ist Schuchhardt, der die Träger der „Lausitzer“ Kultur (vgl. unten) als einen Teil der Germanen betrachtet. Die illyrische Kultur ist in der älteren Bronzezeit, während der sie sich erheblich ausdehnt, recht einheitlich, während sie sich am Ende der Bronzezeit (bzw. in der frühen Eisenzeit) ebenso wie die germanische in mehrere Gruppen gliedern läßt. Die Ausbreitung der bronzezeitlichen Germanen ist schon besprochen. Im Osten wurden dadurch die Illyrier verdrängt, besonders aus Pommern, wo aber wohl nur kleinere Abteilungen von ihnen wohnten. Das ganze ostdeutsche Gebiet räumten sie vor den ostgermanischen Leuten der Gesichturnenkultur erst in der frühen Eisenzeit. Man könnte zunächst wegen des Vorhandenseins von Burgen im allgemeinen, als auch wegen der Zerstörungen an solchen (in Gestalt der „Schladenvälle“) meinen, daß das mindestens zum Teil nicht kampfslos geschah. Aber erstens können die erwähnten Tatsachen für Kämpfe einzelner illyrischer Gruppen untereinander sprechen, und zweitens gehen sie teilweise sicher auf die von Jahn klar nachgewiesenen Skytheneinfälle zurück. Brandspuren und 20 dort gefundene skythische Pfeilspitzen bezeugen, daß um die Burg auf dem Breiten Berge bei Striegau hauptsächlich an ihrer Westseite gekämpft wurde. Auch auf dem Siling (Zobten) wurden Befestigungsanlagen von den Skythen erobert, da drei ihrer Pfeilspitzen dort im Schutt einer durch Brand zerstörten Mauer lagen.

Wenn Wahle damit recht hat — und es spricht in der Tat vieles dafür —, daß auch die Leute der „Urnenfelderkultur“ Nordillyrier sind, so haben diese in der älteren Bronzezeit größere Vorstöße nach West- und Süddeutschland gemacht, um dann aber in der jüngeren Bronzezeit in vielleicht keltischer (s. darüber im nächsten Abschnitt) Bevölkerung aufzugehen, die sie dort zunächst als Herrschicht überlagert hatten (vgl. dazu Wahle, Deutsche Vorzeit, Karte 3).

In Ostdeutschland wurde schon um 1820 lebhaft die Frage behandelt, welche Denkmäler und Funde germanisch und welche slawisch seien. An andere Völker als die geschichtlich überlieferten dachte man damals nicht. Die Frage schien um 1870 durch Rudolf Virchow (der bekanntlich nicht nur ein großer Mediziner, sondern auch ein großer Prähistoriker war) gelöst



49. Munjetiber Gefäß. Aus Mertshüh, Kr. Ziegnitz. Museum Breslau. Höhe etwa 17 cm. (Mitschlesien I.)

zu sein. Er unterschied zwischen „Lausitzer Typus“ und „Burgwalltypus“ und schrieb jenen den Germanen, diesen den Slawen zu. Erst als dann mit dem Fortschreiten der Vorgeschichtsforschung einerseits die weitgehenden Verschiedenheiten zwischen nordisch-germanischer und „Lausitzer“ Kultur erkannt wurden und man andererseits sich daran gewöhnt hatte, auch für die Zeit vor den ersten geschichtlichen Nachrichten in Jahrhunderten und Jahrtausenden zu denken, kamen Göbe und Kossinna ungefähr gleichzeitig dazu, in den Trägern der Lausitzer Kultur Charakter zu sehen. Kossinna nahm sogar nur einen bestimmten Teil dieses Volkes an, den er Karpodaken nannte, änderte jedoch 1912 seine Meinung und sprach seitdem von (Nord-) Illyriern (s. oben). Die Lausitzer Kultur umfaßt Erscheinungen, welche in die mittlere und jüngere Bronzezeit sowie die frühe Eisenzeit gehören. Ihre Herkunft war lange Zeit rätselhaft. Die von Schuchhardt angenommenen unmittelbaren Beziehungen zwischen steinzeitlichen und „Lausitzer“ Gefäßen fanden wegen des zu großen zeitlichen Abstandes zwischen ihnen keine Anerkennung. Für den Beginn der Bronzezeit aber war seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts eine Kultur bekannt, die in Mittel- und Ostdeutschland so viel Ähnlichkeit mit böhmischen Funden aufwies, daß auch für sie nach zwei seit 1879 erforschten Friedhöfen in der Nähe von Prag der Name „Munjetiker Kultur“ gebräuchlich wurde (Abb. 49). Es gelang dann in neuerer Zeit Frh. von Richthofen (1926) zu zeigen, daß die Wurzeln der Lausitzer Kultur in der Munjetiker liegen, während zum Teil schon vorher andere Forscher, wie Seger und besonders Windler, die Munjetiker Kultur nach rückwärts über eine „Vormunjetiker Stufe“ mit der steinzeitlichen „Marschwiher“ Kultur (vgl. oben) verknüpfen hatten. Sprockhoff machte auf verbindende Fäden von der havelländischen zur Munjetiker Keramik aufmerksam, und Miklasson glaubte solche über die Vormunjetiker von der Walternienburg-Bernburger Keramik her nachweisen zu können. Neumann, der das bestreitet, nimmt an, daß in Mitteldeutschland die Munjetiker Kultur aus anderen dort vorher bereits bestehenden herauswuchs, und zwar in Thüringen aus der Glodenbecherkultur („Urstädter Variante“), im Harzvorland aus der Oberschnurkeramik und in Sachsen aus der sächsisch-thüringischen (Saale-) Schnurkeramik. Dabei schreibt er den Nachkommen der Glodenbecherleute eine gewisse Selbständigkeit zu und spricht deshalb auch von einer „Urstädter Variante“ in der Munjetiker Kultur. Das Aufgehen der vereinzelt nebeneinander stehenden endneolithischen Kulturen in der Munjetiker spiegelt sehr wahrscheinlich eine machtvolle politische Zusammenfassung wider, für die auch die „Fürstengräber“ (vgl. unten) sprechen.

Schon seit etwa 1890 haben viele Forscher, zuletzt besonders Seger und Zahn (eine diesbezügliche Dissertation von Waltraut Böhm ist noch nicht erschienen), die Lausitzer Kultur schärfer zu gliedern versucht. Mit ihren späteren Erscheinungen haben sich besonders Boß und Göbe beschäftigt. Boß ließ auf den Lausitzer Stil im engeren Sinne oder alten „Lausitzer Stil“ — wie er schon 1903 neben „Lausitzer Typus“ sagt — im Norden den Göriger, in der Mitte den Murrther, im Süden den Willendorfer folgen (die Angaben „Norden, Mitte, Süden“ sind nur ganz grob genommen zutreffend). Göbe unterschied (1920) zwischen „Görig A“ und „Görig B“. Am nächsten an den „Lausitzer“ im engeren Sinne schließt der Murrther Stil an, der noch ans Ende der Bronzezeit gehört, während „Görig A“ und Willendorfer Kultur, die beide ungefähr gleich alt sind, und die darauffolgende „Görig-B“-Kultur bereits in die frühe Eisenzeit zu setzen sind. Dasselbe ist der Fall mit der (ostdeutsch-) schlesisch-polnischen Gruppe, die sich durch bemalte Gefäße auszeichnet. Hier kommen neben den Brandgräbern (s. unten) auch Körpergräber vor.

Besonders auffallend sind in der Munjetiker Kultur die wegen ihrer mächtigen Grabhügel und ihrer Goldbeigaben sogenannten „Fürstengräber“ (Leubingen, Helmsdorf, Kirchheim, Mienstedt). Dasjenige von Leubingen wurde schon 1877 von Klopffleisch sorgfältigst ausgegraben. In der Regel sind die Toten in Hoderlage auf der rechten Seite beigesetzt. Bemerkenswert sind große Depot- (Verwahr-) Funde von größtenteils gleichartigen Gegenständen. Bei Bennewitz in der Nähe von Halle a. S. wurden z. B. 297 Bronzebeile in einem Tongefäß gefunden. Die Erdenware weist einige sehr kennzeichnende Leitformen auf. Gelegentlich befinden sich an den Tongefäßen kleine Budelwarzen. Da ihre schrittweise Entwicklung zu den großen Budeln der älteren Lausitzer Keramik (Abb. 50), ebenso der allmähliche Übergang von der Körper- zur Brandbestattung sich nachweisen ließen, kam Frh. von Richthofen zu der oben erwähnten Feststellung, daß die Lausitzer Kultur aus der Munjetiker hervorgegangen ist. Ein besonderes Merkmal der Lausitzer Kultur ist die Ausstattung der (Brand-) Gräber mit vielen — oft 15 bis 20 — Tongefäßen neben dem als Urne benutzten (Abb. 51). Da bisweilen ein Teil von ihnen „auf dem Kopf“ steht oder mehrere ineinandergestellt sind, so können sie nicht alle zur Aufnahme von Speise und Trank gedient haben. Daß einige von ihnen mitgegeben wurden, damit der Verstorbene weiter den Göttern opfern könne, erscheint angesichts der Dechsele Kultfigur nicht ausgeschlossen, die in ihren vorgestreckten Armen eine Schale hält. Gegenüber den reichen keramischen Beigaben ist die Ausstattung mit Bronzegegenständen meist ärmlich. Nicht selten kommen bestimmte Typen von Steingeräten, besonders die fünfeckigen Hämmer, vor, was von Geschwendt genauer untersucht worden ist. Manche als Urnen benutzte Tongefäße haben ein „Seelenloch“, d. h. „eine künstliche Öffnung, die der um ihre alte Behausung oder ihr Grab unüberschwärmend gedachten Seele den Aus- und Eintritt zu ihrem Körper ermöglichen sollte“ (Wille). Hatten die Germanen der Bronzezeit prächtige Bronzesachen und unscheinbare Tongefäße, so finden wir bei den Leuten der „Lausitzer Kultur“ im großen und ganzen das Gegenteil. Und wie die Lausitzer Keramik die



50. Lausitzer Budelgefäß aus Wüstemark, Nr. Wittenberg. (Mitt. a. d. Provinzial-Museum Halle a. d. Saale, S. 2.)



51. Mit Tongefäßen reich ausgestattetes Brandgrab der Lausitzer Kultur in Wessel, NS. Baugen. Museum Baugen. (Frenzel, Bilderhandbuch zur Vorgeschichte der Oberlausitz.)

germanische beeinflusst, ist umgekehrt starke germanische Einwirkung in den Metallarbeiten festzustellen. Ein Teil der im Bereich der „Lausitzer Kultur“ gefundenen Bronzegegenstände wird überhaupt als Einfuhrgut von den Germanen dorthin gelangt sein. Daneben aber stehen andere, die teils nur für dieses Gebiet kennzeichnend sind, teils Beziehungen weiter nach Südosten hin (besonders Ungarn) haben. Die schöne Lausitzer Keramik Schlesiens hat Seger vom kunstgeschichtlichen Standpunkt aus gewürdigt. In ihrer ältesten Stufe ist sie, wie bereits erwähnt, durch große Budel gekennzeichnet (Budelkeramik). Seger spricht hier auch vom „strengen“ Stil, weil diese Gefäße scharf gegliedert sind. Darauf folgt der „freie“ Stil, bei dem teils wie Wellenringe angeordnete, teils schraubig gewundene Riefen die Umrisslinien der Gefäße auflösen (Riefenkeramik). Bei der zierlichen Tonware des „schönen“ Stils paßt ihr Graphitüberzug mit seiner blankschwarzen Farbe zu den weichgerundeten Formen (graphitierte Keramik). Durch mehrfarbige Bemalung, mannigfache Muster und An-

bringung symbolischer Zeichen — darunter auch das Hakenkreuz mit gerundeten Armen und der ihm verwandte „Dreischentel“ — erhält der „reiche“ Stil sein Gepräge (bemalte Keramik). In tiefen „Opferschächten“ der Burg von Lössow lagen u. a. menschliche Schädel mit schweren Verstümmelungen. Ähnliches ist nur noch auf dem Schloßberg bei Burg (Spreewald) beobachtet.

3. Die vorgermanische Bevölkerung in Südwestdeutschland.

a) Kelten (?) und Illyrier in der Bronze- und Hallstattzeit. Es wurde schon oben darauf hingewiesen, daß die in Ostdeutschland wie andere endneolithische Kulturen zu Beginn der Bronzezeit in die Lunjetiger übergehende Glockenbecherkultur sich in Südwestdeutschland ziemlich selbständig in die Bronzezeit hinein weiterentwickelt. So entsteht die Adlerberg-Kultur (in der Gegend von Worms), in der Neumann deshalb eine Schwestergruppe zu der „Arnstädter Variante“ der Lunjetiger Kultur sieht. Eine besondere Kultur der früheren Bronzezeit ist auch die „Straubinger“, die vielleicht an den Altheimer Stil anzuknüpfen ist. Beide gehen dann wohl bald in der „Kultur der Hügelgräberbronzezeit“ auf, zu der sich auch die übrigen endneolithischen Kulturen Südwestdeutschlands, soweit wir heute sehen, einheitlich zusammenschlossen. Wir haben also wohl auch hier, obwohl das noch nicht so klar zu erfassen ist, wie im Norden und im Osten, die Bildung einer größeren politischen Gemeinschaft anzunehmen, die von Südwestdeutschland auch weit rheinabwärts und durch die Wetterau nach Mitteldeutschland reicht. Die führende Schicht scheinen die Leute der Schnurkeramik gewesen zu sein, die Reinecke überhaupt im wesentlichen für nicht neolithisch, sondern für frühbronzezeitlich hält. Ob wir hier schon mit Wahle von Kelten sprechen dürfen, was schon Roßjanna und andere gemeint hatten, können erst weitere Forschungen lehren. Daselbe gilt, wie oben schon angedeutet, für Wahles (von vielen anderen geteilte) Ansicht, daß die in der jüngeren Bronze- bzw. ältesten Hallstattzeit in manchen Gegenden Südwestdeutschlands die „Hügelgräberbevölkerung“ überlagernden „Urnenfelderleute“ Nordillyrier sind. Man kann jedenfalls mit Wahles Ausnahme (die sich weitgehend mit den Anschauungen von Kraft und E. Rademacher deckt), daß diese Herrenschicht von der unterworfenen keltischen Bevölkerung aufgesogen wird, die Tatsache erklären, daß in der mittleren Hallstattzeit nicht nur Hügelgräber mit der früher herrschend gewesenen Körperbestattung „wiederkehren“, sondern daß auch die „kerbschnittverzierte“ Tonware, die für die ältere und besonders

die mittlere Bronzezeit kennzeichnend war, eine neue Blüte erlebt.

Das ist im Gebiet des oberen Rhein und der oberen Donau beim „Alb-Salemer“ (Abb. 52), im Gebiet des unteren Neckars und des unteren Mains (nebst Wetterau) beim „Roberstadter“ Stil der Fall. Hier ist es allerdings nicht so deutlich ausgeprägt wie dort, wo nun außerdem zu der prachtvollen Kertschnittverzierung oft noch bunte Bemalung (neben Schwarzfärbung) hinzukommt. Sehr schwierig ist die Beurteilung des „Gündlinger“ Stiles, den Schumacher mit Reinede als Grundlage für eine besondere Zeitstufe zwischen „Urnenfelder“- und „Alb-Salemer“- bzw. „Roberstadter“-Kultur verwenden wollte, die jedoch schon von Behrens bezweifelt, dann von Stampfuß und Sprockhoff ganz ausgemerzt, von Kraft aber wieder eingeführt worden ist. Daß „Kelten“ (nach Wahle) und Illyrier an ihr beteiligt sind,

ist klar; aber nicht, ob sie als Weiterentwicklung der „Kultur der Hügelgräberbronzezeit“ in Gebieten, die von den „Urnenfelderleuten“ nicht besetzt, aber sehr stark beeinflusst wurden, aufzufassen ist oder ob ihre Grundlage die Kultur der „Urnenfelderleute“ ist, die teilweise, wie das auch sonst in ihren Außenbezirken beobachtet ist, als Grabform das Hügelgrab und als Bestattungsart die Körperbestattung übernahmen, oder endlich ob sie auf eine neue Einwanderung aus dem Ostalpengebiet her zurückzuführen ist, was Schumacher vermutet. In manchen Gebieten, wie Rheinhessen und Rheinpfalz, hat anscheinend die „Urnenfelderkultur“ länger bestanden, ohne daß sich das Wiedererstarken der in der Bronzezeit durch die Hügelgräber gekennzeichneten Kultur bemerkbar macht, so daß hier erst am Ende der Hallstattzeit die Körperbestattung wieder vorherrschend wird. Man kann alle diese Verhältnisse also im Sinne von Wahle so erklären, daß die Kelten hier mehr, hier weniger unter die Herrschaft der Nordillyrier kamen und daß diese später hier schneller, hier langsamer von den wieder zur Macht gelangenden Kelten aufgesogen werden. Als endgültig bewiesen dürfen wir das freilich nicht betrachten, insbesondere nicht unerwähnt lassen, daß Schumacher noch 1921 die Leute des Alb-Salemer und Roberstadter Stiles als „zweifelsohne illyrischer Abkunft“ bezeichnete. Kraft hält es für möglich, daß die ältesten Urnenfelderleute aus Oberitalien kamen. Und endlich ist auch noch nicht ausgemacht, ob nicht die alte Anschauung berechtigt ist, daß wir an Stelle der „Kelten“ Wahles Ligurer anzunehmen haben. Die Abweichungen in den Auffassungen hängen auch sehr davon ab, ob man den in Betracht kommenden Völkern lieber das Festhalten an einer bestimmten Bestattungsart zuschreibt oder, wie bei Germanen und ostdeutschen Illyriern, das Übergehen von der Körperbestattung zur Brandbestattung bzw. umgekehrt annimmt, und das nicht bloß einmal, sondern gegebenenfalls mehrmals.

Bevor wir uns den Verhältnissen am Ende der Hallstattzeit zuwenden, ist noch auf den Niederrhein und die nördlichen und westlichen Nachbargebiete von Böhmen hinzuweisen. Am Niederrhein bildet sich die „Nordgruppe der Urnenfelderkultur“ nach Stampfuß dadurch, „daß die süddeutsche Urnenfelderbevölkerung“ (gemeint ist natürlich ein Teil von ihr) „auf ihrem relativ schnellen Durchzug durch das süddeutsche Kulturgebiet der Hügelgräberleute der Bronzezeit starke Kulturelemente dieser Bevölkerung in sich aufgenommen und zu kräftiger Nachblüte am nördlichen Niederrhein gebracht hat“. Diejenige Bevölkerung aber, die vorher schon seit dem Ende der Steinzeit dort, besonders auf dem rechten Rheinufer, viele Hügelgräber errichtet hatte, dürfte nach den Arbeiten von E. und E. Mademacher wohl nicht unter die Herrschaft der Urnenfelderleute geraten sein, aber seit Beginn der Hallstattzeit starke Kultureinflüsse von ihnen erfahren haben. Am Oberlauf des Mains, in der Oberpfalz und insbesondere im Flußgebiet der Saale (und von da auch noch bis zur Fulda) erfolgt die Einwanderung einer besonderen illyrischen Gruppe von Böhmen aus (von der dortigen Knovizer Kultur herkommend). Nach älterer Auffassung (Schumacher) in der Gegend von Eifel und Hunsrück, nach neuerer (Behrens) in der Gegend von Koblenz bildet sich gegen Ende der Hallstattzeit die „Mehrener“ Kultur heraus, die dann bald über den Rhein nach Osten vordringt. Während Schumacher sie 1916 (noch ohne die Bezeichnung „Mehrener“) mit großer Bestimmtheit einem keltischen Stamme zuwies, vermeidet er 1920, sich über die völkische Zugehörigkeit der „Mehrener“ Leute zu äußern, und schreibt dann in dem 1927 erschienenen 7. Bande von Eberts Reallexikon (S. 264): „Über die ethnologische Herkunft dieses Hirtenvolkes läßt sich zur Zeit noch nichts Bestimmtes sagen.“ Weiter südlich haben wir am Ende der Hallstattzeit den Zerfall in verschiedene einzelne Kulturgebiete, deren nähere Umschreibung und Abgrenzung gegeneinander aber noch viel zu wünschen übrigläßt. Auch ist noch nicht klar, ob deutlich auf Ostfrankreich hinweisende Erscheinungen als Einflüsse oder Einwanderung von dort aufzufassen sind. Jedenfalls aber sind es Vorboten für die Besitzergreifung Süddeutschlands durch die Kelten (oder im Sinne Wahles durch neue keltische Stämme) in der La Tène-Zeit. Wir sehen, daß in Südwestdeutschland durch die Verzahnung verschiedener Kulturen ineinander das Volkstum der Bewohner in der Bronze- und frühesten Eisenzeit sehr schwer zu beurteilen ist. Obgleich schon sehr viel Fundstoff in größtenteils höchst anerkenntniswerten Arbeiten veröffentlicht ist, sind seine Deutungen voneinander recht abweichend, und es bedarf noch sehr eingehender Forschungen, um hier Klarheit zu schaffen.



52. Prächtig verziertes Tongefäß des Alb-Salemer Stils. Aus Gomadingen, OA. Münsingen. Museum Stuttgart. (IPEK 1930).



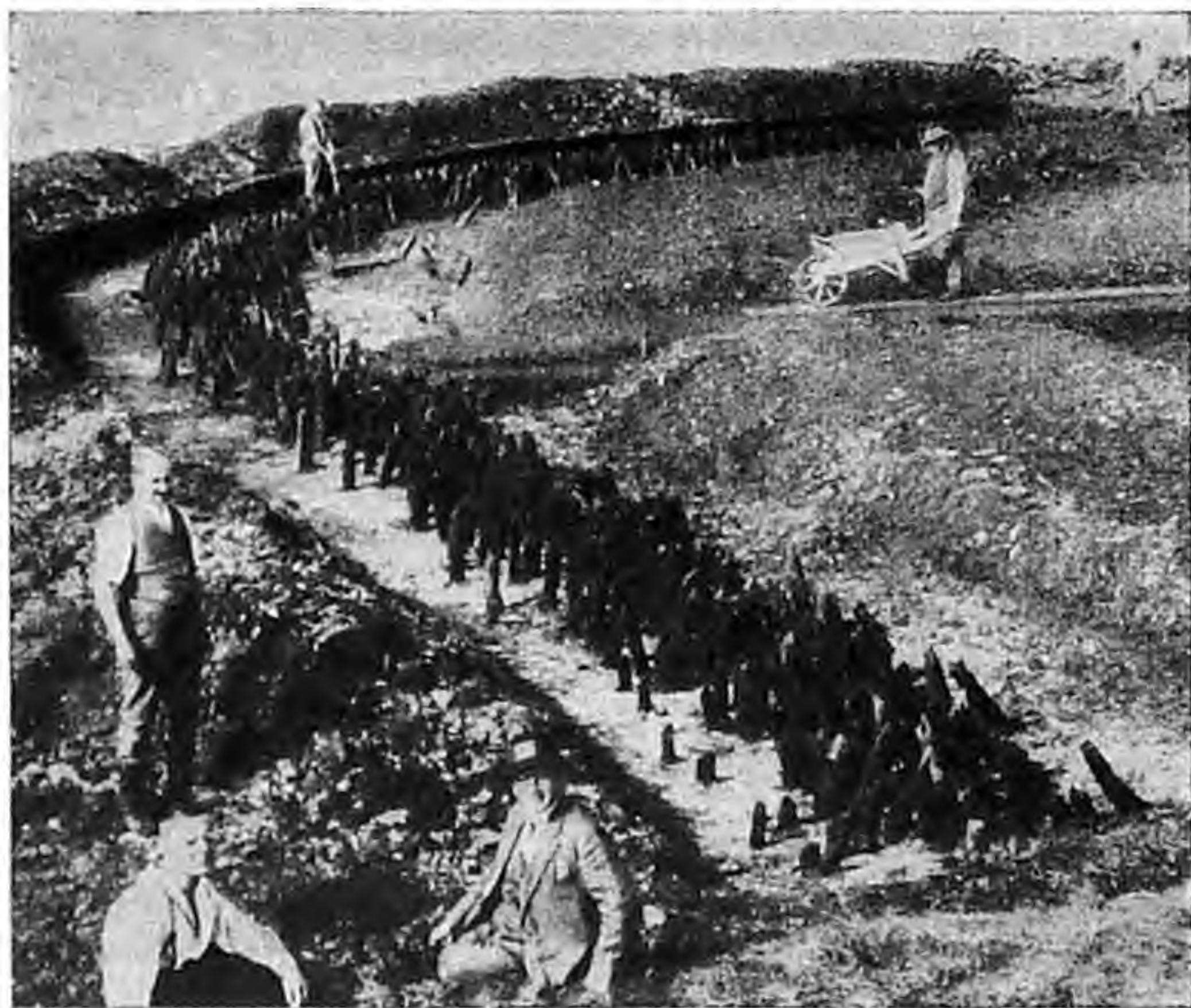
53. Feuerböcke. Hallstattfunde aus Dautenheim. Museum Mainz. (Jahresbericht der Denkmalspflege im Großherzogtum Hessen III.)

Auch in Südwestdeutschland stehen wie in Ostdeutschland die einheimischen Bronzegegenstände hinter den germanischen zurück, während der Verzierung der Tonware großer Eifer zugewandt wird. Es handelt sich, wie schon erwähnt, besonders um Kerbschnittmuster. Zu den Metallarbeiten machen sich jedoch seit Beginn der Hallstattzeit starke Einflüsse von Italien her geltend,

wo nach der Einwanderung der Etrusker das Kunstgewerbe einen hohen Stand erreicht. Nicht nur deren Erzeugnisse, sondern — besonders gegen Ende unseres Zeitabschnittes — selbst griechische Einfuhrstücke gelangen nach Süddeutschland (die Echtheit eines entsprechenden norddeutschen Fundes, von Frelsdorf, Mr. Stade, ist angezweifelt worden). Die mit fremdem Einfuhrgut, aber auch sonst reich ausgestatteten „Fürstengräber“ vom Ende der Hallstattzeit (Hundersingen, Pflugfelden) und Anfang der La Tène-Zeit (Schwarzenbach, Dürkheim, Kleinaspergle) bezeugen großen Reichtum vornehmer Geschlechter. Eine eigenartige Erscheinung in der südwestdeutschen Hallstattzeit sind die sog. Feuerböcke von Ton, die offenbar nur zum Teil praktischen Zwecken dienten, während andere sicherlich kultische Bedeutung hatten (Abb. 53). Einen ganz hervorragenden Einblick in die Bauweise jener Zeiten gibt uns die von Hans Meinerth durchgeführte großzügige Ausgrabung der „Wasserburg“ Buchau im Federsee (Abb. 54). Auf einer durch einen Palisadenring (stellenweise zwei) geschützten Insel lag hier ein Dorf von Leuten der Urnenfelderkultur mit verhältnismäßig einfachen Häusern. Später wurde die Insel von Leuten der „Gündlinger Kultur“ bewohnt, die große Einzelgehöfte anlegten. Ebenso wie in den Steinzeitdörfern des Federseegebietes sind hier die Holzfußböden ganz überraschend gut erhalten. Von den starken Landbefestigungen sei als Beispiel der „Hunnenring“ von Dhenhausen (Hunsrück) genannt, dessen Steinwälle stellenweise noch bis zu 12 m Höhe erhalten sind.

b) Die Kelten der La Tène-Zeit. Daß die „La Tène-Kultur“ im engeren Sinne den Kelten zuzuschreiben und von Frankreich aus nach Südwestdeutschland gekommen sowie daß sie hier in der Stufe B von Reinecke klar zu erfassen ist, wird einmütig angenommen.

Wie die Hallstattzeit wurde auch die La Tène-Zeit von Reinecke in 4 Stufen (A—D) eingeteilt (1902), indem er die schon 1885 durch den leider früh verstorbenen großen Forscher Otto Tischler vorgenommene Gliederung unter anderem durch Hinzufügung einer besonderen Anfangsstufe den inzwischen neu gewonnenen Erkenntnissen anpaßte.



54. Äußerer Pfahlring der Wasserburg Buchau. (Meinerth, Die Wasserburg Buchau.)

Die La Tène-Kultur entspricht zunächst in ihrer kraftvollen Ausprägung ganz dem Bilde, das wir uns von den Kelten auf Grund ihrer Eroberungszüge nach Süden (390 Einnahme Roms durch Brennus) und Osten bis Kleinasien (Galater) machen. Daß in Ostdeutschland Angehörige des boiischen Stammes Teile von Mittelschlesien und eines anderen keltischen Stammes Teile von Oberschlesien besetzten, hat Jahn auf Grund der Bodenfunde klar herausgearbeitet. Gegen das Ende der vorchristlichen Zeit hin erlahmt die Macht der

Kelten, und sie werden von den Germanen nach und nach größtenteils aus Deutschland herausgedrängt. Die Grenzen zwischen beiden Völkern werden zunächst ganz klar durch die Grenze der Verbreitung von Leichenverbrennung (Germanen) und Körperbestattung (Kelten) bezeichnet. Diese Erkenntnis war eine Frucht der ersten großen archäologischen Arbeiten von Kossinna. Er zeigte auch, wie diese Grenze sich im Laufe der Zeit zugunsten der Germanen verschiebt.

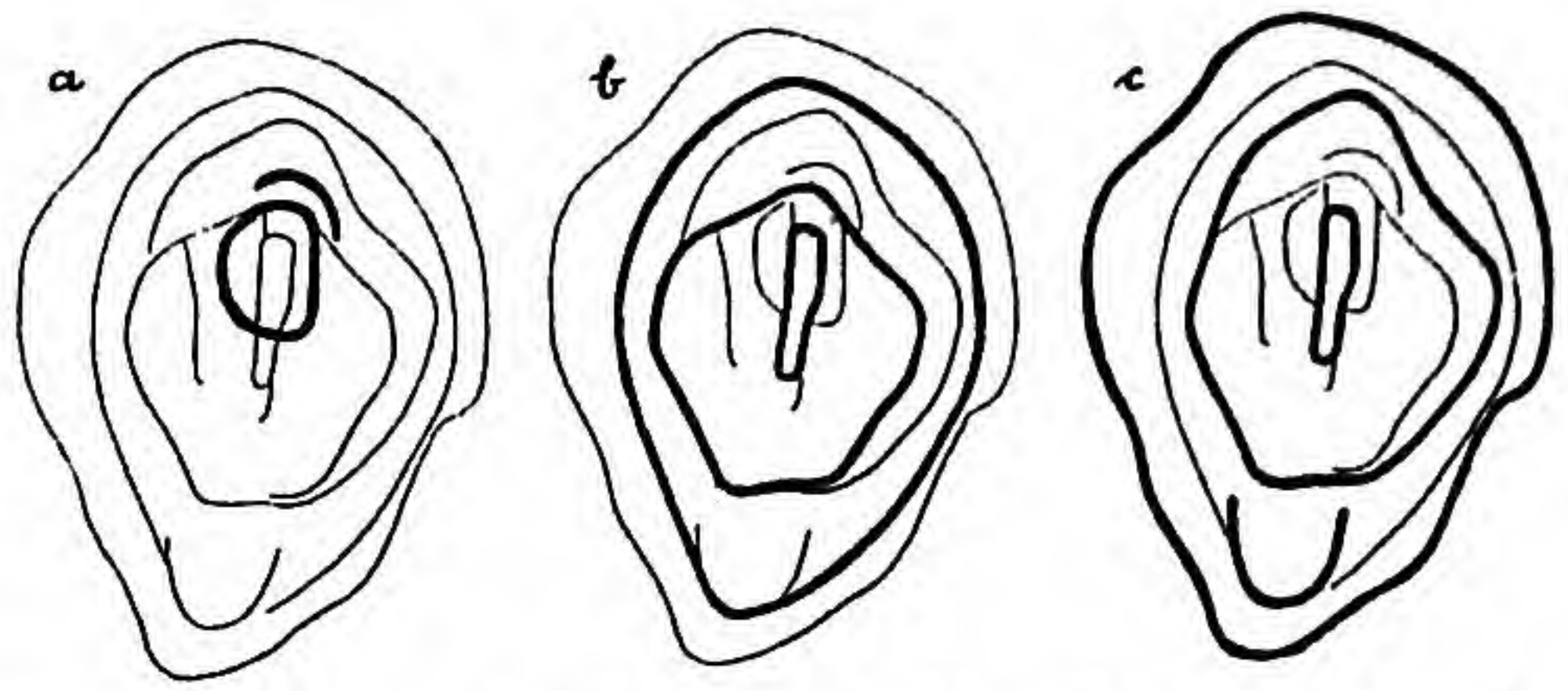
Die Kelten versuchten durch Anlage (bzw. Ausbau schon vorhandener) starker Befestigungen dem Vordringen der Germanen zu trocken.

Als bekanntestes Beispiel für eine solche sei die Steinsburg auf dem Kleinen Gleichberg bei Römhild genannt, deren gründlicher Erforschung Göbe einen wesentlichen Teil seiner Lebensarbeit widmete (Abb. 55). Diese Burgen waren in offenbar planmäßigen Gürteln angelegt, wie z. B. im Siegerlande zum Schutz dieses metallreichen Gebietes. Ein anderer zog von der Steinsburg in bald größerer, bald geringerer Entfernung vom Werratal an dessen Südwestseite bis Bacha und bog dann über Rhön, Vogelsberg und Taunus nach Westen um.

Aber auch diese Befestigungen vermochten die Germanen nicht aufzuhalten.

Bei Ladenburg (nordwestlich von Heidelberg) ist ein Dorf ausgegraben, in dem zunächst Kelten, dann (im 1. Jahrhundert v. Chr.) Germanen wohnten (Medarsleben). Die Germanen nehmen aber, wie oben erwähnt, manche Kultureinflüsse von den Kelten auf.

Auch die keltische La Tène-Kultur hat — sogar recht reichlich — prächtig ausgestattete „Fürstengräber“ aufzuweisen (Rodenbach, Walddalgesheim, Dühren). In einer „Vieredsschanze“ bei Gerichtsteden im Odenwald wurde schon 1896 von Schumacher ein Gutshof eines keltischen Häuptlings ausgegraben. Eine Verallgemeinerung dieses Befundes für die übrigen sehr häufig vorkommenden „Vieredsschanzen“ dürfte aber kaum zulässig sein. Während manche Forscher sie für militärische Anlagen halten, gibt Drexel die recht ansprechende Deutung, daß es sich um Tempelbezirke handelt. Unter den Kleinfunden aus der keltischen La Tène-Zeit sind Glasarmringe in leuchtenden Farben (hellblau, bisweilen mit schmalen weißen Streifen, und gelb), besonders auffallend. Der auch aus Schriftstellernachrichten und von der Figur des sterbenden Galliers als keltische Eigentümlichkeit bekannte „Torques“, ein in gleicher Richtung gedrehter Halsring, meist mit „Pufferenden“, wird häufig in Männergräbern gefunden. Besonders unter dem Einfluß makedonischer Geldstücke entstand um 300 v. Chr. das keltische Münzwesen. Kleine schälchenartige Goldmünzen verdanken ihren Namen „Regenbogenschüsselchen“ bekanntlich dem Volksglauben, daß die Enden des Regenbogens in ihnen gestanden hätten. Der Glaube hieran konnte deswegen entstehen, weil dieser Naturerscheinung ein kräftiger, den Staub wegspülender Regen vorausgeht, so daß nach einem solchen die Münzen am leichtesten gefunden werden. Eine im Schönbuch, nördlich von Tübingen, gefundene ziemlich rohe menschliche Figur (Sandstein) wird als keltisches Götterbild gedeutet. Abschließend sei hier, da wir im folgenden Abschnitt nicht besonders darauf eingehen, bemerkt, daß in der Zeit nach Christi Geburt noch Reste der Kelten in Süddeutschland vorhanden sind.



55. Die Befestigung der Steinsburg auf dem Kleinen Gleichberg bei Römhild (Kr. Hildburghausen) in drei Abschnitten ihrer Baugeschichte. Auf allen drei Plänen der etwa 1100 m langen und 800 m breiten Burg sind sämtliche nachweisbaren Strecken der ehemaligen Mauern angegeben, dabei aber nur die jeweils in Betracht kommenden dick ausgezogen (a vor der jüngeren Hallstattzeit. — b in der jüngeren Hallstattzeit — c in der mittleren La Tène-Zeit, z. T. vielleicht etwas später). (Göbe, Führer auf die Steinsburg bei Römhild.)

III. Von Christi Geburt bis zum Beginn der Geschichte.

1. Die Germanen.

Für die ersten Jahrhunderte n. Chr. ist durch Schriftstellernachrichten eine große Anzahl von Namen germanischer Stämme überliefert, die sich ungefähr auf der Karte festlegen lassen. In einigen Fällen ist es, besonders in Ostdeutschland, möglich, ihr Wohngebiet und Änderungen in dessen Ausdehnung, also Wanderungen der betreffenden Stämme, durch scharf umgrenzte Kulturen genauer zu bestimmen. Un-

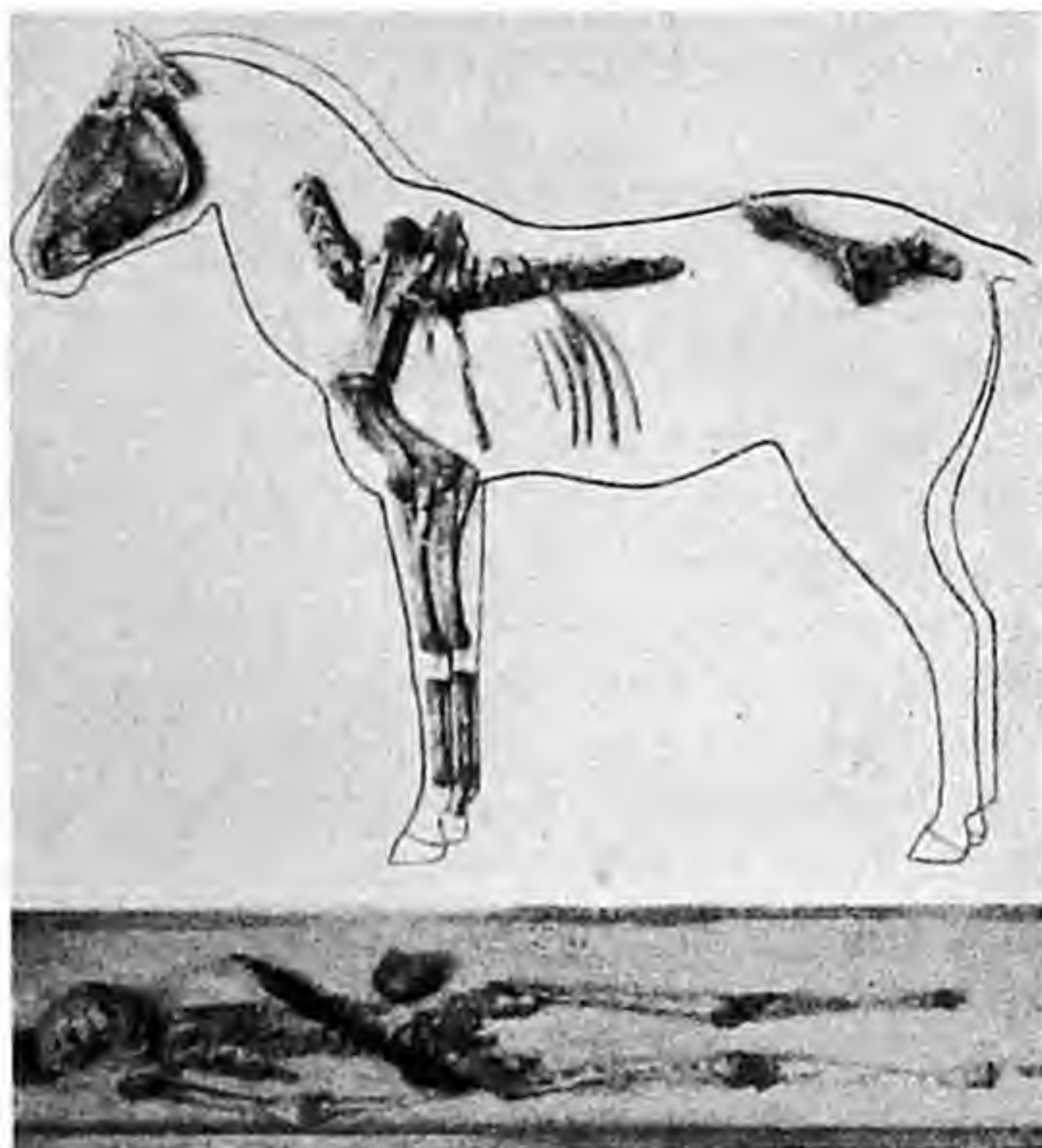


56. Sächsische Urne im Westertwannaer Stil. Aus Wehden, Kr. Verh. Museum Hannover. Höhe etwa 27 cm. (Niederachsen 31.)

kämpfe und später eine sehr hohe Kultur (hier dieses Wort im landläufigen Sinne zu verstehen) besaßen.

Es ist daher grobe Unwissenheit oder böser Wille, wenn jemand sie „Barbaren“ in absprechendem Sinne nennt. Diesen Sinn — das bleibe nicht unerwähnt — hatte das Wort „Barbaren“ bei den Griechen und Römern ursprünglich nicht, sondern es bedeutete lediglich „Fremde“; und deshalb zeugt es ebenfalls von grober Unwissenheit, wenn Vorgeschichtsforschern, die aus der Schule der klassischen Archäologie hervorgegangen sind, deswegen ein Vorwurf gemacht wird, weil sie (zumal bevor im Weltkriege durch den feindlichen Lügenfeldzug das Wort „Barbaren“ zu einer schmähennden Bezeichnung wurde) in antikem Sinne von unseren Vorfahren als Barbaren gesprochen haben.

Wenn oben darauf hingewiesen wurde, daß die Kulturen vieler germanischer Stämme noch nicht zu erfassen sind, so



57. Reitergrab der späteren Völkerwanderungszeit, etwa 6. Jahrh., auf dem früheren Windmühlenberge bei Neukölln, Berlin. Der Fund beweist, daß die Abflutung der Germanen aus dem norddeutschen Osten ganz allmählich vor sich gegangen ist, daß wohl auch im 6. Jahrh. noch zahlreiche Germanen dort wohnten. (Niesebusch, Bilder aus der märkischen Vorzeit.)

gesichts der großen Menge von Stammesnamen sind das aber doch erst verhältnismäßig wenige.

Das muß gegenüber oft anderslautenden die bisherigen Forschungsergebnisse überschätzenden Äußerungen klar betont werden. Der berechtigte Stolz auf die von unserer jungen Wissenschaft schon gewonnenen Erkenntnisse darf nicht übersehen lassen, daß wir doch noch weit von dem angestrebten Ziel sind, über alle germanischen Stämme für alle Jahrhunderte so genau Bescheid zu wissen, wie schon jetzt z. B. über die Wandalen für die ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt. Dazu reicht die bisher vorhandene Fundmenge noch nicht im entferntesten aus. Deshalb ist es verständlich, daß, ebenso wie auch für die früheren Zeiten, nicht nur die einzelnen Forscher verschiedene Ansichten haben, sondern, daß auf Grund inzwischen neu gemachter oder bekanntgewordener Funde auch ein und derselbe bisweilen im Laufe weniger Jahre seine Auffassung mehrfach ändert. Aber das darin sich ausprägende zähe Ringen, dem jeweiligen Fundbestande die bestmögliche Deutung zu geben, fördert oft die Forschung mehr als der Verzicht, unsichere Fragen zu berühren.

Vollständig klar ist aber bei einer Überschau über die gesamten germanischen Funde, daß unsere Vorfahren auch zur Zeit der Römerkämpfe und später eine sehr hohe Kultur (hier dieses Wort im landläufigen Sinne zu verstehen) besaßen.

Es gilt das ganz besonders für Nordwestdeutschland, wo entweder manche Formen seit der frühen Eisenzeit ziemlich unverändert weiterleben oder aber entsprechende Funde noch nicht gemacht worden sind. Ganz neuerdings erst beginnt die Kultur der Cherusker deutlicher zu werden. Die Untersuchung der Burg auf dem Gehrdenen Berg durch Jacob-Friesen zeigte dabei überraschenderweise, daß die Cherusker Spitzgräben anwandten, die früher als römische Eigenart betrachtet wurden. Als cheruskerische Grabform wurde von Schröller das Brandgrubengrab erkannt. Wesentlich besser ist es mit unseren Kenntnissen im Gebiet der Elbe und weiter ostwärts. An der Elbmündung konnte Waller mehrere chaulische Friedhöfe und Siedlungen feststellen. Noch ungeklärt freilich ist das Verhältnis der Chauken zu den später zwischen Elb- und Wesermündung wohnenden Sachsen (Abb. 56). Von ihnen sind aus diesem Gebiet sehr viele Urnenfriedhöfe bekannt, die erstmalig Plettke zusammenfassend bearbeitete und deren Einzelheiten Fritz Roeder in einer schon jetzt beträchtlichen Zahl von Arbeiten aufs genaueste untersucht. Die sächsischen Befestigungen wurden von Schuchhardt eingehend erforscht. Die Kultur der Langobarden an der Unterelbe ist schon lange durch eine Reihe von größeren Urnenfriedhöfen bekannt, unter denen der von Chr. Postmann bereits 1874 veröffentlichte von Darzau besonders berühmt ist. Für Mittel- und Saalegebiet läßt sich für die ersten Jahrhunderte eine bestimmte Kultur, die Walther Schulz eingehend untersucht hat, den Hermunduren zuschreiben, die dann später zusammen mit Angeln und Warnen die Thüringer bilden. Von diesen sind bedeutende Körpergräberfelder

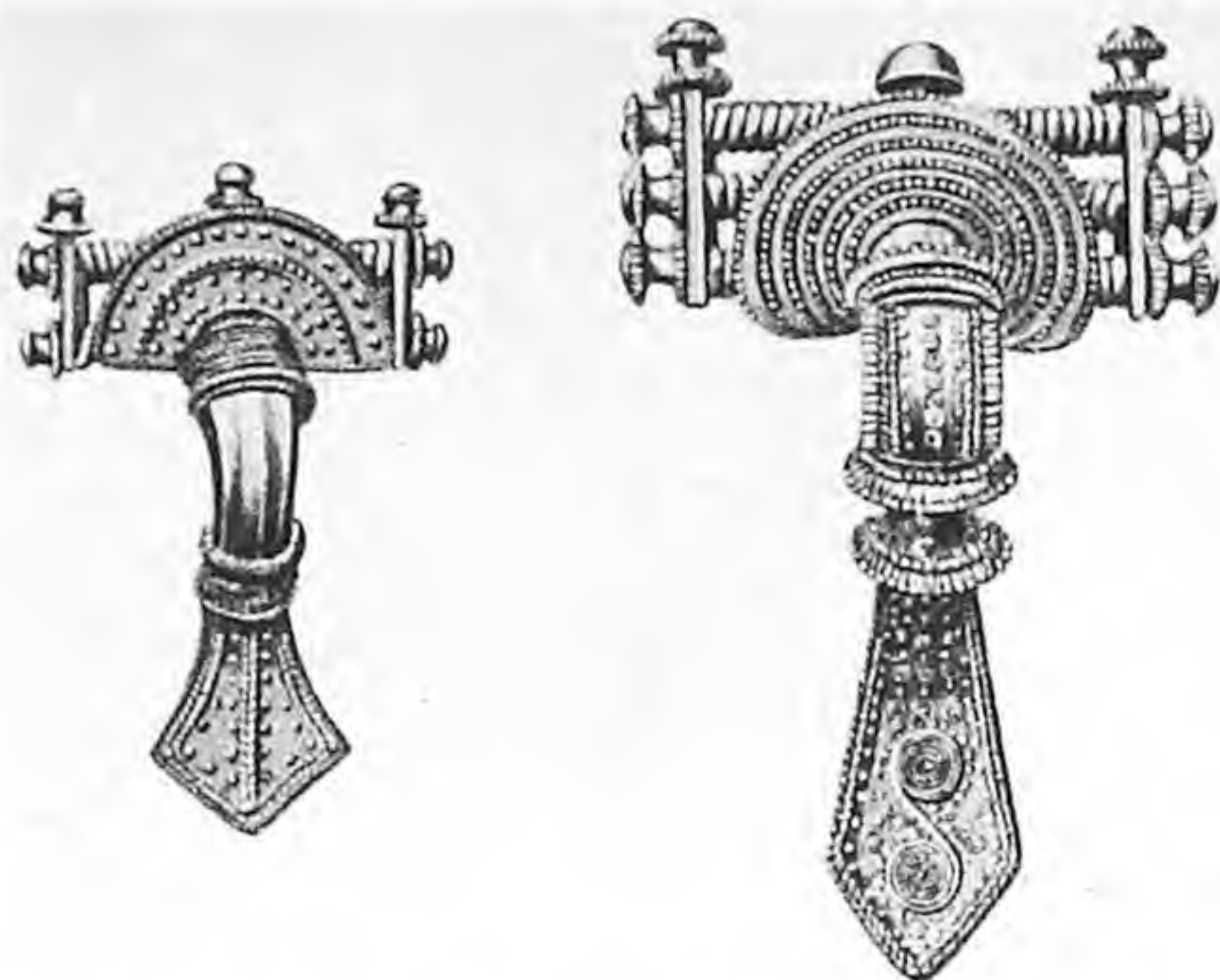
(z. B. Weimar durch Göke, Obermöllern durch Holter) ausgegraben worden, bei denen neben ihrer reichen Ausstattung mit Waffen und größtenteils aus Edelmetallen bestehenden Schmucksachen die vielfach an ältere Formen anschließende Tonware kennzeichnend ist (Abb. 58). Für die übrigen Gebiete des „elbgermanischen Kulturkreises“ sind in den ersten Jahrhunderten auch vorwiegend suebische Stämme anzunehmen, wenngleich hier für diese Zeit zwar manche wertvolle Einzelbearbeitungen (z. B. für die Altmark durch Kupka, für Mecklenburg durch Belz), aber noch nicht eine so eingehende zusammenfassende Darstellung vorliegt wie für die letzte germanische Zeit durch Matthes. Dieser unterscheidet 6 Kulturgruppen (eine davon, die böhmische, liegt außerhalb Deutschlands), bezüglich deren vollstlicher Zugehörigkeit er sich in anerkennenswerter Zurückhaltung auf den Hinweis beschränkt, daß es sich meist um suebische Stämme handelt. Ein Teil von ihnen wandert nach Südwestdeutschland ab und tritt dort als Alemannen auf, über deren Kultur eine großzügige Veröffentlichung von Beed vorliegt, die sich auf über 800 Körpergräberfelder mit größtenteils sehr reichen Beigaben gründet. Die Unterwerfung des alemannischen Gesamtstammes durch die Franken (536) kommt in den Bodenfunden, besonders der Keramik, deutlich zum Ausdruck. Daß das norddeutsche suebische Gebiet aber auch bis ins 5. und 6. Jahrhundert hinein nicht etwa ganz von Germanen entblößt wurde, zeigen einige Grabfunde, von denen die mecklenburgischen (Arbeiten von Belz und Sprockhoff) und das Reitergrab von Neukölln (Nielebusch) besonders hervorgehoben seien (Abb. 57). Über die von Petersen in einer kurzen Zusammenfassung übersichtlich dargestellten Verhältnisse in Ostdeutschland sind wir wiederum (ebenso wie in den letzten Jahrhunderten v. Chr.) sehr gut unterrichtet. Rossinna glaubte, die Grenze zwischen West- und Ostgermanen für einzelne Jahrhunderte recht genau festlegen zu können. Auf die Einwanderung der Burgunden (vgl. oben) folgte um Christi Geburt die der Goten. Dadurch wurden die Burgunden, in denen wohl Teile der Rugier aufgegangen waren (vgl. aber unten: Westrugier) aus den Gebieten um die Weichselmündung herum verdrängt. Sie dehnten sich nach Westen und Süden aus. Ihre Brandgrabengräber sind aus dem 3. und 4. Jahrhundert auch aus dem südlichen Brandenburg, dem Lande Sachsen und selbst dem nordwestlichen Schlesien bezeugt (Abb. 59). Es sind dann unter Bezugnahme auf ihre geschichtlich überlieferte Wanderung an den Rhein um 400 eine ganze Reihe von Bodenfunden in der Wetterau, in Nordbavern und Rheinhessen den Burgunden zugeschrieben worden, ohne daß dabei aber Übereinstimmung zwischen den verschiedenen Forschern erreicht ist. Besonders sei hier erwähnt, daß nach einer Arbeit von Stein die herkömmliche Annahme des Burgundenreiches bei Worms zweifelhaft geworden ist. Die gut bekannten burgundischen Funde vom Ende des 5. Jahrhunderts an liegen nicht mehr auf deutschem Boden. Die Westrugier wichen nach Rossinna vor den Goten zunächst bis an die Oder und gewannen nach 200 auch die in ihrem Namen noch an sie erinnernde Insel Rügen. Ende des 4. Jahrhunderts zogen sie nach Mähren und Niederösterreich. Von den Goten, deren Kultur besonders durch die „gemischten Gräberfelder“ (zum Teil mit Körper-, zum Teil mit Brandgräbern) gekennzeichnet ist, trat die Hauptmasse der „eigentlichen Goten“, in denen wohl eine vandalische Sondergruppe Ostpreußens aufgegangen war, um 170 die Wanderung nach Südrußland an. Der Bruderstamm der Gepiden, der insbesondere die Burgunden und Rugier teilweise aus ihren Sitten verdrängt hatte, folgte ihnen wohl erst in der Mitte des 3. Jahrhunderts. Vom Gebiet des Schwarzen Meeres gingen dann im 4. Jahrhundert (und nicht, wie Brenner wollte, erst nach der Hunnenschlacht 451) als gotischer „Kulturstrom“ starke Ein-



58. Reich ausgestattetes thüringisches Kriegergrab aus Weimar. Museum Weimar. (A. Göke, Die altthüringischen Funde von Weimar.)



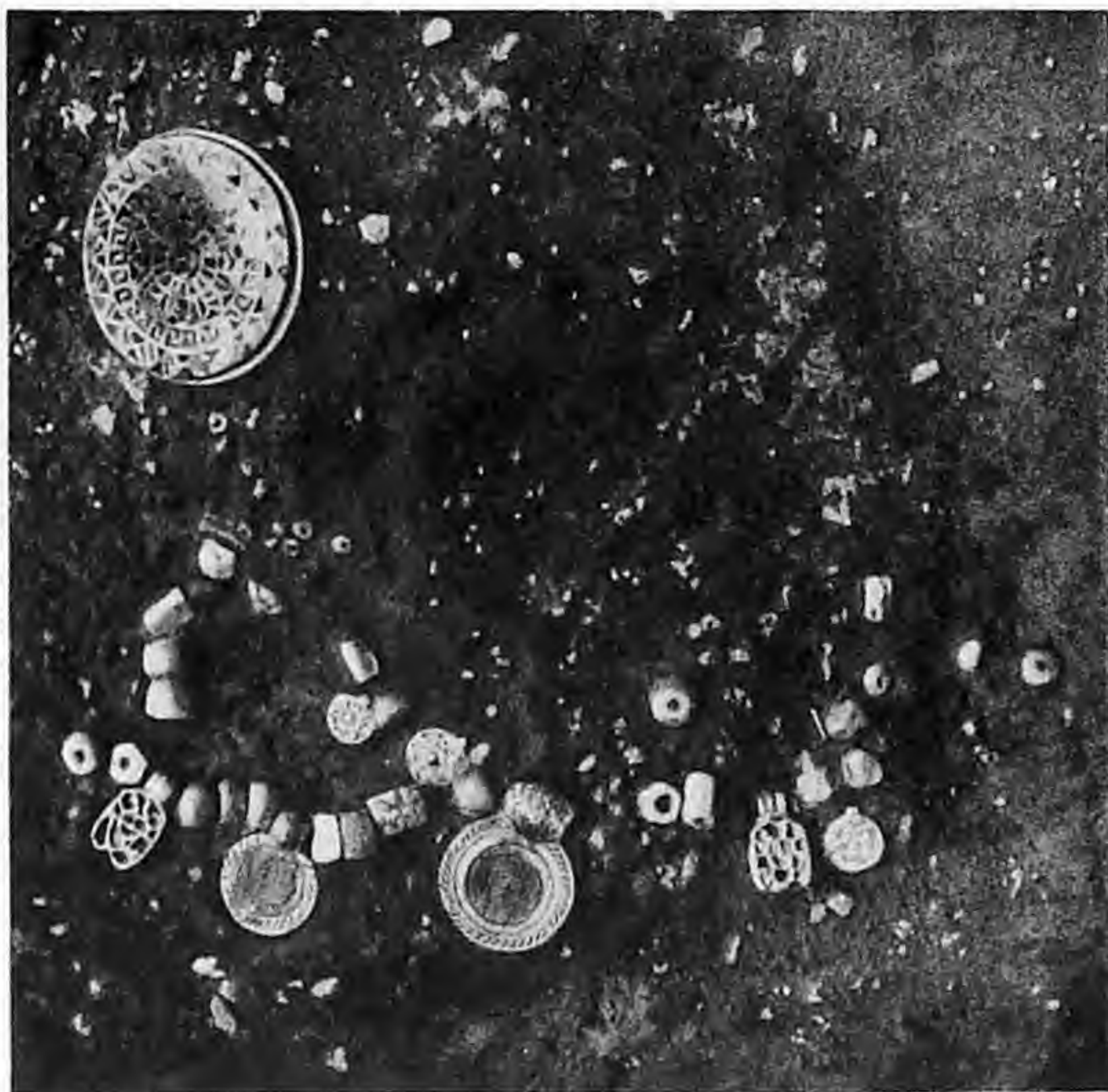
59. Tongefäße aus burgundischen Gräbern von Schertendorf, Kr. Grünberg. Museum Breslau. Höhe des größten Gefäßes 18 cm. (Voll und Rasse 1932.)



60. Goldene (links) und silberne goldplattierte (rechts) Fibel aus den Gräbern von Sacrau. Museum Breslau. 6 bzw. 8 1/2 cm lang. (Grempler, Der II. und III. Fund von Sacrau.)

güter (insbesondere Fibeln) an bestimmte Völker oder Stämme sehr berechtigt sind. Wenn sie trotzdem hier bisweilen scheinbar unbeachtet bleiben, so geschah es, um die Darstellung nicht mit zu vielen Einzelheiten zu belasten.

Eine im 5. oder 6. Jahrhundert ziemlich unvermittelt auftretende besondere Kultur in Ostpreußen (bezüglich dessen auch sonst in der vorgeschichtlichen Zeit in mancher Beziehung besonderer Stellung angesichts des knappen Raumes auf eine vor-



61. Goldene Fibel und Perlkette mit Goldanhängern aus einem Frauen-grabe in Soest in natürlicher Lage. Museum Münster. Durchmesser der Fibel 5 cm (Germania 14).

flüsse auf die Metallarbeiten der germanischen Stämme in Deutschland und den nordischen Ländern aus. Als Beispiele seien Funde aus den berühmten Fürsten- bzw. Fürstinnengräbern von Sacrau (Schlesien; Abb. 60) und Hasleben (Thüringen) genannt. Letzteres, eins der reichst ausgestatteten Gräber auf deutschem Boden, hat eine eingehende Bearbeitung durch W. Schulz erfahren.

Damit dem bei dem knappen Raum schwer erfüllbaren Wunsch des Herausgebers auf Behandlung strittiger Fragen wenigstens beizubringen auch bezüglich Einzelheiten genügt wird, sei bemerkt, daß die von Schuchhardt kurz vor 300, von Seger um 300, von Jahn ins 4. Jahrhundert, von Brenner bei seiner oben erwähnten Auffassung von dem späten Auftreten des gotischen Kulturstromes (die aber von Aberg mit triftigen Gründen zurückgewiesen ist) „weiter in das 4. Jahrhundert hinein . . . als gewöhnlich angenommen“ gesetzten berühmten Sacrauer Gräber von Hahne schon in die Zeit um 250 verlegt werden. Ferner ist in diesem Zusammenhang auch zu erwähnen, daß die von Reiß erhobenen Bedenken gegen voreilige Schlüsse auf Zuweisung gewisser einzelner Sach-

liegende Übersicht von Gaerte und eine zum Erscheinen vorbereitete von Engel verwiesen werden muß), und zwar in West-Masuren, hat Aberg eingehend bearbeitet. Ihre Träger sind möglicherweise die Angehörigen eines zurückgewanderten gotischen Teilstammes. Daß es sich dabei aber um Ostgoten nach der Schlacht am Vesuv (552) handele, wie Engel vermutete, ist nach Werner auf jeden Fall abzulehnen. Letzterer hat gezeigt, daß der Stamm in West-Masuren sich zum Herrn des samländischen Bernsteinhandels machte, dessen Erzeugnisse noch in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts über Thüringen nach Südwestdeutschland gelangten. Aus dem hier nicht zu behandelnden böhmischen Gebiet rücken um 500 die Markomannen, aus denen die Bajuwaren hervorgingen, in Bayern ein, deren Kultur sich besonders durch die Keramik von den benachbarten Alemannen unterscheiden läßt. Die Kultur der Wandalen ist auch in den ersten Jahrhunderten n. Chr. durch eine große Zahl von Bodenfunden in Schlesien (sowie Polen und Nordungarn) besonders gut bekannt. Die beiden Hauptstämme der Silingen und Hasdingen unterscheiden sich vornehmlich dadurch, daß letztere sehr lange an der Sitte der Brandbestattung festhielten. Die geschichtlich bezeugte um 400 beginnende

Wanderung der Wandalen zum Rhein und weiter ist, vielleicht weil sie sehr rasch erfolgte, in Mitteldeutschland durch Bodenfunde noch nicht sicher zu belegen. Wir haben vor einigen Hinweisen auf die aus den Funden erschießbaren allgemeinen Zustände noch bes. für die deutsche Frühgeschichte so besonders wichtigen Stammes der Franken zu gedenken. Hier muß, obschon es heute nicht mehr auf deutschem Boden liegt, das Grab des Königs Childerich I. erwähnt werden, weil es ein Grundpfeiler der ganzen deutschen Vorgeschichtsforschung ist. Dieses schon 1653 in Doornik (Tournay) in Belgien) entdeckte, durch reiche Beigaben aus Gold besonders auffallende Grab ist durch einen Siegelring mit Bildnis und Umschrift „Childe-rici regis“ auf das Jahr 481, das Todesjahr dieses Königs, zeitlich festgelegt. Die große Bedeutung, die es dadurch als

Festpunkt für die Datierung ähnlicher Funde hat, wurde erst durch L. Lindenschmitt (den Älteren) in größerem Umfange ausgewertet. Für die frühere Zeit nimmt E. Rabemacher an, daß Chauken oder Sueben (oder beide), die gegen Ende des ersten Jahrhunderts von dem Gebiet zwischen unterer Elbe und Weser an den Rhein in der Gegend von Köln vordrangen, dort mit Nispetern und Tenteteren (vielleicht auch Teilen der Sugambren) zum Volk der Franken sich zusammenschlossen. Erst in neuester Zeit sind in Westfalen zu einigen früher gemachten Funden eine größere Anzahl von solchen hinzugekommen, die wohl zum Teil den Franken zuzuschreiben sind. Indessen ist die Zurückhaltung von Stieren, der mehrere hier in Betracht kommende größere Friedhöfe (darunter den besonders aufschlußreichen von Soest; Abb. 61) untersuchte, gegenüber vollstän- digen Fragen durchaus zu billigen. Für die Kämpfe zwischen Sachsen und Franken spielen die Befestigungsanlagen eine große Rolle, die Schuchhardt in jahrzehntelanger Arbeit erforscht hat. Ganz kurz sei noch darauf hingewiesen, daß auch die Wikingerzüge in verschiedenen Gegenden Norddeutschlands durch Bodenfunde bemerkbar sind und daß seit einigen Jahren die Wikingerstadt Hattfahu (bei Schleswig) von Schwantes durch großangelegte Ausgrabungen erforscht wird.

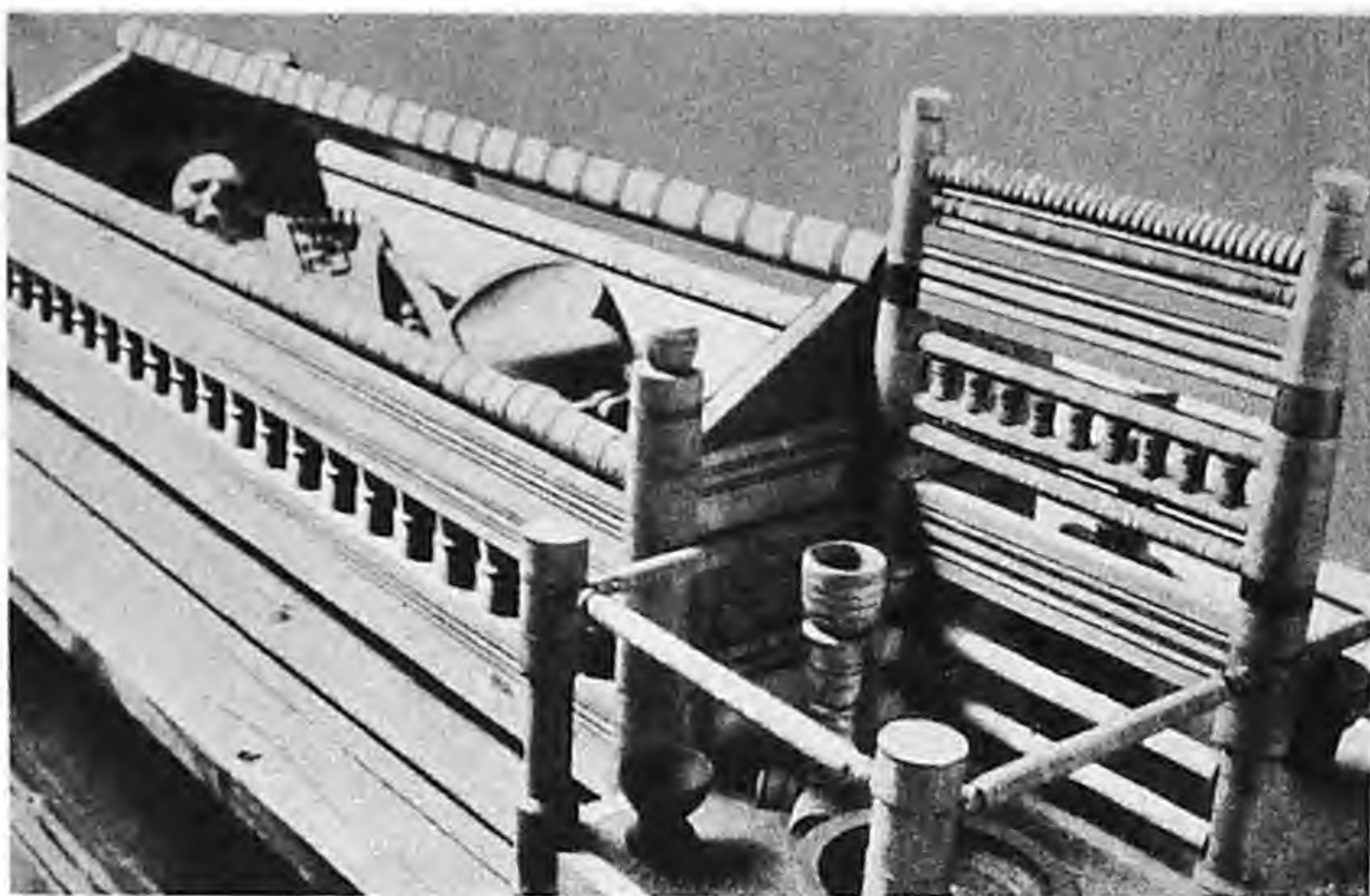
Ob wir Funde aus den ersten Jahrhunderten nach Christi Geburt betrachten oder näher an die geschichtliche Zeit heran- gehen: immer wieder sind wir überrascht von dem hohen Können und feinen Formgefühl der Germanen. Besonders deutlich zeigen das die Fibeln. Durch eine gründliche und grundlegende Untersuchung, die Umgren denjenigen der ersten nachchrist- lichen Jahrhunderte widmete (1897), wurde die alte Auffassung von starken Einflüssen des provincialrömischen Kunstgewerbes auf das germanische gründlichst zerstört, ja gezeigt, daß vielmehr das Gegenteil der Fall war. Doch sind sehr viele römische Ein- fuhrstücke nach Germanien gelangt, wofür als Beispiele hier nur die Funde von Lübsow (Pommern) und Apensen (Hannover) genannt seien (Abb. 62). Auch diese zeugen aber mittelbar für die Höhe der germanischen Lebensführung, außerdem dafür, daß wertvolle Güter als Gegengaben vorhanden waren, wie das ja durch die Schriftstellernachrichten genügend bekannt ist. Ein Teil der auf germanischem Gebiet gefundenen römischen Luxusgegenstände ist jedoch wohl sicherlich nicht Handelsgut, sondern Kriegs- beute. Die alte Auffassung, daß es sich um solche bei dem bekannten Hildesheimer Silberfund handelt, verteidigt Schuchhardt. Wie geschieht die germanischen Kunsthandwerker dann, wenn sie sich an römische Vorbilder anlehnten, arbeiteten, zeigt der germanische Silberbecher aus dem zweiten Grabe von Lübsow, über den Kunkel schreibt, daß er den Vorbildern „zum wenigsten technisch durchaus ebenbürtig und dem in unserem Gebiet damals herrschenden Geschmack glücklich angepaßt“ war. Wie Umgren die ersten Jahrhunderte, so untersuchte (aber nicht nur bezüglich der Fibeln) ein anderer schwedischer Forscher, Salin (1904), die spätere Zeit, und auch da zeigte sich die germanische Schöpferkraft in hellem Lichte. Allerdings spielt hier der schon erwähnte „gotische Kulturstrom“ (oder besser zwei Kulturströme, ein älterer nach Norden und ein jüngerer nach Westen gerichteter), der die von den Goten aufgenom- menen griechisch-kythischen Einflüsse den germanischen Stämmen in Deutsch- land und den nordischen Ländern vermittelte, eine große Rolle. Doch wirkten diese Einflüsse nicht etwa so, daß die germanische Eigenart dadurch unter- brüht wurde. Es entstand die germanische „Tierornamentik“, deren drei Stile Salin klar herausarbeitete. In erstaunlicher Fülle sind Gold und Silber zu herrlichen Schmudsachen verarbeitet worden (Abb. 63). Eine metallogra- phische Untersuchung von Eisensachen aus dem alemannischen Friedhof Herten (Baden) ergab als wichtigste Feststellung an zwei Schwertern, daß es sich



62. Bronzeimer von Apensen nebst Inhalt. Museum Stade. Höhe des Eimers 30 cm. (Mannus 21).



63. Goldene Armspirale aus Flurstedt, Kr. Apolda. Staatl. Museum, Berlin. Durchmesser etwa 7 1/2 cm. (Kossinna, Die deutsche Vorgeschichte.)



64. Grab eines alemannischen Sängers aus Oberflacht. Staatl. Museum, Berlin.
(Wolfgang Schulz, Altgermanische Kultur.)

Särge krönt. Das Bild des kampferprobten Spielmanns Volker von Alzen steigt vor uns auf, wenn wir sehen, daß in einem Kriegergrab neben dem Schwert eine sechssaitige Leier lag (Abb. 64). Die Friedhöfe enthalten oft eine erheblich große Zahl von Gräbern. Einige Beispiele: Hofmann schätzte die Menge der Urnen von Darzau auf mehr als 4000, Wegewitz die von Harfeld auf 8000—10000, in Rörsow wurden 443 geborgen (Belz), in Groß-Romstedt 596 (Eichhorn), in Westermanna über 1300 (Plettke); der Friedhof von Soest enthielt nach Stieren etwa 250 Körpergräber; für Schreßheim konnte Benetti bei der letzten Erwähnung in der „Fundchronik“ (Germania 17, 1933, S. 132) angeben, daß 536 ausgegraben sind.

Nicht selten sind Pferde bestattet, wie das bei den Skythen schon seit dem 6. Jahrhundert v. Chr. häufig vorkommt. Bisweilen liegen Mann und Roß vereint, so wie wir es uns nach von Platens Gedicht über Marichs Bestattung im Busento vorstellen. Wir sprechen dann von „Reitergräbern“, z. B. in Anderten (Hannover). Oder die Pferde sind für sich bestattet, wobei bisweilen neben dem Friedhof der Menschen ein besonderer Pferdefriedhof liegt, wie z. B. in Soest und offenbar auch in Bedum (Westfalen). Gewissermaßen ein greifbares Bild zu der Nachricht von Tacitus, daß ganz gemeine Verbrecher im Sumpf versenkt wurden, geben uns manche „Moorleichen“, deren Lage auf Fesselung hindeutet. Andere dürften durch Unglücksfall ins Moor geraten sein. Sie geben uns Aufschluß über die Kleidung, die ebenso wie Haut und Haare der Toten bisweilen sehr gut erhalten ist. An der Moorleiche von Rahhausen (Oldenburg), einem 8—9jährigen Knaben, ließ sich noch einwandfrei feststellen, daß er durch Stiche in den Hals ermordet und nach dem Tode mit seiner eigenen Kleidung gefesselt ins Moor versenkt wurde. Daß an der



65. Westgermanische rädchenverzierte Urne aus Fohrde, Kr. Westhavelland. Staatl. Museum, Berlin.
Höhe etwa 22 cm. (Wolfgang Schulz, Altgermanische Kultur.)

um sog. „Raffinierstahl“ handelt, also ein sehr hochstehendes Verfeinerungsverfahren angewandt wurde und daß die Schneide des einen noch eine zusätzliche Härtung durch „Zementation“ erfahren hat. Die Höhe der Holzbearbeitung zeigen schön gebrechelte Geräte und Gefäße aus dem berühmten Alemannenfriedhof von Oberflacht (Württemberg). Die Holzschalen enthielten bisweilen Früchte, wie Haselnüsse, Walnüsse, Zierelnüsse, Kirschen und Äpfel. Wie in Soest standen hier in hölzernen Grabkammern Totenbäume, vereinzelt auch Totenbettstätten mit zierlich gebrecheltem Gitter. Als Symbol des Unsterblichkeitsglaubens ist, wie Bedt näher ausgeführt hat, die Schlange (auch aus Holz geschnitten) aufzufassen, welche einen Teil der Oberflachter (und anderer)

deutschen Nordseeküste schon im ersten Jahrhundert Werten errichtet wurden, hat Jacob-Friesen festgestellt. Während der ganzen hier behandelten Jahrhunderte finden wir sehr häufig das Hakenkreuz auf Tongefäßen (Abb. 65), Fibeln (die auch bisweilen ganz in Hakenkreuzform gebildet sind; Abb. 66), anderen Schmuckstücken und Waffen, wie z. B. auf der bekannten „Runenlanze von Müncheberg“ aus Dahmsdorf, Kreis Lebus (Abb. 67). Inschriften in Runen, bezüglich deren wir auf Sonderarbeiten, wie z. B. von Meißner, verweisen müssen, sind auch von einer größeren Anzahl anderer Fundstücke, besonders Fibeln, bekannt. Die Bedeutung der von v. Buttel-Reepen und Moeder zusammenfassend bearbeiteten „Fenstergefäße“, d. h. Tongefäße mit (einem oder mehreren) eingesetzten Glasstücken, ist noch nicht geklärt. Ein treffliches Beispiel für die Quellenverehrung ist der Opferfund von Pyrmont.

2. Die Römer.

Schon Cäsar hatte offenbar die Gefahr erkannt, die trotz seines Sieges über Ariovist dem römischen Weltreich von den Germanen drohte. Seine beiden Rheinübergänge können als

militärische „Demonstrationen“ aufgefaßt werden. Augustus ließ seinen Plan, die Reichsgrenze an die Elbe, welche Drusus 9 v. Chr. erreichte, vorzuschieben, nach Hermann des Cheruskers glänzenden Sieg über Varus, der Rom 3 Legionen kostete, fallen. Tiberius nahm ihn wieder auf, aber nachdem Germanicus im offenen Kampf gegen Hermann ziemlich erfolglos fought und strategisch von ihm zum Rückzug gezwungen wurde, war es mit den Gelüsten der Römer auf Norddeutschland endgültig vorbei. Sie zogen dann in Süddeutschland eine Sperre, um ein Dreieck zwischen Rhein und Donau fest in der Hand zu haben.

Sie verlief, nachdem sie verschiedentlich vorhergelegt war, vom Rhein gegenüber der Mündung des Bingerbaches, die Wetterau einschließend, als Wall und Graben in südlicher Richtung bis Lorch in Württemberg (obergermanischer Limes) und von da, ungefähr rechtwinklig nach Osten umbiegend, als Mauer zur Donau bei Hienheim (rätischer Limes). Von Warttürmen aus konnte die Strecke übersehen werden. Zunächst etwas entfernt im Hinterland, später an die Front herangezogen, lagen die Kastelle, deren Truppen bei Gefahr eingreifen mußten. Eins von ihnen, die Saalburg bei Homburg v. d. H., ist wieder aufgebaut. Im abgeschnürten Gebiet wurden Straßen gebaut und ausgedienten Soldaten Ackerland zugewiesen (Behntland). Anscheinend schon im Markomannenkriege (166—180) waren die Germanen in den rätischen Limes eingebrochen, wie Bauarbeiten zur Ausbesserung von Zerstörungen in den Kastellen Eining, Pfünz und Böhming bezeugen (falls sie nicht auf den Alemanneneinfall 233/34 zurückzuführen sind).

Um 260 überrannten die Alemannen den Limes, nahmen das Behntland in Besitz, ohne von gelegentlichen römischen Wiedereroberungsversuchen (z. B. durch Probus) wesentlich gestört zu werden, und drangen auch bald über den Rhein.

Etwas länger hielten sich die großen Städte an Rhein und Mosel, Donau und Neck, die größtenteils noch durch ihre Namen an die Zeit der Römerherrschaft erinnern (Neuß, Köln, Bonn, Mainz, Trier, Regensburg, Augsburg). Die Kaiserstadt Trier weist die besterhaltenen römischen Bauwerke in Deutschland auf (Porta nigra usw.).

Schon von der Zeit des Humanismus an wurde den römischen Denkmälern und Funden auf deutschem Boden große Beachtung zuteil. Näheres Eingehen auf sie unterbleibt nicht nur, weil es verschiedene gute zusammenfassende Werke darüber gibt, sondern weil im Hinblick auf das ganze deutsche Volk wahrscheinlich nur verhältnismäßig wenig fremdes Blut infolge der Römerherrschaft in den Adern der heutigen Bewohner unseres Vaterlandes fließt.

3. Die Slawen.

In Ostdeutschland sowie in Oberfranken und die Oberpfalz, also Gebiete, die durch die „Völkerwanderung“ zwar sicher nicht menschenleer, aber menschenarm geworden waren, rückten nach Ansicht der meisten Geschichtsforscher um 600 Slawen ein.



66. Bronzene Hakenkreuzfibel. Aus einer sächsischen Wohngrube bei Klethen, Kr. Stade. Museum Stade. 3,2 × 2,9 cm groß, Plattenbreite 0,16 cm. (Stader Archiv N. F. 16.)



67. Lanzenspiße von Dahmsdorf (bei Müncheberg), Kr. Lebus, mit Heilszeichen und Runeninschrift. Museum Müncheberg. Verzierungen und Inschriften bestehen aus eingelegten Silberfäden. Die Runeninschrift: Ran(t)inga wird als Personennamen gedeutet. Etwa 17 cm lang. (Henning, Die deutschen Runendenkmäler.)



68. Slavisches Tongefäß von Platkow. Höhe etwa 16 cm. (Göthe, Die vor- und frühgeschichtl. Denkmäler des Kreises Lebus.)

Daß das „Wellenmuster“ (Abb. 68) ausschließlich slawische Eigenart sei, erwies sich freilich nicht als zutreffend. Es wurde, wie Zahn gezeigt hat, schon im 4. Jahrhundert von den Wandalen angewandt. Auch die 1877 von Sophus Müller gemachte Feststellung, daß die „Schlifenringe“ den Slawen zuzuschreiben sind, gilt nicht ohne Einschränkung, worauf besonders Meinede hingewiesen hat. Eine zeitliche Gliederung des slawischen Fundstoffes in drei Stufen hat Göthe vorgenommen.

„Die Burg ist die hervorstechendste Siedlungsform der Slawen. Allein in der Mark zählt man gegen 450 slawische Ringwälle, und in Mecklenburg und Pommern werden es verhältnismäßig kaum weniger sein.“ (Schuchhardt, Vorgeschichte S. 312.) Die Burgen liegen teils auf Höhen, teils in feuchten Niederungen. Eins der bestuntersuchten Beispiele der ersten Art ist Röllmichen (Bierbaum; Abb. 69), der zweiten der Penningsberg (Kiebusch). Die Burgen sind zum Teil auch Tempelburgen. Den Tempel von Arkona (Rügen) mit der Fundamentgrube für das von Sargo Grammaticus beschriebene Swantewitbild hat Schuchhardt ausgegraben. Das vielgesuchte Heiligtum Rethra glaubt er bei Feldberg in Mecklenburg gefunden zu haben. Im allgemeinen weisen die Funde auf eine dürftige Lebenshaltung hin. Silberne Schmuckstücke, die auf dem Handelswege aus dem arabischen Reiche (Bagdad) nach Nordeuropa ins Land kamen, sind meist, ebenso wie viele Münzen, in zerhacktem Zustande gefunden (Abb. 70). Nur der stoffliche Wert des Silbers wurde also in der Regel — eine besondere Ausnahme ist der sehr späte (12. Jahrhundert) Fund von Holm bei Driesen, der nur unzerhackte Gegenstände enthielt — geachtet. Die „Hacksilberfunde“, deren bedeutendster (Lupow, Str. Stolp) über $\frac{1}{4}$ Zentner wog, sind von Belz im Anschluß an den von Quilz zusammenfassend behandelt worden. Die Bestattungsart ist meist die Körperbestattung, die Grabform meist das Flachgrab (Beispiel für Hügelgräber: Neuhof).



69. Teil der Trockenmauer des Ringwalls von Röllmichen, M. Grimma, mit Ballenlöchern. (Bierbaum, Durch den Grenzwall zu den Ringwällen von Röllmichen und Rauberg.)

Daß Vorstöße von solchen geschahen und zurückgewiesen wurden, ist schon aus dem ersten Drittel des 6. Jahrhunderts bekannt. Zu einer dauernden Inbesitznahme des Landes braucht es aber deswegen noch nicht gekommen zu sein. Aus den slawischen Bodensunden ist jedenfalls für eine so frühe Zeit eine regelrechte Besiedlung nicht zu erweisen. Die durch bestimmte Fibelformen bezeugten Handelsbeziehungen von Südwestdeutschland über Thüringen nach Ostpreußen (vgl. oben; Werner) machen im Gegenteil eine slawische Einwanderung vor der zweiten Hälfte des 7. Jahrhunderts in größerem Umfange unwahrscheinlich. Radig betont, daß im Gau Daleminzien slawische Funde vor 800 nicht bekannt sind; diejenigen zwischen Saale und Elbe gehören nach Albrecht in die Zeit zwischen 800 und 1000. Die Slawen nahmen auch westlich der Unterelbe ein kleines Gebiet in Besitz, das heute noch „Wendland“ heißt.

Die einzelnen slawischen Stämme lassen sich nach ihren Kulturen noch nicht unterscheiden. Versuche, in dieser Weise die beiden großen Gruppen der Nordslawen und Südslawen zu trennen, stehen noch in den Anfängen. Zuerst sicher als solche erkannt wurde die slawische Kultur Ostdeutschlands von Virchow um 1870.

Früher als „Gözenbilder“ angesprochene Reliefdarstellungen, wie z. B. der in der Kirche zu Altenkirchen auf Rügen eingemauerte angebliche „Swantewit“, waren Grabsteine.

Schluß.

Bei der vorgeschriebenen Kürze dieser Übersicht mußte manche wichtige Einzelheit unerwähnt bleiben. Im Schrifttum sind deshalb die Namen vieler Forscher nicht genannt,

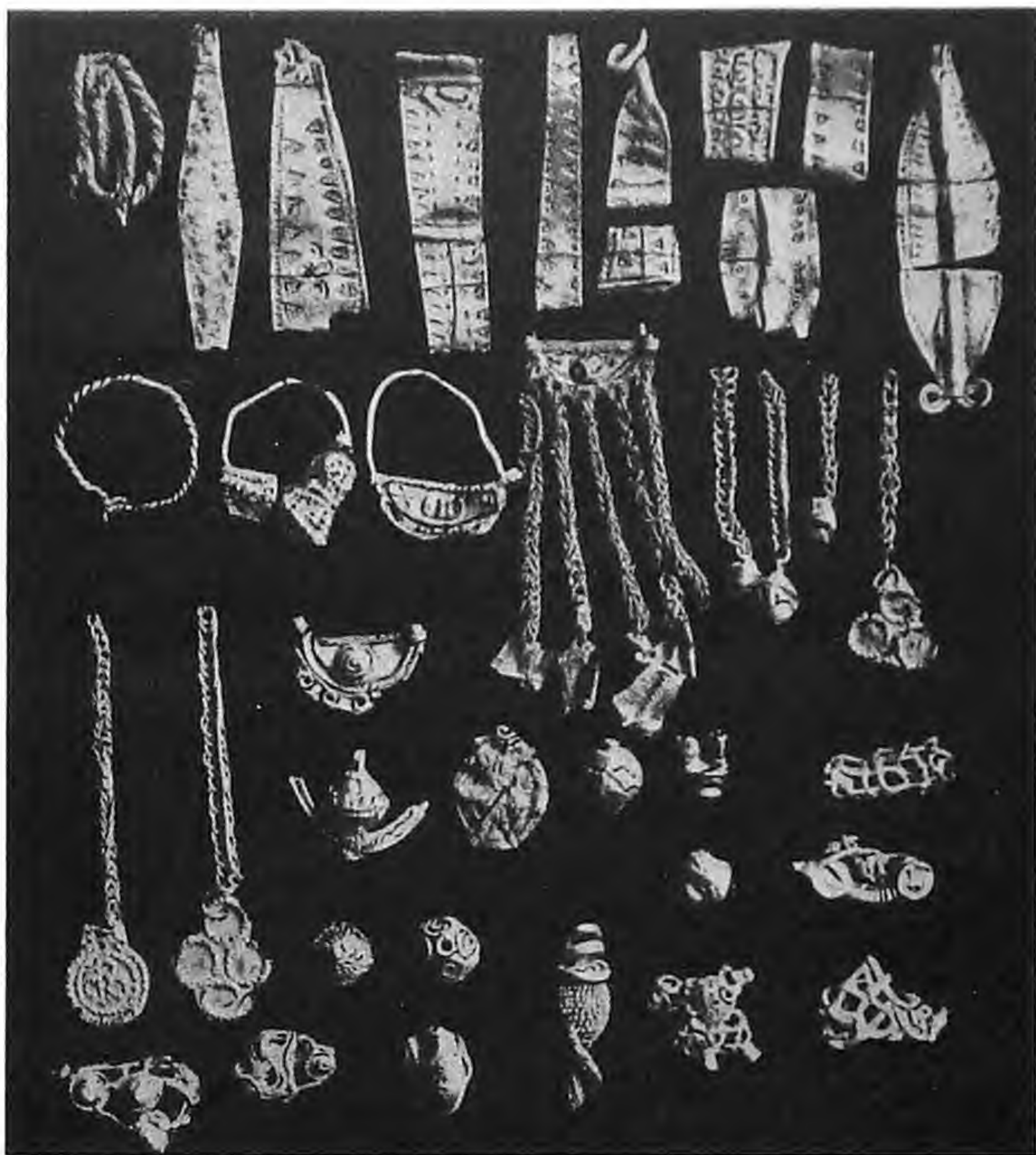
vornehmlich solcher, die, ohne in besonderen Aufsätzen oder Werken zu bevölkerungsgeschichtlichen Fragen Stellung zu nehmen, durch treue Vergunsarbeit der Forschung wichtige Quellen zuführten. Ebenso konnten die Darstellungen, Beschreibungen und Stoffsammlungen nicht aufgeführt werden, die für einen bestimmten Teil unseres Vaterlandes die ganze vorgeschichtliche Zeit umfassen.

Um hier auch wenigstens je ein — und zwar vorbildliches — Beispiel für ein größeres und ein kleineres Gebiet aus dem neueren Schrifttum anzuführen, seien nur genannt: Munkel, Otto, Pommersche Urgeschichte in Bildern, Stettin 1931, und Matthes, Walter, Urgeschichte des Kreises Ostprignitz, Leipzig 1929.

Es darf jedoch behauptet werden, daß derjenige, der tiefer in den Stoff eindringen will, dies an Hand des angeführten Schrifttums tun kann. Insbesondere ist hier auf die Angaben in Eberts Reallexikon hinzuweisen, die meist das wichtigste Schrifttum zu den betreffenden Stichworten enthalten. Daraus läßt sich dann ersehen, daß die Vorgeschichtswissenschaft schon mit sehr vielen Fragen gerungen hat. Es ist das hier erwähnt, weil ihr

neuerdings vorgeworfen wird, daß sie in törichtem Zunftstolz achtlos oder abweichend an den Auslassungen von manchen „Laien“ vorübergeht. Das ist ein ungerechter Vorwurf. Wir Fachgelehrten blicken nicht überheblich auf die „Laien“ herab, sondern haben von jeher dankbar anerkannt, daß viele „nichtzünftige“ Freunde der deutschen Vorgeschichte wichtige Entdeckungen gemacht haben, ja, daß ohne die Mitarbeit von zahlreichen begeisterten Helfern aus den verschiedensten Berufsständen unendlich viel wertvoller Forschungssstoff achtlos verkommen würde. Wir freuen uns, wenn auch sie Erwägungen über große Fragen der deutschen Vorgeschichte anstellen, aber wir verlangen, daß sie darüber nicht ohne bzw. mit nur einseitiger Auswertung des bereits vorliegenden Schrifttums Bücher mit „zugkräftigen“ Titeln in die Welt setzen und sich dabei womöglich so gebärden, als ob sie allein die Begeisterung für die deutsche Vorgeschichte gepachtet hätten. Diese haben nicht nur diejenigen, die in kühnen Gedankenflügen gleich ein fertiges Bild hinstellen möchten, sondern auch die, welche in mühsamer Kleinarbeit die Grundlagen dafür schaffen.

Hauptsächlich aus Germanen, Illyriern, Kelten und Slawen erwuchs unter Führung der Germanen das deutsche Volk. Die Slawen sind erst im letzten Viertel des ersten nachchristlichen Jahrtausends mit größeren Volksmengen in Deutschland sesshaft geworden. Von Kelten können wir in Mittel- und Süddeutschland nach der Mitte des letzten vorchristlichen Jahrtausends sprechen. Die Illyrier sind wahrscheinlich, die Germanen sicher in der Zeit um 2000 v. Chr. aus Teilen der steinzeitlichen Bevölkerung Deutschlands hervorgegangen. Wenn auch für die jüngeren Abschnitte der vorgeschichtlichen Zeit noch viele Fragen zu lösen



70. Zerbrochene arabische und germanische Silberschmuckstücke. Um 1000 n. Chr. Aus einem Hadzsilberfund bei Alexanderhof, Uckermark, Kr. Prenzlau. (E. Bahrfeld und A. Wied, Der Hadzsilberfund von Alexanderhof.)

sind, so gilt doch im großen und ganzen, daß unsere Erkenntnisse um so unsicherer sind, je weiter wir zeitlich zurückgehen. Die Vorgeschichtsforschung hat noch große Aufgaben vor sich. Wie der Nationalsozialismus beim Blick auf die Zukunft mit Jahrtausenden rechnet, so müssen wir auch tief in die Jahrtausende zurückgehen, wenn wir uns über die Entstehung des deutschen Volkes klar werden wollen.

Schrifttum*).

Grundsätzliches (s. S. 49—50). Rossinna, Gustaf, Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie (Mannus-Bibliothek, Nr. 6), Würzburg 1911 (die angeführten Worte S. 3). — Hahne, Hans, Geleitworte zu: „25 Jahre Siedlungsarchäologie“ (Mannus-Bibliothek, Nr. 22), Leipzig 1922, S. III—VI. — Ebert, Max, Reallexikon der Vorgeschichte, Berlin 1924—1932: Siedlungsarchäologie, Bd. 12, S. 102f. (Kieckhefer). — Jacob-Friesen, R. F., Grundfragen der Urgeschichtsforschung, Hannover 1928 (S. 138f.).

1. Die Zeit bis etwa 2000 v. Chr. (s. S. 50—58). 1. Altpaläolithikum (s. S. 50). Ebert, Reallexikon: Altpaläolithikum Bd. 1, S. 142f. (Obermaier); Diluvialchronologie Bd. 2, S. 394f. (Obermaier); Drei-Perioden-System Bd. 2, S. 457f. (Belk); Homo heidelbergensis, Bd. 5, S. 368f. (Reche); Homo primigenius, Bd. 5, S. 372f. (Reche). — Peters, Eduard, Die Feidenschmiede in Feidenheim a. Br. (= Fundberichte a. Schwaben, N. F. 6), Stuttgart 1931. — Wahle, Deutsche Vorzeit, Leipzig 1932, S. 26—33.

2. Jungpaläolithikum (s. S. 50/51). Ebert, Reallexikon: Höderbestattung, Bd. 5, S. 335f. (Wille); Jungpaläolithikum, Bd. 6, S. 187f. (Obermaier); Kunst (A. Paläolithikum), Bd. 7, S. 136f. (Obermaier); Oderbestattung, Bd. 9, S. 156f. (Wille). — Kühn, Herbert, Kunst und Kultur der Vorzeit Europas, Bd. I: Paläolithikum, Berlin u. Leipzig 1929. — Von Trauwitz-Pellwig, J., Urmenich und Totenglaube, München 1929. — Menghin, Oswald, Weltgeschichte der Steinzeit, Wien 1931. — Wahle, Deutsche Vorzeit, S. 34—44. — Piesker, Hans, Borneolithische Kulturen der südlichen Lüneburger Heide, Hilbesheim u. Leipzig 1932. — Preuß, Hans, Gedanken über die Beziehungen der Geobotanik zur Urgeschichte in Nordwestdeutschland; Nachrichten aus Niedersachsens Urgeschichte 7, 1933, S. 1f. — Schwantes, Gustav, Die ältesten Bewohner des mittleren Norddeutschland; Forschungen und Fortschritte 9, 1933, S. 261f.

3. Mesolithikum (s. S. 51/52). Ebert, Reallexikon: Homo brachycephalus, Bd. 5, S. 363f. (Reche); Mesolithikum, Bd. 8, S. 154 (Obermaier); Dinet-Höhle, Bd. 9, S. 162f. (Reche). — Bericht über die 49. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Köln 1927, hrsg. von Walter Benn, Leipzig 1928, S. 118—147. — Schwantes, Nordisches Paläolithikum und Mesolithikum; Mitt. Mus. Völkerkunde Hamburg 13, 1928, S. 159—252. — Menghin, Weltgeschichte. — Wahle, Deutsche Vorzeit, S. 34—44. — Piesker, Borneolithische Kulturen.

4. Neolithische Kulturen (außer schnurkeramischen und verwandten, s. S. 52—57). Ebert, Reallexikon, Ackerbau, Bd. 1, S. 18f. (Hahn); Bergbau (A. Europa), Bd. 1, S. 409f. (Rytle); Festung (A. Europa), Bd. 3, S. 233f. (Behn); Handel (A. Europa), Bd. 5, S. 37f. (Wahle); Haus (A. 1. Europa, allgemein), Bd. 5, S. 160f. (Behn); Haustier (B. Europa, allgemein), Bd. 5, S. 216f. (Hahn u. Hilzheimer); Neolithikum, Bd. 8, S. 462f. (Schuchhardt); Pfahlbau (A. Technik, B. Europa, allgemein), Bd. 10, S. 185f. (Behn bzw. Bremer †); Steinbearbeitung, Bd. 12, S. 395f. (Göke); Textiltechnik (A. Europa), Bd. 13, S. 267f. (Göke); Töpferei (A. Europa), Bd. 13, S. 328f. (Göke); Trepanation, Bd. 13, S. 430f. (Sudhoff). — Seger, Hans, Der Widder von Jordansmühl; Mitteil. Schlesien 1, 1926, S. 204f. — Schuchhardt, Karl, Vorgeschichte von Deutschland, München und Berlin 1928. — Radig, Werner, Der Wohnbau im jungsteinzeitlichen Deutschland (Mannus-Bibliothek, Nr. 43), Leipzig 1930. — Versu, Gerhard, Vorgeschichtliche Siedelungen auf dem Goldberg bei Nördlingen; in (Gerhart Rodenwaldt) Neue deutsche Ausgrabungen (Deutschtum und Ausland, Heft 23/24), Münster i. W. 1930, S. 130f. — Jacob-Friesen, R. F., Einführung in Niedersachsens Urgeschichte, Hilbesheim und Leipzig 1931, S. 54f. (der Pflug von Walle, Kreis Aurich). — Buttler, W., Das bandkeramische Dorf bei Köln-Lindenthal; Germania 15, 1931, S. 244f. — Wahle, Deutsche Vorzeit, S. 55f. — Hahne, Hans, Deutsche Vorzeit, Bielefeld und Leipzig 1933. — Haberen, Waldemar, Das bandkeramische Dorf bei Köln-Lindenthal; Germania 17, 1933, S. 1f. — a) Die nordischen Kulturen: Rossinna, Gustaf, Der Ursprung der Ursinnen und Urindogermanen und ihre Ausbreitung nach dem Osten; Mannus 1, 1909, S. 17f. und 225f.; 2, 1910, S. 59f. — Seger, Hans, Die keramischen Stilarten der jüngeren Steinzeit Schlesiens; Schles. Vorzeit N. F. 7, 1916, S. 1f. (hier in Betracht kommend S. 27—54). — Schumacher, Stand und Aufgaben der neolithischen Forschung in Deutschland; Ber. d. röm.-germ. Kommission 8, 1913—1915 (1917), S. 30f. (hier in Betracht kommend S. 41—52). — Åberg, Nils, Das nordische Kulturgebiet in Mitteleuropa während der jüngeren Steinzeit, Upsala 1918. — Rossinna, Gustaf, Die Indogermanen, I. Das Urvolk (Mannus-Bibliothek, Nr. 26), Leipzig 1921. — Rossinna, Gustaf, Entwicklung und Verbreitung der steinzeitlichen Trichterbecher, Krugentöpfchen und Kugelamphoren; Mannus 13, 1921, S. 13f., 143f., 239f. —

*) Auch wenn eine Abhandlung sich über mehr als 2 Seiten erstreckt, ist „S. . . f.“ (statt „ff.“) angegeben.

Ebert, Reallexikon: Baalberg, Bd. 1, S. 308f. (Bremer); Elbmegalithkeramik, Bd. 3, S. 84f. (Bremer); Kugelanphoren (A. Archäologie), Bd. 7, S. 111. (Bremer); Rujawisches Grab, Bd. 7, S. 114. (La Baume); Marschwißer Typus, Bd. 8, S. 48f. (Seger); Megalith-Grab (C. Nordwestdeutschland), Bd. 8, S. 95f. (Gummel); Mollenberger Typus, Bd. 8, S. 277f. (Bremer †); Nordischer Kreis (A. Steinzeit), Bd. 9, S. 6f. (Ekholm); Noßwißer Typus, Bd. 9, S. 122f. (Seger); Opperschöner Typus, Bd. 9, S. 108f. (Nilsson); Rössener Typus (A. Archäologie), Bd. 11, S. 157f. (Bremer †); Walternienburger Typus, Bd. 14, S. 247f. (Bremer †). — Child, B. Gordon, The Dawn of European Civilisation, London 1925. — Nilsson, Nils, Studien über die Walternienburg-Bernburger Kultur, I. (= Jahresschr. Vorges. Säch.-Thür. Länder 13, 1925). — Sprockhoff, Ernst, Die Kulturen der jüngeren Steinzeit in der Mark Brandenburg (= Vorgeschichtl. Forschungen, Bd. 1, H. 4), Berlin 1926. — Rossin, Gustaf, Ursprung und Verbreitung der Germanen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, Bd. 2, Berlin-Lichterfelde 1927. — Gummel, Hans, Die Riesensteingräberkultur in Nordwestdeutschland; Mannus Erg.-Bd. 5, 1927, S. 30f. — Schuchhardt, Vorgeschichte. — Engel, Carl, Neues über den Schönfelder Stil; Mannus 20, 1928, S. 265f. — Pech, W., Die Steinzeit Rügens (= Mitt. Samml. vaterl. Mtt. Univ. Greifswald 3, 1928). — Pech, W., Die Ausbreitung der nordischen Kultur; Prähist. Zeitschr. 20, 1929, S. 145f. — Gummel, Hans, Urgeschichte der Lande Braunschweig und Hannover, in: Görge, Spehr, Fuhse, Vaterländische Geschichten und Denkwürdigkeiten der Lande Br. u. H., Bd. 3, Braunschweig 1929, S. 349f. — Reinecke, Paul, Ein Kupferfund der Dolmenzeit aus Zütland; Mainzer Zeitschr. 24/25, 1929/30, S. 58f. — Sprockhoff, Ernst, Zur Megalithkultur Nordwestdeutschlands; Nachr. Niedersachsens Urgesch. 4, 1930, S. 1f. — Kupka, Paul L. B., Zur Systematik der Großsteingräber des nordischen Kulturkreises, ihrer Feuersteinärte und ihrer Tonware, in: Schumacher-Festschrift, Mainz 1930, S. 98f. und die dort S. 106 Anm. 21 angegebenen früheren Arbeiten dess. Verfassers. — Wahle, Deutsche Vorzeit, S. 55—60. — Schroller, Hermann, Die nordische Kultur in ihren Beziehungen zur Bandkeramik; Nachr. Niedersachsens Urgesch. 6, 1932, S. 1f. — La Baume, W., und Langenheim, R., Die Steinzeit im Gebiet der unteren Weichsel; Blätter f. deutsche Vorgesch. 9/10, 1933, S. 1f. — Pech, W., Zum Depotfund von Bygholm; Mannus 23, 1933, S. 137f. — Hansen, W., Zur Verbreitung der Riesensteingräber in Norddeutschland; a. a. O., S. 337f. — b) Die westeuropäischen Kulturen: Schumacher, Stand und Aufgaben (hier in Betracht kommend S. 32—41, S. 69—74). — Seger, Die keramischen Stilarten (hier in Betracht kommend S. 78—81). — Schumacher, Karl, Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande von der Urzeit bis in das Mittelalter, Bd. 1, Mainz 1921. — Wahle, Ernst, Die Besiedlung Südwestdeutschlands in vorrömischer Zeit nach ihren natürlichen Grundlagen; Ver. d. röm.-germ. Kommission 12, 1920 (1921), S. 1f. (mit Beilage). — Reinerth, Hans, Die Chronologie der jüngeren Steinzeit in Süddeutschland, Augsburg o. J. [1923] (hier in Betracht kommend S. 14—22, 35—36, 69—73). — Ebert, Reallexikon: Glodenbecherkultur, Bd. 4, S. 345f. (Bosch-Gimpera); Michelsberger Typus, Bd. 8, S. 183f. (Bremer); Mittel- und Süddeutschland (B. Neolithikum), Bd. 8, S. 233 (Bremer †); Westfalen (Neolithikum und ältere Bronzezeit), Bd. 14, S. 285f. (Stieren). — Stieren, H., Die großen Steinkisten Westfalens; Westfalen 13, 1927, S. 3f. — Wagner, Friedrich, Ein ungewöhnlicher spätneolithischer Gefäßtypus [Polling]; Germania 11, 1928, S. 138f. — Kraft, Georg, Altenburg (M. Waldshut) und andere Landstationen des westeuropäischen Neolithikums in Oberbaden, Prähist. Zeitschr. 20, 1929, S. 167f. — Neumann, Gotthard, Die Gliederung der Glodenbecherkultur in Mitteldeutschland; Prähist. Zeitschr. 20, 1929, S. 1f. — Stampfuß, Rudolf, Die jungneolithischen Kulturen in Westdeutschland, Bonn 1929 (hier in Betracht kommend S. 62 bis 82). — Reinecke, Paul, Die Stufe der spätneolithischen Glodenbecher in Bayern; Der bayerische Vorgeschichtsfreund 9, 1930, S. 16f. — Buttler, Werner, Die Bandkeramik in ihrem nordwestlichsten Verbreitungsgebiet, Marburg 1931 (die angeführte Stelle S. 53); vgl. dazu Gummel, Hans, Der Pfahlbau Moosseedorf bei Bern, Hannover 1923, S. 33f. — Wahle, Deutsche Vorzeit, S. 50—55. — Reinerth, Hans, Das Pfahldorf Sipplingen (Führer zur Urgeschichte, Bd. 10), Augsburg 1932. — Seger, Hans, Neue Funde aus der Glodenbecherkultur; Altschlesien 4, 1934, S. 83f. — Schrifttum über die Mischkulturen s. bei c. — c) Die Donaukulturen: Seger, Die keramischen Stilarten (hier in Betracht kommend S. 2—26). — Schumacher, Stand und Aufgaben (hier in Betracht kommend S. 55—69). — Schumacher, Siedelungs- und Kulturgeschichte, Bd. 1. — Wahle, Die Besiedlung Südwestdeutschlands. — Reinerth, Die Chronologie der jüngeren Steinzeit (hier in Betracht kommend S. 22—35, 65—67, 72—73). — Ebert, Reallexikon: Altheimer Typus, Bd. 1, S. 120f. (Bremer); Bandkeramik, Bd. 1, S. 342f. (Wille); Bschanzer Typus, Bd. 2, S. 196 (Seger); Eberstadler Typus, Bd. 3, S. 4f. (Bremer); Eichelsbach, Bd. 3, S. 38 (Bremer); Flomborner Typus, Bd. 3, S. 388f. (Bremer); Friedberger Typus, Bd. 4, S. 126 (Bremer); Großgartacher Typus, Bd. 4, S. 559f. (Bremer); Heidelberg-Neuenheimer Typus, Bd. 5, S. 244f. (Bremer); Hinkelstein, Bd. 5, S. 324f. (Bremer); Jordansmühler Typus, Bd. 6, S. 168f. (Seger); Marschwißer Typus, Bd. 8, S. 48f. (Seger); Mittel- und Süddeutschland (B. Neolithikum) Bd. 8 S. 233f. (Bremer †); Münchshöfer Typus, Bd. 8, S. 332f. (Bremer †); Niersteiner Typus, Bd. 8, S. 50 (Bremer †); Plaidter Typus, Bd. 10, S. 166 (Bremer †); Schöningburg, Bd. 11, S. 311f. (Kunkel); Wetterau, Bd. 14, S. 317f. (Bremer †); Wormiser Typus, Bd. 14, S. 447 (Bremer †). — Nilsson, Studien . . . Walternienburg-Bernburger Kultur. — Rossin, Ursprung und Verbreitung, Bd. 2. — Reinecke, Paul, Der Münchshöfer Typus im rechtsrheinischen Bayern; Der bayerische Vorgeschichtsfreund 7, 1927/28, S. 8f. — Buttler, Die Bandkeramik . . . — Schroller, Die nordische Kultur in ihren Beziehungen . . . — Wahle, Deutsche Vorzeit, S. 60—64. — La Baume und Langenheim, Die Steinzeit . . . untere Weichsel (hier in Betracht kommend S. 19—24).

5. Indogermanenfrage, Schnurkeramische und verwandte Kulturen (s. S. 57/58). Schumacher, Stand und Aufgaben (hier in Betracht kommend S. 52—55). — Seger, Die keramischen Stilarten (hier in Betracht kommend S. 55—77). — Wille, Georg, Die Herkunft der Kelten, Germanen und Illyrer; *Mannus* 9, 1917, S. 1 f. — Wahle, Ernst, Ostdeutschland in jungneolithischer Zeit (*Mannus-Bibliothek*, Nr. 15), Würzburg 1918, S. 130. — Meinerth, Die Chronologie der jüngeren Steinzeit (hier in Betracht kommend S. 8—14, 67—69). — Ebert, Reallexikon: Gölisch, Bd. 4, S. 372 f. (Bremer); Latdorf, Bd. 7, S. 236 f. (Bremer); Mittel- und Süddeutschland (B. Neolithikum), Bd. 8, S. 233 f. (Bremer †); Muzau, Bd. 11, S. 171 f. (Gaerte); Schlesien, Bd. 11, S. 269 f. (Seger); Schnurkeramik (A. Mitteleuropa), Bd. 11, S. 304 f. (Bremer †); Schnurzonebecher, Bd. 11, S. 310 (Bremer †); Rapsenbecher, Bd. 14, S. 483 (Bremer †); [die Aufsätze „Germanen“ und „Indogermanen“ (Feist) sind rein philologisch-historisch]. — Sprockhoff, Die Kulturen der jüngeren Steinzeit . . . Brandenburg. — Kossinna, Ursprung und Ausbreitung, Bd. 2. — Schuchhardt, Vorgeschichte. — Sprockhoff, Zur Megalithkultur. — Wahle, Deutsche Vorzeit, S. 66—70. — Pech, W., Die älteste Einzelgrabkultur; *Mannus* 24, 1932, S. 263 f. — La Baume und Langenheim, Die Steinzeit . . . untere Weichsel (hier in Betracht kommend S. 35—48). — Bider, F. R., Mesolithisch-neolithische Kulturverbindungen in Mitteldeutschland; *Mannus* 25, 1933, S. 249 f. — Nowothnig, W., Die Spikhaufen vom Vogtländischen Typus; a. a. O. S. 270 f.

II. Die Zeit von 2000 v. Chr. bis Christi Geburt (s. S. 58—69). 1. Die Germanen. a) Die Bronzezeit; bis etwa 750 v. Chr. (s. S. 58—62). Kossinna, Gustaf, Der germanische Goldreichtum in der Bronzezeit I (*Mannus-Bibliothek*, Nr. 12), Würzburg 1913. — Schuchhardt, Carl, Der Goldfund vom Messingwerk bei Eberswalde, Berlin 1914. — Schumacher, Karl, Stand und Aufgaben der bronzezeitlichen Forschung in Deutschland; *Berichte d. röm.-germ. Kommission* 10, 1917 (1918), S. 7 f. — Hahne, Hans, Die geologische Lagerung der Moorleichen und Moorbrücken (Veröffentl. d. Prov.-Mus. zu Halle, Bd. 1, H. 1), Halle (Saale) 1918. — Kossinna, Gustaf, Die deutsche Vorgeschichte eine hervorragend nationale Wissenschaft, 3. Aufl., Leipzig 1921 [4.—6. Aufl. im Text unverändert, jedoch mit Anhang neuer Abbildungen]. — Gierke, Georg, Die Tracht der Germanen in der vor- und frühgeschichtlichen Zeit (*Mannus-Bibliothek*, Nr. 23 u. 24), Leipzig 1922. — Kiebusch, Albert, Die Ausgrabung des bronzezeitlichen Dorjes Buch bei Berlin (Bücherreihe „Deutsche Urzeit“, Bd. 1), Berlin 1923. — Ebert, Reallexikon: Baumfarg, Bd. 1, S. 372 f. (Wille); Bronzezeit (A. Europa), Bd. 2, S. 147 f. (Göke); Bronzezeit (A. Europa), Bd. 2, S. 170 f. (Göke); Bronzezeit, Bd. 2, S. 179 f. (Montelius †); Buch, Bd. 2, S. 197 f. (Kiebusch); Kesselwagen, Bd. 6, S. 332 f. (Mötefandt); Kleidung (A. Europa), Bd. 6, S. 380 f. (Göke); Musik (A. Europa), Bd. 8, S. 354 f. (Behn); Nordischer Kreis (B. Bronzezeit), Bd. 9, S. 59 f. (Ekholm); Rasiermesser (A. 1. Allgemein), Bd. 11, S. 17 f. (Göke); Trundholm, Bd. 13, S. 451 f. (Berthelsen). — Hahne, Hans, Die Lure von Garlstedt, Kreis Osterholz; in: *Vorzeitfunde aus Niedersachsen*, Teil A. Hildesheim (1915—1925), S. 41 f. — Van Schellema, F. Adama, Die altnordische Kunst, 2. Aufl., Berlin 1925. — Kossinna, Ursprung und Ausbreitung, Bd. 1, 1926. — Schulz, Walther, Kartographische Darstellungen zur altgermanischen Religionsgeschichte (Veröff. d. Landesanstalt f. Vorgeschichte zu Halle, H. 5), Halle (Saale) 1926. — Kiebusch, Albert, Das Königsgrab von Seddin (Führer zur Urgeschichte, Bd. 1), Augsburg 1928. — Schuchhardt, Vorgeschichte. — Sprockhoff, Ernst, Zur Handelsgeschichte der germanischen Bronzezeit (Vorgeschichtliche Forschungen, H. 7), Berlin 1930. — Sprockhoff, Ernst, Formenkreise der jüngeren Bronzezeit in Norddeutschland. In: *Schumacherfestschrift Mainz* 1930, S. 122 f. — Sprockhoff, Ernst, Die germanischen Griffzungenschwerter (Römisch-germanische Forschungen, Bd. 5), Berlin und Leipzig 1931. — Sprockhoff, Ernst, Jungbronzezeitliche Formenkreise an der unteren Oder und unteren Weichsel; *Blätter für deutsche Vorgeschichte* 8, 1931, S. 4 f. — Sprockhoff, Ernst, Niedersächsische Depotfunde der jüngeren Bronzezeit (Veröffentlichungen der urgeschichtlichen Sammlungen des Provinzialmuseums zu Hannover, Bd. 2), Hildesheim und Leipzig 1932. — Wahle, Deutsche Vorzeit, S. 119—127. — Hahne, Hans, Deutsche Vorzeit, Bielefeld und Leipzig 1933. — Lechler, Jörg, Neues über Pferd und Wagen in der Steinzeit und Bronzezeit; *Mannus* 25, 1933, S. 123 f. — Lechler, Jörg, Vom Hakenkreuz, 2. Aufl., Leipzig 1933. — b) Die vorchristliche Eisenzeit (s. S. 62—64). Kossinna, Gustaf, Über verzierte Eisenlanzenspitzen als Kennzeichen der Ostgermanen; *Zeitschr. f. Ethnologie* 37, 1905, S. 369 f. — Kossinna, Gustaf, Die Grenzen der Kelten und Germanen in der La Tène-Zeit; *Korr.-Bl. d. anthr. Ges.* 38, 1907, S. 57 f. — Anorr, Friedr., Die Friedhöfe der älteren Eisenzeit in Schleswig-Holstein, Kiel 1910. — Kupka, P., Die frühe Eisenzeit in der Altmark; *Jahreschr. f. d. Vorges. d. sächs.-thür. Länder* 10, 1911, S. 37 f. — Schwantes, Gustav, Die ältesten Urnenfriedhöfe bei Alzen und Lüneburg (Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen, Bd. 1, H. 1/2), Hannover 1911 und dort genannte frühere Arbeiten dess. Verf. — Kossinna, Gustaf, Die illyrische, die germanische und die keltische Kultur der frühesten Eisenzeit . . . ; *Mannus* 7, 1915, S. 87 f. — Jahn, Martin, Die Bewaffnung der Germanen in der älteren Eisenzeit (*Mannus-Bibliothek*, Nr. 16), Würzburg 1916. — Kostzewski, Josef, Die ostgermanische Kultur der Spät-La Tènezeit (*Mannus-Bibliothek*, Nr. 18 und 19), Würzburg bzw. Leipzig und Würzburg 1919. — Jahn, Martin, Der Reiterhorn, seine Entstehung und früheste Entwicklung (*Mannus-Bibliothek*, Nr. 21), Leipzig 1921. — Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande, Bd. 1 und dort genannte frühere Arbeiten dess. Verf. — Schwantes, G., Vorgeschichtliches zur Langobardenfrage; *Nachrichtenblatt f. Niedersachsens Vorgeschichte* 2, 1921, S. 1 f. — Schulz, Walther, Archäologisches zur Geschichte der Hermunduren; *Mannus* 14, 1922, S. 48 f. — Behrens, G., Denkmäler des Wangionengebietes (Germanische Denkmäler der Frühzeit I), Frankfurt a. M.

1923. — Behn, Friedrich, Hausurnen (Vorgeschichtliche Forschungen, Bd. 1, S. 1), Berlin 1924. — Ebert, Reallexikon: Weierstedt, Bd. 1, S. 378 (Velk); Börnicke, Bd. 2, S. 120f. (Göke); Brandgrubengrab, Bd. 2, S. 122f. (Kostrzewski); Brandschüttungsgrab, Bd. 2, S. 123f. (Kostrzewski); Gesichtsurnenkultur, ostdeutsch-polnische, Bd. 4, S. 295f. (La Baume und Seger); Harpstedter Typus, Bd. 5, S. 126 (Velk); Jastorf, Bd. 6, S. 151 (Velk); Klimaverschlechterung, postglaziale, Bd. 7, S. 6f. (Sernander); Nordischer Kreis (C. Vorrömische Eisenzeit), Bd. 9, S. 88f. (Velk); Nipdorf, Bd. 11, S. 148 (Velk); Seedorfer Typus, Bd. 12, S. 1 (Velk); Weissenstedter Typus, Bd. 14, S. 274 (Velk). — Tadenberg, Kurt, Die Wandalen in Niederschlesien (Vorgeschichtliche Forschungen, Bd. 1, S. 2), Berlin 1925. — Krebs, Albert, Die vorrömische Metallzeit im östlichen Westfalen (Mannus-Bibliothek, Nr. 38), Leipzig 1925. — Schulz, W., Die Bevölkerung Thüringens im letzten Jahrhundert v. Chr. auf Grund der Bodensunde (Jahreschr. f. d. Vorgesch. der sächs.-thür. Länder 16, 1928); dazu Besprechung durch H. Reiß: Germania 14, 1930, S. 47f. — Rademacher, Erich, Germanische und gallische Kulturen am Niederrhein; Mannus-Erg.-Bd. 6, 1928, S. 176f. — Stampfuß, R., Das germanische Hügelgräberfeld Diersfordt (Führer zur Urgeschichte, Bd. 2), Augsburg 1928 und dort genannte frühere Arbeiten dess. Verf. — Schuchhardt, Vorgeschichte. — Petersen, Ernst, Frühgermanische Kultur in Ostdeutschland und Polen (Vorgeschichtliche Forschungen, Bd. 2, S. 2 [Ganze Reihe, S. 6]), Berlin 1929. — Stieren, M., Bodenaltertümer Westfalens, Münster i. W. 1929. — Hofmeister, H., Die Chatten, Teil 1 (Germanische Denkmäler der Frühzeit, Bd. 2, T. 1), Frankfurt a. M. 1930. — Frh. v. Richtofen, W., Zur Herkunft der Wandalen; Ostschlesien 3, 1931, S. 21f. — Wahle, Deutsche Vorzeit, S. 119—127. — Jahn, Martin, Der Wanderweg der Kimbern, Teutonen und Wandalen; Mannus 24, 1932, S. 150f. — Amberger, Heinz, Zur Herkunft und Verbreitung der rheinischen Mischkultur der Eisenzeit; Mannus 24, 1932, S. 420f. — Schwantes, G., Germanische Völkerwanderungen vor Christi Geburt; in: (Ludwig Roselius) Erstes Nordisches Thing (Veröffentlichungen der „Väterkunde“, Bd. 1), Bremen 1933, S. 47f. — Kunkel, Otto, Urgeschichte; in: Erwerbungs- und Forschungsbericht (des Prov. Mus. pommercher Altertümer, Stettin) 1933; Baltische Studien, N. F. 35, 1933, S. 314f. (Gesichtsurne von Biegnitz). — Schwantes, G., Die suebische Landnahme; Forschungen und Fortschritte 9, 1933, S. 197f. — La Baume, W., Hausurnen und Gesichtsurnen in Ostpommern; Ostdeutsche Monatshefte 14, 1933, S. 1f. — Joch, Lothar, Wandalische Körperbestattungen der Spät-La-Tène-Zeit; Ostschlesien 4, 1934, S. 127f. — Petersen, Ernst, Neue reiche Grabfunde der Spät-La-Tène-Zeit aus Schlesien; Ostschlesien 4, 1934, S. 240f.

2. Die vorgermanische Bevölkerung in Ostdeutschland (Illyrier) (s. S. 64—66). Boß, M., Keramische Stilarten der Provinz Brandenburg und benachbarter Gebiete; Zeitschr. f. Ethnologie 35, 1903, S. 61f. — Schumacher, Karl, Stand und Aufgaben der bronzezeitlichen Forschung in Deutschland; Ber. d. röm.-germ. Kommission 10, 1917 (1918), S. 9f. — Göke, Alfred, Die vor- und frühgeschichtlichen Denkmäler des Kreises Lebus, Berlin 1925. — Jahn, Martin, Zur Chronologie der „Lausitzer Kultur“ auf Grund neuerer Grabungen in Schlesien; Mannus-Erg.-Bd. 3, 1922, S. 28f. — Windler, Albert, Zur Herkunft der Lunjetiker Keramik; in: (Hans Hähne) 25 Jahre Siedlungsarchäologie (Mannus-Bibliothek, Nr. 22), Leipzig 1922, S. 134f. — Seger, H., Die Stilentwicklung in der Keramik der schlesischen Urnenfriedhöfe; Schlesien Vorzeit, N. F. 8, 1924, S. 5f. — Ebert, Reallexikon: Adamowicz, Bd. 1, S. 17f. (Seger); Lunjetiker Kultur (A. Archäologie), Bd. 1, S. 260f. (Seger); Aurither Typus, Bd. 1, S. 278f. (Göke); Bemalte ostdeutsch-polnische Keramik der frühen Eisenzeit, Bd. 1, S. 408f. (Kostrzewski); Willendorfer Typus, Bd. 2, S. 23 (Göke); Budestkeramik, Bd. 2, S. 199f. (La Baume); Dechsele Kultfigur, Bd. 2, S. 350 (La Baume); Wöriker Typus, Bd. 4, S. 395f. (Göke); Lausitzer Kultur (A. Archäologie), Bd. 7, S. 251f. (Seger); Leubingen, Bd. 7, S. 286 (Behrens); Nienstedt, Bd. 8, S. 500 (Behrens); Seelenloch, Bd. 12, S. 2f. (Wille). — Frh. v. Richtofen, Wolfo, Die ältere Bronzezeit in Schlesien (Vorgeschichtliche Forschungen, Bd. 1, S. 3), Berlin 1926. — Schuchhardt, Vorgeschichte. — Neumann, Gotthardt, Die Entwicklung der Lunjetiker Keramik in Mitteldeutschland; Prähist. Zeitschr. 20, 1929, S. 70f. — Unverzagt, Wilhelm, Der Burgwall von Lössow bei Frankfurt (Oder); in: (Gerhart Rodenwaldt) Neue Deutsche Ausgrabungen, Münster i. W. 1930, S. 159f. — Jahn, Martin, Die Kelten in Schlesien (Quellenchriften zur ostdeutschen Vor- und Frühgeschichte, Nr. 1), Leipzig 1931. — Wahle, Deutsche Vorzeit, S. 103—112. — Jahn, Martin, Neue keltisch-keltische Funde; Ostschlesien 4, 1934, S. 112f.

3. Die vorgermanische Bevölkerung in Südwestdeutschland (s. S. 66—69). Reinecke, P., Zur Kenntnis der La Tène-Denkmäler der Zone nordwärts der Alpen; in: Festschrift zur Feier des 50jähr. Best. d. Röm.-Germ. Zentralmuseums zu Mainz, 1902, S. 53f. — Behrens, G., Bronzezeit Süddeutschlands (Kataloge des Röm.-Germ. Zentralmuseums, Nr. 6), Mainz 1916. — Schumacher, Karl, Beiträge zur Besiedelungsgeschichte des Spesserts, der Eifel und Westdeutschlands überhaupt; Prähist. Zeitschr. 8, 1916, S. 133f. — Schumacher, R., Die Hallstattkultur am Mittelrhein; Prähist. Zeitschrift 11/12, 1919/20, S. 123f. — Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte, Bd. 1. — Reinecke, P., Zur chronologischen Gliederung der süddeutschen Bronzezeit (unter: Aus Museen und Vereinen); Germania 8, 1924, S. 43f. — Ebert, Reallexikon: Adlerbergstufe, Bd. 1, S. 23 (Behrens); Dühren, Bd. 2, S. 467f. (Schumacher); Dürkheim, Bd. 2, S. 473 (Schumacher); Feuerbock, Bd. 3, S. 281 (Göke); Glindlinger Stufe, Bd. 4, S. 577 (Schumacher); Hügelgräberkultur (bronzezeitliche) Südwestdeutschlands, Bd. 5, S. 401 (Behrens); Hundersingen, Bd. 5, S. 410f. (Schumacher); Kelten (A. Archäologie, 1. Allgemein), Bd. 6, S. 280f. (Rademacher); Keltisches Münzwesen, Bd. 6, S. 301f. (Forrer); Kleinaspergle, Bd. 7, S. 2f. (Schumacher); Koberstadt, Bd. 7, S. 12 (Schumacher); Mehrener Typus, Bd. 8, S. 120 (Schumacher);

Mittel- und Süddeutschland (C. Bronzezeit, D. Hallstatt- und La Tène-Zeit), Bd. 8, S. 245 bzw. 260 (Behrens bzw. Schumacher); Niederrheinische Hügelgräberkultur der Bronze- und vorrömischen Eisenzeit, Bd. 8, S. 482 f. (Rademacher); Odenhausen, Bd. 11, S. 319 (Schumacher); Rodenbach, Bd. 11, S. 150 (Schumacher); Schwarzenbach, Bd. 11, S. 373 (Schumacher); Steinsburg, Bd. 12, S. 409 f. (Göbe); Straubinger Stufe, Bd. 12, S. 460 (Behrens); Urnenfelderkultur, süddeutsche, Bd. 14, S. 34 f. (Behrens); Walbalgesheim, Bd. 14, S. 247 (Schumacher); Weißkirchen, Bd. 14, S. 269 (Schumacher). — Rademacher, E., Die Kerbschnittkeramik; *Mannus* 18, 1926, S. 14 f. — Behrens, G., Die Hallstattzeit am Mittelrhein, besonders in Rheinhessen; in: *Festschrift 75jähr. Best. d. Röm.-Germ. Zentralmuseums zu Mainz* 1927, S. 125 f. — Meinerth, Hans, Die Wasserburg Buchau (Führer zur Urgeschichte, Bd. 6), Augsburg 1928. — Schuchhardt, Vorgeschichte. — Jacobsthal, Paul und Langsdorff, Alexander, Die Bronzeschnabelfannen, Berlin-Wilmersdorf 1929. — Paret, Oskar, Die früh-eisenzeitliche Keramik der Schwäbischen Alb; *Jpef* 1930, S. 31 f. — Kraft, Georg, Über die Herkunft der Hallstattkultur der Schwäbischen Alb; *Prähist. Zeitschr.* 21, 1930, S. 21 f., 117 f. — Hörmann, Konrad, Vorgeschichtliche Bestattungsweisen, dargelegt an den Arbeiten der Naturhistorischen Gesellschaft in Nürnberg; in: (Gerhart Rodenwaldt) *Neue deutsche Ausgrabungen*, Münster i. W. 1930, S. 125 f. — Stampfuß, Rudolf, Zur Herkunft der Nordgruppe der Urnenfelderkultur; *Mannus* 24, 1932, S. 563 f. und frühere Arbeiten dess. Verf. — Wahle, Deutsche Vorzeit, S. 112—119. — Nicht mehr im Text benutzt (da erst Mai 1934 ausgegeben): Kersten, Walter, Der Beginn der La Tène-Zeit in Nordostbayern; *Prähist. Zeitschrift* 24, 1933, S. 96 f.

III. Von Christi Geburt bis zum Beginn der Geschichte (s. S. 69—76). 1. Die Germanen (s. S. 69—74). Göbe, M., Die altthüringischen Funde von Weimar, Berlin 1912. — Kiebusch, Albert, Ein germanisches Reitergrab aus der späten Völkerwanderungszeit von Neukölln (Nixdorf) bei Berlin; *Prähist. Zeitschr.* 4, 1912, S. 395 f. — Brenner, E., Der Stand der Forschung über die Kultur der Merowingerzeit; *Ver. d. röm.-germ. Kommission* 7, 1912 (1915), S. 253 f. — Von Oppermann, August, und Schuchhardt, Carl, Atlas der vorgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen, Hildesheim 1888—1916. — Åberg, Nils, Ostpreußen in der Völkerwanderungszeit, Uppsala 1919. — Belk, Robert, Das Urnenfeld von Rörchow; *Jahrb. d. Ver. f. Medl. Gesch. u. Altertumsk.* 85, 1920/21, S. 1 f. — Plettke, Alfred †, Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen (Die Urnenfriedhöfe in Niedersachsen, Bd. 3, H. 1), Hildesheim und Leipzig 1921. — Åberg, Nils, Die Franken und Westgoten in der Völkerwanderungszeit, Uppsala 1922. — Åberg, Nils, Ein Beitrag zur Chronologie der Merowingerzeit; in: (Hans Hahn) *25 Jahre Siedlungsarchäologie (Mannus-Bibliothek, Nr. 22)*, Leipzig 1922, S. 108 f. — Rademacher, Erich, Die Chronologie der Germanengrabfelder in der Umgegend von Köln; *Mannus* 14, 1922, S. 187 f. — Schuchhardt, Carl, Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen, Bad Salzungen 1924. — Jacob-Friesen, A. S., Die Wurtten Niedersachsens; in: (Belk, Schuchhardt) *14. Tagung des Nordwestd. Verb. f. Altertumsforschung; Prähist. Zeitschr.* 15, 1924, S. 132 f. — Martin, J., Beiträge zur Moorleichenforschung; *Mannus* 16, 1924, S. 240 f. — Ebert, Reallexikon: Rörchow, Bd. 7, S. 51 (Belk); Moorleiche, Bd. 8, S. 286 f. (Wille); Mienbüttel, Bd. 8, S. 500 (Belk); Ostpreußen, Bd. 9, S. 246 f. (Gaerte, La Baume u. Ehrlich); Reihengräbertypus, Bd. 11, S. 80 (Reche). — Hahn, Hans, Moorleichenfunde aus Niedersachsen (Vorzeitfunde aus Niedersachsen, Teil B), Hildesheim o. J. (1925). — Holter, Friedrich, Das Gräberfeld von Obermöllern aus der Zeit des alten Thüringen (= *Jahresschr. f. d. Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder* 12, H. 1, 1925). — Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte . . . , Bd. 2, Mainz 1923 und Bd. 3, Mainz 1925. — Tadenberg, Die Wandalen. — Eichhorn, G., Der Urnenfriedhof auf der Schanze bei Großromstedt (*Mannus-Bibliothek, Nr. 41*), Leipzig 1927. — Kunkel, D., Vorläufige Mitteilungen über neue kaiserzeitliche Funde in Pommern; *Mannus-Erg.-Bd.* 5, 1927, S. 119 f. — Jacob-Friesen, A. S., Der altgermanische Opferfund im Brodelbrunnen zu Pyrmont (Führer zu urgeschichtlichen Fundstätten Niedersachsens, Nr. 3), Hannover 1928. — Gaerte, W., Urgeschichte Ostpreußens, Königsberg 1929. — Wegewitz, W., Ein Bronzeimerfund aus der frühen Kaiserzeit in der Feldmark Alpenen (Nr. Stade); *Mannus* 21, 1929, S. 148. — Wegewitz, Willi, Der Urnenfriedhof von Harjesfeld; *Die Tide* 6, 1929, S. 284 f. — Kutsch, Ferdinand, Ringwälle im Lahn- und Maingebiet als Zeugen der germanischen Einwanderung und der römisch-germanischen Kämpfe um Christi Geburt; in: (Gerhart Rodenwaldt) *Neue deutsche Ausgrabungen*, Münster i. W. 1930, S. 241 f. — Reiß, H., Zur ethnischen Deutung frühmittelalterlicher Funde; *Germania* 14, 1930, S. 11 f. — Kossinna, Gustaf, Altgermanische Kulturhöfe im 1. Jahrtausend n. Chr., Bd. 1 (*Mannus-Bibliothek, Nr. 50*), Leipzig 1931. — Matthes, Walter, Die nördlichen Elbgermanen in spätrömischer Zeit (*Mannus-Bibliothek, Nr. 48*), Leipzig 1931, und die hier genannten Arbeiten von Belk, Kupka, Schulz u. a. — Matthes, Walter, Die Germanen der Prignitz zur Zeit der Völkerwanderung (*Mannus-Bibliothek, Nr. 49*), Leipzig 1931. — Beed, Walter, Die Alamannen in Württemberg (Germanische Denkmäler der Völkerwanderungszeit, Bd. 1), Berlin und Leipzig 1931, und die hier genannten Arbeiten vieler anderer Verfasser. — Stieren, M., Vorgeschichte durch Denkmalpflege; *Westfalen* 16, 1931 (Heft 6 = Bodenaltertümer Westfalens II), S. 273 f. (Soest). — Engel, Carl, Die Bevölkerung Ostpreußens in vorgeschichtlicher Zeit, Gumbinnen 1932. — Wahle, Deutsche Vorzeit, S. 182—222. — Roeder, Fritz, Neue Funde auf kontinental-sächsischen Friedhöfen der Völkerwanderungszeit, Halle a. S. 1933, und dort genannte frühere Arbeiten dess. Verf. — Schroller, Hermann, Die Cheruskergräber auf dem Stierbusch bei Rinteln; *Nachr. aus Niedersachsens Urgeschichte* 7, 1933, S. 72 f. — Schulz, Walther, Das Fürstengrab von Hasleben; in: *Röm.-germ. Forschungen*, Bd. 7, Teil 1, Berlin und Leipzig 1933. — Medel, Gustav, Die Herkunft der Runenschrift; in: (Ludwig Roselius) *Erstes nordisches Thing (Veröffentlichungen der „Väterkunde“, Bd. 1)*, Bremen 1933, S. 60 f. —

Werner, Joachim, Archäologische Zeugnisse für merowingischen Handel in Ostpreußen; *Germania* 17, 1933, S. 277f. — Petersen, Ernst, Der Verdegang der Germanen im deutschen Osten; *Mtschlesische Blätter* 8, 1933, S. 97f., und die dort genannten Arbeiten von Blume, Jahn, Seger u. a. — Kossinna, Gustaf (u. Petersen), Die Karte der germanischen Funde in der frühen Kaiserzeit; *Mannus* 25, 1933, S. 6f. — Petersen, Ernst, Eine Karte der Wikingerfunde Nord- und Ostdeutschlands; *Mannus* 25, 1933, S. 147f. — Waller, Karl, Chaulische Gräberfelder an der Nordseeküste; *Mannus* 25, 1933, S. 40f., und dort genannte frühere Arbeiten dess. Verf. — Schwantes, G., Die Ausgrabungen in Heithabu; *Zeitschr. f. Ethnologie* 63, 1931, S. 234f., und *Korr.bl. d. Gesamtver. d. d. Gesch.- u. Altertumsvereine* 1933, Sp. 65f. — Paulsen, Peter, Der Stand der Forschung über die Kultur der Wikingerzeit; *Ver. d. röm.-germ. Kommission* 22, 1932 (1933), S. 182f. — Jacob-Griesen, Vom Festungsbau der Cherusker; *Geistige Arbeit* 1, 1934, Nr. 3, S. 8. — Sprockhoff, Ernst, Ein germanischer Grabfund der Völkerwanderungszeit aus Schwerin (Mecklenburg); *Germania* 18, 1934, S. 43f., und die dort genannten Arbeiten von Belk. — Eilender, W., Untersuchungsbericht über Eisensachen aus dem alemannischen Friedhof Hertn; *Badische Fundberichte* 3, 1933 — (voraussichtlich) 1936, S. 27f. u. S. 136. — Engel, Carl, Vorgeschichte der altpreußischen Stämme (im Erscheinen?).

2. Die Römer (s. S. 74—75). Schumacher, Karl, Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande . . . , Bd. 2: Die römische Periode, Mainz 1923. — Roepf, Friedrich, Die Römer in Deutschland, 3. Aufl., Bielefeld u. Leipzig 1926. — Wagner, Friedrich, Die Römer in Bayern, 4. Aufl., München 1928. — *Germania Romana*. Ein Bilderatlas, hrsg. v. d. römisch-germanischen Kommission, 2. Aufl., Bamberg 1924—1930. — Hertlein, Gößler, Paret, Die Römer in Württemberg, Bd. 1 (Hertlein), Stuttgart 1928, Bd. 2 (Hertlein, Gößler mit Paret), 1930, Bd. 3 (Paret), 1932. — Wahle, Deutsche Vorzeit, S. 169—182.

3. Die Slawen (s. S. 75—76). Göke, A., Die Schwedenschanze auf der Klink bei Riemend, Kreis Westhavelland; *Nachrichten über deutsche Altertumsfunde*, 12, 1901, S. 17—26. — Krüger, Georg (†), Die Siedlung der Ostslawen in Norddeutschland; in: (Hans Hahn) 25 Jahre Siedlungsarchäologie (*Mannus-Bibliothek*, 22), Leipzig 1922, S. 116f. — Albrecht, Christian, Beitrag zur Kenntnis der slawischen Keramik (*Mannus-Bibliothek*, 33), Leipzig 1932. — Albrecht, Chr., Die Slawen in Thüringen; *Jahresschr. Vorgesch. sächs. thür. Länder* 12, 1925, S. 2, S. 1f. — Ebert, Reallexikon: Slawen (A. Archäologie), Bd. 12, S. 251f. (Belk). — Versu, Gerhard, Slawische Hügelgräber bei Neuhof (Kreis Regenwalde), Pommern; *Präh. Zeitschr.* 16, 1925, S. 64f. — Schuchhardt, Carl, *Arkona, Rethra, Vineta*. 2. Aufl., Berlin 1926. — Belk, Robert, Der Schatzfund von Quilich (Kreis Usedom-Wollin); *Baltische Studien*, N. F. 29, 1927, S. 151f. und dort genannte frühere Arbeiten dess. Verf. — Reinecke, P., Slawisch oder Karolingisch? *Präh. Zeitschr.* 19, 1928, S. 268f. und dort genannte frühere Arbeiten dess. Verf. — Schuchhardt, Vorgeschichte. — Radig, Werner, Der Burgberg Meissen und der Slawengau Daleminzien (Führer zur Urgeschichte, Bd. 8), Mugsburg 1929. — Bierbaum, Georg, Der Burgwall von Röllmichen, Amtshauptmannschaft Grimma (Sachsen); in: (Gerhart Rodenwaldt), Neue deutsche Ausgrabungen (Deutschtum und Ausland, S. 23/24), Münster i. W., 1930, S. 164f. — Kiebusch, Albert, Der Penningsberg bei Mittenwalde (Kreis Teltow); a. a. O. S. 166f. — Wahle, Deutsche Vorzeit, S. 225—227.

Geschichte des deutschen Volkstums.

Von Dr. Georg Fischer.

Von den vielen Fäden, aus denen der bunte Teppich deutschen Volkstums so reich und mannigfaltig gewirkt wurde, gilt es im folgenden nur jene aus ihren Verknüpfungen zu lösen und einzeln auf Farbe und Dichte zu untersuchen, die den durch die Vielzahl der Muster überall durchschlagenden Grund bilden. Sie sind es, die dem Ganzen Einheit und Charakter geben und den einzelnen Motiven Tönung und Wert verleihen, ohne freilich selbst unter sich gleichen Gespinnstes und übereinstimmender Färbung zu sein. Fasern verschiedenster Art verarbeitete vielmehr die Geschichte zu ihnen. Aus dem Zusammenprall germanischer Kultur mit der Zivilisation der Antike spann sich der erste rauhe und dunkle Faden, an den sich als zweiter, nicht weniger grob und mißfarben, die Auseinandersetzung des heidnischen Glaubens mit der christlichen Lehre knüpfte. Ihnen gesellte sich in eigenartiger Verflechtung religiöser, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Elemente ein dritter, heller und lebhafter als die beiden ersten: die Welt jener Gemeinschaftsbildungen, die seit dem Hochmittelalter das Leben des einzelnen Volksmenschen beherrschte, bis sie endlich dem in der Aufklärung gipfelnden Angriff religiöser Mächte und politischer Gewalten erlag und in einem eintönigeren und ärmeren Garn sich fortsetzte, aus dessen kaltem Grau freilich immer noch hin und wieder tiefer Glanz schimmert und leuchtet.

I. Germanentum und Antike.

Wie ein Strom, der in einen See mündet, so habe sich — meinte einst Leopold von Ranke in einem seiner Vorträge vor König Maximilian II. von Bayern — alle alte Geschichte in die römische ergossen. Aber nicht nur auf das, was müde der Vollenbung zustrebte, übte das in Siegen alternde Rom seine anziehende Kraft, auch quellfrische Flüsse lodte der zauberische Glanz seiner stolzen Größe. Ihm opferte das keltische Gallien Sitte und Sprache und wurde unter Hingabe der eigenen Volkstümlichkeit schließlich sogar zum Hort und Hüter römischen Wesens. Und als das gewaltige Staubecken imperialer Weltherrschaft immer mehr verlandete und versumpfte, weil seine Grundlage, die italische Bauernschaft, nicht mehr zu bewältigen vermochte, was ihm von den einströmenden Wässern an fremdem Sand und Schlamm zugeführt wurde, da verrann und versickernde auch germanische Kraft in dem sich bildenden Schlick und befruchtete, sich selbst verschwendend, den Boden neu emporwachsender Welten.

Wenn auch bereits seit langem in allmählichem, sich über Jahrhunderte erstreckendem Vorrücken aus jenen nordischen Gegenden begriffen, die schon der Epitomator des Cassiodor, der Gote Jordanes, die *officina gentium* und mit einem noch kühneren Bild die *vagina nationum* genannt hat, sind die Germanen bei ihrem Eintritt in die Geschichte doch im ganzen ein seßhaftes Bauernvolk gewesen. Politisch freilich nicht geeint und untereinander sogar in häufigem Zwist und Streit liegend, waren die Völkerschaften und Stämme — das ergibt nicht nur der Bericht des Tacitus, sondern zeigen auch die nach der Natur geschaffenen Bildwerke römischer Steinmetzen — von einheitlichem Schlag und besonderer, sich deutlich von ihren Nachbarn abhebender Prägung. Zusammengehalten vom verwandtschaftlichen Bande der Sippe, kannten sie zwar nicht ein straff und streng durchgebildetes staatliches Gemeinwesen wie etwa die Römer, hatten aber doch Bindungen politisch-sozialer Art entwickelt, die im Inneren den Rechtsfrieden verbürgten und geschlossenes Handeln von Stämmen und Stammesverbänden nach außen gestatteten. Bauernkrieger von kraftvoller, stark diesseitsbetonter und selbstsicherer Eigenart haben sie sich in Lebensstil und Geisteshaltung wohl wenig von jenen Nordgermanen der späteren Zeit unterschieden, bei denen — wie Adam von Bremen erzählt — auch die Männer aus edelstem Geschlecht *ritu patriarcharum et labore manuum* leben, deren heldische Haltung die Isländersagas zeigen und deren Glaubenswelt die Edda offenbart. Hatte sich bei einzelnen Völkerschaften bereits im Jahrhundert vor Beginn unserer Zeitrechnung eine gewisse Unruhe bemerkbar gemacht, so gerieten sie schließlich alle in stürmische Bewegung, als sie mit dem römischen Imperium in engere Berührung gekommen waren. Nicht nur getrieben von Landnot und nicht bloß unter dem Zwange häuslicher Verhältnisse, sondern ebenso sehr auch mächtig angezogen vom verschwenderischen Überfluß des Wunderlandes unter der südlichen Sonne, verließen sie tatenfroh und voll Sehnsucht nach Ferne und Abenteuer einzeln, in Scharen, in ganzen Stämmen das farge und harte heimische Land und suchten friedlich oder mit Gewalt Anteil am Reichtum der römischen Welt. Auf Söldnerart dienten sie für klingenden Lohn erst als *custodes* oder *protectores* in der Leibwache der Kaiser und bei der hauptstädtischen Gardereiterei, den *equites singulares*, dann in ständig wachsender Zahl auch in den Legionen und endlich, zu Auxilien formiert, in eigenen geschlossenen Truppeneinheiten. Aber nicht nur das römische Heer germanisiert sich, auch die zivile Bevölkerung des Reiches wird in steigendem Umfange von Germanen durchsetzt. Waren sie erst Soldaten und Untertanen, so werden sie bald zu Offizieren, Beamten und Herren. Mit unverbrauchter Kraft das immer morscher werdende Gebälk des alternden Reiches stützend, erwarben einzelne Reichtum und Ruhm, und, das dünn gewordene Blut einer entartenden Rasse verjüngend und anfrischend, fanden ganze Völkerschaften auf dem fremden Boden ein bequemeres und üppigeres Dasein. Was sie aber auch gewannen, es waren nicht nur Freiheit und Leben, die sie unbekümmert daran wagten; umgeben von einer der eigenen Kultur materiell so sehr überlegenen Zivilisation setzten sie über kurz oder lang samt und sonders auch das außerspielerische, was allein ihnen die sieghafte Überlegenheit verlieh: ihr Volkstum. Zwar drangen germanischer Brauch und germanische Vorstellungen und vereinzelt sogar germanische Institutionen auch in das Römertum ein. Vor allem im Heerwesen kamen sie zur Geltung. So wird es etwa, nachdem schon Caracalla sich seine Leibwache nach dem Muster einer germanischen Gefolgschaft gebildet hatte, seit Honorius immer mehr üblich, daß auch Offiziere und Beamte sich in ganz unrömischer Weise mit Gefolgsleuten — *comites* oder mit einem Spottnamen: *bucellarii*, d. h. Weizenbrotesser, genannt — umgeben, oder es ertönt, wie Ammianus Marcellinus berichtet, in der Schlacht bei Straßburg (357) auch auf römischer Seite, vom leisen Gemurmel anschwellend bis zum Rauschen an Rissen brandender Wogen, der *barritus*, oder es finden die römischen Truppen bei der Ausrufung eines Kaisers — z. B. Julians und Valentinians — nur eine ihnen der Bedeutung des Vorganges angemessene scheinende Form: die Schilderhebung. Jedoch das Wenige, das man mehr oder minder durch Not gezwungen gelegentlich von ihnen übernahm, fällt nicht ins Gewicht neben dem, was sie willig aufopfereten. Den eigenen Göttern und heimischer Art aber entfremdet, verwuchs auch ihr Wollen allzu rasch mit den Zielen des fremden Reiches, und so halfen sie die Herrschaft des Imperiums selbst dann noch halten, als es, über den engen Raum seiner völkischen Grundlage überweit hinausgreifend, aus eigener Kraft nicht mehr zu stehen vermochte. Als „Hauptstützen des Staates“ nennt Ammianus um die Mitte des 4. Jahrhunderts die drei Alemannen Latinus, Agilo und Scudilo, von denen der erste *comes domesticorum*, der zweite *tribunus stabuli* und der dritte *scutarii rector* war. Und noch um die Wende des 4. Jahrhunderts zum fünften, als der aus den Steppen des Ostens heranstürmende Hunne sich schon anzuschicken schien, die Welt des Westens nach seinem Willen zu formen und zu ordnen, schüßte der zum Römer gewordene und zum *magister militum* aufgerückte Franke Arbogast die gallischen Provinzen, um schließlich als

Opfer seines politischen Ehrgeizes durch eigene Hand zu fallen, und ist es der mit der Kaisertochter Serena vermählte Wandal Stilo, der als *magister equitum et peditum*, als Oberbefehlshaber der römischen Streitkräfte also, den rheinischen Limes erneuert und mit Gold und Schwert die römischen Grenzen erfolgreich verteidigt, bis er unter der Hand des römischen Senats ein unrühmliches Ende findet. Tragisch wie diese beiden neben so vielen anderen zu Römern gewordenen germanischen Edelinge gingen aber auch die germanischen Scharen und Stämme zugrunde, die sich dem Dienste des römischen Imperiums weihen. Sie gaben ihr Blut hin, um greisenhaft gewordenen Leben notdürftig zu verlängern. Indem sie das auf allen emporstrebenden, zukunftssträchtigen Völkern mit drückender Wucht lastende, zur Militärdespotie entartete altersmorsche Reich über die Zeit hinaus erhielten, die ihm seine völkische Lebenskraft gesetzt hatte, verschwendeten sie nicht nur ihr eigenes jugendstarkes Selbst, sie schufen auch der Zukunft ihres Volkes unheilbringende Gefahr und folgenschweres Verhängnis. Von ihnen politisch gestützt und militärisch verteidigt, verbreitete und festigte sich römisches Wesen. Als dann endlich, nicht zuletzt durch den Ansturm ihrer eigenen Volksgenossen, das römische Imperium als militärische und politische Macht doch noch zerbrach, da blieb es als geistige Macht bestehen und saugte die auf seinem Boden entstehenden germanischen Stammesreiche oft schon kaum Menschenalter nach ihrer Gründung völlig in sich auf. So wie die einzelnen Splitter germanischen Volkstums auf römischem Boden — etwa jene blauäugigen Sachsen, jene sieben Fuß hohen Burgunder, jene Sigambrier mit geschorenem Haupt und jene meeräugigen Heruler, die Apollinaris Sidonius in Bordeaux gesehen hat — bald in der sie umschließenden romanischen Bevölkerung verschwanden ebenso gingen auch die geschlossenen siedelnden Stämme in ihrer artfremden Umgebung unter und wurden zu Sternen der Kraft für fremdes, sich durch die verschwenderische Zufuhr jugendfrischen Blutes regenerierendes Volkstum. Was wäre Gallien ohne die Franken, Burgunden, Alemannen und Goten, was Spanien ohne die Alanen und Goten, was Britannien ohne die Angeln und Sachsen, was nicht zuletzt Italien ohne die Langobarden, Goten und anderen Stämme geworden? Innerlich gekräftigt und sittlich erneuert — die ethische Überlegenheit der Germanen erkennen ja schon damals einsichtige Romanen rückhaltlos an; so schreibt z. B. der aus Trier stammende Presbyter Salvianus: „*Inter pudicos barbaros impudici sumus . . . Offendantur barbari ipsi impuritibus nostris*“ — gehen die Erben des antiken Roms aus dem Zusammenbruch des Imperiums hervor, und so konnte der oberflächlichen Germanisierung des römischen Reiches bald eine tiefgehende Romanisierung der Germanen folgen, die sich nicht auf die *Germania Romana* beschränkte, sondern sogar auf den alten Volksboden hinübergrieff. Auch auf ihm wurde für lange Jahrhunderte das Lateinische zur Schriftsprache, wurde antike Wissenschaft zum ehrfürchtig bewunderten Vorbild und antike Kunst zum eifrig erstrebten Muster. Im Dienste römischer Politik hatten vorher die Germanen gestanden, jetzt traten sie in den Dienst römischen Geistes. Hatten sie früher ihr Blut geopfert, so begaben sie sich jetzt des Willens, ihre Welt allein aus Eigenem zu formen. Die schönsten Stüde geistigen Schaffens: Dichtung, Geschichtsschreibung, Rechts- und Kultsprache, überließen sie willig einer fremden Zunge, unter Verzicht auf manche Möglichkeiten arteigener Entwicklung beugten sie ihr Kunstwollen den Gesetzen fremder Form und am Traume römischer Kaiserherrlichkeit hingen und vergingen ihre Könige. Ein verhängnisvoller Grundtrieb germanisch-deutschen Wesens offenbart sich darin: Verwerfung des eigenen Selbst um fremden Vorbildes willen.

Daß die Lehre von der *translatio imperii* Fuß fassen und aus ihr die Verpflichtung abgeleitet werden konnte, nicht nur für die politische, sondern auch für die geistige Entfaltung des eigenen Volkes die vermeintlichen Ewigkeitswerte fremder Vergangenheit zum ängstlich ergriffenen Zeitheil zu nehmen, und so die Antike auf germanisch-deutsches Werden einen sich immer wieder hartnäckig erneuernden, die lebendige eigenvölkische Entwicklung lähmenden Einfluß auszuüben vermochte, hatte eine bestimmte soziale Voraussetzung: die Aufspaltung der Volkseinheit in Sondergruppen. Zwar waren auch die Germanen der frühen Zeit zweifellos keine einheitliche, unterschiedslose und gleichartige Masse. Besitz, politische Macht, Kriegsrühm, Geburt und wohl auch priesterliche Funktion hatten über den Gegensatz frei-unfrei hinaus eine allerdings noch nicht von scharfen, unübersteigbaren Schranken abgegrenzte, aber sich doch deutlich abzeichnende ständische Schichtung geschaffen, die sich im Laufe der Entwicklung, zumal in den unruhigen Zeiten des Wanderns, die ein geschlossenes Führertum zur Notwendigkeit machten, mehr und mehr festigte. Diese im wesentlichen politisch-militärische Stufung hatte jedoch um so weniger eine tiefergehende Aufspaltung des Volksganzen bedeutet, als sie einerseits vom lebendigen Willen der Gesamtheit getragen war und es andererseits die Schicht der Nichtbevorrechtigten sehr wohl verstand, aufsteigende Herrengelüste der zum Adel gewordenen Gruppe der Führenden zu unterbinden. Das sicher nicht vereinzelt dastehende Vorkommnis, welches Ammianus Marcellinus aus der Schlacht bei Straßburg berichtet, wo die Alemannen in lautem Unwillen ihren Adel, der zu Pferd in den Kampf ziehen wollte, zwangen, zu Fuß zu kämpfen und das Schlachtlos des Volkes zu teilen, ist dafür ein nicht zu verkennendes Zeichen. Zunächst war diese sich herausbildende ständische Gliederung des Volkes also noch keine Trennung in geistig selbständige Schichten. In Denken, Fühlen und Glauben bestand kein wesentlicher Unterschied zwischen Führer und Mann, Adel und Gemeinfreien. Mochten sie nach Lebensführung, politischer Stellung und kriegerischem Verdienst noch so sehr voneinander abweichen, geistig waren sie von gleicher Haltung. Das änderte sich aber mit dem zunehmenden Einfluß römischen Wesens. Wie der Bruder König Chnodomars, der bei einem Aufenthalt in Gallien zu einem Anhänger fremder Götter geworden war und selbst die Weihen gewisser geheimer Mysterien erhalten hatte, nach seiner Rückkehr nach Germanien so wenig vom übernommenen Kult und seinen Vorstellungen ließ, daß er sogar seinen Sohn Ugenarich in Serapion umnannte, haben auch andere Germanen, namentlich

aus der führenden Schicht, wenn sie in engere Berührung mit dem Römertum gekommen waren, Römisches aufgegriffen und beibehalten. So entstehen die Anfänge einer Gruppe, die sich geistig vom eigenen Volkstum sonderte. Allzu leicht überkommenem Erbgut entfremdet und gierig nach dem scheinbaren Reichtum der Fremde greifend, erlag sie dem Zauber römischen Geistes, gab das Eigene ganz oder doch zum Teil auf und wurde zum Träger fremdbölkischen Lehngutes. Am stärksten war diese Überlagerung natürlich in der Germania Romana und in den Grenzgebieten. Aber auch bei den entfernter im inneren Deutschland wohnenden Stämmen hat sie wohl kaum gefehlt. Auch bei ihnen hatten sich Scharen vom heimischen Boden gelöst und waren auf römisches Gebiet vorgestoßen, ohne jedoch immer den Zusammenhang mit der Heimat zu verlieren. Sie blieben mit ihr oft in Verbindung und kehrten, erfüllt von dem in der Fremde Gesehenen, nicht selten wieder in sie zurück. Gaben doch — eine wenig beachtete, aber nicht nur für die hier zu erörternde Frage wichtige Tatsache — auch geschlossen ausziehende Scharen beim Austritt der Fahrt in die Ferne Murecht und Anteil am heimischen Acker nicht auf, und wie ihnen bedeutete ihr Ausbruch auch den Zurückgebliebenen keinesfalls einen endgültigen Verzicht auf das zugeteilte Landlos. Als ein Teil der Silingen nach langem Zug mit Geiserich in Afrika ansässig geworden war, da wagten die in der Heimat Gebliebenen, als sie davon erfuhren, nicht, die freigewordenen Äcker ohne weiteres in Besitz zu nehmen. Sie baten, wie Procop erzählt, vielmehr durch eine Gesandtschaft erst ausdrücklich um deren schenkungsweise Überlassung; sie wurde ihnen nicht gewährt, weil ein alter Häuptling, dessen Rat sich die Ausgezogenen unterwarfen, meinte, daß dem Glück in der Fremde nicht zu trauen sei. Wie man beim Scheitern der gehegten Hoffnungen auch tatsächlich in die alten Siedelstätten zurückkehrte, zeigt der Bericht des Paulus Diaconus über jene aus der Harzgegend stammenden Sachsen, die sich, von König Alboin geworben, dem Zuge der Langobarden nach Italien angeschlossen hatten; sie wanderten nach vier Jahren enttäuscht in die Heimat zurück mit der Absicht, dort unter ihren Volksgenossen den alten Grund und Boden wieder zu bebauen. Aber die Heimkehrenden, mochten es einzelne oder Scharen sein, waren nicht die gleichen wie die, die weggezogen waren. Denn was Bonifatius 742 in einem Brief an den neugewählten Papst Zacharias von den Alemannen, Bajuwaren und Franken schrieb, die nach Rom kamen, das gilt auch für die Germanen der früheren Zeit: was sie in der Fremde sahen, das hielten sie für nachahmenswert, nahmen es auf und brachten es mit nach Hause.

Eineingerissen in den Strudel des Zusammenbruchs einer zerfallenden Welt und verführt von den lockenden Möglichkeiten zum Erwerb reicher Beute und kriegerischen Ruhmes hat das Germanentum nicht nur verschwenderisch Blutopfer über Blutopfer gebracht, sondern seine Sehnsucht nach der südlichen Welt auch mit einer Spaltung seines Volkstums bezahlt. Eine Pforte wurde geöffnet, die, sich im Laufe der weiteren Entwicklung ständig verbreiternd, wesensfremdes Gut einströmen ließ, das um so williger aufgenommen wurde, als Stammesgegensätze die eigene Volks- und Kultureinheit bedrohten und die alte Sprachgemeinschaft sich auflösen begann. Arteigene Gesittung wurde zuerst von einer ihrem Volkstum geistig entfremdeten Oberschicht zugunsten wesensfremden Fühlens, Glaubens und Denkens aufgegeben; von ihrem Vorbild beeinflusst, verlor auch die ihre geistige Unabhängigkeit zäher bewahrende Grundschicht manche Züge eigenen Gepräges. Welche Fülle römischen Kalendenzaubers und -brauchs ist nicht z. B. in den germanisch-deutschen winterlichen Brauchumskreis übergegangen! Und sind nicht selbst germanische Vegetationsriten von der Antike beeinflusst? Daß in den stillen, unvergänglichen Tiefen freilich trotzdem uralte Volksart ihr fortwirkendes Leben weiter zu fristen vermochte, konnte sich erst zeigen, als auch ein zweiter, noch weit gefährlicherer Angriff überwunden war: der Einbruch des Christentums in die Welt germanischen Glaubens.

2. Germanischer Glaube und christliche Welt.

Nicht immer sind geschichtliche Vorgänge, deren Wirkungen einigermaßen klar und eindeutig zutage liegen, von gleicher Klarheit und Eindeutigkeit hinsichtlich ihrer Ursachen. Die Germanen hatten manches Wesensfremde aus der römisch-antiken Zivilisation übernommen, was das werdende deutsche Volkstum zwar beeinflusste, aber in der Grundrichtung seiner Entwicklung nicht beirrte. Wenn das, was ihnen an Christlichem zusfloß, tiefer und nachhaltiger auf sie wirkte, so lag das nicht an den christlichen Lehren und Vorstellungen als solchen, sondern daran, daß sie ihnen in einer ganz bestimmten Ausprägung zugeführt wurden.

Das sich ausbreitende Römerreich hatte nicht nur der politischen Unabhängigkeit vieler Völker ein Ende gemacht; als ihre staatliche Freiheit fiel, verschwand vielmehr auch ihre geistig-religiöse Selbständigkeit. Aus politischen Gründen vom heimischen Boden losgerissen und nach Rom überführt, verlor der Kult ihrer Götter seinen Sinn. Daß er dort zudem in Berührung mit anderen Mythologien kam, nahm ihm Eigenart und inneren Halt. Zunächst in lebhafter Konkurrenz untereinander stehend, verschmolzen die namentlich dem Orient entstammenden kultischen Formen bald zu einem fast unübersehbaren Vielerlei von liturgischen Riten, vermischten sich die religiösen Ideen zu einem wirren Gemenge verschiedenartigster Vorstellungen und vereinten sich die Gottheiten aller Welt zu einem unübersehbaren Göttergewimmel, das den Gläubigen in den Wechselfällen des Lebens keine sichere Stütze mehr zu sein vermochte. Die alten nationalen Götter verlieren ihre ausgeprägte heimische Besonderheit, sinken herab zu jenen wenig unterschiedenen, ewig gleichen, schattenhaften Gestalten internationalen unterschichtlichen Denkens, das Dasein bevölkert sich mit Scharen spukhafter Geister und Gespenster und gerät unter den übernatürlich-geheimnisvollen Einfluß magisch-mythischer Mächte. Der Ausbreitung aller möglichen Dämonologien und Chaumaturgien, dem Aberglauben und Zauberwesen war damit Tür und Tor geöffnet. Als selbstverständliche Voraussetzung des Weltbildes aller Schichten

der Bevölkerung tritt die Phantastik eines sich immer mehr verwirrenden primitiven Glaubens aus den Beugnissen jener Zeit hervor. Die Literatur überliefert zahlreiche Bruchstücke seiner Systeme, in denen nur selten tiefere Ideen nach symbolischem Ausdruck ringen, Juvenal zählt all die armenischen und kottagenischen Eingeweideschauer, die Zispriester, die Anhänger der kleinasiatischen Göttermutter, die chaldäischen Astrologen, die jüdischen Traumdeuter auf, die sich namentlich an vornehme Frauen herandrängen, um sie — nicht selten zu bloßen Gaunereien — für sich zu gewinnen, und Papyri überliefern in großer Zahl die Beschwörungsformeln, mit denen man Krankheiten heilt, Besessene befreit und Böses bannt. Erschöpft in ihren höheren Schichten, erlebt die untergehende Antike ein üppiges und ungebändigtes Wachstum aus den Tiefen stammender Vorstellungen, denen sich schließlich auch jene beugen. „Ich bin eben abergläubisch, einer aus der Masse“, sagt ein Freund zu Horaz, um zu begründen, warum er eine wichtige Besprechung an einem bestimmten Tage verweigert, und in Gegenwart seiner Söhne und Offiziere läßt Vespasian — berichtet Josephus — durch einen jüdischen Zauberer, der sich der Kunst des Meisters aller Weisheit und Magie, Salomos, bedient, aus der Nase eines Besessenen einen Dämon ziehen und in ein Wasserbeden zwingen. In dieser Welt wächst, auch aus der Tiefe kommend, jene Religion heran, die es unternimmt, das Antlitz der folgenden Jahrtausende zu bestimmen: das Christentum. Als es die Parteiungen und Zwistigkeiten in seinem Innern einigermaßen überwunden und nach wechselvollen Kämpfen und Schicksalen sich allmählich zur Alleinherrschaft durchgerungen hat, da ist es in Kult und Lehre durchtränkt mit Elementen, die aus der wunderbar verwilderten Geisteswelt der sich in Fieberschauern auflösenden Antike stammen und mit denen die Kirche sich noch lange auseinandersetzen muß, ohne sie jemals ganz ausschneiden zu können. In dieser synkretistischen Form lernen die Germanen das Christentum zuerst kennen. Nicht als die reine Heilsbotschaft kam es zunächst zu ihnen, sondern vielfach in trüber Mischung mit antik-orientalischem Volksglauben, der, vom weiten Mantel des neuen Gottes verdeckt, auch auf diesem heimlichen Schleichpfad sich in die germanische Vorstellungswelt einzuschieben versuchte. Auf römischem Boden kamen die Völkerschaften mit ihm in Berührung, die ihre heimischen Sitze verlassen hatten, und vom Rhein und wohl noch mehr von der Donau her vermittelten die *conventicula ritus Christiani* der dortigen Städte auch dem inneren Deutschland durch den Grenz- und Handelsverkehr dieses Gedankengut. Wenn nun aber auch die Zeit der Wanderungen für die Germanen nicht nur eine Lösung vom Boden, sondern auch eine Lösung geistig-seelischer Bindungen bedeutet hatte, durch die der alte Glaube gewandelt wurde und die kultischen Stammesverbände der früheren Zeit zerrissen waren, so hatte doch dieser Zustand religiöser Unsicherheit allein es nicht vermocht, die oberflächliche Bekanntschaft mit dem neuen Glauben zu seiner völligen Übernahme zu vertiefen. Wohl haben einzelne der eingedrungenen christlichen Vorstellungen sich mit dem heidnischen Glauben vermengt und manche seiner Züge ausgestaltet und verändert. Aber ganz bekannten sich die Germanen zur christlichen Lehre meist erst dann, wenn politische Gründe sie dazu zwangen. Deshalb erfolgten die Übertritte im allgemeinen auch nicht einzeln und nach und nach, sondern geschahen vielmehr meist geschlossen durch ganze Völkerschaften. So war es z. B. offenbar die drohende Hunnengefahr, welche die um Worms sitzenden Burgunder veranlaßte, sich enger an den römisch-gallischen Westen anzuschließen und deshalb gemeinsam auch das Christentum anzunehmen. Was Sokrates Scholastikus über diesen Vorgang berichtet — *ὁ (= der die Taufe vornehmende gallische Bischof) δὲ ἐπὶ ἑπτὰ ἡμέρας παρασκευάσας νηστεύσαι αὐτοὺς καὶ τὴν πίστιν κατηχήσας αὐτοὺς τῇ οὐδὴν ἡμέρᾳ βαπτίσας ἀπέλυσε* — ist wohl einerseits ein Beweis dafür, daß die Burgunder schon vorher einigermaßen mit christlichen Vorstellungen bekannt gewesen sein mußten, sonst hätte sich der Bischof wohl kaum mit einer nur siebentägigen Vorbereitung und Unterweisung begnügt, zeigt aber weiter, daß die Bekehrung unmöglich sehr tief gegangen sein kann. Sie hat das Verhältnis der christlichen Elemente zu den germanischen in der religiösen Vorstellungswelt der Neugebauten sicher zugunsten jener verschoben, aber ausgemerzt hat es diese keineswegs. So wird die durch zahlreiche Zeugnisse belegte Tatsache verständlich, daß der heidnische Glaube und der Kult der orientalischen, mit spätantiker Geist gekreuzten Religion für lange nebeneinander ihren Platz in der Vorstellungswelt der Germanen einnehmen konnten. Die gleichzeitige Ausübung christlichen Gottesdienstes und heidnischer Bräuche vertrug sich für sie durchaus und beschränkte sich nicht etwa nur auf Laien. Auch christliche Priester beteiligten sich an Opfermahlen und verehrten die alten Götter, nahmen ihre Kulthandlungen nicht in den Kirchen vor, sondern auf Feldern und Hügeln, wo immer noch, wie es in einem Capitular Childeberts I. heißt, *simulacra constructa vel idola daemones* standen, sie widersetzten sich nicht, wenn das Volk auf Kirchhöfen seine Pferdeopfer brachte, und neben dem Kreuz konnte man in Kirchen auch Bilder und Altäre heidnischer Götter finden. Nicht weil man sich seine Lehren geistig zu eigen gemacht hatte, bekannte man sich zum Christentum, sondern weil man sich von dem mächtigen Christengott eine kräftige Förderung irdischer Ziele, namentlich Unversehrtheit im Kampfe und Erfolg über die Feinde, erhoffte. Als der Siegesspender erschien Christus, an den man sich wandte, um seines Beistandes sicher zu sein, wenn das Schlachtenglück versagte. Nur aus einem solchen Grunde konnte sich das Volk, erzählt Gregor von Tours, den Übertritt Chlodowechs zum Christenglauben erklären. In Gefahr, von den Alemannen besiegt zu werden, habe er zu den Göttern gefleht, keiner sei zu Hilfe gekommen; da hätte er in der höchsten Not Christus angerufen. „Cumque haec dicor, Alamanni terga vortentes, in fugam lapsi coeperunt.“ Das Gefühl, daß Chlotachar I. nach Gregors Bericht befeuerte, als er sterbend ausrief: „Wie gewaltig muß jener himmlische König sein, der so mächtige Könige tötet“, war allgemein. Das religiöse Lieblingsbild späterer Jahrhunderte, der in Todespein am Kreuze qualvoll leidende Christus, war jener Zeit noch unvorstellbar; als ein tatengewaltiger, lichter und siegreicher Held erschien der neue Gott, der auf Befehl eines machtvoll herrschenden königlichen Vaters zu ehren- und ruhmvollem Kampf eine Gefolgschaft treuer

Miststreiter sucht, denen er reichen Schatz als Lohn verspricht. So mischten sich, ohne daß es zu einer tieferen Auffassung und geistigen Aneignung der christlichen Gedanken gekommen wäre, die Gestalten des neuen Glaubens mit germanisch-heidnischen Anschauungen und konnten das um so eher, als die liturgischen Ceremonien des neuen Kultes dem ausgeprägten Sinn der Germanen für Wort- und Handlungsformalismus ebenfalls keine Schwierigkeiten machten. Sie waren gewohnt, sich übernatürliche Kräfte durch zauberhaft wirkende Worte und magisch-beschwörende Handlungen dienstbar zu machen, und kannten auch die an das feierliche Opfer sich anschließende heilige Mahlzeit. Nicht als ein von dem ihren grundsätzlich abweichender Glaube erschien den Germanen das Christentum; es war für sie nicht ein im Wesen verschiedener neuer Gott, der sich den bisherigen zugesellte, vielmehr einer von der gleichen Art, dessen weiterreichende Macht es aber geraten scheinen ließ, ihn nicht nur mit und neben den alten, sondern besser vor ihnen zu verehren. Wie wenig gegensätzlich die Germanen beide Religionen zuerst empfanden, zeigt sich in der von Bischof Burchard von Würzburg mit besonderem Eifer bekämpften häufigen Neigung christianisierter Germanen, die zerstörte heidnische Heiligtümer wieder aufbauten, um auch den heimischen Göttern noch weiter Opfer bringen zu können. So hat das Eindringen des Christentums für die Germanen anfangs nicht viel mehr bedeutet als die Übernahme antiker Vorstellungen und Bräuche vorher. In seinem Einfluß zwar immer noch bedeutungsvoll genug für die weitere Entwicklung des Volkstums, hat es deren Grundrichtung zunächst nicht verändert. Vorhandene Saiten waren in kräftigere Schwingungen versetzt und zu reicheren Tönen veranlaßt, neue jedoch nicht gespannt worden. Selbst in der bald üppig sich ausdehnenden Heiligenverehrung und in dem Boden gewinnenden Reliquienkult zeigten sich im wesentlichen nur die alten religiösen Kräfte am Werk. Die Berührung mit dem Christentum wirkte infolgedessen anfänglich nicht anders als der Zusammenprall mit der Antike. Was dieser angebahnt hatte: die Spaltung des Volksganzen in zwei Schichten von geistig abweichender Haltung, vertiefte sich. Wie die bewußte Pflege römisch-antiker Art wird auch die des Christentums im wesentlichen Sache einer am übernommenen Fremden sich nachhaltiger bildenden Oberschicht. In der Vita Arnulfi wird erzählt, wie ein noch heidnischer Germane dem Bischof sagt, er sei ein armer und geringer Mensch und deshalb ungetauft, und „die Übertragung des heiligen Liborius“ stellt die dem Christentum mehr zugetane Oberschicht dem plebeium vulgus gegenüber und mißt seiner Neigung zum Festhalten des Althergebrachten und Überkommenen neben dem Christlichen die Schuld daran bei, daß der populus als Ganzes noch recht unerzogen im Glauben ist.

Zwei fremde Reiser waren dem jungen Stamm werdenden germanisch-deutschen Volkstums bisher aufgepfropft worden. In triebkräftigem Lebenswillen war er mit beiden leidlich fertig geworden; indem sie sich auf ihm entwickelten, nahmen sie zwar den eigenwilligen Schößlingen Kraft und Saft, aber die Schnittwunden waren doch bald verheilt und der Baum im Begriffe, wieder zu einem einheitlichen Ganzen zu verwachsen; da trat ein Ereignis ein, das mit übermächtiger Gewalt die sich bildende Krone ergriff und ihren Wuchs in eine völlig neue Richtung drängte. Es war ein innerkirchlicher Vorgang, der diese Wirkung ausübte. Zum ersten Male geht über das ganze Abendland eine jener das christliche Gewissen zu leidenschaftlicher Erregung aufrüttelnden Wellen, die in fast periodischer Wiederkehr das spätere Mittelalter so oft noch bis in die letzten Tiefen erschüttern sollten. Ein irisch-schottischer Mönch, der Kelte Kolumban, war es, der sie auslöste. Zu strengerer Askese als im übrigen christlichen Europa hatte sich in seiner Heimat das Mönchtum entwickelt. Das entsagungsvolle Büsserideal dieser monastischen Welt auch in den anderen christlichen Ländern zu verbreiten, setzte er sich zum heiß und ungestüm erstrebten Ziel. Nicht den Heiden will er das Heil bringen, in der Kirche selbst sieht er vielmehr sein Missionsfeld. In heftig geführtem Streit mit Königtum und Bischöfen predigte er zunächst im fränkischen Gallien seine Forderung nach einer auf Buße sich gründenden sittlichen Bervollkommenung und verfocht mit bisher unerhörter Energie Laien und Klerikern gegenüber seine asketische Lehre. In rücksichtsloser Härte ging er dabei unbedenklich seinen Weg. Völlige Unterordnung des eigenen Willens unter das göttliche Gebot und resloße Bervirklichung der christlichen Sittenvorschriften verlangte er und bekämpfte mit fanatischem Eifer das Weiterbestehen heidnischer Anschauungen und die Teilnahme an heidnischen Bräuchen. Hauptmittel, seine Absicht zu erreichen, war ihm die Beichte. Die schroffe Einseitigkeit und die glühende Hingabe, mit denen er seine Ziele vertrat, führten ihm rasch aus allen Kreisen Anhänger zu. Als Beichtiger übte er bald einen sich weithin erstreckenden Einfluß, und unter seiner Leitung nahm das Mönchtum im Frankenreich einen mächtigen Aufschwung. Die offizielle Bestätigung der von ihm eingeführten Beichtpflicht durch die Kirche krönte schließlich sein Werk. Gerade die dem Germanentum fremdesten Züge christlicher Sittlichkeit waren durch diesen irisch-keltischen Vorstoß zu allgemeiner Anerkennung gekommen. Unterwürfigkeit, Bernüchternheit, Weltfeindlichkeit, Jenseitssehnsucht — bisher dem Mönchtum vorbehaltene Tugenden — wurden nun von jedem gefordert, die Erziehungsmittel des Klosters: Sündenbekenntnis und Bußbau allgemein erzwungen, und fanatisch versuchte man, dem Volke die Reste geretteten religiösen Eigenlebens zu entreißen. Mit der vorkolumbanischen Form der christlichen Lehre hatte sich das Germanentum abfinden können; sein geistiger Kern war durch sie im wesentlichen nicht angetastet und viele der überkommenen Kultformen erhalten worden. Jetzt bedeutete Christsein aber Unterdrückung der arteigenen Regungen der germanischen Seele, bedeutete Verzicht auf Diesseitsfreudigkeit und Lebensschätzung und bedeutete lange Höllenfurcht und bußfertige Reue. Das Gefühl sündhafter Verworfenheit wurde zum Grundzug der religiösen Überzeugung, verbreitete sich immer weiter und ist dem ganzen Mittelalter nicht wieder verlorengegangen. Im Widerstreit mit den immer erneut nach Anerkennung ringenden eigenständigen Kräften der germanisch-deutschen Volkseele hat das zu mancher folgenreichen Erschütterung geführt. Angst vor dem Tode und zitterndes

Verzagen vor dem drohenden Gericht beginnt die aufrechte Selbstsicherheit auch kraftvoller Männer zu brechen. Wenn etwa die Vita Arnulfi berichtet, daß Bischof Arnulf, geistig und politisch eine der ausgeprägtesten Führergestalten jener Zeit, begann sich klagend peccator zu nennen, sich für unwürdig seines Amtes zu halten und daß er sich schließlich entschloß, sein Episkopat deshalb niederzulegen, so ist diese seelische Haltung kein Einzelfall. Wie er waren auch seine Mitlebenden vom Bewußtsein niedriger Sündigkeit beherrscht. Von den 49 Zeugen, die das Diplom Chlodowechs II. für St. Denis vom 22. Juni 653 unterschreiben, fügen z. B. 11 ihrem Namen ein demütig seufzendes peccator bei. Und als Ludwig, der Sohn des sinnenfrohen Franken Karl, den Thron bestieg, da beugte schließlich selbst der Herrscher sein Haupt in mönchisch-frömmelnder Demut. Um ihn zu rühmen, erzählt — bezeichnend genug für diese seelische Stimmung — sein Biograph Thegan, er habe seinen Mund niemals lächelnd auch nur so weit verzogen, daß man das Weiße seiner Zähne hätte sehen können, und das Volk habe sich in seiner Gegenwart ebenfalls bloß mit Maßen über die Späße von Schauspielern und Possenreißern zu freuen gewagt. Das Ideal des status monasticus war das christliche Ideal schlechthin geworden und sprengte, seine Wurzeln immer tiefer bohrend, das widerstrebende Gestein germanischer Artung.

Kolumban hat sich nur kurze Zeit und nebenher der Heidenbekehrung gewidmet; in den schon christianisierten Ländern, namentlich im Frankenreich, suchte er sein Arbeitsfeld. Bald fanden sich aber Männer, die, den gleichen Zielen huldigend wie er, das neue Ideal auch über den Rhein in das innere Deutschland trugen. Sein Schüler Gallus gründet als Stützpunkt für die Christianisierung Alemanniens das Kloster St. Gallen, sein Nachfolger in Luxeuil, der Franke Eustasius, missioniert in Bayern, und Wynfrid-Bonifatius ist es später vor allem gewesen, der in Mitteldeutschland gegen den germanisch-christlichen Synkretismus eiferte, der dort — namentlich in Hessen und Thüringen — zu einer innigen Vermischung germanischen Glaubens mit christlicher Lehre geführt und zwischen beiden vermittelnde Kultformen geschaffen hatte. Bonifatius und seine Nachfolger stoßen aber ebenso zu den christlich noch nicht tiefer beeinflussten Stämmen vor und predigen, erfüllt von heiligem Eifer, auch ihnen Weltentfagung und Jenseitssehnsucht. Durch Drohung mit den ewigen Qualen des unabwendbaren Höllenfeuers — der Bericht des Alcuin über die Predigt des heiligen Willibrord vor König Radbod zeigt das in besonders typischer Weise — wußten sie Anhänger zu gewinnen und die Befehrten festzuhalten. Mit schrecklichen Worten, erzählt der zuverlässige Erzbischof Rimbert von Bremen, hat so z. B. der heilige Anskar seine Zuhörer durch die Schilderung des letzten Gerichts erschüttert. Er, der sich aus der Bibel all die Stellen zusammensuchte, die Verknirschung des Herzens zu erregen vermochten, um sie als Gebete zur Erbauung zu verwenden, und der in diesen Vätern für Predigtzwecke vor allem solche Dinge sammelte, die Traurigkeit des Gemüts erzeugen konnten, um durch sie Furcht vor der Hölle zu erwecken, war ein Vorbild jener Mönchsprediger, die den kolumbanischen Geist asketischer Weltverneinung immer weiter ausbreiten und vertiefen und fanatisch auszurotten suchten, was sich an Germanisch-Heidnischem im christlichen Kult und Glauben erhalten wollte. Daß er sich für geringer hält als alle anderen, sich selbst tadelte und schmähte, sein ganzes Leben in Trauer und Tränen verbringt und Gott überdieswenglich dankt, als er in seinem letzten Lebensjahr damit begnadet wurde, weinen zu können, so oft er wollte, erscheint seinen Helfern und Schülern als schlechthin vorbildliche, ja einzig denkbare Form christlicher Lebensführung, die sie nicht nur selbst heftig erstreben, sondern zu der sie auch alle Mitmenschen zu erziehen trachten. Was bedeutete der materielle zivilisatorische Fortschritt, den das Christentum dem werdenden Deutschland brachte, neben der seelischen Verkrüppelung, die es seinen Angehörigen nun aufzwang? Vernichtet wurden jetzt die zukunftsreichen Ansätze zu einer wirklichen Verschmelzung beider Religionen, zertrümmert das herrscherliche Gottesbild, das sich der germanische Mensch vom Erlöser in gläubig-staunender Ehrfurcht errichtet hatte; ein schrecklich zürnender Richter nahm nun den Platz ein und drohte mit dem Schwert ewig-hoffnungsloser Verdammung. Tragischer Zwiespalt kam in die knospende deutsche Seele. Was sie, die sich in jugendlicher Unbeholfenheit geistig nicht zu wehren verstand, in diesen Jahrhunderten litt, hat niemand aufgezeichnet; aber aus den Ausbrüchen zornig-wütenden Widerstandes, die das Bekehrungswerk begleiten, läßt sich auf die Tiefe der Erschütterung schließen, welche die werdende deutsche Welt durchzitterte. Getroffen in seiner blutkräftig-erdnahen Selbstsicherheit, hat sich der junge deutsche Mann der pessimistisch-asketischen Lehre mit ihrer Verkündigung hoffnungsloser Fleischeschwäche und sühnend erlösenden Leidens gebeugt. Aber wenn der eiserne Druck dieser harten Fessel seinen Selbstbehauptungswillen auch brach und er sich der seinem Denken unentrinnbar scheinenden Konsequenz der artfremden Lehre schließlich in unterwerfender Demut fügte, so geschah das nicht, ohne daß das germanisch-deutsche Eigenbewußtsein leidvoll bis in den letzten Grund aufgewühlt worden wäre. Unter der sich verhärtenden Schicht des Neuen führte das verdrängte Alte ein dunkel-vulkanisches Dasein weiter, das in den folgenden Jahrhunderten oft genug den Boden des Volkstums in heftigen Stößen erbeben ließ. Und nimmt es wunder, daß der seelisch Gequälte auch in seinem Gott immer mehr nur noch den gequälten Leidensmann sehen konnte? Wenn man den Sinn von dessen Sendung vergaß über der Versenkung in seine schmerzvolle Pein? Stigmatisierungskult und -glaube der Folgezeit haben hier ebenso ihre Wurzeln wie jene aus frommer Erbauung und gefühlloser Grausamkeit merkwürdig gemischte Freude der kommenden Jahrhunderte an ausgeflügelten Formen der öffentlichen Bestrafung und Hinrichtung mit alle dem, was sich an vielfältigem Brauch und üppig wucherndem Glauben allmählich an sie zu knüpfen begann.

Diese geistige Entwicklung hätte sich wohl nicht durchzusetzen vermocht, wenn sie nicht eingehüllt gewesen wäre in eine organisatorische Änderung der Kirchenverfassung. Ihr Träger war Bonifatius. Der germanisch-christliche Synkretismus war

nicht an die römische Einheitskirche angeschlossen gewesen. Nur äußerlich kam gelegentlich in der Bezeugung hergebrachter Ehrerbietung vor dem Papst und in dem sich erhaltenden Gedanken der Gemeinsamkeit aller Christen eine gewisse, aber doch nur lose Verbundenheit mit ihr zum Ausdruck. So weit in den germanischen Reichen eine kirchliche Verwaltung bestand, war sie jedoch auf dem — zweifellos aus der dem germanischen Heidentum geläufigen Einrichtung privater Kultstätten entstandenen — Grundsatz des Eigenkirchenrechtes aufgebaut und — wohl ebenfalls in Anknüpfung an gewisse durch den Arianismus vermittelte Traditionen des vorchristlichen Volkstums — landeskirchlich zusammengefaßt. Bonifatius ist es nun gewesen, der den Zusammenhang mit Rom herstellte. Von Rom aus befehrt, hegten die Angelsachsen für den Heiligen Stuhl von jeher eine tiefgehende Verehrung. Sie pilgerten zu ihm als zur höchsten Gnadenstätte der Christenheit und ließen ihre Jugend an seinem Sitz zu Geistlichen erziehen. Erfüllt von dieser Vorliebe seines Stammes, baute jetzt Bonifatius auch die fränkisch-deutsche Kirche mit zäher Unermüdblichkeit in die römische Einheitskirche ein. Rom wurde durch ihn abermals zum Mittelpunkt der Welt; politisch gestürzt, konnte es nun in dem neu sich bildenden Abendland eine geistige Zwingherrschaft üben und gab dem von kolumbanischen Gedanken erfüllten Befehrwert den organisatorischen Halt. Nicht nur für die germanisch-christliche Verschmelzung der Kultformen und Glaubensvorstellungen war damit das Ende gekommen, auch in der Kirchenverfassung machte nun Bonifatius den Anfang mit der Beseitigung jener Mischformen, die sich zu vielversprechenden Ansätzen herausgebildet hatten. Für das Mönchtum bedeutete zwar diese Entwicklung mit ihrer Aufrichtung und Festigung des römischen Primates den Sieg der italienisch-benediktinischen Regel und das Verschwinden der keltisch-kolumbanischen. Aber Kolumbans asketisches Ideal blieb doch in der veränderten Form ungebrochen lebendig, ja fand vielleicht erst jetzt durch die Schaffung fester organisatorischer Normen, die seiner Regel gefehlt hatten, die letzte, seine Dauer verbürgende Vervollendung. Priester und Volk blieben an Buße und Beichte gebunden, monastischer Zucht unterstanden Klerus und Laien, und auch die weltkirchliche Geistlichkeit wurde durch Konvente und Stifte mönchisch reguliert. Die Pönitentialpraxis, die er mitgebracht hatte, setzte sich durch und wurde das Haupterziehungsmittel der römischen Einheitskirche. Von Kolumban mit asketischer Strenge erfüllt und von Bonifatius in straffe organisatorische Bahnen gezwungen, erhielt der christliche Angriff auf die germanische Welt jetzt die innere Stoßkraft, die ihm den endlichen Sieg sicherte. In Glaubensdingen offenbar außerordentlich duldsam, zudem gerne geneigt, Fremdes höher zu schätzen als das Eigene, und vor allem bereits seit langem in einem Zustand religiöser Unsicherheit lebend, hatten die Germanen früh manche Züge christlicher Lehre und christlichen Kultes willig aufgenommen. Eigenen Vorstellungen und Bräuchen bald angepaßt, waren diese vielfach mit der übernommenen eigenen Religion zu einem neuen Ganzen verschmolzen, das alle Möglichkeiten einer artgemäßen Weiterentwicklung in sich zu tragen schien. Daß der so verschiedenes zur Einheit sammelnde Faden, der sich in dieser Entwicklung langsam aber verheißungsvoll anspinnen wollte, zwischen den stählernen Ringen der aus kolumbanischer Askese und bonifatianischem Einheitswillen hart sich fügenden Schere unerbittlich zerschnitten wurde, schuf nicht nur jenen Jahrhunderten drangvolle Not. Der tiefsten Wurzelschicht werdenden deutschen Volkstums war dadurch ein Stoff beigemischt worden, der den Aufbau der jungen Pflanze und ihr ganzes künftiges Wachstum beeinflusste. Wenn sie ihn sich in ungebrochenem, eigenkräftigem Lebenswillen schließlich doch so weit zu assimilieren vermochte, daß aus den neu sich bildenden Formen mittelalterlichen Gemeinschaftslebens ein tausendfältiges Blühen aufleuchten konnte, so ist das nie und nimmer ein Beweis für seine Unentbehrlichkeit als artgemäßer Nährstoff, sondern zeigt nur den unermüdblich schöpferischen, auch Gegenjähliches schließlich doch noch bewältigenden Schaffensdrang germanisch-deutschen Volkstums.

3. Aufbau und Entfaltung.

Jahrhunderte vergingen. Als aus dem gärend brauenden Nebel sich das Antlitz deutschen Volkstums endlich erkennbarer abzuzeichnen begann, da trugen zwar seine Züge für immer die unvergängliche Leidensspur des in früher Jugend Erlittenen, zum einseitig vorherrschenden Wesensmerkmal hatten sie sich aber nicht vertieft. Zwar war die christliche Kirche auch in der politisch, sozial und wirtschaftlich so sehr gewandelten Welt unbestritten die geistige Führerin. Mit harter Hand lenkte sie alles Denken und Handeln, und Erlösung aus den Fesseln des Irdischen war tiefste Sehnsucht der Menschheit geblieben. Die eigenen völkischen Willenskräfte waren jedoch nicht spurlos im Neuen versichert. In ihrem natürlichen Laufe gehemmt von der übermächtig hereinbrechenden Gewalt, waren sie zwar zunächst zu scheinbar bewegungsloser Ruhe aufgestaut, gruben sich aber schließlich auch durch den entgegenstrebenden Fels doch wieder das eigene Bett.

Ein rundes Jahrtausend — von Tacitus bis zu Adam von Bremen — hatte sich die deutsche Landschaft äußerlich nicht wesentlich verändert. Wie sie der vielinteressierte Römer schilderte, so sah sie noch der gelehrte bremische Domscholaster, als er als 4. Buch seiner Geschichte des hamburgischen Erzbistums das erste deutsche Geo- und Ethnographiewerk schrieb. Schauer flößen auch ihm die weiten, unwirtlichen Flächen dümmelhaften Waldes ein, von denen Deutschland starrt, und kaum will er es glauben, daß es noch unfreundlichere Gegenden geben kann. Wer wenig später über die deutschen Gefilde hinblidte, sah ein anderes Land. Auch jetzt beherrschten Busch und Gehölz noch weithin das Bild, aber neugerodete Flächen schoben sich belebend schon tief in ihre Schatten hinein, stärker bevölkert waren die angewachsenen und zahlreicher gewordenen Dörfer, überragt von Dächern und Türmen erhoben umschauende Städte ihre grauen Mauern, und auf steiler Höhe oder mitten in schützenden Gewässern ragte hier und da das feste Haus eines reißigen Ritters. Aber nicht nur die äußere Umwelt war eine neue geworden, auch der

ständische Aufbau des Volkes war grundlegend verändert. Was sich vor langem leise angebahnt und allmählich fast unmerklich vollzogen hatte, war nun endgültig gesichert und befestigt. Bis auf wenige Reste verschwunden war der Stand der freien Bauern. Ein Geburtsstand mächtiger Grundherren herrschte, ausgestattet mit staatlichen Hoheitsrechten, über eine untergeordnete Dienstmannschaft und das meist hörig und zinspflichtig gewordene Landvolk. In den Städten legten Kaufleute und Handwerker den Grund zu einem dem Deutschen bisher fremden, aber bald das Volksganze tief beeinflussenden neuen seelisch-geistigen Eigenleben von ausgeprägter sozialer Sonderart. Und neben dieser vielfältig und mannigfach gestuften Gesellschaftsgliederung des Laientums baute sich in gleichem Formenreichtum die politisch, sozial und wirtschaftlich eng und durch viele Fäden mit ihm verknüpfte, geistig sich aber scharf von ihm scheidende Welt des Klerus auf. Sonderte sich so das Volksganze immer mehr in zahlreiche, einander mit Mißtrauen oder Geringschätzung, ja wohl gar mit Haß und Spott gegenüberstehende Kreise und Schichten, so sind sie doch alle für Jahrhunderte beherrscht von dem gleichen zähen und unermüdlichen Streben, die mit der Zeit nur stets fester werdenden ständischen Schranken nach oben zu durchbrechen und ungeachtet allen Eifers der Geistlichkeit in Schrift und Predigt und trotz allen Einschreitens der Regierungen durch Kleiderordnungen und Luxusverbote sich wenigstens im Äußeren den Höheren gleichzusetzen. In ständischer Befangenheit urteilt bald das Lied des Adels über den groben bäuerischen Tölpel, der plump ritterliche Art nachzuahmen sucht, und mißachtet den wohlhabig gewordenen Städter, der sich reicher zu kleiden vermag, während dieser den Ritter ebenso zügellos verhöhnt und den Bauern gleichermaßen lächerlich macht, der seinerseits, trotzig und selbstbewußt, darauf pocht, daß alle Menschen von dem gleichen Adam abstammen, und in den seit dem Hochmittelalter allgemein umlaufenden Weissagungen von der Bichtung des Klerus und der Herren träumt oder stolz davon singt, daß seine Hand die Frucht baue, in die sich Gott durch priesterliches Wort verwandle, wie er wohl auch gerne vernahm, als im 14. Jahrhundert Konrad von Ammenhausen in seinem „Schachzabelbuch“ schrieb, daß der Bauer im Schachspiel alle Figuren schlagen und sogar den König matt setzen könne.

Reicher und bewegter stellt sich nun das soziale Leben dar; reicher und bewegter äußert sich auch das Volkstum, das es umschließt. In der Sippengemeinschaft verwurzelt, hatte es in germanischer Zeit seine Kraft aus der blutmäßigen Verbundenheit seiner Träger gezogen und der Gleichartigkeit von Lebensformen und Lebensinteressen seine Dauer verdankt. Wie sich diese allmählich aufgelöst hatte, war auch jene langsam zerstört worden. Aber die neuen Gemeinsamkeiten der gesellschaftlichen Lage schufen auch neue Bindungen. Durch Treueschwur zusammengeschlossene Brüderschaften und Gilden wurden anstatt der Sippen zu Trägern des Totenkultes und Helfern in Not und Gefahr. Im festlichen Gelage vereinten sie zu geselliger Freude die Genossen, die unter dem Schutze des gleichen Heiligen durch Gottesdienst und Opfer auch ihr Seelenheil gemeinsam förderten und in ihrem Verbande den Rechtsschutz fanden, den der Staat nicht zu gewähren vermochte. An die Stelle der verlorengegangenen Identität von Magerschaft und Siedlungsgemeinde waren die gegenseitigen Gildeverpflichtungen der durch Schwur und Gelübde verbundenen Nachbarn getreten. Sie gaben dem Bauern, später auch dem städtischen Handwerker und schließlich allen Schichten der ständisch gegliederten Gesellschaft einen neuen, die ungehinderte Entfaltung arteigener Gemeinschaftskultur sichernden und verbürgenden Halt. Waren die einzelnen Gruppen des vielfach verschachtelten sozialen Aufbaus untereinander durch künstlich verschränkte Beziehungen von Herrschaft und Unterordnung verbunden, so wurden innerhalb der in sich genossenschaftlich organisierten Schichten auf Eid und Gelöbniß sich gründende Treue und aus der Gemeinsamkeit der gesellschaftlichen Lage sich ergebende Solidarität zu konstitutiven Elementen der entstehenden Gemeinschaftsbildungen. Ihrer lebendigen Verbundenheit und kollektiv-geistigen Geschlossenheit entsprang und entquoll, was das Volk an Glauben und Denken, an Formen und Werten, an Sitte und Brauch aufzuweisen hatte. Der Gemeinschaftszusammenhang der einzelnen Gruppen brachte in schöpferisch zeugendem Schaffenstrieb Formungsenergien von starker Ursprünglichkeit hervor und wurde dadurch zu einem Wurzelboden von ergiebiger Fruchtbarkeit, der nicht nur die in ihm schlummernden Reime vollkommener Lebensgestaltung zu einer üppig wuchernden Fülle von Glaubensvorstellungen und Brauchtumsformen entwickelte, sondern dankbar auch manches von außen einfallende Samenkorn aufnahm und es mit seinen Kräften zur Blüte brachte. Reich entfaltete sich vor allem das Verbandsbrauchtum der Gilden und Genossenschaften selbst. Tief und oft rücksichtslos griff es in das Leben des Einzelnen ein und machte ihn zu einem gefügigen Glied der Gemeinschaft. Unter seinen Genossen pflügt, hämmert und reitet der Mann; mit ihnen singt, trinkt und zecht er; bei ihnen findet er Schutz und Behagen, von ihnen geleitet wird er zu Grabe gebracht; ohne sie bedeutet er nichts. Jener „Esprit de corps“, von dem der Gesellschaftskritiker Christian Garbe, sicher einer der wohlmeinendsten und gründlichsten Kenner der geistig-seelischen Haltung des Bauerntums seiner Zeit, 1786 in der Schrift: „Über den Charakter der Bauern“ als dem Umstand sprach, der bäuerliche Wesensart am nachhaltigsten formte und veranlasse, „daß die Bauern wie ein Corpus agieren“, ist das Erzeugnis dieser vielhundertjährigen genossenschaftlichen Verknüpfung und findet sich in gleicher Stärke auch in anderen Schichten, vor allem bei den städtischen Handwerkern. Jahrhundertlang handeln die Angehörigen dieser Gruppen trotz allen Wetters der Geistlichkeit und ungeachtet der manches rücksichtslos zerbrechenden Zugriffe des Staates nach den unveränderlich gleichen Grundgesetzen, in denen Beamenschaft und Klerus der Aufklärungszeit nichts als „Unvernunft“ und „Mißbräuche“ zu sehen vermochten. Wenn auch im Laufe der Entwicklung zu einer vielschichtigen Fülle kaum übersehbarer Variationen entfaltet, liegt auch noch der barocken Vielgestalt ihrer Spätzeit doch deutlich erkennbar eine einfache und einheitliche Struktur zugrunde. Es ist das klare und klangvolle Thema, mit dem sie im beginnenden Hochmittelalter in der Geschichte vernehmbar werden. Während

die Oberschicht in der wirklichkeitsfremden Gedankenwelt eines erdentrüben, politisch-religiösen Dogmatismus lebte, gingen sie mit der instinktiven Selbstsicherheit blutgebundenen und bodenständigen Denkens eigenbewußt den Weg, der den sozialen Charakter der Entwicklung bis in die Zeit der Aufklärung hinein bestimmte. In selbstverständlichem Verzicht auf Selbstbewußtsein und religiösen, geistigen und sozialen Individualismus fanden sich in den dörflichen Nachbarschaften, in den städtischen Zünften, in den Verbänden der Einzelgänger und in den sonstigen „Einungen“ die durch die politische Entwicklung versprengten Glieder der alten Sippengemeinschaften als „künstliche Familien“, wie Leopold von Ranke sagen konnte, zu neuer Einheit zusammen, aus der sich festes Gruppenbewußtsein und bald auch wieder enger Blutzusammenhang ergab. Nicht die Gleichartigkeit ökonomischer Interessen — wie es das materialistische 19. Jahrhundert so gern behauptete — war es, welche die Genossen zusammenführte und verband. Daß eine Gemeinschaft, die den ganzen Menschen restlos in sich einbezog, auch seine wirtschaftliche Tätigkeit regelnd erfassen und so etwa auf dem Lande in Flurzwang und gemeinsamer Allmendenuutzung, in der Stadt in Konkurrenzbeschränkungen und Produktionskontrollen der Zünfte wesenseigentümliche Wirtschaftsformen schaffen mußte, liegt auf der Hand. Aber sie waren nicht die primären, ihren Aufbau und Zusammenhalt bestimmenden Elemente. Nach Beseitigung des Flurzwanges und Aufteilung der Allmende bestand die bäuerliche Nachbarschaft ebenso weiter, wie die Zunft die Strifen überdauerte, welche der wirtschaftliche Individualismus für sie als Wirtschaftskörper immer wieder heraufbeschwor. Allen sie von innen und außen bedrohenden wirtschaftlichen Spannungen zum Trotz konnte sie sich ungestört erhalten, bis der Rationalismus des absolutistischen Staates ihren überwirtschaftlichen Charakter zerstört und sie aus einem die gesamte Lebenswelt ihrer Angehörigen willenskräftig tragenden Organismus in einen bloßen Zweckverband wirtschaftlicher Interessenten verwandelt hatte, wie er gleichzeitig, ebenfalls unter ökonomischer Motivierung, auch versuchte der bäuerlichen Nachbarschaft durch Beschneidung ihres Brauchtums die Lebensgrundlage zu nehmen. Daß in den überlieferten Gildestatuten, Zunftrollen, bäuerlichen Weistümern und sonstigen Rechtsquellen das Leben dieser Verbände vielfach so einseitig wirtschaftlich orientiert erscheint, darf über ihren eigentlichen Charakter nicht täuschen. Der überwiegende Teil der wirtschaftsrechtlichen Bestimmungen ist nicht aus der Gemeinschaft selbst hervorgegangen. Was die Untersuchungen von Johannes Nühn für die bäuerlichen Weistümer ergeben haben, gilt auch für die Rechtsquellen der nichtbäuerlichen Bevölkerungskreise. Wie der Inhalt jener weitgehend durch die grundherrschaftliche Oberschicht bestimmt wurde, haben auch Stadtherr, Rat und Territorialstaat bei der Redigierung dieser mitgewirkt. Das waren alles jedoch Mächte, die im wesentlichen nur am wirtschaftsrechtlichen Inhalt der zu erlassenden Ordnungen, nicht aber am Gemeinschaftsleben der Verbände interessiert waren. Dieses erscheint insolgedessen in Weistümern, Zunftstatuten usw. in der Regel nur nebenbei und an untergeordneter Stelle. Das 19. Jahrhundert, an und für sich geneigt, mehr nach der Masse als nach dem Gewicht zu urteilen, hat deshalb trotz vielfacher Ansätze um so weniger zu einer vollen Würdigung ihrer Bedeutung kommen können, als es, befangen in einer weitgehenden Überschätzung des Formaljuristischen, sich zudem im wesentlichen nur auf die Verbandsrechtsquellen stützte und die anderen freilich nicht immer gerade leicht zugänglichen Quellen meist überging. So nimmt es nicht wunder, daß das, was einer umfassenderen und unbefangeneren Betrachtung als wesenswichtig erscheinen muß, von ihm als „antiquarische Kuriosa“ kaum beachtet auf die Seite geschoben werden konnte.

Die Arbeiten Gustav Medels, Hans Schreuers, Eugen Mogk und vor allem Hans Maumanns haben klargestellt, wie beherrschend der Tod im Mittelpunkt des Gemeinschaftsglaubens steht. Der Tod war es auch, der das Verbandsbrauchtum wesentlich bestimmte. Fürsorge für Bestattung und Seelenheil verstorbener Angehöriger ihrer Gemeinschaft war die wichtigste Pflicht der Genossen. Ihnen zum Gedächtnis wurde ferner als Hauptfest der Jahrtag mit seinem feierlichen Gelage begangen, der gleichzeitig der Aufnahme neuer Mitglieder und der Erledigung der Verbandsgeschäfte, namentlich der Wahl der Verbandsbeamten, diente. Wie sich aus diesem Kern das Verbandsleben zu immer reicheren Brauchtumsformen entfaltete, vermag etwa das Bruderschaftsbuch der Beche zu unserer lieben Frau in Regensburg zu zeigen. Schon in seinem ältesten Teil eine der aufschlußreichsten Quellen zur Geschichte des mittelalterlichen städtischen Gemeinschaftslebens, zeichnet sich dieses bisher noch nicht veröffentlichte Dokument dadurch aus, daß es Eintragungen und Zusätze aus mehreren Jahrhunderten enthält und so die Entwicklung klar übersehen läßt. Seit dem 13. Jahrhundert in den Grundzügen ausgebildet, schießt das Verbandsbrauchtum im 14. und namentlich in dem für die Geschichte des geistig-seelischen Gruppenbewußtseins so wichtigen, düster bewegten und leidenschaftlich erregten, spannungsreichen 15. Jahrhundert in ungebändigtem Wachstum üppig empor und hat sich dann — ausgezeichnet lassen das z. B. die Ratinger Amtsbriefe erkennen, denen auch der Einfluß der Reformation besonders deutlich zu entnehmen ist — bis ins 18. Jahrhundert im wesentlichen unverändert erhalten. Daß sich die Entwicklung in den anderen Bevölkerungsschichten in den gleichen Bahnen bewegte, erweisen die „Privilegien“ der Einzelgängergruppen und ergeben vor allem auch zahlreiche bäuerliche Weistümer. Auch für sie sind Bestattungsfürsorge und Totenkult zunächst Ausgangspunkt und später Kern des Verbandslebens. Wie die städtischen, namentlich handwerklichen Gruppen, zeigen sie ebenfalls schon früh die Tendenz zum Abschluß nach außen und namentlich nach unten. So wenig wie in die Regensburger Beche zu unserer lieben Frau kann bei ihnen eine anstößige Person, etwa ein Russian oder wer sonst in ihren Augen „unendlich“ ist, Aufnahme finden. Wer zu ihnen gehört, unterliegt dem Verbandszwang: kommt er nicht zum Gelage am Jahrtag, verweigert er die Übernahme von Genossenschaftspflichten, bricht er den Gildesfrieden, widersteht er sich der auf ihn gefallenen Wahl zum „Meister“ oder entzieht er sich gar der Teilnahme an der Bestattung eines Genossen, dann wird er bestraft. Nur eine Ausnahme kennen Weistümer und Statuten:

„ehafte nôt“. Aber auch sie darf nicht nur behauptet, sondern muß erwiesen werden, sonst ist der Betreffende „verzalt“ und „abgetan“, „und man sol auch fürbaz chain gemainschafft nicht mit im haben“. Die Kinder der Genossen wachsen in den Verband hinein — sehr oft aber nur dann, wenn sie erst nach der Erlangung der Verbandszugehörigkeit durch die Eltern geboren, manchmal auch gezeugt sind. Ist das nicht der Fall, dann werden sie wie Fremde behandelt, d. h. sie müssen die Zugehörigkeit erwerben, indem sie sich „einkaufen“. *Nemo recipiatur quam pro 40 solidis, exceptis filiis et filiabus gildae*, heißt es bereits in einem frühen Gildestatut. Der Fortwirkung germanischer Rechtsvorstellungen entsprungen, ist diese Bevorzugung nicht — wie man es vor allem für die Zünfte, auf die sie sich ja gar nicht beschränkt, so oft behauptet hat — dem bloßen Bestreben zuzuschreiben, wirtschaftliche Konkurrenten auszuschließen. Nicht engherziges Wahrnehmen materiellen Vorteils und beschränkter Familienegoismus, sondern das Bemühen, durch die Erhaltung eines festen Kernes blutmäßig Verbundener innerhalb der Gemeinschaft die immer wieder gerade durch den Einbruch wirtschaftlicher Momente drohende Auflösung des Gebildes in eine Vielheit von Interessensassoziationen zu verhüten und die kollektivgeistige Geschlossenheit ungebrochen zu erhalten, hat diese unterschiedliche Behandlung veranlaßt. Nur sie hat es eigentlich erst ermöglicht, auch Außenstehenden Anteil an der Gemeinschaft gewähren zu können, ohne daß dadurch eine die Erhaltung der Gruppe gefährdende Überfremdung eingetreten und die Dauer des Gesamtgebildes unsicher geworden wäre. Durch lange Jahrhunderte ist es so denn auch gelungen, sowohl auf dem Lande wie in der Stadt die Gruppeneinheit der einzelnen Schichten vor der Gefahr des Auseinanderfallens zu bewahren und ihr Gesamtbewußtsein vor der Atomisierung zu schützen — eine für die Entfaltung und Erhaltung deutschen Volkstums kaum zu überschätzende Tatsache. Zum Erwerb der Gemeinschaft genügte es im übrigen nicht, den Einkaufsbetrag zu erlegen. Wer die vorgeschriebene Summe — in den dörflichen Gemeinschaften hieß sie meist Einzugsgehd oder Bürgerrecht, auch wohl Bauerpfennig, bei den Zünften und anderen Verbänden kommt sie unter den verschiedensten Benennungen und Formen vor — gezahlt hatte, war damit noch nicht Genosse. Er mußte erst noch am feierlichen Verbandsgelage teilgenommen und durch die Aufnahme in die Speisegemeinschaft zum Genossen gemacht werden. Später bei manchen Gruppen zu gemeinsamem Genuß von Salz und Brot und einem Trunk Bier abgeschwächt, ist dieses wichtigste Stück Verbandsbrauchtum allen staatlichen und kirchlichen Angriffen zum Trotz besonders lange und zähe festgehalten worden. Die dörflichen Nachbarschaften haben das „Einspringsbier“, wie es die Bannesdorfer Beliebung von 1588 nennt, ebenso wenig aufgeben wollen wie die Zünfte ihr Meistermahl und die Gesellen den Trunk aus dem „Willkomm“. Daß sich bei einzelnen Gruppen die Initiationsriten darüber hinaus zu einem bunten, vielgestaltigen Brauchtum ausbildeten, ist seit den Untersuchungen Oskar Schades bekannt. Namentlich die Handwerksgehlen haben sie zu einer fast unübersehbaren Fülle verschiedenartigster Formen entwickelt und sind später auch anderen Bevölkerungskreisen, nicht zuletzt den ländlichen Burschenschaften, damit zum Vorbild geworden. Wie tief das Kollektibewußtsein den gesamten Lebensinhalt der zur Gemeinschaft verbundenen Genossen durchdrang und wie sehr sich diese Verbände als autonome Träger eigenen Geistes fühlten, zeigt sich nirgends deutlicher als darin, daß sie — ganz offenbar ebenfalls unter Nachwirkung germanischer Vorstellungen — in Fortentwicklung der aus der Fürsorge für Begräbnis und Seelenheil ihrer Mitglieder sich ergebenden Ansätze schließlich zu geschlossenen Kultgemeinschaften wurden. Nicht nur verehrt jeder von ihnen seinen besonderen Verbandsheligen, sondern sie besitzen auch eigene Altäre mit nur ihnen gehörenden Kultgeräten und liturgischen Gewändern, ja gelegentlich sogar eigene Kapellen, deren Benützung für andere als ihre Zwecke sie eifersüchtig mit allen Mitteln unterbinden und verhindern. Selbst der Priester wird zu ihrem bloßen Funktionär, der lediglich in ihrem Auftrag, bekleidet mit ihrem Ornat, unter Benützung ihres Kelches aus ihrem Meßbuch an ihrem Altar nur für sie die gottesdienstliche Handlung vorzunehmen hat. Ohne Rücksicht auf die kirchlichen Vorschriften über liturgische Farben lassen sie ihre Ornate so anfertigen, daß sie sich von denen anderer Verbände unterscheiden. Die Regensburger Bäckerknechte besitzen 1448 ein goldenes Meßgewand und ebensolche „ewangelier röt mit alben“, die alle ihrem Bahrtsch gleich gestickt sind, und in Leipzig ergeben die Bestandsaufnahmen nach der Reformation, daß z. B. die Bäcker rote, die Kürschner grüne, die Fleischer blaue kirchliche Gewänder hatten. Wie sehr man bemüht war, den kirchlichen Einfluß auszuschalten, ergibt etwa ein Eintrag im Brüderchaftsbuch der Beche zu unserer lieben Frau in Regensburg: 1436 berichtet es in breiter Ausführlichkeit stolz von der Fertigstellung eines eigenen Altars im Barfüßerkloster, betont dabei aber wiederholt, daß dieser mit allem Zubehör alleiniges Eigentum der Beche sei und nur ihr gehöre, und fügt ausdrückliche bei, daß das Kloster und seine Mönche in die Beche „gar nichts“ hineinzureden haben; nur die mit ihnen in einem „hauptbrief“ vereinbarten priesterlichen Funktionen hätten die Barfüßer vorzunehmen, aber nichts zu sagen.

Daß die Angehörigen einer selbst der stärksten geistigen Macht ihrer Zeit gegenüber Eigenständigkeit und Eigenleben so kraftvoll verteidigenden Gemeinschaftswelt auch treu bewahrende Träger urchümlichen Glaubensgutes sein mußten, liegt ebenso nahe wie die Tatsache, daß ihre Geisteshaltung andererseits ein fruchtbares Erdreich für Übernahme und Neubildung magisch-mythologischer Verhaltensweisen abgab. In ihren Verbänden fanden sie den Rückhalt, der es ihnen ermöglichte, vor allem der Kirche vieles von ihr Bekämpfte schließlich doch noch abzutragen, und ihre Verbände bildeten gleicherweise auch den aufnahmebereiten Boden, auf dem manches zunächst örtlich Beschränkte oder an einen bestimmten Personenkreis Gebundene um so leichter zu allgemeiner Geltung gelangen konnte, als ja die Formen dieses Verbandslebens bereits selbst dicht durchsetzt waren mit zahlreichen Elementen prälogisch-assoziativen Denkens und irrationalen Verhaltens. Wortformalismus, der nahe an Wortzauber herankommt und nicht selten in ihn auch übergeht, beherrscht z. B. die Verbandsverhandlungen, namentlich Eröffnung und Ab-

schluß, bei den ländlichen Nachbarschaften ebenso wie bei den städtischen Zünften und den Gilden der Einzelgänger. Wie etwa beim „Gruß“ der Handwerksgefallen nicht der sachliche Inhalt ausschlaggebend für seine Gültigkeit ist, sondern diese nur durch die genaue Einhaltung der ein für allemal festliegenden Formel bewirkt werden kann, ist auch beispielsweise die „Segnung“ der Bauerndinge oder der Morgensprachen der Handwerker in Form und Wortlaut streng gebunden. Das um 1310 entstandene Hofrecht der stiftsfreisingischen Bauleute zu Laien bei Klausen schreibt sie z. B. ebenso vor wie das Weistum von Merdingen an der Saar von 1494 und das dem 18. Jahrhundert entstammende niedersächsische Recht der sieben freien Hagen. Geheimnisvolle Kraft wohnte der unveränderlich festgefügt, feierlichen Rede inne. Vern alliterierend oder reimend schleppen diese Sprüche und Formeln, die in den Schleisreden und Grüssen der Handwerksgefallen später eine barock überladene Ausgestaltung erfahren, auch Unverständenes und Unverständliches um so treuer durch die Jahrhunderte, als sie meist von einem genauen Zeremoniell — dem mehrmaligen Heben eines weißen Stabes etwa — begleitet waren. Denn war schon das Wort im Verbandsbrauchtum von magischem Wert, so noch mehr die meist zu einem festen Ritual ausgebildete Verbandsbehandlung. Sie ist es vor allem, die mit der sie umgebenden Weihe die Genossen zu geschlossener Einheit verbindet und das Bewußtsein ihrer Zusammengehörigkeit lebendig erhält — eine Wirkung, die noch verstärkt wird durch den Kult, den vor allem die Handwerker, aber auch dörfliche Nachbarschaften dabei mit den Verbandsgeräten treiben. Bäuerliche Nachbarschaftszeichen etwa oder die Umschauzeichen der Handwerksgefallen, vor allem aber die auch in dörflichen Gemeinschaften sich findende Lade sind dadurch für das Verbandsleben und sein Brauchtum von größter Bedeutung geworden. Mag es immerhin zweifelhaft sein, ob der mittelalterliche deutsche Mensch ein lebendiges Bewußtsein vom Staat als überindividueller Gesamtpersönlichkeit besaß und er dessen unsichtbare, sich nicht in den augenblicklichen Trägern der politischen Macht erschöpfende Ganzheit deutlich wahrnahm, die „Einung“, der er angehörte, war ihm ohne allen Zweifel mehr als die bloße Summe ihrer einzelnen Mitglieder und der Verbandswille für ihn nicht beschränkt auf Rundgebungen der derzeitigen Inhaber der Verbandsgewalt. Sie hatte für ihn — immer wieder kommt das unmißverständlich zum Ausdruck — einen überzeitlichen und überpersönlichen Charakter, der sich im Verbandsheiligen, Verbandsgerät und Verbandsbrauchtum offenbarte und realisierte. Und dieser Charakter war es, der jene, sich zum festen, fortwirkenden Gemeinbewußtsein steigernde Kollektivierung des Seelenlebens zur Folge hatte, welche ihn trotz aller mannigfaltig gelagerten materiellen Interessen geistig unauflöslich verband mit gleichgestimmten Genossen und ihn — anders wie die Angehörigen jener amorphen Haufen, die als sozialer Flugand in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die werdenden Großstädte zu füllen begannen — auch dann vor Vereinzelung und Vereinsamung bewahrte, wenn er, herausgerissen aus den natürlichen Bindungen heimatlicher Verhältnisse in neuer Umgebung ein neues Leben zu meistern hatte. Die Schwerkraft überlieferter Gemeinschaft zwang immer wieder in die gleichen unverrückbaren Bahnen, und nur der blieb außerhalb ihres Wirkungsbereiches, dem Schicksal oder Schuld ein Sonderdasein neben dieser geschlossenen Welt aufzwang. Aber sogar er suchte sich noch einen Ersatz zu schaffen für das, was man ihm verweigerte, indem er sich mit Menschen gleicher Lage zu Glendengilden und ähnlichen Verbänden zusammenschloß. Aus sich heraus schuf also das deutsche Volkstum in schöpferischem Gestaltungswillen die sozialen Formen, welche allein Entfaltung und ungebrochene Dauer seiner geistig-seelischen Wesensart gewährleisten konnten. Sie sind die eigentlichen Träger und Bewahrer arteigenen Volkstums geworden und der Stempel gewesen, der die deutsche Prägung auf das Rohmetall drückte, welches die allgemeine Grundnatur urchimlichen menschlichen Denkens darbot. Wenn es nicht nur die Wirtschaftsweise, sondern vor allem eine Verschiedenheit der geistig-seelischen Haltung ist, die etwa den deutschen Bauern unterscheidet von einem französischen Fermier, einem italienischen Mezzadro, einem russischen Muschik und einem arabischen Fellachen, so ist das eben der Verknüpfung zuzuschreiben, welche ihn fast ein ganzes Jahrtausend zu engster Lebens- und Schicksalsgemeinschaft mit seinem Nachbarn verband. Sie hat die arteigenen Grundstoffe seines Wesens bewahrt und entwickelt und von außen kommendes Fremde umgeschmolzen und angeglichen. Beherrscht von starkem Gruppenbewußtsein, haben diese Verbände in lebendigem Gemeinschaftsgefühl die geistige Typik der einzelnen Volksschichten geprägt und die Züge geformt, welche die Spielarten des deutschen Volksmenschen charakterisieren. Erst als sich in einer im Grunde gewandelten Welt die alten Bindungen gelöst hatten und nicht mehr die bäuerliche Nachbarschaft, sondern der Landwirt, nicht mehr die handwerkliche Zunft, sondern der Gewerbetreibende zu Aufbauelementen einer atomisierten Gesellschaft wurden, begannen sich diese Züge zu verwischen, und die urchimlich-volkhafte Gemeinschaftswelt verlor in kurzem, was sie durch lange Jahrhunderte bewahrt hatte. Das ausgehende 17. und vor allem das 18. Jahrhundert sind es gewesen, welche diese Wandlung einleiteten.

4. Geistige Wandlung und staatlicher Eingriff.

Zur selben Zeit, als in Deutschland der Bauernsohn und Schuhmacher Jakob Böhme abseits vom Lärm der Welt in stiller Versenkung mit der tiefen Einsicht seines gottnahen Gemüts gläubig um Erkenntnis rang und seine mit innerer Erleuchtung geschaute Gesichte in ungelent-eigenwillige Gleichnisse zu zwingen versuchte, hatte der dem Adel entstammende Franzose René Descartes in kalter Verständigkeit und mit virtuoser Eleganz der Darstellung das kühnflare Gedankenfundament errichtet, auf dem bald auch der entstehende deutsche Rationalismus weiter bauen sollte. Die souveräne Vernunft, die sich nicht verliert im mythischen Dunkel, sondern nur das anerkennt, was „clair et distinct“ vorstellbar ist, begann Richtung und Absicht allen Denkens zu be-

stimmen. Aus dem Welten schaffenden und geheimnisvoll erhaltenden Demiurgen Jakob Böhmes wurde Gott unter der Herrschaft des *Raisonnements* und des logischen Verstandes zu einem geschickten Mechaniker, der das zwar komplizierte, aber doch verstehbare Räderwerk einer Maschine in Gang hält und die Natur, für den „philosophus teutonicus“ das ewig rätselvolle „Mysterium Magnum, zu einem leicht zu durchschauenden Ganzen gesetzmäßig verknüpfter Erscheinungen. Es hätte dem Wesen dieser Geisteshaltung im Tiefsten widersprochen, wenn sie sich darauf beschränkt hätte, die Welt rein gedanklich zu bewältigen. Handelnd einzugreifen in ihren Ablauf und vor allem auch das gesellschaftliche Leben unter Abkehr von überlieferten Bindungen den Normen der Vernunft gemäß zu formen, wurde ihr zum rastlos erstrebten Ziel. Nicht der Zwang geschichtlich gewordener Verhältnisse, sondern die Vernunft sollte als lebensordnende Macht Staat und Gesellschaft nach den nüchternen Maximen praktischer Nützlichkeit gestalten. In selbstbewußtem Optimismus schuf die neue Lebensauffassung ein neues Lebensgefühl und schließlich auch neue Lebensformen. Von der schreibseligen Zeit in zahllosen Schriften eifrig popularisiert, verbreiteten sich die rationalistischen Grundanschauungen der Aufklärung mit ihrem Anspruch auf Allgemeingültigkeit und ihrem Gegensatz zu allem Autoritätsglauben rasch in weiteste Kreise; auch Staat und Kirche waren bald gezwungen, zu ihnen Stellung zu nehmen und sich damit auseinanderzusetzen. Die Art, wie sie es taten, ist von tiefstem Einfluß auf die Weiterentwicklung deutschen Volkstums geworden.

Die evangelische Kirche und ebenso die katholische haben, während die reformierte sich duldsamer verhielt, den neuen Gedanken gegenüber sofort die Haltung eingenommen, die angesichts der Bedrohung ihrer geistigen Vormachtstellung die allein denkbare war: sie haben sie schärfstens abgelehnt und aufs heftigste bekämpft. So sehr nun aber auch die *lumina ecclesiae* — wie Samuel Pufendorf einmal an Christian Thomasius schreibt — bei ihrem Gegenangriff mit zähem Eifer energisch dafür stritten, „den alten *quard* behzubehalten“, so gaben sie sich doch nicht damit zufrieden, nur die neuen Anschauungen als solche zu bekämpfen und begnügten sich nicht damit, daß es ihnen gelungen war, durchzusetzen, daß es an einer Reihe deutscher Universitäten verboten wurde, die Lehren des Descartes und anderer Neuerer in Vorlesungen zu behandeln, sondern suchten vielmehr auch ihren Auswirkungen entgegenzutreten und vor allem den Einfluß auf das Volk, der ihnen zu entgleiten drohte, durch eine gesteigerte innermissionarische Tätigkeit wieder zu festigen. Mit welcher Einheitlichkeit und Energie man überall im Reich dabei verfuhr, vermögen etwa die zahllosen, teilweise in ungewöhnlich hoher Auflagenzahl von katholischer und lutherischer Seite herausgebrachten Streitschriften und Predigtammlungen jener Zeit zu zeigen, die einer Vertiefung und Festigung kirchlichen Lebens dienen sollten. Mit radikaler Heftigkeit wandten sich diese gegen all das, was sich im Volke an Vorstellungen und Bräuchen fand, die mit den kirchlichen Lehren nicht strikt zu vereinbaren waren. Als heidnischer Aberglaube und gotteslästerliche Verführung werden Volksglaube und Volkssitte bekämpft. In Straßburg waren es z. B. der Weihnachtsbaum und die Weihnachtsfeiern in den Familien, gegen die man wetterte, weil sie vom Gotteswort ablenkten. Der sächsische Pastor Töllner eiferte aus gleichen Gründen gegen das „Pfingstbier“ der bäuerlichen Nachbarschaften, und für seinen Landsmann und Amtsbruder Christian Gerber gibt es fast keinen Brauch, den er nicht als heidnisch und sündhaft ansieht: sei es das „Borkinnel“ und der „Nikolaus“ in der Weihnachtszeit oder das Feiern der Fastnacht, sei es das ganze vielgestaltige Brauchtum der Handwerksgehlen, von dem er behauptet, daß es zum größten Teil der Teufel selbst erfunden und den Gehlen gelehrt hätte. Mit dem gleichen zornigen Unwillen wie er wandte sich in Bayern der katholische Pfarrer Christoph Selhamer an Stadt und Land, um als unchristlich auszurotten, was Bauern und Handwerker an überliefertem Gemeinschaftsgut besaßen. Die Kirchen beschränkten sich aber nicht darauf, durch ihr Vorgehen dem Volk die innere Sicherheit zu nehmen, mit der es bisher Glauben und Brauch betrachtet und gepflegt hatte, sie rufen schließlich auch die weltliche Obrigkeit an, um mit ihrer Hilfe auch das noch zu beseitigen, was das Eifern der Geistlichen allein nicht zu zerstören vermochte. Mit welcher Bereitwilligkeit der Staat ihrer Aufforderung nachkam, zeigt sich etwa darin, daß sich König Friedrich I. von Preußen auf Veranlassung seiner Theologen 1703 sogar an Kaiser und Reichstag wandte, um zu erreichen, daß gewisse, von der Berliner Geistlichkeit als „gotteslästerlich“ empfundene formelhafte Redewendungen der Bäckergehlen, mit denen sie ihre „Auflagen“ auf der Herberge zu eröffnen pflegten, durch ein Reichsgesetz untersagt würden, und ergibt weiter z. B. ein unter pietistischem Einfluß zustande gekommenes Edikt Herzog Bernhards von Meiningen, das 1699 alle Tanzbelustigungen in seinem Lande abstellen sollte. Wie tief man in überkommenes Brauchtum eingriff, erweisen vor allem die vielen österreichischen Patente, welche z. B. das Faschingbegraben, alle Krippen-, Dreikönig- und Lichtmeßspiele, das Abbrennen von Johannisfeuern und vieles andere mehr verbieten, oder die mecklenburgischen Edikte gegen den „Kuglas“ und verwandte Weihnachtsitten. Was die Kirchen erstrebten, haben sie im wesentlichen erreicht: in der Betätigung äußerer Kirchlichkeit ist jene Zeit jedenfalls kaum von einer anderen übertroffen worden. Wenn auch die höheren Schichten im Gottesdienst zu fehlen begannen, so bekamen sie die unteren um so fester wieder in ihre Hand. Innerlich unsicher geworden, begannen diese zudem sich von vielem abzuwenden, was ihnen bisher als selbstverständlich gegolten hatte. Trotzdem hätte das kirchliche Vorgehen zu einem vollen Erfolg wohl kaum geführt, wenn nicht der Staat von sich aus ebenfalls gegen Volksglauben und -brauch eingeschritten wäre. Es waren im wesentlichen drei Gründe, die ihn dazu veranlaßten. Zunächst vermochte der enge und ängstliche Fiskalismus, der in der Wirtschaftspolitik des merkantilistisch orientierten Absolutismus so oft zum Vorschein kommt, in manchem Brauch nur überflüssige Verschwendung zu sehen, die für den geldbedürftigen Landesherrn einen Entgang steuerlicher Einkünfte zur Folge zu haben schien: deshalb bekämpft man z. B. die bäuerlichen Nachbar-

schafftsgelage, das Meistermahl der Handwerker, die Stindel- und Leichenbiere und ähnliches; der Untertan sollte sein Geld nicht konsumierend „nutzlos“ vertun, sondern es werbend in der Produktion anlegen, um das „Aufnehmen“ der Wirtschaft zu fördern und damit die fürstlichen Einnahmen zu erhöhen. Aus dem gleichen Grunde sollte auch das Volkvermögen nicht für Zwecke, die keinen unmittelbaren materiellen Vorteil brachten, vergeudet werden: Waldverwüstung sah man so z. B. im Sehen des Mai- baums, und Friedrich der Große hat es infolgedessen 1747 als eine „schädliche Gewohnheit“ in seinen Staaten abgeschafft. Aber nicht nur wirtschaftlich wollte der aufgeklärte Absolutismus, dem Regieren — wie Schölzer einmal meinte — „dumme Menschen zu ihrem Besten anleiten“ hieß, seine Untertanen fördern, er wollte sie auch sittlich heben und geistig erziehen. Verbotsfreudigkeit und Reformlust beherrschten ihn deshalb in einem bisher nicht gekannten Maße. Wie es deutsche Territorien gab, die ihren Untertanen allen Ernstes und in der Meinung, ihnen damit zu helfen, sogar vorschrieben, wieviel Schmalz sie zum Strapsenbaden verwenden dürfen und wie lang der Strid sein muß, an dem eine Ziege zum Weiden angepflockt wird, so haben andere mit der gleichen schulmeisterlichen Bevormundung all die Äußerungen volkstümlichen Lebens zu beseitigen oder doch zu regulieren getrachtet, die der nüchternen Verständigkeit ihrer Beamten als überflüssig und lächerlich, als abergläubisch oder unsittlich erschienen: den Spinnstuben und Fastnachtsbräuchen ging man deshalb zu Leibe, beseitigte bäuerliche Flurumgänge ebenso wie das „Festengehen“ der Schmiedeknechte, verbot das „Eieraufheben“ bei Hochzeiten und die „schädlichen Kirbentänze“ und vieles andere mehr. Vor allem suchte der Staat aber die Träger des Volkstums selbst zu beseitigen und die korporativen Bindungen der Verbände aufzulösen. Sie waren es, die — wie Garbe gesagt hatte — die Bauern „wie ein corpus agieren“ ließen, und sie waren es auch, welche die städtischen, namentlich die handwerklichen Schichten, die sich, gestützt auf ihre „irraisonable Gewohnheiten“, ebenso als „status in statu“ fühlten und „mit einer Chimärien Independance flattirten“, veranlaßten, „ihre absurde Gebräuche weit über vernünftige und zu ihrer eignen Conservation abzielende Landes-Herrliche Gesetze zu setzen“. An ihrem nicht selten zu offener Auflehnung führenden Widerstand scheiterten nicht nur die wirtschaftspolitischen Absichten des Staates, sondern auch manche Maßnahmen, die er in seinem Bemühen, alle Sphären des Lebens mit Vernunft zu durchdringen, einführen wollte. Diese „schädliche Connexion“ „übern Hauffen zu werffen“, wurde deshalb eines seiner Hauptziele, das er jahrzehntelang unermüdlich verfolgte. Wie jenes Zeitalter in Weltbild und Denkmethode alles Mystisch-Dunkle durch bewußte Klarheit ersetzt, durch seine Wirtschaftspolitik den Wald zum Forst macht und mit seiner Gartenkunst Hecken und Baumreihen zu glatten architektonischen Gebilden zurechthiebt, so beseitigt es auch die natürlich gewachsenen Formen volkstümlichen Gemeinschaftslebens, die es als störend empfindet, und ersetzt sie durch die abstrakten juristischen Normen staatlich geregelter Beziehungen. Wenn es auch nicht gelang, sie restlos zu beseitigen, so sind doch unter den Folgen dieser Politik die Äußerungen volkstümlichen Gemeinschaftslebens ganz außerordentlich zusammengeschrumpft. Schon durch die kirchlichen Angriffe in ihrem Bestand gefährdet, vermochten sie den Angriffen des Staates um so weniger zu trotzen und büßten um so rascher Gepräge und Besonderheit ein, als die korporationsfeindliche, ökonomisch-fiskalisch orientierte Sozialpolitik des Staates bald zu einer gesellschaftlichen Atomisierung führte, die ihrerseits eine psychische Individualisierung und damit einen grundlegenden Wandel der geistig-seelischen Wesensart des Volksmenschen zur Folge hatte. In ihren Grundlagen erschüttert, verlor die urtümliche Gemeinschaftswelt nunmehr rasch, was Jahrhunderte hindurch ihren Charakter ausgemacht hatte. Über strahlende Höhen und durch trübe Tiefen hatte die politische Entwicklung des Reiches in fast rhythmischem Auf und Ab geführt; düsterer Fanatismus und leidenschaftliche Erregung hatten das religiöse Leben wiederholt aufgewühlt und schließlich auch umgestaltet, und mehr als einmal hatten starke wirtschaftlich-soziale Spannungen sogar zu Umlagerungen einzelner Schichten zueinander geführt; all das hatte, wenn es auch nicht spurlos an Bestand und Gehalt der einzelnen Gruppen vorüberging, doch ihren Kern unberührt gelassen. Mit eigener Gesetzmäßigkeit entstanden, haben sie sich in eigener Gesetzmäßigkeit entwickelt und in ihr nicht nur die Kraft gefunden, aus dem germanischen Bauernkrieger mit seiner im Ganzen einheitlichen geistig-seelischen Struktur den deutschen Volksmenschen in seinen zahlreichen Schattierungen und Abarten zu schaffen und dem deutschen Volkstum das einzuverleiben, was ihm an antiken und anderem Fremdgut zuflöß, sondern sind, gestützt auf sie, schließlich auch des artfremden Sünden- und Vergänglichkeitspessimismus Herr geworden, der ihm in der kolumbanisch-bonifatianischen Sonderart der christlichen Lehre aufgezwungen worden war. Durch viele Jahrhunderte ungebrochen lebenskräftig, sind sie trotz mancher staatlicher und kirchlicher Angriffe erst zerfallen, als der politische Absolutismus, unterstützt von der kirchlichen Abneigung gegen die reichen Formen volkstümlichen Lebens, welche im Laufe einer langen Entwicklung emporgeblüht waren, und gefördert von der Tendenz der Aufklärung, das Dasein vom Irrationalen zu reinigen, in nüchternem Nützlichkeitsstreben daranging, die bäuerlichen und städtischen Verbände unter rücksichtsloser Beseitigung ihres Brauchtums und Aufhebung ihrer geselligen Einrichtungen zu einseitig wirtschaftlich-fiskalischen Zwecken in bloße Nutzanstalten für den Staat umzuwandeln und aus dem organischen Zusammenhalt lebendig verbundener Genossen ein reines Rechtsverhältnis zu machen. Nur von wenigen Politikern verteidigt — Justus Möser steht unter ihnen wohl an erster Stelle —, ist die so mannigfach entfaltete Gemeinschaftskultur bald verarmt. Wenn sie sich auch nicht widerstandslos in ihr Schicksal ergab, so war doch, als ihr erst die Grundlage genommen war, auf der sie sich aufbaute, ihr Ende unwiderruflich gekommen; was Jahrhunderte hindurch lebendige Gegenwart gewesen war, starb ab und wurde zum kümmerlich sich erhaltenden Überbleibsel, um schließlich zu Beginn des 19. Jahrhunderts als Gegenstand einer romantisch gestimmten, rückwärts gewandten und im Rettungsgedanken sentimental befangenen Volkskunde eine bescheidene Auferstehung zu finden.

5. Übergang.

Das Volksleben selbst aber ging andere Wege. Als in den stürmisch erregten Jahrzehnten der Revolutionskriege und der Befreiungszeit unter dem übermächtigen Druck unerbittlicher politischer Kräfte die letzten Reste der überkommenen Gemeinschaftsformen zerbrachen, da fiel auch die Fessel für jene seit langem aufgespeicherten ökonomisch-technischen Energien, welche das soziale Gepräge des 19. Jahrhunderts bestimmen sollten. Mit der gleichen revolutionären Rücksichtslosigkeit, mit der sie in den Frieden deutscher Landschaft einbrachen, Bäche und Flüsse zu Wasserläufen geraderedten und Wald und Acker mit den stählernen Maschen des werdenden Verkehrsnetzes durchschnitten, ergriffen sie den Volksmenschen, sprengten die Bindungen an Haus und Heimat und zerrissen die letzten Wurzeln überkommener geistig-seelischer Haltung. Wie Dampf und Dunst industrieller Anlagen verdunkelnd über Flur und Feld zogen, so schoben sich die nackten Interessen materiellen Vorteils über die anderen Motive menschlichen Gemeinschaftslebens. Sie wurden es, die Landwirte, Gewerbetreibende, Arbeiter und Unternehmer allmählich wieder zu Vereinen, Genossenschaften und Gewerkschaften verknüpften. Auf dem geistig unendlich verarmten Boden konnten über die reine Interessenwahrnehmung hinaus der gesellschaftlichen Verbundenheit freilich nur die ärmlichen Halme eines farblosen Brauchtums entsprossen und die einseitige Grundlage des Zusammenschlusses bloß ein ebenso einseitig gerichtetes Kollektivbewußtsein hervorbringen. Der mit zwingender Konsequenz wirkende Mechanismus der entfesselten Wirtschaft nahm zudem nicht nur der persönlichen Entwicklung des Einzelnen Ruhe und Gleichmaß, er verstärkte auch Trennung und Gegensatz zwischen den verschiedenen Schichten und schuf geschlossene Welten von völlig abweichendem geistigen Gehalt. Wo einzelne Gruppen — etwa Teile der handwerklichen Bevölkerung — sich außerhalb der neuen Bindungen zu halten und Altes zu bewahren versuchten, verkümmerten sie in Kürze. Auch das Bauerntum vermochte sich dem eisernen Rhythmus der kapitalistischen Erwerbswirtschaft nur schwer zu entziehen. Die zunehmende Verstädterung des platten Landes und namentlich die veränderte Wirtschaftsweise und die fortschreitende Technisierung des landwirtschaftlichen Arbeitsverfahrens begannen bald auch seine geistig-seelische Struktur umzugestalten. Hatten die mittelalterlichen Verbände jeden ihrer Zugehörigen in seiner Ganzheit erfaßt und sein Leben von der Wiege bis zum Grabe geregelt, so waren die neuen Zusammenschlüsse nur auf wenige Zwecke, meist nur einen einzigen, gerichtet: vertraten sie etwa wirtschaftliche Interessen, so kümmerten sie sich nicht um Leben und Sterben; die Fürsorge dafür überließen sie Begräbnisvereinen und Sterbekassen. Der Einzelne gehört deshalb jetzt nicht mehr zu einem einzigen, seine ganze Persönlichkeit umschließenden Verband, sondern tritt einer Reihe verschiedener Organisationen als Mitglied bei, deren jede einen anderen Teil seines Daseins erfaßt. Erst gegen Ausgang des Jahrhunderts bestreben sich einige wenige, im wesentlichen politisch orientierte Bewegungen ihre Anhänger wieder mit allen Seiten ihres Lebens in sich einzubeziehen. Auch sie tun es aber in der Regel nicht in einem großen Gesamtverband, sondern in Anpassung an die geänderte Volksmoralität durch Gründung von Sondervereinen, die relativ selbständig nebeneinander stehen, und suchen die ganze Persönlichkeit ihrer Anhänger dadurch zu gewinnen, daß sie diese veranlassen, sich einer möglichst großen Anzahl solcher Vereinigungen anzuschließen. Auch aus ihnen vermag sich ein Kollektivbewußtsein von der Art des mittelalterlichen jedoch nicht zu entwickeln, zumal sie nicht wie die früheren Einungen natürlich erwachsen, sondern künstlich geschaffen sind und außerdem trotz ihres Totalitätsstrebens infolge der völlig geänderten Sozialstruktur meist immer noch quer durch andere Verbindungen, namentlich die blutmäßige der Familie, gelagert sind. Nicht mit der gleichen Wucht und Geschlossenheit wie in der vorhergehenden Zeit konnten sich deshalb die Äußerungen volksmenschlichen Denkens, Fühlens und Handelns zu einheitlichen Formen verdichten und verlieren an Dauer und Stete. Wenn auch Notzeiten und Sturmtage — Wilhelm Heinrich Riehl hat das z. B. für das Jahr 1848 fein und glücklich beobachtet — die Schranken oft fallen lassen und einen Durchbruch ursprünglichen Geistesgutes in einzelne Volksgruppen, ja gelegentlich sogar in die Volksgesamtheit herbeiführen, so sind solche Ausnahmep Perioden doch immer nur kurzes Zwischenspiel und werden es um so mehr, als sich die vielgeschäftige Wirtschaft bald auch der irrationalen Bedürfnisse des Volksmenschen bemächtigt. Nach den Grundsätzen der kapitalistischen Erwerbswirtschaft geleitete Versandhäuser entstehen so z. B. und übernehmen an Stelle etwa des „kaspernden“ Abdeckers, der aus einem „Unehrlichen“ zu einem achtbaren städtischen Beamten mit fester Besoldung geworden ist, die Versorgung des Volksmenschen mit „Natur“heilmitteln, sie vertreiben mit der gleichen Reklametechnik, welche die ganze Wirtschaft beherrscht, Horoskope, siderische Pendel usw.; jüdische Verleger verstehen es, den Bedarf an Druckerzeugnissen prophetischen, mantischen oder magischen Inhalts zu wecken und zu decken u. a. m. So sind es vielfach nicht mehr originäre, den letzten Tiefen urtümlicher Volksart entstammende, sondern von einer absatzhungrigen Industrie gezüchtete Vorstellungen, welche das Denken der volklichen Grundschicht zu beherrschen beginnen. Wie Staat, Arbeit, Wissenschaft und Geist immer mehr der Ökonomie verfallen, so gerät auch die volkstümliche Denkweise in ihre harten Fänge. Den Zwangsläufigkeiten des kapitalistischen Wirtschaftsapparates unterworfen, läuft sie Gefahr, nicht nur gewandelt, sondern sogar verfälscht zu werden. Der unechte Glanz der Talmanware fängt an, auch sie zu überziehen. Von den Händen einer geschäftstüchtigen Fremdenverkehrswerbung werden die Volksfeste der Kleinstadt, ländliche, religiöse Spiele und vor allem auch das bäuerliche Brauchtum Wirtschaftsinteressen eingegliedert und nutzbar gemacht; selbst das katholische Wallfahrtsbild wird in deren Dienst zur Reklamemarle. Auch sie folgen nun nicht mehr der eigenen Gesetzmäßigkeit, sondern dienen fremden Zwecken und Zielen. Was Aufklärung und Absolutismus begonnen hatten, wird in einem von ihnen selbst nicht erträumten Ausmaße im Zeitalter der industriellen Wirtschaft

schaft vollendet: reine Nationalität durchpulst fast alle Aderen völkisch-staatlichen Lebens. Aber auch über diese in sich so selbstsichere, fortschrittsfreundige Welt fiel schließlich verdunkelnder Schatten. Ein irrationaler Faktor taucht auf und beginnt sich gegen den Ausgang des Jahrhunderts drohender bemerkbar zu machen: die Unberechenbarkeit des politischen Schicksals der Nation. Mit dämonischer Macht brach es schließlich im neuen Jahrhundert über Volk und Staat herein. In der seelischen und leiblichen Marter eines Passionsweges ohnegleichen verging der optimistische Utilitarismus des materialistischen Zeitalters.

In höchster Not brachte das Volk aus seinem Schoß jene Schar von Männern hervor, die es unter der willenskräftigen Führung eines wahrhaften Volksmenschen als Helden der Tat, des Wortes und der Feder zu den verschütteten Quellen seiner Kraft zurücklenkten. Ihnen ist es zu verdanken, wenn dieser Versuch, die volkstumsformenden Kräfte fast zweier Jahrtausende aufzuzeigen, nicht mit einem resignierenden Rückblick auf eine im grauen Zwiellicht abendlicher Dämmerung versinkende Sonne schließen muß, sondern enden kann mit dem Ausblick in das Frühlrot eines hell erwachenden neuen Morgens.

Schrifttum.

Es können hier nur einige Schriften allgemeinen Inhalts aufgeführt werden. Für die Quellen und Darstellungen der geschichtlichen Entwicklung des deutschen Volkstums selbst muß angesichts ihrer Fülle auf die einschlägigen Teile der bekannten Bibliographien, vor allem auf Dahlmann-Waitz (Quellenkunde der deutschen Geschichte, 9. Aufl. 1931) und die Abschnitte „Historische Volkskunde“ der Jahresberichte für deutsche Geschichte verwiesen werden. Einige dort nicht aufgeführte Schriften zur Geschichte des bäuerlichen Nachbarschaftswesens verzeichnet Karl Meuschel, Deutsche Volkskunde 1924, II, S. 67/68. Schriften und Quellen zur Entwicklung des Verbandswesens der nichtbäuerlichen Schichten nennt Georg Fischer, Über handwerkliches Brauchtum (Mittelalt. Bl. f. W. VI, 1931, S. 1 ff. und 70 ff.) und Georg Fischer, Die Einzelgänger in der Volkskunde (ebda. VIII, 1933, S. 37 ff. und 92 ff.). Über Weistümerausgaben vergleiche man Richard Schröder, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte 1922, S. 760—763. Eine kritische Übersicht über das neuere Schrifttum zur geistigen und materiellen Kultur der Germanenzeit gibt Harald Spehr im Archiv für Kulturgeschichte XXII, 1931, S. 92—116 und 262—272. — Jahn, Friedrich Ludwig, Deutsches Volksthum, 1810. — Derf., Merke zum deutschen Volkstum, 1833. — Riehl, Wilhelm Heinrich, Die Naturgeschichte des Volkes als Grundlage einer deutschen Sozial-Politik, 1853 ff. — Meier, Hans, Das deutsche Volkstum, 1903. — Spann, Othmar, Vom Wesen des Volkstums, 1924. — Heußler, Andreas, Von germanischer und deutscher Art. In: Ztschr. f. Deutschkunde XXXIX, 1925, S. 746—754. — Müller-Freienfels, Richard, Psychologie des deutschen Menschen und seiner Kultur. Ein volkscharakterologischer Versuch, 1930. — Brehsig, Kurt, Vom deutschen Geist und seiner Wesensart, 1932. — Güntert, Hermann, Deutscher Geist (= Bausteine zur Volkskunde und Religionswissenschaft IV), 1932.

Volkstum der Gegenwart.

Von Dr. Joseph Klapper.

Professor an der Universität Breslau.

Die Volkstumsforschung mag noch in mancher Hinsicht die letzte Sicherheit und Einheit in der Zielsetzung und der Wahl ihrer Gegenstände vermissen lassen. Es ist hier nicht der Ort, eine Wissenschaftstheorie der Volkskunde zu bieten und ihr gemäß das Arbeitsfeld abzugrenzen; aber der Stand der Auseinandersetzung über den Sinn der Volkskunde als Wissenschaft muß hier angedeutet und die bisherigen Ergebnisse müssen gekennzeichnet werden. Ein solcher Überblick wird das Bild des deutschen Volkstums der Gegenwart vor uns erstehen lassen. Als Sonderwissenschaft sucht die Volkskunde noch heute ihre Stelle im Gesamtgefüge der älteren Wissenschaften; sie faßt ihren Arbeitskreis bald enger, bald weiter. Daß dabei noch bedenkliche Eingriffe in die Nachbarkreise vorkommen, ist nicht zu leugnen. Somit wird der Vorwurf immer noch Stützen finden, daß der jungen Wissenschaft die Systematik fehle, daß sie bald Völkerkunde, bald Völkerpsychologie sei, daß sie dazu neige, Bauernkultur mit Primitivität gleichzusetzen, daß ihre Methoden aus der Geschichte, aber auch aus der Soziologie entlehnt seien¹. Dagegen wird gesagt, daß das Ziel der Forschung zwar noch

nicht klar erkennbar vor uns stehe; aber die Richtung sei gegeben, eben durch das Vorhandensein seelisch deutlich voneinander abgesetzter Volksgruppen. In die Grundkraft, durch die diese Gliederung bestimmt ist, in den Kern des Volkstums, die Volksseele, müsse die Volkskunde eindringen. Primitive Gemeinschaft zu erfassen, solle man der Völkerkunde überlassen; Volkskunde finde ihr Arbeitsfeld viel eher in dem stärker gegliederten, sozial geschichteten und in Arbeitsteilung entfalteten Volkstume der Gegenwart. Hier müßten die Gesetze der Sonderung und Mischung, des Steigens und Sinkens, Beharrens und Preisgebens von Kulturinhalten jeder Art erforscht werden. In der hier erkennbaren Gesetzmäßigkeit erfasse man die Seele dieser Volkseinheiten. Freilich stehe immer die Frage nach der Herkunft einer Erscheinung am Anfange. Jede Erscheinung müsse vom Mutterboden eines Volkstums aus begriffen werden. Wissenschaftliches Ziel aber sei die Feststellung des Geistes, der den Stoff gestaltet, der ständig das ihm Lebensnotwendige wählt und in seinem Geistes- und Zeitstile umprägt². So ist Volkskunde auf die Erforschung des Volksgeistes, zunächst des eigenen Volkes, gerichtet; als vergleichende Volkskunde greift sie in die Völkerkunde über. Sie sucht die den Volksgenossen gemeinsamen seelischen Grundtatsachen, ist also Gesellschaftswissenschaft, nicht Individualgeschichte. Sie betrachtet mehr die triebmäßigen, nicht die bewußter, logischer Erwägung entsprungenen Äußerungen. Die besondere primitive Geistigkeit jedes Volkstums bleibe unverlierbar, auch in der höchsten Zivilisation, und müsse auch hier erforscht werden. Die Arbeitsweise sei die der Geschichtswissenschaft, das Ziel aber sei Seelenkunde, Erkenntnis der Volksseele³. Ist diese Vorstellung von einer Volksseele wirklich etwas nur Gedachtes, ein „Gespenst“? Ist das nur bildlich gesprochen, wie wir von Volkskörper oder Volksstimme sprechen? Ist der Kampf, den D. Lauffer dagegen führt, begründet⁴? Dieser moderne Nominalistenstreit erhält eine neue Beleuchtung durch den Rassegedanken, der die Volkskunde mit der Rassenpsychologie in enge Fühlung bringt. Wenn man der nordischen Gruppenrasse Schöpferkraft, Sachlichkeit, Gerechtigkeitsinn, Pflichtgefühl, Führergefinnung, Treue, Weitblick, Wagemut als Merkmale zuschreibt, wenn man sagt, daß der teutonordischen und der fälischen Schwestergruppe verwandte Werte eigen sind, wenn man die europäischen Rassen davon nach ihrer geistig-seelischen Art abzuondern versucht und die arische Gesamtheit wieder von der semitischen unterscheidet, so geschieht dies zunächst auf Grund der geschichtlich feststellbaren Kulturleistung. Wieviel in der hier bewiesenen Gerichtetheit auf bestimmte Kulturziele der Erbmasse zukommt und in welchem Grade daran formende Kräfte der Umwelt ihren Anteil gehabt haben und jederzeit im Einzelwesen von neuem haben, wie weit also der im Volkstum sich offenbarende Geist erbsfest und wie weit er geschichtliches und umweltbedingtes Schicksal ist, muß noch festgestellt werden. Scheiden wir wie in der neuesten Sprachforschung⁵ auch im völkischen Kulturgeschehen ganz allgemein zwischen Bedingungen und Triebkräften, so würden die Bedingungen die geistig-seelischen Möglichkeiten sein, die der Einzelne kraft seiner Rassezugehörigkeit in das Leben mitbringt, die Triebkräfte aber würden in den Bindungen der Sprache, Geschichte, Landschaft und anderen gestaltenden Einflüssen zu sehen sein, die die geistigen Rasseerbanlagen zur Verwirklichung, d. h. zur geistigen und Sachkultur eines Volkstums hinführen. Bewirken diese Triebkräfte im Gesamtvolkstum schon eine durch Anpassung bedingte Qualitätsauslese, dann ist dies in höherem Maße bei der Bildung der Berufsgruppen im Rahmen des Gesamtvolkes der Fall. Diese Auslese ergab im Mittelalter die standesbewußten Günfte; sie erweist sich heute volkserhaltend im Bauerntum; sie verurteilt gleichzeitig den geistig wertvollsten Teil des Städtertums zum Aussterben. Die starke Verästelung und die gegenseitige Durchdringung dieser Erb- und Formkräfte ist noch gar nicht untersucht. Die Wissenschaft, die die Aufgabe übernimmt, im Gegenwartsvolkstum die seelische Erbmasse auf ihre Reizbarkeit den Triebkräften der Umwelt gegenüber zu untersuchen, die mit solchen Untersuchungen durch das geschichtliche Bild durchstoßen will bis zu der durch das Bluterbe gegebenen volksgemeinsamen geistig-seelischen Anlage, ist die Volkskunde; ihr Ziel ist es, in einer vorgeschichtlich nordischen Welt auf Grund des geschichtlichen Richtungsablaufes die germanische „Volksseele“ zu begreifen und ihren Wandel in die deutsche Ausprägung hinein zu verfolgen, d. h. den Kulturprozeß als erbbedingt zu deuten. Volkskunde

führt so zur Volkstumpflege, da es deutsche Aufgabe ist, das Leben möglichst artgemäß zu gestalten. Der Aufstieg der erbgegebenen Möglichkeit in die Verwirklichung der Idee eines Volkstums ist der Weg einer „Erfüllung“, einer durch Umweltreize, durch geistig-seelische Nahrung erworbenen Bereicherung. Damit erschließt sich der Volkskunde ein neues Blickfeld. Germanisches Erbe, Antike, Christentum, Fremdwelt, primitives Gemeinschaftsgut und von außen und oben her in die Grundschicht einsickerndes und in ihr der Eigenart angeglichenes Fremdgut, der ewige Vorgang des Hinauf- und Hinabsteigens im Austausch der Bildungskräfte der Volksschichten mit seinen nach Art, Menge und Kraft des Wirkens so grundverschiedenen Einzelvorgängen im Kulturbilde (Epochen, Krisen), Siege und Niederlagen des Rassebewußtseins, Grad des Vordringens der Fremdkräfte und ihrer Abwehr (Entstehung deutscher Kulturlandschaften), das sich in der Volksschichtung ergebende Sonderbild (Berufe, Anteil der Geschlechter und Lebensalter), geistig-seelischer Wandel als Folge der Aufnahme artnaher oder artfremder Rassenangehöriger, Entstehung auch geistiger Gattungen und manche anderen Dinge müssen von der Volkskunde bearbeitet werden: Volkskunde ist die seelische Erschließung des aus Rassenerbe und Umweltwirkungen gestalteten Volkstumsbildes der Gegenwart. Die Voraussetzung für diese Forschung ist die Aufnahme des Gegenwartsbestandes durch die Arbeitsweise der Erdfunde. Diese Vorarbeit leistet der Atlas der deutschen Volkskunde. Wird auf der Karte der Standort jeder Volkstumserscheinung festgelegt, so ist ihre Verbundenheit mit den anderen Erscheinungen überschaubar. Diese Karten sollen nach Möglichkeit über die Reichsgrenzen hinaus alle deutschsprechenden Gebiete in Europa erfassen. Das hatte im Grunde schon 1907 W. Peßler in seinem „Plan einer großen deutschen Ethno-Geographie“ gefordert und für Niedersachsen seit 1926 in Angriff genommen. Seit 1928 liegt die Arbeit für das gesamtdeutsche Gebiet in den Händen der „Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft“⁶. Durch Fragebogen wird der Gegenwartsbestand in den wesentlichsten Tatsachen aufgenommen: Haus und Hausrat, Nahrung, Kleidung, Bauerntum, das Jahr, der Lebenslauf, Volksglaube und Volksfage, Spiel, Musik. Peßler hatte als Stoffkreise für die Karten angegeben: Körper, Geist, Sprache, Sachen (Körpergröße, Kopf- und Gesichtsförm, Färbung; Volksglaube, Dichtung, Sitte; Laute, Tonfall, Wörter, Beugungsformen; Siedlung, Haus, Hausrat, Landwirtschaft, Verkehr, Handwerk, Nahrung, Tracht usw.). Die Schlüsse, die aus der Aufnahme des Gegenwartsvolkstums zu ziehen sind, gehen nach Th. Frings⁷ auf eine „Kulturmorphologie“; es sollen ersichtlich werden: Austausch des Kulturbesitzes zwischen Ober- und Unterschicht (Kritik der Formeln: primitives Gemeinschaftsgut und gesunkenes Kulturgut; gewandeltes Kulturgut und naturgegebenes Gemeinschaftsgut; individualitätslose, geschichtslose, prämorale, prälogische, komplex denkende, assoziativ denkende Völker); soziale Beschränktheit zwischen dem Einzelnen und der Gemeinschaft; der Stilwandel bei der Übernahme von Kulturgut ins Volkstum; die gegenseitige Durchdringung der Lebenskreise; die kulturmorphologischen Besonderheiten der Altstämme und der Neustämme als Folge der Kleineräumigkeit des Westens gegenüber den großen Ostflächen; der Richtungsablauf der Erscheinungen; ihr gesellschaftlicher Zusammenhang; Einfluß der Fremde; Einheits-, Vermengungs-, Reinformen, Mischgebiete, Ausstrahlungs-, Ausbreitungs-, Einbruch-, Ur-, Rest- und Sprenggebiete, Inseln, Beharrungs- und Neuschöpfungsgebiete. Der Atlas wird nach H. Aubin⁸ auch das Nebeneinander verschiedener Stufen der genetischen Reihe der Kulturformen ersehen lassen. Wenn dieses Nebeneinander in ein Nacheinander umgesetzt wird, dann ergeben sich lückenlosere Bilder der Kulturepochen, als sie die rein geschichtliche Quellenforschung ermitteln könnte. Wir blicken dann in die Dynamik der Kulturercheinungen in soziologischer Hinsicht (Verhalten der Schichten im Kulturwandel zueinander); wir erkennen das Nachwirken geschichtlicher Epochen seit dem Altertum, den Grad des Einwirkens von Staat und Kirche auf das Volksleben, die Gründe der Stammes- und Grenzbildung, die Strömungen, ihre Richtung und ihre Stoßkraft. Der Atlas hat den Vorzug, daß er die Gesamtfläche und die Gesamtmasse der Volksäußerungen erfaßt. Die Bestandaufnahme wird sich vornehmlich auf das menschliche Verhalten erstrecken, aus dem Rückschlüsse auf die deutsche Seelenart der Gegenwart zu erhoffen sind; die Sachen stehen in zweiter Reihe; aber ohne sie gibt es kein anschau-

liches Bild des deutschen Volkstums. Es müssen überdies auch die Tatsachen festgestellt werden, die im Sinne der Frings-Mubinschen Darlegungen die Kulturverlagerungen erkennen lassen. Erst dann kann man entscheiden, ob und wie weit das Dogma von der durch die Erbmasse bestimmten, unveränderlichen „Geist-Seele“ beibehalten werden darf, in welcher Abwandlungsbreite auch hier eine Entfaltung zu beobachten ist und in welcher Richtung der Wandel verläuft. Ergebnisse der Arbeiten Pfeßlers über das niedersächsische Land, das heute das am besten kulturgeographisch erforschte Stück der Erde ist, zeigen, was von dieser Arbeitsweise erwartet werden darf. Für das niedersächsische Volkstum steht demnach fest, daß es körperlich zu den nordgermanischen Nachbarn neigt, daß seine geistigen Grundzüge Festigkeit und Ruhe sind, daß seine Sprache sich mit dem Verbreitungsgebiete des niedersächsischen Hauses deckt und daß eine Entwicklungslinie von der Urzeit bis in die Volkskunde der Gegenwart führt⁹.

Neben diese geographische Bestandaufnahme treten die landschaftlichen, meist an die Provinz- und Landesgrenzen gebundenen und geschichtlich begründenden Einzelaufnahmen des Gegenwartsvolkstums; jedes deutsche Teilgebiet ist hier bereits vertreten; über die Landesgrenzen hinaus auch Luxemburg, die Schweiz, Sudetenland, Österreichs Landschaften und Siebenbürgen. Diese Überblicke sind fast durchweg Versuche, den von den landschaftlichen Volkskundevereinigungen zusammengetragenen und in ihren Druckschriften niedergelegten Stoff zu gestalten; die leitende, im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegebene Zeitschrift ist die „Zeitschrift für Volkskunde“. Der 1933 gegründete „Verband für deutsche Volkskunde“ will volkskundliches Denken und Forschen zu einer Angelegenheit des gesamten deutschen Volkes machen.

Nur durch Gemeinschaftsarbeit kann heute der ins Unübersehbare gewachsene Stoff dem Forscher bereitgestellt werden. Umfaßt doch die „Volkskundliche Bibliographie“ der einzelnen Jahre etwa 8000 Titel. Ein „Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens“ und ein „Handwörterbuch des deutschen Märchens“ bieten in mehreren tausend Stichworten den oft kaum anderwärts erreichbaren Stoff und seine Geschichte. Die einzelnen Hauptgebiete der Volkskunde werden daneben in Sonderarbeiten um so eifriger berücksichtigt, als man erkannt hat, wie besonders nach dem Weltkriege die Überlieferung in Verwirrung gerät und ausstirbt. Eine Haupt Sorge gilt der Sicherstellung der Volks sagen. Jede deutsche Landschaft besitzt heute bereits ihr Sagenwerk, wenn auch nicht in dem annähernd erschöpfenden Umfange der mecklenburgischen und der schlesischen¹⁰ Veröffentlichungen. Von der Durchforschung der Volks sagen ist das klarste Bild der landschaftlichen Besonderheiten des deutschen Volkstums zu erwarten. So deutet etwa aus den Natursagen P. Baunert¹¹ die deutsche Volksseele. Er beobachtet, wie das Volk die Naturmächte sieht, die Riesen und Geister der Nacht, die Geister in Haus, Bergwerk, Wald, Feld und Wasser, wie der Wilde Jäger und Frau Holle noch heute weiterleben. Wer sich mit solchen Erbgütern vertraut macht, wird aus „Blut und Boden“ schöpferische Kräfte aufsteigen sehen, gemeinsames Volksdenken, Humor, Gläubigkeit, Ernst, Sehnsucht, Tiefsinn und Zukunftshoffnung; er wird darin Einheit und Mannigfaltigkeit des deutschen Volkstums gespiegelt sehen und lernen, aus unserer geistigen Herkunft heraus zu leben und zu handeln. Wenn der Altmeister deutscher Sagenforschung R. Wossidlo in seiner Mecklenburger Heimat die Sagenmotive durch die Jahrhunderte der slawischen Übersiedlung hindurch bis in ihre altgermanische Grundlage zurückverfolgen kann, wenn er an Sagen vom Wilden Jäger gegen 900, von den Zwölftengottheiten noch 300, von Zwergen und Riesen 900, von Teufel und Teufelsbündnern sogar 2300, von Hexen und Werwölfen 2400, von Schächern und untergegangenen Stätten und ähnlichen Motiven 2800, von Toten und Gespenstern 6000 Stück gesammelt hat, dann erkennen wir schon aus der Überlieferung einer einzigen Landschaft, daß der germanische Sagenborn noch nicht versiegt ist, daß wir aus ihm für Phantasie und Gefühl immer wieder neue Kraft schöpfen können.

Mit A. Harnes „Leitfaden der vergleichenden Märchenforschung“ (1913) steht auch für diesen Zweig der Volkskunde die historisch-geographische Methode im Vordergrund. Die Wandertheorie und die Motivgeschichte bestimmen die Arbeit. Mit deutscher Gründlichkeit hat hier der Führer in der deutschen Märchenforschung Johannes Bolte, unterstützt von Polivka, das vierbändige Werk der Anmerkungen zu den Grimmschen Kinder- und Hausmärchen geschaffen¹². Die nordische Forschung (R. W. v. Schadow) sieht im Märchen geradezu eine besondere Leistung der Indogermanen; der Stil ist jedenfalls an Völkerguppen gebunden, so daß sich die germanische Stilhaltung von allen anderen abhebt. Die Freude am Märchen scheint im Holsteinschen noch am stärksten zu sein, wo W. Wisser¹³ noch 231 Märchenerzähler feststellte, wogegen andere Landschaften, wie Schwaben und Rheinland, märchenarm sind. Die Erzähler gehören sämtlich der sozialen Grundschicht an. Die volkstreue Aufzeichnung von Märchen macht es heute möglich, ihren volkskundlich-seelischen Gehalt zu erfassen. Das Märchen erscheint als eine Schöpfung des Traumbewußtseins ohne lehrhafte Absicht. Das deutsche Märchen stellt Gut und Böse und die Vergeltung in den Dienst der Wunsch Erfüllung. Es offenbart die unterbewußten Kräfte, die im Wachleben vom Oberbewußtsein zwar überstrahlt, aber nicht ausgeschaltet werden. Das Zielbewußtsein fehlt gegenüber der Neigung zum Überraschenden, Wunderbaren. Eine innerlich begründete Charakterentwicklung gibt es nicht. Die ländliche Welt wird sicher gezeichnet, alles andere bleibt unsicher. Die Unterschiede zwischen Gut und Böse, Recht und Unrecht, auch das Pflichtbewußtsein, gelten für die unterbewußte Sphäre; nur erscheint der Held nicht daran gebunden. Das Märchen ist Ausdruck der Sehnsucht nach mate-

riellem Glück; die Heirat ist nur Mittel dazu. Der Held ist gut gegen Tiere und arme Menschen, er ist in der Liebe opferbereit, treu, fleißig. Aber er neigt auch mitunter zu Lüge und Grausamkeit dem Widersacher gegenüber. Die Kraft zur Tragik fehlt; der Held beseitigt alle Hindernisse. So ist das Märchen Ausdruck eines Kindheitstyps des deutschen Volkes, das Bild des vom christlichen Denken noch nicht gerichteten Wunschbildes im Unterbewußtsein der ländlichen Grundschicht¹⁴.

Einen viel gegenwartsnäheren Inhalt offenbart das heutige Volkslied. Seiner Erforschung dient das von John Meier ins Leben gerufene Volksliedarchiv in Freiburg i. Br. Aus Schätzen dieser Sammlung schöpfen die Bändchen landschaftlicher Volkslieder, die die beliebtesten Stücke mit Bildern geschmückt für das Volk zusammenstellen. Im Weltkrieg bot sich im Soldatenliede die Möglichkeit, die deutschen Stämme auf ihr Verhältnis zum Volksliede hin zu beobachten. Es ergab sich, daß der Oberbayer massiv-derb und gefühlsbreit ist, während der Niederbayer schweigsamer erschien. Die Franken und Pfälzer waren neben dem Oberbayer die sangesfrohesten Soldaten. Die Schwaben sind liederreich, gemüthlich, derb und doch gefühlsweich. Die Nordbadener haben bewegliche Lustigkeit in der Melodie. Die mittelhheinischen fränkischen Soldaten zeigten keine landschaftliche Besonderheit; Thüringer und Sachsen sind leicht sentimental. Die ostelbischen Neustämme sind liederarm, sie neigen zum leichten, wehmütigen Kunstliede und zum peinlich-derben Schlager. Die nordwestdeutsche Gruppe mag schöne mundartliche Lieder haben, sie singt aber selten und am liebsten Umlieder. Der Soldatenliederhaß umfaßte etwa 400 Texte¹⁵. Heute geht vom Liede der nationalen Verbände eine Neubelebung aus; das Kämpferische wird dem Sentimentalen und Schlagerhaften vorgezogen.

Den wesentlichsten geistigen Äußerungen des Volkstums (Sage, Märchen, Lied) gegenüber treten andere Forschungszweige zurück. Die Arbeit an der religiösen Volkskunde steht noch in den Anfängen. Die religiösen Volksgüter erscheinen gefährdet. Als Forschungsgegenstände seien hier genannt: das Kirchenjahr, die religiöse Volkskunst mit Einschluß der Weihgaben an Wallfahrtsstätten, Liturgie und Verehrung von Lieblingsheiligen im Volke¹⁶. Mit dem Aufblühen der Vorgeschichte wendet sich in der Volkskunde der Blick auf die urzeitlichen Sachgüter. So haben der Pflug, das Feuer, die Eingeweide im Denken und Brauchtum des Volkes eindringliche Sonderbehandlung erfahren¹⁷. Die Volkskunst, in der sich die unpersönlich-schöpferischen Eigenzüge der Gemeinschaften ausdrücken, ist ein Forschungsfeld der Arbeitsgemeinschaft für deutsche Handwerkskultur geworden; dieser Erbbesitz an volkstümlichem Können soll erhalten und gleichzeitig als Quelle für die Erkenntnis der deutschen Stammesanlagen genützt werden. Eine landschaftlich gegliederte Reihe von Veröffentlichungen unter dem Titel „Deutsche Volkskunst“ dient diesem Ziele. Die deutschen Volkstrachten, die sich nur in Menschenaltern langsam wandeln, bieten das Bild der ruhenden ländlichen Seele; heiteres, naives Farbenempfinden und sicheres Formgefühl wählt hier unter dem Eindrucke politischer Ereignisse aus den Stadtmoden das Angemessene und vereinfacht es. Eine gesamtdeutsche Tracht hat es nie gegeben. Die Frauentracht ist trotz leichter modischer Abwandlungen fester als die Männertracht. An den meisten Orten ist die Tracht aber bereits ausgestorben¹⁸.

Durchweg spürt man heute den Drang nach einer germanischen Wiedererstehung unserer Gesittung¹⁹. Deutscher Aufstieg ist nicht zu erwarten von der Fremde her, sondern allein aus der Tiefe der Volksseele. In dieser bewußten Einseitigkeit liegt Stärke und Gefahr der Überspannung zugleich. In diesen Aufstieg ist der deutsche Volksbestand, der außerhalb der Reichsgrenzen lebt, mit einzubeziehen. Die dort noch lebendigen Volkstumsgüter sind auch für das Reich hohe Werte, wenn sie auch bisher nur teilweise erforscht sind. Schon wird mancherorts der Versuch gemacht, an das letzte Ziel der wissenschaftlichen Volkskunde zu rühren, die Volkstumserscheinungen seelenkundlich zu deuten. Solche Versuche sind durchweg noch durch landläufige Theorien beeinträchtigt. Von der Gesamtheit deutschen Wesens fremdländischer Art gegenüber gibt Ed. Wechßler²⁰ ein Bild: Französischer Wesensgrund ist der praktisch zergliedernde Verstand, der am Sinnlichen der Erscheinungen haften bleibt, nicht in die Tiefe sieht und von Phantasie kaum beflügelt wird, sich aber auch nicht im Unendlichen verlieren kann und daher fähig bleibt, geschickt, tätig und erfolgreich die irdischen Dinge zu gestalten. Deutscher Wesensgrund ist „Geist“, schöpferische Vernunft, schaffende Phantasie, verknüpft mit Natur und Gott. Der Deutsche besitzt wahrhaft Religion, Philosophie und Kunst.

Schrifttum.

¹ J. Schwietering, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwiss. 5 (1927) 748. — ² W. v. Geramb, in: Zeitschr. d. Vereins für Volkskunde, Bd. 37/38, S. 163. — ³ Adolf Spamer, Wesen, Wege und Ziele der Volkskunde, 1928. — ⁴ Otto Lauffer, in: Tagungsbericht d. deutschen Anthropolog. Ges. 50. Versammlung in Hamburg 1928. — ⁵ Wilh. Havers, Handbuch der erklärenden Syntax, 1931. — ⁶ Deutsche Forschung. Aus der Arbeit der Notgemeinschaft der deutschen Wissenschaft. Heft 2, 1928. — ⁷ Th. Frings, ebda. S. 78: Volkskunde und Sprachgeographie. — ⁸ H. Rubin, ebda. S. 98: Volkskunde und Geschichte. — ⁹ W. Pöfner, in: Der Erdball 5, 169; 217. — ¹⁰ Mich. Wossiblo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. 3 Bde.

1897 ff. R. Mühlau, Schlesische Sagen. 4 Bde. 1910—1913. Ders., Oberschles. Sagen geschichtl. Art, 1926; Mittelschl. Sagen geschichtl. Art, 1929. — ¹¹ P. Baumert, Deutsche Natursagen, 1922. — ¹² Joh. Volte und G. Polivla, Anmerkungen zu den Kinder- und Hausmärchen der Brüder Grimm. 4 Bde. 1913 ff. — ¹³ Wilh. Wigger, Wat Grotmoder vertelt, 1904; Plattdeutsche Volksmärchen, 1919. — ¹⁴ P. Groth, die ethische Haltung des deutschen Volksmärchens, 1930. — ¹⁵ Wilh. Schuhmacher, Leben und Seele unseres Soldatenlieds im Weltkrieg, 1928. — ¹⁶ G. Schreiber, Nationale und internationale Volkskunde, 1930, S. 34; Jost Trier, Der hl. Jodokus, 1924; R. Meisen, Nikolauskult, 1930; L. Grünwald, Volkstum und Kirchenjahr, 1927; H. Spamer, Das kleine Andachtsbild, 1929; R. Kriß, Volkskundliches aus altbayer. Gnadenstätten, 1930. — ¹⁷ P. Lefer, Die Entstehung des Pfluges, 1930; H. Freudenthal, Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch, 1931; E. Vargheer, Die Eingeweide, 1931. — ¹⁸ R. Helm, Deutsche Volkstrachten, 1932. — ¹⁹ H. Mollau, Germanische Wiedererstehung, 1926. — ²⁰ Ed. Wechsler, Esprit und Geist, 1927.

Volkstum der Großstadt.

Von Dr. Joseph Klapper.

Professor an der Universität Breslau.

Ernstester als je erstet heute in jedem völkisch denkenden Deutschen die Frage nach Wesen und Wert all der Erscheinungen, die wir unter dem Namen „Deutsche Kultur“ zusammenzufassen gewohnt sind. Mit voller Entschiedenheit wendet sich das Kulturgewissen ab von dem Bilde, das uns in der Großstadt der letzten Jahrzehnte entgegentritt. Nicht als ob man von nun an das Ungeistige preisen wollte! Aber es ist vorbei mit dem beruhigenden Glauben, daß die Großstadt die Trägerin und Hüterin des deutschen Lebensstils sei, daß von ihr gesunder Fortschritt ausstrahle. Das Auge derer, die sich für eine reine Entfaltung des deutschen Volkstums verantwortlich fühlen, blickt heute aufmerksamer hin. Man erkennt, daß der Schein des Fortschritts mit dem Niedergange der Grundschicht des Volkes erkauft worden ist. Man sieht, wie hier Werte preisgegeben worden sind, die in der Grundschicht einst lebendig wirkten und die ein Gemeinschaftsbewußtsein des deutschen Volkes begründeten. Man sieht, daß die Großstadt das Grab des Volkes wird, daß sie in ihren Gefahrenkreis immer neue Massen lebenskräftiger Volksteile hineinlockt, um sie zu entkräften, zu entwerten und dann zu vernichten. Die Großstadt von heute ist das stärkste Hindernis für den erbgesunden Nachwuchs, da sich hier die Minderwertigen bedeutend stärker vermehren als die Gesunden. Der Zuzug vom Lande ist in den letzten fünf Jahrzehnten ungeheuer gewachsen. Die Kleinstädte haben an der Abwanderung vom Lande keinen bemerkenswerten Anteil.

In Städten mit mehr als 50000 Einwohnern lebten 1933 bereits 35½%; 41% arbeiten in Industrie und Handwerk, 30½% in der Landwirtschaft; 16½% in Handel und Verkehr; 11½% in anderen Berufen. Von den 32 Millionen Erwerbstätigen sind 14½ Millionen Arbeiter. Im Jahre 1875 lebten in Landgemeinden bis zu 2000 Einwohnern 61%, 1925 nur noch 36%; damals war jeder 20. Deutsche Großstädter, heute ist es fast jeder 3. Deutsche.

Den Menschen der Großstadt soll der Gedanke von der entscheidenden Bedeutung von Blut und Boden für den Bestand des Volkstums wieder so lebendig ins Bewußtsein treten, daß der Zustrom zur Großstadt in ein Abströmen gewandelt wird. Das ist ein wesentliches Ziel der neuen nationalen Aufbauarbeit. Der Weg zur Verwirklichung des Zieles ist bereits beschritten; aber der Weg ist schwierig und lang. Die deutsche Volkskunde ist ein unentbehrlicher Wegbereiter für diese Arbeit an der Erneuerung des deutschen Volkstums.

Volkskunde ist keine wirklichkeitsfremde Wissenschaft; sie dient dem völkischen Gedanken. Jahrzehnte hindurch durfte sie ihren Blick fast ausschließlich auf das ländliche Volkstum richten. Bauernseele und Bauern-



71. Berlin. Blick vom Stadthaus auf Schloß, Nikolaiirche, Dom und Nationalgalerie. Im Vordergrund sieht man die großen Kaufpaläste. Aus der geschäftigen Handelsstadt ragen die Bauwerke der Kultur hervor, Gotik, Renaissance, Barock, Klassizismus und Moderne.

erbe werden auch als Lebensquellen des deutschen Volkes in Zukunft die vornehmsten Forschungsgegenstände der Volkskunde sein. Die Volkstumswerte der deutschen Kleinstadt, die in Dorffluren eingebettet liegt, haben ähnliche Beachtung gefunden. Die geistige und die Sachkultur der Kleinstadt sichtet beständig das zufließende Fremdgut und gleicht es dem Erbgute an, ehe sie es dem Dorfe weiterleitet; sie schützt so das Dorf vor der Überflutung durch Artwidriges im

Brauchtum und im Denken. Die Volkskunde beobachtete die ganze Fülle dieser seelischen Lebensäußerungen des Volkes. Die Anreize, die die Großstadt in dieser Hinsicht der Wissenschaft bot, waren anscheinend gering gegenüber der reichen Lebenskraft des bäuerlichen und kleinstädtischen Volkstums. Die Großstadt verfiel ja immer rascher dem europäischen Bildungsausgleich im Denken und in den Lebensformen. Rassen- und Stammesmischung lösten die Bindungen an die einstige ländliche Heimat. So ging der Großstadtmenich den Weg in die Fremde aus dem heimatgebundenen Volkstum hinaus. Aber dieser Vorgang im Bildungswandel des deutschen Volkes hat heute auch den Blick der Volkskundewissenschaft auf sich gelenkt. Von einem Teile der Forscher ist das Arbeitsfeld der Volkskunde in unmittelbare Berührung mit der Gesellschaftsforschung (Soziologie) gerückt worden. Für diese Forscher muß die Großstadt, in der ein Drittel aller Deutschen lebt, ein ertragreicher Forschungsbereich werden. Auch wenn man als Ziel der Volkskundeforschung die Erkenntnis des Kernes des Volkstums, der Volksseele, ansieht, wird der geistige und gesellschaftliche Wandel in der Großstadt wesentliche Schlüsse auf die wirkenden Kräfte ermöglichen; dabei bleibt es gleich, ob man diese Kräfte einfach feststellt oder ob man im Sinne der Volkstumspflege manche der wirkenden Kräfte als Ursachen des Niedergangs unseres Volkstums wertet und sie bekämpft. Wer seelenkundliche Ziele hat, wird in den stärker gegliederten Zweigen des „bürgerlichen“ Kulturbereichs feineren Beobachtungstoff finden als in der jö. primitiven Kultur des Bauerntums. Wer endlich in der Volkskunde nach dem gestaltenden Geiste fragt, nach dem, was das Volk etwa aus dem „gesunkenen Kulturgute“ schöpferisch entstehen ließ, nach dem Sinne der Umstilisierung, kann in den Großstädten die Stellen finden, an denen die Fremdkultureinbrüche den alten Volkstumsbestand am rücksichtslosesten überflutet haben. Allerdings darf man in den Bewohnern der Großstadt nicht, wie es dann und wann geschieht, voll völkischen Unwillens ganz allgemein eine Ansammlung von Menschen sehen, die durch wahllose Kreuzung mit Minderwertigen arthast bereits unbrauchbar für den Neubau des deutschen Volkstums geworden ist. Ein solches Urteil trifft nicht einmal auf die preußische Landeshauptstadt zu, wo in der Tat der beständige Zu- und Abfluß der Bevölkerung und die starke Vermischung mit Fremdrassigen die Zahl der Träger minderwertiger Erbmassen stark ansteigen läßt.

Paul de Lagarde¹ wirft der Großstadt vor: Fehlen einer religiösen Atmosphäre, politische Unreife, Zerstörung des Familiensinnes, Geld- und Genußsucht. Die höheren Stände seien verdorben durch den Glauben an die freimachende Kraft ihrer Bildung. Der Ertrag der heutigen Bildung seien schlechte Augen, gähnender Ekel vor allem, was war, und die Unfähigkeit zur Zukunft. Die Gebildeten seien Ständer, an denen man den Trödel früherer Jahrhunderte aufgehängt hat. Sombart wirft dem Großstädter Rechenschaft vor, Diltzen Sachdenklichkeit, Hellpach seelische Überreizung. Flaischlen sagt: „Wir haben überall das Ziel verloren, in dem die Dinge sich zusammenschließen.“

Heute gibt es in Deutschland 50 Städte mit mehr als 100000 Einwohnern, im Jahre 1870 waren es sechs: Berlin, Hamburg, München, Breslau, Dresden, Köln; Berlin hatte 450000 Einwohner. Kennzeichen der Großstadt ist der Großhandel und die Industrie. Die Zugehenden suchen Einkommen und Genuß. Herm. Plag² spricht von dem Rautschul- und Asphaltmenschen, der widerstandslos unter dem Joch des Massenanspruchs dahinglebt und den steifnackigen, selbstwüchsigen Bauer und Bürger abgelöst hat. Bourgeoisie und Proletariat leben in Spannung dahin; das Proletariat strebt nach Ausgleich. Die Massenchaude betrifft zunächst eine wohlhabende Schicht, die für volkstümliche Forschung ertragsarm ist und von der Volkstums Erneuerung kaum berührt wird. Die auf Erfassung der Halb- und Unterwelt gerichtete Bohemefunkst Gilles darf man nicht als die typische Wiedergabe der Seelenhaltung der Berliner Grundschicht ansehen. R. Kollwitz will gleichfalls nur Auflage erheben gegen die zunehmende Verelendung der Arbeiterschicht; sie ist in manchen Fällen auch dem volkhaft gebundenen Erleben dieser Schicht künstlerisch gerecht geworden.

In den meisten deutschen Großstädten liegen die Verhältnisse günstiger als in Berlin. Vielfach wirken in einem Bevölkerungskern noch Kräfte und Bindungen weiter, die ihre Quellen in der Vergangenheit, sogar des Mittelalters haben. Da ist noch eine stammeschte Bodenständigkeit zu spüren, die es erklärt, daß die meisten deutschen Großstädte noch heute ein eigenes Volksgepräge aufweisen. Für Hamburg etwa ist nachgewiesen worden, daß im 13. Jahrhundert weit mehr als die Hälfte der Herkunftsfamiliennamen aus der näheren Umgebung der Stadt stammen, daß also der Kern der Bevölkerung ländlicher Herkunft ist; ähnlich liegt es im 14. Jahrhundert mit der Danziger Bürgerschaft. Ist dem aber so, dann darf sich die Großstadtvolkstunde die Aufgabe stellen, in der städtischen Bevölkerung die stammeschten Züge der Kultur (mit Einschluß der leiblichen Kennzeichen) aufzudecken und die Möglichkeit zu untersuchen, wie weit dieses Erbgut für die Aufartung des Volkstums wieder nutzbar gemacht werden kann. Dabei hat die Untersuchung für jede Großstadt gesondert zu geschehen. Hier ist noch fast alles zu leisten. Eine in zwei Jahrtausenden im westlichen Kulturraume gewachsene Großstadt wie Köln ist auch in ihrem Volksgefüge etwas anderes als etwa eine Stadt des Ostiedlungsraumes wie Breslau; eine von urgermanischem Volksboden umschlossene Stadt wie Hannover trägt arthast und im Kulturbilde andere Züge als eine von fremdem Volkstum umlagerte Stadt des Ostens. Eine alte Stammeshauptstadt mit ihrem Bevölkerungskern an Rats- und Handwerkerfamilien ist nicht vergleichbar mit einer in den letzten fünfzig Jahren entstandenen Fabrikgroßstadt



72. Wien. Blick vom Stephanssturm. Diese südbentische Großstadt zeigt ein ganz anderes Gepräge als die preußische Hauptstadt. Trotz der Vielfalt der altösterreichischen Nationen wirkt sie lange nicht so international wie Berlin, das seit langem schon sogar die bodenständige Sprache, das Plattdeutsche, aufgegeben hat.



73. Hochofenwerke Völklingen an der Saar. (Aufnahme: M. Löhrich.) Ähnlich wie in der Großstadt liegen die Verhältnisse in den Industriegebieten. Wo aber die Fabriken einzeln liegen, ist auch der zugezogene Arbeiter erdgebundener.

des Nordwestens. Städte, die dem Bildungsaustausche mit der Fremde offen gestanden haben, wie Straßburg, Nürnberg oder Hamburg müssen ihr Volkstum anders geartet haben als Städte, die in keiner unmittelbaren Beziehung zum Auslande durch die Jahrhunderte gingen wie Dresden oder Kassel. Auch die religiösen Verhältnisse schaffen im Süden und im Norden Deutschlands ein besonders gefärbtes Großstadtmenschtum.

So ist es nicht leicht, die Züge des Großstadtvolkstums herauszuheben, die gemeinsamer Bestand sind. Das kann eindeutig wohl nur geschehen, wenn als Gegenbild der Grundstand des Volkes, das Bauerntum, in seinem Lebensstil vor unserem Auge steht. Vom Bauerntume her fließen die Arbeitermassen in die Großstadt, die ohne diesen Zustrom aussterben würde. Der Großstadtmensch ist der Geldwirtschaft verfallen; die Selbstversorgung auf eigener Scholle fehlt. Der dem Bauern eigene Sinn für den Wert dessen, was er an Erträgen seiner Wirtschaft aufbringt, geht dem verloren, der im Leben nur Fertigwaren verwendet. Land wird dann kaum noch vom Wertechten geschieden. Der billige Warenhausartikel und der Florstrumpf bannen den Blick. Der Kampf um Geltung führt die Frau zum Schmuckbedürfnis über die soziale Lage hinaus. Geld wird das wichtigste Kulturgut; es verführt zur Geldausgabe und zur Verschuldung. Erfolg ist gleich Reichwerden, sich zur Ruhe setzen können, durch Reichtum gelten, Macht haben. Vätergut brauchen hier nur wenige zu hüten; die Überlieferung bindet nicht mehr. Verpflichtungsloses Streben nach der Macht im Staate geht von den Massen der Großstadt aus; hier ist nichts zu verlieren, vieles zu gewinnen. Der Mensch ist von der Vergangenheit, dem Heimatsinn und der Volksverbundenheit gelöst. Das Gemüt wird durch den nur auf das Nächste blickenden Erwerbssinn erstickt; dem unmittelbaren Erfolge werden Weitblick und sittliche Werte geopfert. Geburtshaus, Vätererbe gibt es nicht mehr. In der Mietswohnung hat niemand mehr Einfluß auf die Auswahl seiner Hausgenossen; ein aus langer Gemeinschaft erwachsendes soziales Brauchtum kann es nicht geben. Der Mietswohner wechselt seine Wohnung leicht; wenn die Familie wächst, zwingt

Raummot dazu; wenn Kopfszahl oder Verdienst abnehmen, zwingt die Sparsamkeit. Eine volksechte Gebundenheit an Vergangenes, ein Richtungsgefühl für den Lebensstil kann nur aus jahrelanger Vertrautheit mit Haus und Umwelt entstehen, aus der Alltäglichkeit der tausendfältigen kleinen Dinge, die unserem Leben die Gestalt geben und unseren Blick richten, unseren Geist und den Spieltrieb der schaffenden Einbildungskraft im Gange halten. Wo dieser Lebensstil fehlt, entsteht der Zustand der Entwurzelung im Geistigen und im Gefühlsleben, das Schwanken des Willens, Züge, durch die der Großstadtmensch gekennzeichnet ist. Er hat keine Heimat mehr in dem Sinne, in dem sie das Dorfkind erlebt.

Mit wenigen Strichen zeichnet Franz Herwig in der Legende „St. Sebastian vom Wedding“ den Lebensraum des Großstadtarmen: „Das Weddinghaus, in dem Sebastian wohnte, umschloß mit vier grauen gewaltigen Flügeln einen feuchten Hof, in dessen Mitte eine Laterne stand. Sechs Fensterreihen übereinander spien unaufhörlich Lärm aus, Kreischen, Geschrei, Weinen, Singsang: Lärm, der kaum für einige Stunden der Nacht schwieg. Mehr als vierhundert Menschen bevölkerten diesen Käfig. Der Hof schien eine Fauchenpfütze, durch die Gewürm und Larven sich wanden.“ Die Gradlinigkeit der Vorstadtstraße, die Blöcke der Häuser, der Amerikageist des Hochhauses wecken den Blick nicht zum rhythmischen Schwingen wie die gelösten Bauformen des Dorfes; die eingeengte Seele erstickt.

Die Arbeitsstätte wirkt für Hunderttausende unter den Großstadtarbeitern in der gleichen Richtung. Wer seine Berufsstätte als etwas Zufälliges anzusehen gelernt hat, wer je nach dem Bedarf des Arbeitsmarktes von einer Fabrik zur anderen verschoben wird, muß sich selbst endlich als Maschinenteil ansehen, den man nach Gesetzen, die nur wenige kennen, auswechselt oder entwertet abgibt. Das unterscheidet den Industriearbeiter der Großstadt seelisch stark von dem Fabrikarbeiter der kleineren Stadt, der doch immer irgendwie mit seiner Fabrik verbunden bleibt, ihren Auf- und Abstieg als persönliches Erlebnis der Freude oder des Leides empfindet und selbst, wenn er arbeitslos geworden ist, auf die Stätte seiner früheren Arbeit seelisch gerichtet bleibt. Wie steht es in der Großstadt mit den meisten Angestellten? Sein Brot im Schweiß seines Angesichtes zu verdienen, ist hier längst nicht mehr ein sittlich kräftigendes Schicksal, das mit Erlebnisgehalt und Schaffensfreude gesegnet ist, sondern Lebensfluch, der im Volksmenschen die Kräfte lähmt. Wenn die Arbeit des Bauern im bunten Wechsel vom Lebensgange der Natur bestimmt dahin läuft, wenn die Eigenwilligkeit des Wetters den Arbeitstag oft plötzlich umgestaltet, wenn hier somit alles Tun an das Naturgeschehen gebunden bleibt, ist in Fabrik und Schreibstube alles der Alltags-einförmigkeit unterworfen, die im Plane der Leitenden auf lange Strecken vorherbestimmt und mit der Genauigkeit des Uhrwerks (am laufenden Bande) erledigt wird. Willenskräfte, die dem Gefühle und dem geistigen Spieltriebe Anreiz geben können, Entschlußbereitschaft der Naturgewalt gegenüber sind im Großstadtbetriebe durch mechanischen Ablauf ersetzt. Verantwortliches Denken reicht so weit, als es zur sauberen Arbeit nötig ist, weil eben nur sie das tägliche Brot sichern kann. Beim Bauern wird in naturgegebenen Gruppen der Hof- und Familiengemeinschaft gearbeitet. In der Großstadt fehlt überwiegend unter Arbeitsgenossen dieses Verbundenheitsgefühl. Wer sich aber als Teil einer Masse fühlt, kann nicht schöpferisch arbeiten, kann den anderen auch nicht von innen heraus verstehen. Auf dem Dorfe ist auch die Gesamtheit, vom Armen zum Reichen, überschaubar und als Ganzes als notwendig erkennbar. Der Angefessene kämpft für das Vätergut, für das Heimatrecht seiner Nachkommen auf der Scholle; der Großstädter arbeitet auf kurze Sicht, da er kaum eine Spanne der Zukunft seiner Angehörigen zu überschauen vermag. Der Bauer sieht im täglichen Verkehr mit dem Nachwuchs seine Pflicht vor sich, die Großstadt entfremdet die Familienangehörigen schnell und oft dauernd, da man sich eben nur für Augenblicke „alle heiligen Zeiten“ besuchen kann. Die Traulichkeit im Elternhause ist hier nur noch selten das Wunschbild; meist fordert jeder „sein Recht“ auf Genuß. Die mündliche Lehre, das Geheimnis alles lebendig überlieferten Volkstums, die Weitergabe des Volkserbes von der Großmutter an den Enkel, kennen die Arbeiterkinder kaum noch wie eine verklingende Sage. Nachbarschaft ist Raumbegriff ohne seelische Bezüge. Der Einblick in das Wirkbild eines in sich geschlossenen Wirtschaftsganzen, wie es Dorf und Kleinstadt darstellen, das Verständnis für das Flechtwerk der Fäden, die im Volkstum in Leben und Fühlen herüber- und hinübergewoben werden, bleibt den Großstadtmenschen meistens versagt. Das „Bergnügen“, das der „Verein“ anbietet oder das öfter noch vom Veranstalter, dem Inhaber des „Etablissements“, den in ihren Nerven reizbaren Lebenshungrigen angepriesen wird, steht trotz aller Namen, die man solchen Dingen gibt, ohne Beziehung zum Pulschlage des Volkstums, läßt keine heimliche Musik aus den Tiefen der Seele mitklingen, öffnet keine Ausblicke in ahnungsfrohe Weite, bleibt eingeengt im stofflichen Genuß, beschränkt auf die Reize des Augenblicks und versinkt inhaltslos ins Nichts, wenn es beendet ist. Ist aber die Müdigkeit überwunden, dann kehrt der Hunger nach stärkeren Reizen ein. Die Straßen des Stadtkerns helfen dabei mit Schauauslagen, Anschlagssäule und Lichtreflexe.

„Nach der Mitte der Stadt zu“, so schildert Franz Herwig in seiner Sebastianlegende diese Reizmittel der Großstadt, „reiheten sich die Spiegelscheiben der Erdgeschosse ohne Unterbrechung aneinander; sie stiegen auch über die oberen Stockwerke und machten die Häuser zu Glaskästen, in denen gerötete Menschen hinter Weinflaschen und dampfenden Gerichten saßen. Edelsteine lagen bössartig funkelnd auf dunklem Samt, Seide erglomm magisch, goldene Ketten schlängten sich wie Girlanden, Ruchen in allen Farben türmten sich zu Bergen, zarte und warme Stoffe wehten wie Bäche von hohen Abhängen geschmeidig

herab, und Musik war überall, Musik geblasen, gesungen; indessen draußen ein nie abbrechender Heerzug von müden, beschmutzten, zerrissenen, gierigen Menschen sich hinschob."

An die Stelle der Wohnstube ist für viele das Schlafhaus, die Schlafstelle, der mit Fremden geteilte Unterkerstungsraum getreten. Die Wände sind kahl oder mit Sand bedeckt, den der Zufall liefert; wieder fehlt die Beziehung auf eine Überlieferung, der Sinn für seelische Werte im Wohnschmuck, der auch der armen Familie einen Lebensstil sichert, die Behaglichkeit, die Sauberkeit, Anklang an religiöses Denken und Fühlen. Dem Erlebnisbedürfnis dient der Serienroman, die Detektivgeschichte, das Abenteuerheft, die Kriminalgeschichte.

Das Geschäft des Kolporteurs blüht vor allem in der Großstadt; die Zahl derer, die vom Kolportagehandel leben, ist in Deutschland heute mit 30000 zu niedrig angesetzt. Schon 1908 setzte ein Berliner Kolportageverleger an Hintertreppenromanen, ägyptischen Traumbüchern, Geister- und Gespenstergeschichten in einem Jahre 25 Millionen Hefte um. Der Roman „Der Scharfrichter von Berlin" brachte drei Millionen Mark ein. Einige der am meisten gelesenen Hefte: Ein Kindesraub; Eine Erbschleicherin; Ein Mord auf der Landstraße; Auf blutiger Spur; Die Tragödie eines Bigamisten (sämtlich aus der Reihe: Nick Carter). Oder: Wie Jack der Aufschliger gefaßt wurde; Ein verbrecherischer Arzt; Dämon Weib; Das Testament des Zuchthäuslers; Der Mädchenhändler von Konstantinopel; Uns Kreuz genagelt (aus der Reihe: Sherlock Holmes). Oder: Der verbrecherische Polizeichef; Eine Revolte im Zuchthause zu Sing-Sing; Ein Drama auf der Varietébühne; Der Bluthund der Opiumhöhle; Mac Grifflin, der Ballhaussticker (aus der Reihe: Nat Pinkerton). Oder: Die rote Viese; Ein Morphinumtraum; Der Mann mit den Glasäugen; Der Mädchenschlächter (aus der Reihe: Fritz Stagarts Abenteuer). Die beiden Großstädte Dresden und Berlin gehen in der Herstellung solcher Hefte allen anderen voran³. Diese Lesestoffe dringen in der Großstadt natürlich auch in die Mittelklassen der höheren Schulen ein. Die Volkskunde findet auch hier ein aufschlußreiches Arbeitsfeld. Bisher sind die sogenannten gebildeten Stände volkstumsfremd eigene Wege gegangen, die vielfach internationaler waren als die der Industriearbeiter; der Anteil an Sitte, Brauchtum und Kunst des eigenen Volkes war gering. Erst wenn man weiß, wie groß die Unsicherheit der höheren Schüler in der Wahl ihres Lesestoffes ist, kann man zielklar den Versuch machen, sie zum Gefühls- und Geistesgehalt des deutschen Volkstums zurückzulenken. Die Nacht, die über das undeutliche Schrifttum verhängt worden ist, hat Raum für volkstümliches Schriftgut geschaffen. Nach den Erhebungen, die über die Lieblingsbücher der Großstadtschüler in den letzten Jahren angestellt worden sind, ist der Kampf gegen das Schundbuch durchaus noch nicht aussichtslos. Die folgenden Angaben sind 1932 in Breslau gemacht worden. Grundschule, 1.—2. Jahr: einzelne Märchen (nicht ganze Sammlungen), vor allem die geläufigen Stücke der Grimmschen Märchen. 2.—4. Jahr: Andersen, Hauff, Tausendundeine Nacht; Till Eulenspiegel, Münchhausen, Eagen. 5. Jahr: Robinson, Lederstrumpf, Indianerbücher, Karl May, Siegfriedsage, Dietrich von Bern, Roland, Wilhelm Tell (nicht mehr so allgemein Jules Verne). Quinta und Quarta liest das für Tertia geschriebene Buch von Speyer „Kampf der Tertia". Mädchen gleichen Alters: Spyri „Heidi und Gritli", „Brachtmädel Gerda", „Inge muß in die Welt", Biene Maja, auch „Gudrun" und deutsche Volksbücher; daneben Karl May, Robinson, Onkel Toms Hütte, Christoph von Schmid, Sophie Reinheiner, Josephine Siebe, Matthiesen. 8. und 9. Jahr: Stifter, Goethes Gedichte, Dickens „David Copperfield", G. Freytag, Storm, Mosegger, Gotthelf, Eichendorff „Lugensicht"; dazu seltener Heimatkunde, Tiergeschichten, Erdkunde. Schon tauchte als Lieblingsbuch eines Quartaners „Im Westen nichts Neues" auf, bei einem anderen Frank Allan. In den Oberklassen begegnet auch Courths-Mahler; doch werden vom 15. Lebensjahre an kaum noch für die Jugend kennzeichnende Bücher genannt; man liest Eschstruth, Ganghofer, Herzog, Storm, Dickens, Schiller, Goethe, Raabe, D. Ludwig, Frenssen, Handel-Mazetti, Agnes Günther, Lagerlöf, Grogger, Carossa, Fleg, Vöns, Herwig, Grimm „Volk ohne Raum", dazu aber auch: Th. Mann, Werfel, Döblin, Tieß, Hesse „Steppenwolf". Aus einer Umfrage bei den öffentlichen Büchereien in Düsseldorf 1930 über die von Primanern entlehnten Bücher: Es gibt keine besonders kennzeichnende Bücherwahl. Man wählt, was im Schaufenster, im Rundfunk oder von Klassenkameraden kräftig empfohlen worden ist, was die Mode oder der Bücherschrank der Eltern anbietet. Was zu Hause empfohlen wird, stößt auf Mißtrauen. Großstadtvolkstumpfleger muß aus dieser geistigen Unsicherheit herausführen helfen, wenn es gelingen soll, die später zur Führung Berufenen organisch in die Volksgemeinschaft einzugliedern.

Bei einem Großstadtkinde ist die Kraft zur Ablehnung des Gefährdenden, zur Auswahl des Gesunden, Erbgeredten, Volkseredten nicht entwickelt. Die Ode der Wohnung treibt auf die Straße. Die Mutter ist auf Arbeit. Im Hausflur, auf dem Spielplatz wartet der Spielgenosse. Der Erlebnisdrang sucht Nahrung in den Reden und Verirrungen Halberwachsener. So bereitet sich das Großstadtschicksal in den Seelen der Kinder vor. Das Gefühl der Ehrfurcht fehlt; die Schule vermag wenig über solche Verhältnisse; mangelnde Ehrfurcht aber bedeutet den Untergang des Volkserbes. Der Leib wird wenig oder falsch gepflegt. Rohes Raftbewußtsein und Scheineleganz lassen den Sinn für raffische Schönheit nicht aufkommen. Auch die Sprache erkrankt; die Masse spricht eine durch Knochenverweichung zugrunde gerichtete Mundart. Gleichgesinnte finden sich zum Spiel und den übrigen „Freuden" in der „Restauration", die im Wirlandenschmuck mit frischer Gallerte (Sülze) und Orchestration lockt.

Dieses Volkstumbild der Großstadt will natürlich nicht die Vielfalt aller seelischen Einzelmöglichkeiten umschreiben, die in der Grundschicht anzutreffen sind. Noch weniger will es gelten im Sinne einer Wiedergabe eines tatsächlichen Zustandes gleich welchen Grades der Verwirklichung. Es soll nur die Richtung andeuten, in der entwurzeltes Großstadtvolkstum entarten

muß. Jeder einzelne Mensch in der Großstadt geht in dieser Richtung; aber in dem Strahlenbündel der Wege, die ins Volkstumsschaos führen, steht jeder an einer besonderen Stelle. Ob überhaupt bisher auch nur ein einziger Großstadtmensch an jene Stelle völliger Preisgabe aller Bezogenheit auf Gemeinschaft und Volkserbe gelangt ist, ist immer noch zu bezweifeln. Für jedes einzelne Glied der Grundschicht besteht auch heute noch die Möglichkeit, die Blickrichtung zu ändern, zum Vätererbe zurückgeführt zu werden. Großstadtvolkskunde hat den Erbkräften nachzuspüren, die für eine solche „Belehrung“ noch wirksam werden können, die wieder zum kräftigen Leben geweckt werden müssen. Eine Volkstumspflege ohne die Erkenntnis dieser versunkenen Erbkräfte, ohne die Einsicht in die Anknüpfungsmöglichkeiten für eine seelische Umkehr arbeitet blind. Daß eine solche seelische Wendung nicht einfach als Rückweg in der gleichen Ebene und an dieselbe Stelle denkbar ist, aus denen das Volkstum abgeglitten ist, wird jedem klar sein, der sich überlegt, daß es von geschichtlichen Spätformen keinen Weg zurück zur Frühzeit gibt. Es wäre also zwecklos, etwa ländlichen Volksbrauch pfleglich in die Großstadt zu übernehmen. Die seelische Ebene, die Gefühlslage, die tatsächlichen Lebensbedürfnisse, die Stelle, an der die Großstadt im Sinngefüge des Volksganzen steht, sind Gegebenheiten, die eigenes Großstadtvolkstum schaffen müssen.

Der Glaube, daß das Großstadtvolkstum des Grundstandes bereits in ein seelisches Chaos eingemündet sei, ist ein aus marxistischem Geiste entstammender Grundirrtum⁴. So wenig ein deutscher Mensch faustischer Erbanlage je sein Streben erfüllt sehen kann, so wenig kann auch eine Seele absinken in ein absolutes, überlieferungsloses Chaos. Die Volkheit des Proletariats ist also nicht, wie es dargestellt worden ist, artverschieden von der anderer Stände. Sie überschneidet sich vielmehr beständig mit dem seelisch-kulturellen Bilde der anderen, entnimmt daraus Kräfte und wirkt darauf ein. Man darf von gewissen beherrschenden Zügen und von einer besonderen Blickrichtung im Industriearbeitertume sprechen; aber man muß sich dabei bewußt bleiben, daß als seelische Erbmasse und als Kulturgut ein volkhafter Gemeinbestand vorhanden ist. Es ist nicht richtig, wenn man behauptet, daß die Maschinenarbeit in einer familienfremd gewordenen Arbeitermasse alle Kultur zerstört habe und die Masse in einen kulturlosen „Anfang“ zurückwerfe, in dem die Angst vor hilflosem Einzelsein das Massenbewußtsein keinen lasse. Daß hieraus eine neue Proletariatskultur entstehen könne, artverschieden von der geschichtlichen Kultur des Bürgers und Bauers, ist ein Wunschbild, das nicht einmal der Bolschewismus Rußlands verwirklichen kann. Neuschöpfung aus kulturlosem Zustand gibt es nicht, da der Begriff Kulturlosigkeit eben keinen Sinn hat. In einer Großstadtvolkskunde kann es sich also immer nur darum handeln, daß man Stärke und Schnelligkeitsgrad im Abgleiten vom Gesamtbestande des Volkstumsgutes beobachtet, oder auch umgekehrt darum, daß man feststellt, wie sich vorhandenes Erbgut im Gange völkischer Erneuerung kräftigt und im Stile wandelt.

Wieviel Anknüpfstellen für eine Neublüte deutschen Volkstums bieten zunächst die Kernteile geschichtlich gewachsener Großstädte! Was hier an Kulturdenkmalern, Rathaus, Roland, Staupfsäule, Kirchen und Kirchenschäßen, Straßenbildern und Namen, Schulanlagen vergangener Zeiten und zahllosen anderen Dingen noch wirksam in die Großstadtgegenwart hineinreicht und von deutschem Volkstum Zeugnis gibt, ist ja nicht nur als Lockmittel für den Fremdenverkehr wieder entdeckt und gehütet worden; es harret freilich noch vielfach darauf, daß die hier aufgespeicherten Bildungswerte in den Dienst der Volkstumspflege der Großstadt gestellt werden. Was dem Volkstum eines solchen Stadtkernes noch durchaus die Gestalt gibt, ist die Mittelschicht, und in ihr sind auch heute noch Kaufmanns- und Handwerkerfamilien Träger wertvoller Volkstumsgüter. Kinder dieser Schicht geben dieses Volksgut, die Reste von Glauben, Brauch und Lebensstil durch die Schule an die Kinder der Grundschicht weiter und bieten mit ihrem Überlieferungsbesitze die Möglichkeit für die Pflege des Volkserbes im Unterrichte. Die Großstadtschule hat längst die doppelte Aufgabe übernommen, die vom Elternhause auf die Kinder vererbten Volkstumsgüter zum Allgemeinbesitz sämtlicher Schüler zu machen und ihnen zugleich aus dem Gesamtgute der Heimat neue Nahrung zuzuführen. Was hier gepflanzt wird, blüht vielfach auch in den Familien der Schülereltern fort; diese Art der Volkstumspflege ist wirksamer als alles das, was gelegentlich den der Schule entwachsenen Menschen in Vereinen oder im Rahmen öffentlicher Feste geboten wird. Es wird sich bei dem Bilde der Volkstumsäußerungen der Großstadt nicht in jedem Einzelfalle feststellen lassen, ob es sich um bloßes Wissen aus der Schultube handelt oder vielleicht sogar um angelesene Buchweisheit, die gar nicht in der engeren Heimat lebensmöglich ist. Aber Mischbilder und unorganischer Wandel des Volksgutes sind in der Großstadt unvermeidlich, schon deshalb, weil der Zustrom stammesfremder Volksteile das Brauchtum wie das Wortgut durcheinandermengt. Im übrigen ist das Kind der Kernschicht in seinem Lebenslaufe noch stark von bodenständigen Überlieferungen umspinnen und seelisch bestimmt. Der Vorname allerdings, den das Großstadtkind durchs Leben trägt, ist vielfach eine



74. Bürgerliche Hochzeitsgesellschaft in einer Hansestadt.

Modeangelegenheit oder der Ausdruck des Dankes der Eltern an den Taufpaten; in den einzelnen Schülerjahrgängen lassen sich die Namenmoden leicht ermitteln. Die Mutter weiß nur selten noch ein Kinderlied, aber das Singen ist nicht ganz verschwunden. Das Spiel des Kindes ist schon stark bestimmt durch die Zufälle des Warenhausangebotes; aber die Puppe behauptet die gleiche Stelle, die sie seit Jahrtausenden innehat. Die

so bedeutamen Jugendbünde sind in der Großstadt vielleicht stärker als anderswo entwickelt. Die Knabenhorde lebt nach ihrem eigenen Gesetz in eigenem Spiel; das Jagen, Fangen und Verstecken, Gewinnspiele mit Münzen, Bohnen und Kugeln, Messerspielen und Reifenspielen, auch das Stelzenlaufen, Handstand, Kopfstehen, das Ringen und Raufen nach eigenem Ehrenkodex, bei den Mädchen das alte Spiel vom Kriecher-durch-die-Brücke, von Marien auf dem Stein, Spiele auch, die an die alten Handwerke, an Kaufmanns- und Händlerbräuche und an die Schule anknüpfen, sind festes Erbe der Jugend geblieben. Spiele, die durch die Schule gelehrt werden, sind demgegenüber nur zum Teil volkläufig geworden. Die Buntheit der Kinderspiele der Kleinstadt kann nicht erwartet werden. Werbung, Brautzeit und Hochzeit sind im Bürgertum der Großstadt überlieferungsarm geworden. Der Polterabend ist noch nicht ganz verschwunden. Im ganzen liegen Formen der Biedermeierzeit vor. Daß die Braut weiß gekleidet und verschleiert geht, ist noch meistens Sitte; an solchen im vorchristlichen Glauben wurzelnden Bräuchen hält man fest, ohne sie zu verstehen. Auch der mittelalterliche Brauch des Brautkranzes besteht weiter. Die kirchliche Trauung gilt, wo nicht als religiöses Erfordernis, so doch als Ausdruck bürgerlicher Wohlanständigkeit. Die bei der Feier geübten Bräuche, um sich Herrschaft, Geld, Glück zu sichern, sind ein unverstandenes Gemisch von zum Teil germanischer Rechtsitte, magischen Übungen und Formen des Angangsglaubens. Das Hochzeitsmahl bleibt für die Geladenen die Hauptsache; die dabei zu haltenden steifbürgerlichen Reden läßt man in Zwangshaltung über sich ergehen. Gezwungen feierlich erscheint auch das Hochzeitsbild der Frachträger und Toilettenträgerinnen (Abb. 74). Es ist aber doch ein Mittel der Familienpflege geblieben. Das Brautgebetbuch oder ein besonderes Familienbuch wahrt die Schicksalstage, wie das Photographiealbum den Sippen- und Freundeschaftskreis festhält. Der Taustag, der erste Jahrestag der Kinder sind zwar meist ohne volksechte Eigenart gefeierte Feste, aber doch wertvoll als Familientage, an denen Paten in den Freundeschaftskreis eingereiht werden. Todesfälle werden durch Bestattungsgeschäfte „erledigt“, die auch für die halbahren, formelhaften Anzeigen verantwortlich sind. Das Begräbnis läßt, selbst wenn man bei den Nächstbeteiligten echtes Trauergefühl annehmen darf, keine Sondergestalt zu; kirchliche und bürgerliche Züge mischen sich in überkommenem Brauche: geistliches Geleit, meist von der Friedhofshalle aus, Grabrede und Dank für das Grabgeleit aus dem Munde des Geistlichen, Kranz und Sargform sind wie in der Kleinstadt heute in fast allen Großstädten gleichförmig geworden. Noch kündigt häufig die weiße Farbe des Sarges, daß es sich um einen Unverheirateten handelt; die Verbrennung hat bisher neuen Volksbrauch in der Großstadt nicht zu schaffen vermocht. Die Witwe nimmt am Geleite teil; Trauerkleid ist für Frauen Pflicht; für männliche Verwandte

genügt die meistens für kurze Zeit getragene schwarze Armbinde. Die Männer begleiten den Toten in schwarzem Rock und hohem Hut. Die katholische Familie läßt die Seelenmesse lesen, die am Jahrestage wiederholt wird. Das Grab wird als Hügel umfriedet; ein Steinedenkmal ist bürgerliche Anstandspflicht. Vom früheren Trauereffen für die Nächstbeteiligten ist die Bewirtung mit Kaffee und Kuchen übriggeblieben; besondere Bräuche sucht man auch hier vergebens. Überblickt man aber das Brauchtum, das den Großstadtmenschen von der Wiege bis zum Grabe begleitet, so sieht man doch, daß es immer noch möglich ist, wieder anzuknüpfen an verflingendes Volksgut und auf diesem Wege auch dieses Bürgertum seelisch wieder zu erfassen und völkisch zu erneuern. Reste ältester Bürgerjitte begegnen auch im Brauchtum des Alltags; sie werden nur selten beachtet und fast nie in ihrem einstigen Sinne gedeutet. Die Hausgemeinschaft ist im Bürgertum zwischen den Mitbewohnern vielleicht noch weniger fühlbar als im Massenmietshause der Arbeiter. Waschküche und Trockenboden scheinen die einzigen Möglichkeiten zu sein, durch die man auf dem Wege über den Hausmeister noch in gegenseitige Berührung kommt, meist auch nur, um sich den anderen Parteien gegenüber durchzusetzen. Es besteht noch ein Grußverhältnis, das nicht leben und nicht sterben kann. Man bringt manches vom Geschick des anderen in Erfahrung, oft mehr aus Neugier als aus Anteil an Freude und Leid. Tritt plötzlich ein Unglück ein, dann bricht aber doch das Gefühl nachbarlicher Verbundenheit wieder hervor. Der gemeinsam von den Mitbewohnern gewidmete Kranz bei Todesfällen ist noch nicht allzu selten geworden. Auch die Straße bildet eine Lebensgemeinschaft, etwa im Sinne des italienischen Vicolo. Soweit das beobachtende Auge vom eigenen Fenster schauen kann, manchmal sogar in einem gemessenen Umkreise vom Geschäfte des gemeinsamen Kaufmanns aus, reicht eine engere Bindung. Den weiteren Kreis bilden die Bekannten, die man im Verein, im Berufe, im Verwandtenhause gefunden hat. Dann spricht man über all das, was in der Leibzeitung steht oder was man am Stammtische erfährt, der neben dem Verein den Männerbund ersetzt. Zwischen Eltern und Kindern gibt es im Bürgertum noch eine Lebensgemeinschaft. Das Erwerbstempo hat die häusliche Runde um den Familientisch noch nicht ganz zerstört, wo jeder seiner Arbeit oder Erholung nachgeht und doch alle, zum gegenseitigen Austausch der Gedanken bereit, sich als Einheit fühlen. Da wird nicht gerade altes Volkstumsgut weitergegeben; aber irgendwie sind die neuen bürgerlichen Unterhaltungsstoffe und Spiele doch Umprägungen des Brauchtums, das einst lebte. Das Buch, das der Junge liest, ist Nachfahre des alten Volksbuches; Brett- und Kartenspiele sind oft nur leicht gewandelte Formen mittelalterlicher Unterhaltung, die Hausmusik ist, soweit sie nicht durch Schallplatte oder Rundfunk ersetzt wurde, der aus dem Bildungsideal des 18. Jahrhunderts und noch mehr der Biedermeierzeit übernommene Ausdruck der deutschen Liebe zur Musik; Flügel und Klavier entsprechen dem gewachsenen bürgerlichen Geltungsbedürfnis als technisch höherwertiger Ersatz des Spinetts und sind mit dem Abstieg des wirtschaftlichen Wohlstandes zum Untergange bestimmt; Geige und Laute scheinen sich dank der Jugendbewegung zu behaupten. Noch gibt es so etwas wie ein Familienarchiv: den Glasschrank, die Servante; ihr Inhalt steht zu dem Leben der Vorfahren und der heutigen Familie in vielfacher Beziehung; sie vermag noch Ehrfurcht vor der Vergangenheit zu wecken. Die über dem Sofa der guten Stube, die auch Salon heißt, hängenden Bilder von Angehörigen sind die letzten Zeichen des einstigen Ahnenkultes und gewinnen in einer Zeit, in der man sich wieder auf die Erbströme besinnt, neuen geistigen Inhalt. Das Poesiealbum mit den Freundschaftsprüchen ist im Aussterben; Patenbriefe sind Antiquitäten geworden. Reste der großmütterlichen Festkleider, Tauf- und Brautschmuck alter Zeit werden als „Trachten“ bestaunt und zu Fasching oder bei öffentlichen Feiern wahllos zusammengestellt, ohne seelisches Gefühl für ihren Wert zur Schau getragen. Die Kinder fühlen sich stärker an die Mutter gebunden als an den Vater. Großeltern leben nur selten in der Familie und können daher nur ausnahmsweise an der Weitergabe des Erbbrauches und Glaubens mitwirken. Aber was die Kinder von der Mutter hören oder in ihrem Brauchtum beobachten, prägt sich stark genug ein, um das spätere Leben innerlich in gleichem Sinne zu richten. Es gibt immer noch Familien, die es als Glück empfinden, alte Verwandte zu haben, und der Geburtstag des Großvaters, der



75. Apfelverkauf am Spreerfer in Berlin. (Aufnahme Dr. Adolf Kunkel, Potsdam.) Wie vor Jahrzehnten kommen auch heute noch die Zillen zum Groß- und Kleinverkauf nach Berlin. Gerade dort gibt es trotz der großen Markthallen noch viele Wochen- und Jahrmärkte. Der Straßenverkauf ist noch heute sehr umfangreich. Im Hintergrund des Bildes sieht man das Neue und Alte Museum.

Großmutter und der Eltern verläuft immer noch in altgeheiltem Brauch, sogar bei sonst stark modernen Familien; die Glückwünsche zwingen die Beteiligten in eine sonst ungewohnte seelische Höhenlage. Die Geschenke mögen im ganzen praktischen Zweck erfüllen; Blumen fehlen nicht. Ein Blumenbalkon, ein Blumentisch, Blumen am Fensterkopf stellen wie die Singvögel im Bauer oder die Futterhäuschen am Fenster die Möglichkeiten für den Bürger dar, mit der Natur in Berührung zu kommen. Die Frauen verlieren durch all die Dinge, die ihnen die Küche und die Markthalle täglich vor die Augen stellen, selten ganz diesen Zusammenhang. Schrebergärten und Sommererholung wirken noch stärker. Die Mode bestimmt den Kleidergeschmack nicht durchaus; meist bleibt ein gewisser Ausgleich zwischen der früheren Mode und den neuen Forderungen bei den Frauen gewahrt. Die Mädchen, als Kinder von eiteln Müttern recht bunt

gekleidet, lehnen zeitig schreiende Farben ab. Ältere Frauen gehen in dunkleren Farben; die auch im Bürgertum ins Aufdringliche entartete Mode ist heute überwunden. Der Farbensinn ist durch die Einheitsfarbe der Großstadtstraßen abgestumpft worden. Der Bürger will nicht auffallen; höchstens die Strawattennadel, die goldene Uhrkette und ein etwas gewichtigerer Fingerring deuten den echten, selten vorgetäuschten Wohlstand Geltungsbedürftiger an. Das bürgerliche Genußmittel ist der Kaffee geblieben; für den Hausherrn wohl auch der Schoppen Bier am Stammtische; er hat auch das Recht auf die Zigarre. Die Zigarette gilt als unvermeidliches Übel auch bei denen in der Jungwelt, die ihr verfallen sind. Gegenseitige Familienbesuche sind als immer leerere Förmlichkeiten meist außer Brauch gekommen, und nur im Rahmen der gesellschaftlichen Abendeßen pflanzen sie sich, meist als Last empfunden, mit dem Rechtsanspruch auf Gegenseitigkeit noch fort. Tanzstunde, Ball und für die Glücklicheren die Einladung zu den studentischen Verbindungsfeiern sind die gesellschaftlichen Möglichkeiten, bei denen Bekanntschaften gesucht und geknüpft werden. Wer Freizeit hat, ist Mitglied eines Sportverbandes. Der Großstadtbürger hält, auch wenn ihn die wirtschaftliche Lage zum Verzicht zwingt, doch immer an seinem Anspruch auf einen Sommeraufenthalt außerhalb der Stadt fest. Daß dabei die Sehnsucht nach Bergwelt, Wald und Meer, nach naturnahem Leben stärker mitspricht als die bloße Sorge um die Gesundheit, ist fast immer zu spüren; im Freien ändert der Bürger alsbald sein Temperament, wenn er sich auch nicht immer reibungslos in die neue Lage einfühlt. Im Familienkreise ist es selbstverständlich, daß jeder auf den anderen Rücksicht nimmt; Verstöße gegen den Taft anderen gegenüber werden hier wie sittliche Vergehen empfunden und geahndet. Aber im Berufe und in fremder Umgebung neigt der Großstadtbürger stark dazu, sein Recht, seinen Vorteil, die Gegengabe für die eigene Leistung zu fordern und sich mit Kritik am andern und mangelnder Selbstkritik durchzusetzen. Das Nachbargesühl versagt hier oft. Vor Jahrhunderten war das anders. „Denn wir alle heißen Nachbarn, die in dieser Stadt sind“, sagt das thüringische Mühlhaufer Reichsrechtsbuch⁵ ums Jahr 1270. Von diesem Gemeinsinn ist nur noch die Anrede „Herr Nachbar“ geblieben und das ungeschriebene Recht, auf der Straße von jedem vorübergehenden Fremden Feuer zu erbitten, wenn man die Zigarette anzünden will. Das Recht auf Hilfe hat sonst nur der Vereinsgenosse, und im mittelalterlichen Sinne

nachbarlich fühlt man sich etwa noch in den Aufzügen der Schützengilde oder der Innungen. Gemeinsame Jahresfeste gibt es für die Erwachsenen sonst in der Großstadt nicht mehr. In den westdeutschen Großstädten haben sich die Kinder ihre Martinsumzüge gerettet, auch der Nikolaustag hat seine Lebenskraft bewiesen. Der Weihnachtsabend mit dem Christbaum und den Geschenken, auch mit stärkerem Kirchenbesuch bleibt überall das religiöse Hauptfest. Die Straßen Breslaus bieten noch am Sonntage Lätare die



76. Der Großstädter an der Ostsee. Zeltleben auf dem Priwall gegenüber von Travemünde. Derartige Zeltstädte befinden sich z. B. auch in der Nähe von Berlin an den Ufern der Havel und Spree und an den dortigen Seen. Manche Familie wohnt dort den ganzen Sommer über, wobei über Tag Mann, Söhne und Töchter in die Stadt zur Arbeit fahren.

alten Bilder der Kindergruppen, die mit der bunten Sommerrute und ihren Sommerliedern gabenheischend durch die Stadt ziehen, ein geradezu kleinstädtisch anmutender Brauch. Ostereier und Festtagsgebäcke in altüberlieferten Formen kennt jede Großstadtfamilie. Von anderem Jahresfestbrauch, besonders in der Pfingstzeit, leuchtet da und dort eine Erinnerung auf, durch den Zuzug vom Lande oder durch die Schule geweckt; doch ist an eine allgemeine bodenständige Übung nicht mehr zu denken. Religiöse Feiern, wie die Konfirmation oder der Tag der Erstkommunion, sind Anlässe zur Neueinkleidung der Kinder, zur Bewirtung der Bekannten und zur Entgegennahme reichlicher Geschenke geworden, doch neigt das Bürgertum an solchen Tagen noch zu echter religiöser Ergriffenheit. Die Firmung der Wiener Kinder, die in blumengeschmückten Wagen zum Dom und dann in den Prater fahren, ist ein echtes Volksfest geblieben. Was hier der Prater für das Bürgertum ist, ist anderwärts in Großstädten die Festwiese der Pfingst- und Johanniszeit mit ihrem Budenzauber, mit Karussell und Panoptikum und den aufregenden Fahrtkünsten, mit Bierzelt, Musik, Paskhude und Schießstand. Die Sommersonntage sind dem Spaziergange oder Ausfluge gewidmet, der Abend gehört häufig dem Kino. Der Winter bringt Vereinsabende, Vereinsfest, das „Vergnügen“, d. h. Tanznächte, letzte Spuren vorgegeschichtlicher Bünde und Feiern; besonders die Maskenfeste mit ihrem aus germanischen und romanischen Zügen gebildeten Mischwesen, eine Möglichkeit, aus sich herauszugehen und zeitweilig im primitiven Genuße unterzutauchen. Zu solchen Zeiten tauchen in allen Papiergeschäften neben Charaktermasken immer noch die Tier- und Dämonenlarven auf.

Das Berliner Bürgertum nimmt im guten wie im schlimmen Sinne in der Volkstumskunde seine besondere Stelle ein. „Die Stadt Berlin ist ein ewiges Rätsel. Nur der kommt hinter ihr Geheimnis, der sie in allen ihren Ständen und Schichten, in ihren Gefühlslagen und Entwicklungen, der sie in ihrem rauschenden Glück und in ihrem verzweifeltsten Jammer bis ins Letzte studiert und abgetastet hat. Keine Stadt in Deutschland trägt wie diese den Stempel des Unnennbaren und Unerklärlichen an der Stirn“ (Goebbels, Das erwachende Berlin). Man muß bis in die Zeit vor etwa hundert Jahren zurückblicken, wenn man das heutige Berlin verstehen will in dem unerhörten Wandel seines Bildes. Im Jahre 1848 gab es etwa 50000 Fabrikarbeiter, Tagelöhner und Kaufmannslehrlinge bei einer Volksziffer von 400000 Einwohnern; dazu kamen etwa 20000 Handwerks-



77. Volksfest (Scheibenschießen) auf dem Burgfeld in Lübeck. Die gesamte Bevölkerung der Stadt und der Umgebung, reich und arm, hoch und niedrig, nimmt an dem Fest, das Mitte Juli gefeiert wird, teil.

waren gesund, genügsam, unverdorben, reich an Gegensätzen in ihrem Wesen⁶. Heute ist Berlin ein Sammelbecken der Volkstumslieferungen nicht mehr ausschließlich des deutschen Ostens. 1907 waren es neben etwa 800000 gebürtigen Berlinern, zwei Millionen, die aus dem übrigen Deutschland stammten, und etwa 50000 Ausländer; von den Deutschen waren etwa eine halbe Million aus Brandenburg und Sachsen, etwa 300000 aus Nordostdeutschland und etwa 250000 aus Schlesien und Posen zugezogen, aus dem rheinischen und süddeutschen Raume dagegen nur etwa 50000. So ist das alte Berlinertum durch den Einbruch des Industriemenschen gewandelt worden. „Meilenweit verschlingt dieser Magnetberg im Umkreis die Eisenstücke. Meilenweit streckt dieses gewaltige Tier seine Arme . . . Und tausend und mehr als tausend Herzen nennen dich, auch dich, mit bebender Lippe: Heimat.“ (Aus dem Gedichte von Ernst Schur „Heimat“.)

Was lebt in diesem Großstadtbürgertume noch von Sage und Volksglauben weiter? Es ist sicher, daß hier immer noch neue Sagen entstehen; nur muß man nicht an ausgesponnene Erzählungen denken, sondern an die Hunderte von Berichten, die irgendwie auf die Formel zurückzuführen sind: Es geht um. Der Glaube an wiederkehrende Seelen, an Anzeichen vor bedeutsamen Ereignissen, besonders auch der Losbrauch an Lostagen wie Silvester, der Glaube an Wahrträume führt immer wieder zur Sagenbildung. Man glaubt nicht mehr an Krankheits- und Schadenzauber, aber man glaubt durchaus an gute und schlechte Vorzeichen; man opfert Brot und Salz am Herde beim Einzug in die neue Wohnung, man trägt Talismane, sogar im Auto findet man sie. Die „Psychologin-Graphologin“ bietet in der Zeitung ihre Dienste an: „Aus Handrunden, Schrift, Geburtsdatum usw. wird in hellseherischem Kontakt Ihr Schicksal gedeutet (behördlich genehmigt).“ Der Lotterie-Kollekteur verhilft dem Kunden dazu, aus den Himmelszeichen der Geburtsstunde die jedem zugewiesenen Glückszahlen zu lesen. Haussegnen wie der Tobiassegen oder der „ägyptische“ Feuersegen bleiben da und dort noch in Ehren; und gerade der Großstadtsoldat hat im Weltkrieg gern einen Soldatenschutzbrief getragen. Während der Glaube an magische Wirkungen auf den Kreis der Frauen beschränkt bleibt, wird der Spiritismus, der echte Erbe der mittelalterlichen Geisterbeschwörung, auch von Männern in der Großstadt ernst genommen. Greuelgeschichten von Spukgeistern werden im Familienkreise, wenn nicht geglaubt, so doch noch gern angehört. Die magischen Riten der Volksmedizin sind ausgestorben, an die Wunderwirkung altüberlieferter Heilmittel und moderner Heilkünstler glaubt man jedoch willig⁷. Wie mit dem Volksglauben steht es auch mit der Volkskunst. Der Hausrat leidet unter dem billigen Kunstlersage aus dem Warenhause, „Abteilung für Kunst“. Das Bürgerhaus ist oft ein reiner Zwerchbau, den man mit Gips zierte. Fabrikbau und Warenhaus sind die gegensätzlichen Ausdrücke von Sachlichkeit und Bluff; das Schaufenster zielt auf „Effekte“ wie die flammende Lichtreflexe. Auf dem Friedhofe ist das schlichte Holzkreuz oder das schmiedeeiserne Kreuz dem fremden seelenlosen Marmorsteine gewichen. Die Kirchenausstattung ist vielfach Fabrikunst; die heimatgebundene Handwerkskunst ist preisgegeben. Seit der Blütezeit der Zünfte hat die Großstadt die einst so reich geprägte Stadtkultur immer stärker eingebüßt.

lehrlinge und ebensoviel Dienstboten. Die Bäcker und Fleischer waren wohlhabend, die Schuhmacher und Schneider lebten dürftig. Zweidrittel der Schneider arbeiteten schon für Kleidergeschäfte; die Tischlerei war schon Großbetrieb; die Möbelschneider drückten das Handwerk. Die Korporation der Kaufleute hatte fast 1300 Mitglieder (Expedition, Schiffsahrt, Getreide, Kolonialwaren, Drogen, Eisen, Wolle, Seide, Leder). Ein Viertel der preussischen Bankiers lebten in Berlin; es gab 110 Bankgeschäfte. Diese Großbürger lebten im Westen. Die Klassen mißtrauten sich. Die Textilarbeiter lebten elend im Norden. In Berlin mischten sich Menschen aus dem Osten: Stettin, Königsberg, Posen und Breslau. Berlin war etwas Unfertiges; im Lindenviertel standen die Schinkelbauten, im Osten und Norden zogen sich die gleichgültigen Straßenzüge ohne alles Grün dahin. Der kleinen Schicht der reich werdenden Kaufleute stand die Massenarmut gegenüber; unter den 6000 Unterstützten gab es viele kleine Handwerker. Aber die Menschen gewannen an Arbeitsdrang, Borwick, Selbstironie, sie

Und doch darf man nicht sagen, daß die Preisgabe der Volkstumswerte so weit vorgeschritten sei, daß man mit einer Wiederbelebung der noch sichtbaren Reste und mit dem Erblühen neuer Formen deutscher Wurzel nicht mehr rechnen könne. Gewiß ist eine Rückkehr zu dem früheren Zustande nicht mehr möglich; aber sie ist auch gar nicht erwünscht. Woher kann dann wohl die Erneuerung des Volkstums der Großstadt kommen? Wir können hier die Oberschicht in der Großstadt im wesentlichen unbeachtet lassen. Sie trägt kaum etwas zu dem Gesamtbilde, das sich aus der Überschau über Arbeiter- und Bürgertum ergeben hat, bei. Die Grund-



78. Schrebergärten in Potsdam. (Aufnahme: Dr. Adolf Runkel, Potsdam.)

schicht ergänzte sich wenigstens überwiegend aus dem Kleinstadtbürgertum oder ländlichen Bauerntum der engeren Stammeslandschaft. Die Oberschicht ist wohl überwiegend stammesfremd. Ihre Kinder, gering an Zahl, sind an die Sonderüberlieferungen gebunden, die aus der elterlichen Heimat noch weiterwirken; sie stehen so unsicher und ohne echten Anteil in dem Volkstum, das sie umgibt. Oft wandern sie mit den Eltern durch stammesverschiedene Landschaften und bleiben so eingengt in dem Bildungskreise der Hochkultur, die geistig und ästhetisch nicht vom Volkserbe her bestimmt ist. Ehe nicht hier für stärkere Bodenständigkeit Sorge getragen wird, kann von oben her Volkstumbewußtsein keine kräftigen Antriebe erhalten. Wie soll dann das Großstadtvolk wieder zum Volkserbe zurückfinden? Die entscheidende Arbeit muß in der Arbeitergrundschicht geleistet werden. Hier erhält neben der Sozialpolitik die Volkskunde ihre bedeutendste praktische Aufgabe. Versagt sie hier, dann wird sie im neuen Staate zu einer belanglosen, weil lebensfernen Angelegenheit der Wissenschaft. Aber gerade die Volkskunde kann in der völkischen Aufbauarbeit mögliche Wege weisen und damit der Sozialpolitik vorarbeiten. Die Grundvoraussetzung bleibt die Möglichkeit, in der Masse derer, die ohne Arbeit lebten und volkstumsfremd wurden, und bei den Millionen, die in der Fabrik stehen, verflungene Töne wieder zum Tönen zu bringen. Nicht überall ist die Lösung von der Volksgemeinschaft gleich weit vorgeschritten. Denken wir etwa an eine Großstadt wie Stuttgart. Die Lage im Keßel und die Stadtpolitik haben die Fabriken in die Vororte Cannstatt und Eßlingen hinausgedrängt; die Industrieanlagen sind nicht gehäuft. Die ansässigen Arbeiter haben ihr Gärtchen und etwas Vieh. Eine jüngere Stadt wie Karlsruhe baute von vornherein ihre Fabriken abseits. Im Württembergischen stehen sich Bauern und Arbeiter noch nahe; nicht allein der „Heurige“ (der „Suser“) schafft beim gemeinsamen Trunk Ausgleichsmöglichkeiten. Erst die sozialistische Bewegung und die Mischung mit Fremden im Kriege hat zu einer schärferen Trennung vom bürgerlichen Kern geführt. Auch das heutige Nürnberg hat sein altes Volkstum in der Arbeiterschaft gewahrt; die Doppelseitigkeit eines schwerfälligen oberpfälzischen Temperaments und des leichteren fränkischen Blutes macht den Nürnberger arbeitsam, besonnen, erfinderisch und lebensfroh zugleich.

Die reinste Gestalt der Arbeiterseele der Großstadt, das Wunschbild, die Gerichtetheit auf eine Welt der Bindungen, auf Volksgemeinschaft hin offenbart die Arbeiterdichtung. Sie zeigt, wie aus der alten Seelenheimat, dem kleinstädtischen und ländlichen Volkstum, in der Tat noch heute die Erinnerung an Brauch und Erdgebundenheit hineinklingt in den Alltag der Fabrik, und sie kündigt dem Arbeitsgenossen die Pflicht, durch sein Leben und Schaffen einen neuen seelischen Lebensraum für die kommenden Geschlechter zu sichern. Der Blick des Arbeiterdichters dringt bis in die Tiefen einer mythischen Deutung des schweren Erdenschieds, und aus bluthafter Gemeinschaftsgegnung erwächst der Gedanke der Opferbereitschaft



79. Das Strandbad Wannsee der Stadt Berlin. Von allen Berliner Freibädern ist es das älteste und am meisten besuchte. (Aufnahme: Dr. Adolf Dunkel, Potsdam.)

dem Volksganzen gegenüber. Wenn noch so starke Kräfte in einigen Arbeiterseelen aus der Vergangenheit in die Zukunft wirken, dann ist wenigstens in diesen führenden Menschen bereits der Weg gebahnt für eine Erneuerung des Großstadtindustriemenichen aus den Grundkräften des deutschen Volkserbes. Nicht mehr handelt es sich um Rückkehr in die geistig-seelische Ebene der kleinstädtischen oder bäuerlichen Vorfahren, sondern um die klare Erkenntnis der Härte, Wucht und Größe des deutschen Arbeiterschicksals, um germanisch-heroiische Haltung im Daseinskampfe. Solche Dichter mögen klassengebunden die wahr-

haft völkischen Kräfte ihrer geistigen Art vielleicht nicht durchweg erkannt haben. Aber daß von hier aus ein Weg aus der engeren Verbundenheit mit Schicksalsgenossen, zum Teil sogar mit der Internationale hin zur deutschen Volksgemeinschaft führt, zeigt das Abklingen des Anklagetons anderen Klassen gegenüber. Was hier in führender Dichtung Wirklichkeit geworden ist, liegt als Möglichkeit, als Anlage in der Seele des Industriearbeiters überhaupt; denn seine Wunschwelt ist in dieser Dichtung geahnt und gestaltet. So singt Karl Bröger, wenn er aus Dunkel und Dunst Millionen zur „Nachtschicht“ heranrücken sieht: „Groß sind die Pforten der Hölle allen Verdammten aufgetan. Friedloses Volk strömt durch die dunkeln Gefasse herein. Alle Säle und Hallen glitzern in gelbem Glühlampenschein . . . Unter Hämmern spritzen Funken wie Tropfen Menschenblut . . .“ Dann aber wendet sich der Blick ins Religiös-Mythische. Die Triebräder summen dem horchenden Dichter zu:

„Kraft ist Leid,
Arbeit ihr göttliches Kleid.
Gott selbst ist aus seinem Himmel gekommen,
Hat Schurzfell und Bluse umgenommen.

Der Himmel braucht keinen Erlöser mehr,
Dum schickt er ihn zu den Verdammten her.
Gott ist Kraft,
Die schafft . . .“

Zwischen Schloten, Gerüsten, Hallen und Türmen aufgewachsen, deutet Paul Klose (geb. 1899) seine Aufgabe dahin: „An der großen Zwecklosigkeit ihres Lebens leidet die Masse. Die Industrie ist ihr bis jetzt nur das dunkel drohende Schicksal. Diesen Bann von ihr zu nehmen und sie in der Arbeit — auch in der Industriearbeit — einen Lebenszweck sehen zu lehren, das ist der Sinn jeder geistigen Bewegung der Zukunft.“ Christoph Wieprecht (geb. in Essen 1875) schafft in Preß- und Schmelzwerken, an Panzerwalzen und Riesenmaschinen seine „Lieder vom werktätigen Schaffen, geboren aus Seelennot, Kraftgefühl und Stolz“. „Ich habe es nie vermocht“, schreibt er, „nur das Lied von schwierigen Händen und der Ungerechtigkeit der regierenden Macht zu singen. Ein Schönheitsgefühl schlug mich beim Anblick der gewaltigen Arbeit immer wieder in seinen Bann. Gewiß entstanden auch Gedichte, die Bitterkeit erstehen ließ, und Liebe und Haß haben in mir furchtbar miteinander gekämpft.“ Joseph Windler kennzeichnet seine Haltung so: „Der Triumph menschlicher Arbeitsgröße, die Dämonie industrieller Erscheinungen rissen mich hin; aber ich war nicht, wie oft mißdeutet, ein blinder Lobpreiser . . . (ich) huldigte nur nie dem Masseninstinkt, sondern dem schöpferischen Tatmenschen.“ Otto Wohlgemuth (geb. an der Ruhr 1884): „Droben aber, im Ruhrlande über Tage, rasseln und sausen die Schlachtgespanne der Industrieheerführer. Da tosen und kämpfen die Massen in Feuerhallen und Sortierwerken, in tausenden zusammengepferchten Arbeitshütten. Und die Straßen irren trunken in den Taumel mit hinein, reißen die Hirne und Phantasien ins Gewirbel der Brände und Dämpfe, der Begierden und Hungerdemonstrationen, und zwischen ungeheurem Antriebe und verbitterter Wirkung lodern in roten Glut die ehernen Fragen des trunkenen Menschenwahns: was ist Glück,

was ist Wahrheit, wer bist du, unbekannter Geist? In diesem Kampf der gegensätzlichen Welten, im Hinströmen, Verschwinden, Erraffen und Zermalmen stieg mein Licht empor, in allem Geschehen verspürte ich in meiner Seele das schwermütige Weinen der hindämmernden Freude — weh dem, der du ein Gezeichneter bist!“



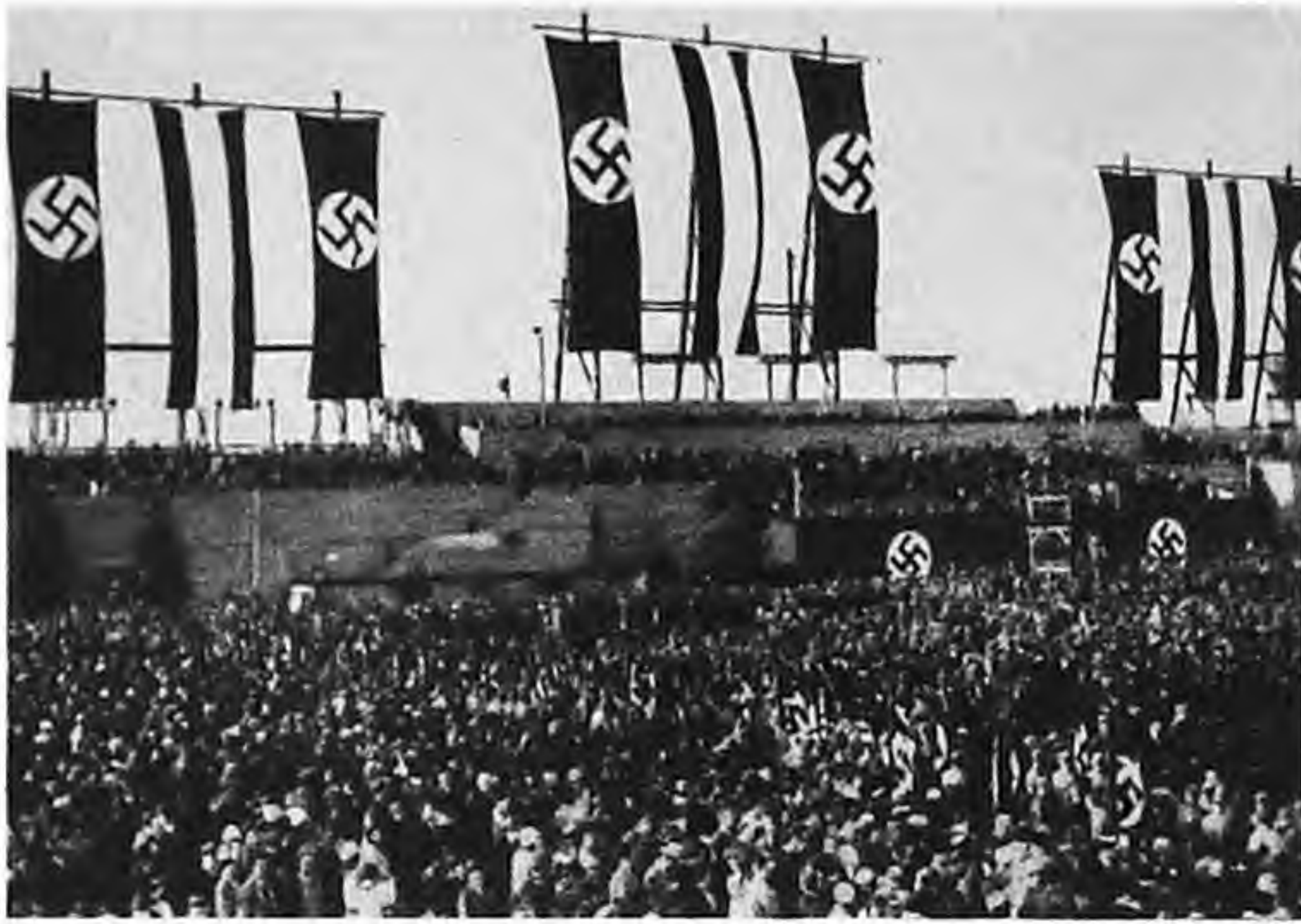
80. Waldkolonie Schöntwalde, Kr. Osthavelland, bei Spandau. Die Wochenendhäuschen werden von den Parzellenbesitzern z. T. selbst aufgebaut. (Aufnahme: Dr. Adolf Kunkel, Potsdam.)

Die Rückführung der Grundschicht hat mit

der Einordnung der ungelernten Großstadtarbeiterjugend in das Berufsleben zu beginnen. Es ist sogar für Berlin erwiesen, daß der größere Teil dieser Massen für eine Berufsgewinnung gewonnen werden kann. Im wesentlichen hat die Berufsschule diese Arbeit zu leisten. Sie soll dem ungelernten Berufsträger helfen, seinen Beruf selbst zu erleben, ihn in seinem Werte zu erkennen, von seinem Berufe aus in die Fragen des wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und geistig-sittlichen Lebens einzudringen, sich zur sittlichen Berufspersönlichkeit zu entwickeln, und ihn erziehen, durch eine willige und bewußt aktive berufliche Einstellung am Geschehe der Volksgemeinschaft lebendigen Anteil zu nehmen⁹.

Im Jahre 1926 waren knapp 20% der Berufsschüler in Preußen ungelernt (102000 von 525000). In Berlin wurde 1928 von ungelernten Jugendlichen durchschnittlich mindestens einmal im Jahre die Arbeitsstelle gewechselt; dabei traten im kaufmännischen Hilfsdienste über die Hälfte wieder in gleiche Berufskreise über. Die Wahl der gleichen Berufsarbeit beim Stellenwechsel aber ist ein Zeichen eines Berufswunsches. Bei den Transportarbeitern waren immerhin noch 28% in diesem Sinne berufsfest; bei den Arbeitsburschen unterschiedlicher Betriebe sinkt diese Zahl auf etwas mehr als 17%. Kann diesem oft unbewußten Wunsche entsprochen werden, dann kann sich echtes Berufsbewußtsein entwickeln. Gelingt es, die hier lebendigen Triebe (Tätigkeits-, Spiel-, Erkenntnis-, Kampf-, Schutz-, Erwerbs-, Aufbau-, Geselligkeits-, Geltungstrieb) zu befriedigen, dann ist die Grundlage bei denen geschaffen, die am schwersten für das Volkstumsgefüge zurückzugewinnen sind.

Die deutschbewußte Volkstumpflege muß sich darüber klar sein, daß ein Zurück zum kleinstädtischen Handwerksideal für die überwiegende Zahl der Großstadtarbeiter nicht mehr denkbar ist. Über die Günte ist die Entwicklung zur Maschine, zur Fabrik und zum Großbetrieb der Industrie weitergeschritten. Also gilt es zunächst, die Seele des Industriemenschen zu erkunden. Im deutschen Nordwesten liegen hier bereits gültige Ergebnisse vor. Die geistigen Neigungen gehen vornehmlich auf technische, geschichtliche, erdkundliche, vor allem aber auf Wirtschaftsfragen. Der Leser greift im günstigen Falle zu Karl May, Verne oder zur Indianergeschichte. Dem jungen Burschen ist die Arbeit das Mittel zum Gelderwerb. Der Sport und der Verband entziehen ihn der Familie. An solche Gegebenheiten knüpft die Hinführung zum deutschen Volkstums gute an; am besten bei dem älteren, eingeseffenen Arbeiter, der sein Bodenständigkeitsegefühl und für die Notwendigkeit des Industrieaufstiegs Verständnis hat. Er versteht etwas von der Größe der technischen Leistung. Er kann sein Schicksal sogar als etwas Großes achten lernen, wenn Zeitung, Leihbücherei, Theater, Kino, Rundfunk und Volkshochschule in den Dienst der Volkstumpflege treten. Es wäre eine romantische Unmöglichkeit, wollte man diesen Industriemenschen zu der natürlichen Lebensform des Bauerntums zurückführen; aber Volkssport, Wandern in der Natur können den Blick auf die Heimatlandschaft, ihr Volks-



81. Das Fest der deutschen Arbeit auf dem Tempelhofer Feld in Berlin.

zufriedeln, dann wird die neue Arbeiterfamilie auch die Magie der geistigen Besitztümer erfahren. Die Mutter wird dann der Häuslichkeit zurückgegeben sein; die neue Schule wird nicht vornehmlich Wissen übermitteln, sondern die Seelen empfänglich machen für die deutschen Erbgüter; Denken und Fühlen in diesen Überlieferungen wird dann zur Gewohnheit werden und das Leben des Alltags begleiten. So wird auch die Arbeiterseele wieder aus der Vielheit der Umweltseindrücke, aus Gehegtheit und Dumpfheit zur inneren Einheit gelangen, zu dem beherrschenden Gedanken an die deutsch-christliche Verbundenheit der Volksgenossen. Dann wird auch über den Arbeitsraum hinaus das Denken in ein nationales Deutschbewußtsein aufsteigen. In dieser Richtung wird auch das Landjahr der Jugendlichen wirken können. Die zweihunderttausend schulentlassenen Volksschüler, die aus der verderblichen Enge und Naturferne der Großstädte aufs Land gehen, erfahren hier etwas von dem Lebensstile des Bauerntums. Ein kleiner Teil wird so den Weg aufs Land zurückfinden; die meisten aber werden aus dieser Anschauung Möglichkeiten für die eigene Lebensart in die Großstadt mitnehmen und wohl auch Landbekanntschaften weiterpflanzen. So kann aus dem Dunkel der Vergessenheit altes Erbe an Brauchtum und Sprache und an religiösem Sinn wiedererweckt werden.

Daß eine kraftvolle Hinwendung zum Geiste des deutschen Volkstums bereits auch in der Großstadt eingeseht hat, ist in den Monaten der nationalen und sozialen Erneuerung zweifellos offenbar geworden. Das alte Haß- und Kampflied der internationalen Verbände ist verstummt, wenn nicht bewußt in die Kampfgesänge der SA-Truppen umgewandelt¹⁰. Ein neuer Glaube, Einsatzbereitschaft klingt aus allen Liedern: „Warum jetzt noch zweifeln, hört auf mit dem Hadern! Noch fließt uns deutsches Blut in den Adern.“ Das ist heute bereits die seelische Haltung in den Arbeiterbataillonen. Wer am Tage nationaler Feiern durch die Vorstadtstraßen der Industriestädte schreitet und die ungezählten Hakenkreuzfahnen wehen sieht, der ahnt, welche Volkskräfte auch hier bluthaft bewahrt geblieben sind. Der Bann ist gebrochen. Die Freude am nationalen Symbol gibt Gewißheit, daß von den gleichen Arbeiterscharen auch andere deutsche Erbgüter in gleicher Kraft wiedererlebt werden können und daß von hier aus das Lebensgefühl im germanisch-deutschen Sinne neu gestaltet werden wird. Einst war der Industriearbeiter klassenbewußtes Mitglied einer Partei, von der er wirtschaftlichen Vorteil erwartete; ein Gefühl der Minderwertigkeit den besitzenden Klassen gegenüber zwängte den äußeren Formen zum Trotz seine Seele in eine beständige Abwehrhaltung. Heute steht der Weg zu der einen Partei, die den Staat darstellt, auch ihm offen. In den Wehrverbänden dient er diesem Staate an der Seite von Volksgenossen aller Schichten. So erwächst zum ersten Male wieder

tum und ihre Geschichte lenken. Gesunde Volksfeste im Freien, Tanz und Kirmes, auch Volkskunst können so neu entstehen, wenn erst die wirtschaftliche Not der kinderreichen Familie und die Wohnungsnot der engen Kolonieheime behoben ist. Dabei kann die Magie der Sachgüter nicht hoch genug eingeschätzt werden. Ein auch noch so bescheidener Besitz, die Wohnungsausstattung, das Gärtchen, die Kleintierzucht verpflichten von selbst der Vergangenheit gegenüber. Wenn hier die soziale Tat der neuen Zeit Hilfe bringt, wenn es möglich ist, aus den überfüllten Industriestädten des Westens in weiträumige Neuanlagen des Ostens um-

in der Arbeiterseele das alte deutsche Bewußtsein des freien Menschen, der seinem Volke in frei übernommener Verpflichtung verantwortlich ist. Das schlimmste Hindernis für die Hingabe der Seele an völkische Gefühle ist überwunden. Die Jugend gliedert sich ein in eine einzige große Gemeinschaft; sie wird leiblich und seelisch in gleichem Sinne geformt; so ist der alte Klassengedanke aufgehoben. Das gesamte Volk gliedert sich auf in die Säulen der Stände; die alten Gewerkschaften sind in die Arbeitsfront übergeführt; alle im Arbeitsleben stehenden Schaffenden sind ohne Rücksicht auf ihre wirtschaftliche oder soziale Schichtung zum gemeinsamen Dienste an der Nation vereint. Der Arbeiter steht jetzt neben dem Unternehmer, wie es vor Jahrtausenden das selbstverständliche Recht des germanischen Freien war. Das Arbeitslager führt die einst einander fremden Berufs- und Klassengruppen zueinander. So entsteht wahre Volksgemeinschaft. Der Klassengedanke hat die Verpflichtung gegen die nordischen Grundlagen unseres Volkes geklärt und geschärft. Die Tatsache, daß nordisches Blut in seinen Adern rollt, gilt auch dem Arbeiter immer mehr als Adelsmerkmal; so wird auch die Familiengesinnung gestärkt. Die eindrucksvollen Volksfeiertage wie der Tag der Arbeit als Frühlingsfest am 1. Mai, die Johannisfeier der Jugend und das Erntedankfest haben auch in der Großstadt den Blick auf die religiösen Grundlagen des christlichen deutschen Volkes gelenkt, haben die Verbindung des Lebens mit der Natur und die Lebenskräfte erkennen gelehrt, die das alte Volkstumsgut birgt. Die Freude an diesem Volkstum, am Volksfeste und Volksbrauche ist auch in die Industriestadt eingezogen. Die Veredlung der Sachgüter muß folgen. An die Stelle des Warenhaustandes will heute nationalgefärbter Tand ins Großstadthaus einziehen. Schon verbietet das Gesetz diesen Mißbrauch der Symbole der deutschen Geschichte. Pflege des Geschmacks im Bürger- und Arbeiterhause tut hier in gleichem Grade not. Die neuen Volkshochschulen haben die Aufgabe, die geistigen Voraussetzungen für die neue Volkstumspflege zu schaffen. Politik, Geschichte, Erdkunde, Rassenkunde und -pflege, deutsche Sprache, Dichtung, Kunst, Religion, Philosophie, Erziehungskunde und Volkswirtschaftslehre haben sich unter dem Gesamtgedanken der Volkstumskunde zusammenzuschließen; die Volkskunde ist hier die Wurzel, aus der alle anderen Zweige sprießen. Die seelische Aufgeschlossenheit für diese geistige Welt wird erwartet aus der unter dem Namen „Kraft durch Freude“ durchgeführten Neuordnung der Freizeit. Der Künstler soll im Rahmen der Freizeitstätten dem Arbeiter nähertreten, Lese- und Buchgemeinschaften, gemeinsame Besuche von öffentlichen Kunst- und Kultursammlungen, Reisen durch deutsche Gaue und in den Grenzlandschaften, Wandern und Sport sollen hier angeregt und erleichtert werden. Zu den Aufgaben dieser Volkstumspflege gehört auch die freundliche Ausstattung der Arbeiterwohnung und der Arbeitsstätte. Das Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit, das den Unternehmer zum verantwortlichen Führer des Betriebes macht, stellt das Vertrauensverhältnis her, in dem der Gemeinnutz vor Eigennutz gestellt und der Blick auf das Gesamtwohl des Volkes gerichtet bleibt. Der 1. Mai, an dem sich das Volk um seinen Führer schart, wird nun das Sinnbild der deutschen Volkseinheit auf den Erbgrundlagen deutschen Volkstums. Die Großstadt ist aus dem Banne der Volkseutfremdung erlöst.

Schrifttum.

- ¹ Paul de Lagarde (Möttcher), Deutsche Schriften³ 1891, S. 317; 320. — ² Herm. Plag, Großstadt und Menschentum, 1924. — ³ Karl Breuer, Die stillen Freunde unserer Schüler. Progr. der Liebig-Realschule zu Frankfurt a. M., 1909. — ⁴ W. E. Peudert, Volkskunde des Proletariats I, 1931. — ⁵ Das Mühlenhäuser Reichsrechtbuch, hg. v. Herb. Meyer, 1923, S. 88. — ⁶ Weit Valentin, Gesch. d. deutschen Revolution von 1848, Berlin 1933. — ⁷ Rich. Weigl, Deutsche Volkskunde, 1933, S. 70 bis 100. — ⁸ Wilh. Haas, Antlitz der Zeit. Sinfonie moderner Industriedichtung. Berlin o. J. — ⁹ Hans Erben, Die Berufsschule der Ungelernten, in: Handb. j. d. Berufs- u. Fachschulwesen, 1929, S. 169 ff. — ¹⁰ Martin Wähler, Das politische Kampflied als Volkslied der Gegenwart, in: Mitteldeutsche Blätter f. Volkskunde, 8. Jahrg., S. 145 ff.

Stammesentwicklung und Ostbesiedlung.

Von Dr. Paul Zannert.

Die Anfänge.

Wer den Gang der vorgeschichtlichen und frühgeschichtlichen Entwicklung überschaut, wird aus jenem Kulturen- und Völkerkreise heraus, innerhalb dessen wir den Indogermanen-Anfang suchen, eine Einheit in der Bewegung, eine Richtung der Kräfte durch vorgeschichtliche und geschichtliche Zeitalter hin erkennen. Zwar hat es auch an Wirkungen von anderen Zentren her in den mitteleuropäischen Raum hinein nicht gefehlt, aber stärker waren die Wellen vom nordisch-mitteleuropäischen Kräftebereich her, schon von der Jungsteinzeit an. Auch der Aufmarsch unserer heutigen deutschen Stämme ist ein Teil dieser Gesamtbewegung.

Als Teilvorgänge innerhalb dieses ganzen Geschehens werden uns auch jene frühen Gruppenbildungen verständlich, von denen ein germanischer Abstammungsmythos berichtet (Tacitus, „Germania“, Kap. 2). Mannus („der Mann“) — so heißt es da —, der Sohn des erdentsprossenen Gottes Tivist (oder Tivist?) ist der Ahnherr und Stifter des Volkes. Seine drei Söhne aber sind die Stammväter der Ingväonen, Isthvöonen und Herminonen, welche alle drei von jenen Mannus-Söhnen ihre Namen tragen.

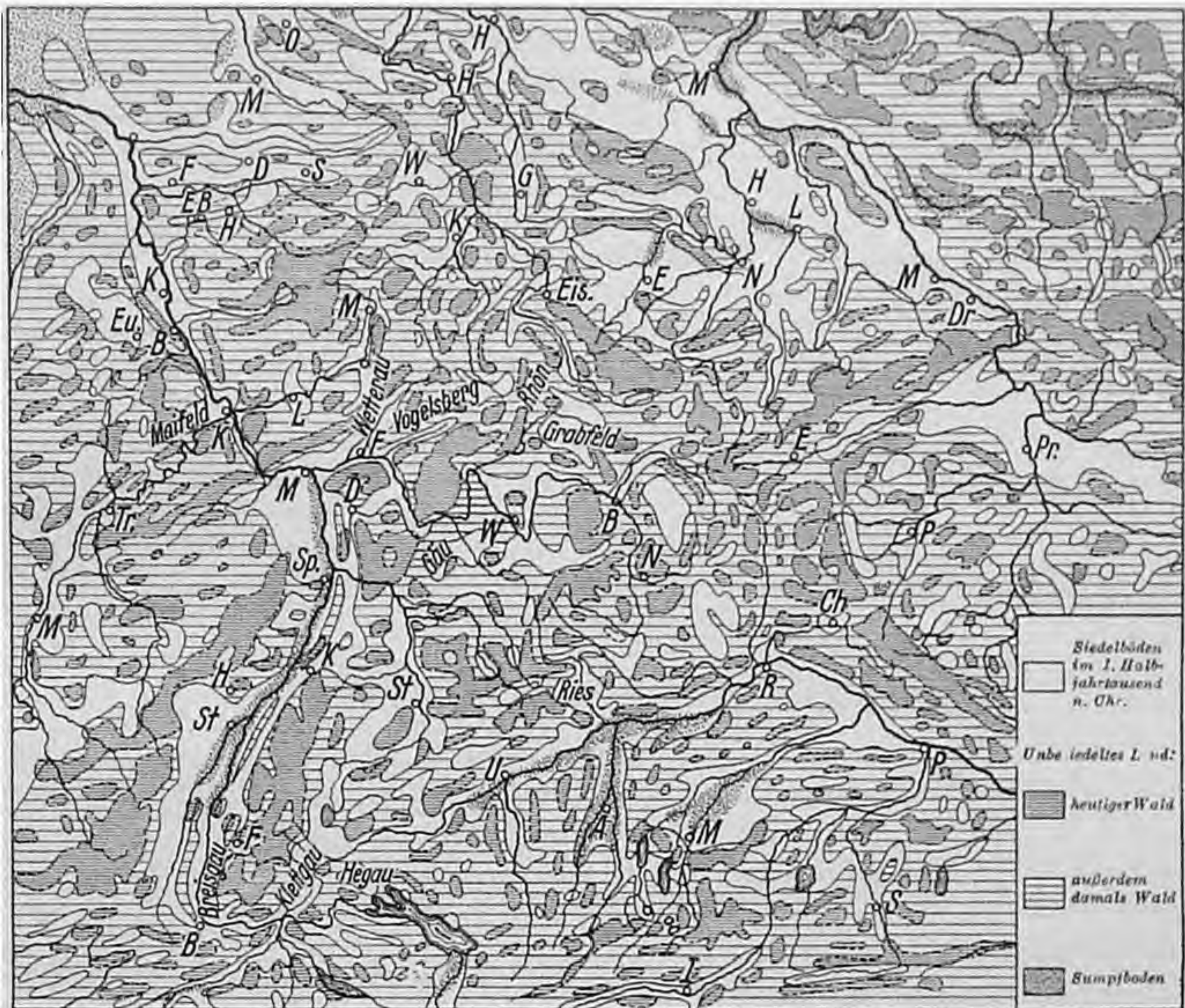
Tacitus fügt dann noch eine andere Sage hinzu, nach der es noch mehr Söhne und noch mehr Stämme waren. Auch in einer Aufzählung des Plinius („Naturgeschichte“ IV, 99) begegnet uns noch eine vierte und fünfte Gruppe. Wir haben hier offenbar spätere Schichten der Überlieferung.

Für die deutsche Stammesentwicklung kommt in der Hauptsache jene alte Dreieit in Betracht. Aus den Angaben des Tacitus und Notizen des Plinius können wir entnehmen, daß die Ingväonen „am Ozean“, an Nord- und Ostsee saßen. Ursprünglich waren wohl auch die skandinavischen Germanen mit einbegriffen. Es gehörten ferner zu diesem Ingväonenstamm die Jüten, die Urjachsen im westlichen Holstein, die Friesen, Kimbern und Teutonen, die Chauken. Von den Isthvöonen heißt es, daß sie dem Rhein zunächst wohnen; als Beispiel werden die Sigambrier genannt. Die Herminonen endlich haben ihre Sitze im Binnenlande; zu ihnen zählen die Sueben, Hermunduren, Chatten, Cherusker.

Eine solche mythische Dichtung hat zur Voraussetzung, daß jene drei alten Stämme selbst schon bestanden und daß sie sich je um einen Stammesgott gruppierten, durch dessen Kultus zusammengehalten wurden. Sie hat aber auch ebenso zur Voraussetzung, daß diese drei Gruppen gemeinsame Sprache und gemeinsame Glaubensvorstellungen hatten, daß sie sich als Volk gleicher Art, als zusammengehörig empfanden und sich von andern Volkstum um sie her bewußt sonderten. Als ältester Stamm heben sich ferner unverkennbar die Ingväonen heraus, wir finden sie in der alten Germanenheimat um die beiden nördlichen Meere, im Marsch- und Geestlande. Isthvöonen und Herminonen haben sich von da abgezweigt, sind aus dem Küsten- und Flachland auf andersartige Siedelböden vorgerückt, haben Reste der keltischen und illyrischen Vorbewohner in sich aufgenommen; es sind germanische Neubildungen. Ein großer Teil der Isthvöonen und vor allem der Herminonen ist zu Binnengermanen geworden, hat die Fühlung mit der See verloren.

Wenn uns nun innerhalb dieser Hauptgruppen noch zahlreiche Namen von Kleinvölkern bei den antiken Schriftstellern entgegentreten, so wird man sich hüten müssen, dahinter auch schon große Stammesunterschiede zu suchen. Die Sippen, welche die Geschichte dieser Völkerschaften machten, waren sich doch bei allen in ihrem Wesen sehr ähnlich. Die Entwicklung in diesem Zeitalter ist noch völlig im Fluß. Völkerschaften teilen sich, die Teile entfernen sich weit voneinander, gehen in anderen Verbänden auf, wechseln die Namen.

Die Karte der Besiedlungsfläche Deutschlands in dieser Frühzeit (Abb. 82) belehrt uns, was es mit diesen Kleinstämmen auf sich hatte. Wir sehen, wie die Abgrenzung der damaligen Siedelböden diese Gruppenbildung vorzeichnet. Sie liegen wie Inseln im Waldmeere, die Natur selbst schuf diese Gaue, und jene Kleinvölker sind zunächst nichts als die Bevölkerungen dieser natur-



82. Siedelböden und unbesiedeltes Land im 1. Halb-Jahrtausend n. Chr. (Nach D. Schlüter.)

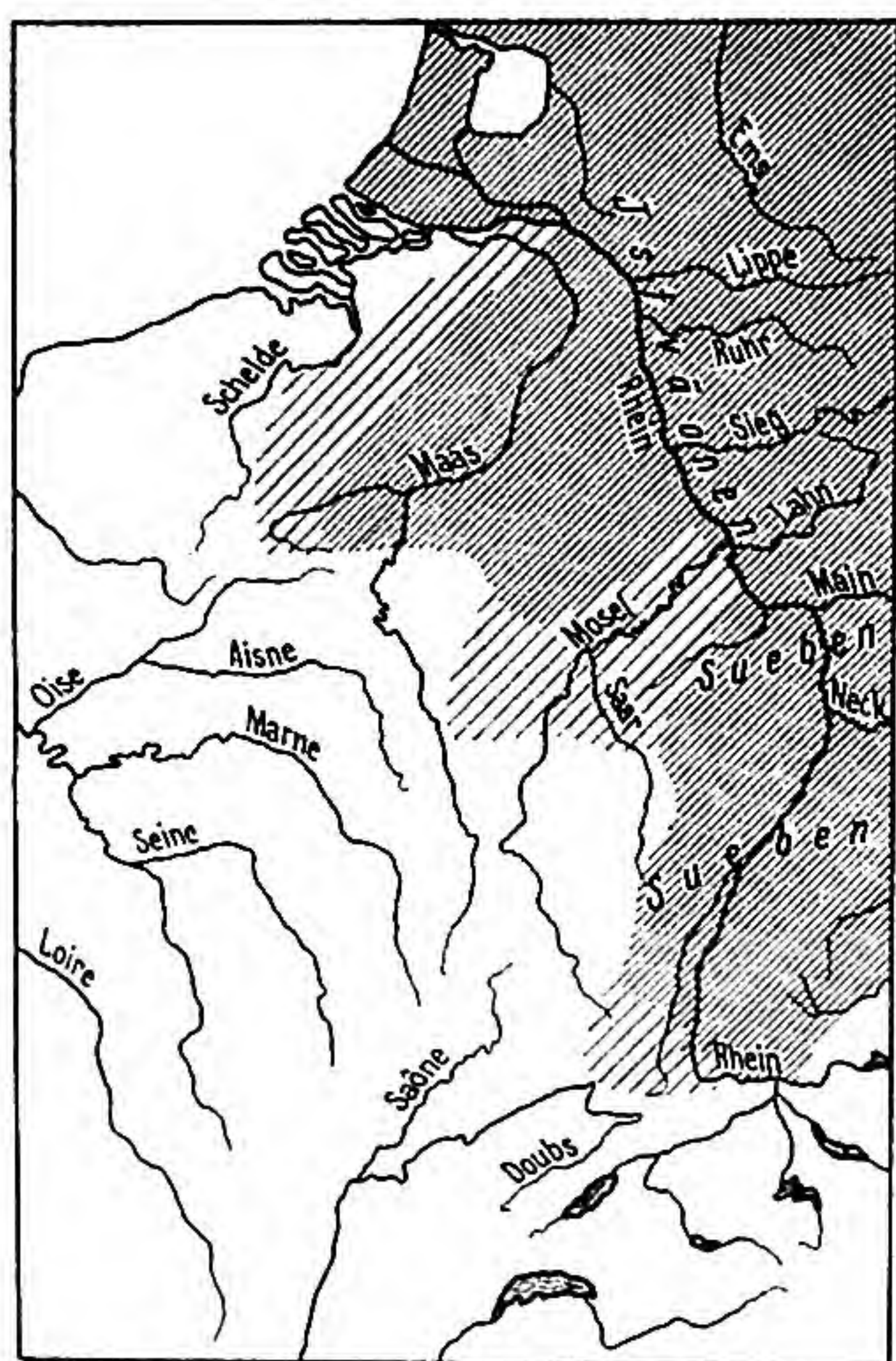
gegebenen Rahmen, Gauschaften. Wirkliche Stammesunterschiede bilden sich erst, wo Verschiedenheit der Landesnatur Verschiedenheit von Wirtschaft und Lebensgewohnheiten entstehen läßt oder wo die Eroberer einer solchen Insel bereits Inselaner anderer Rasse und Kultur antreffen und sich mit ihnen vermischen oder wo sie durch die Lage ihrer neuen Niederlassung in die Ausstrahlungen eines anderen Kulturzentrums geraten.

Die westgermanische Stammesentwicklung der Völkerwanderungszeit.


Auf ihrem Wege, in ihrem Vorschreiten nach Westen, Südwesten und Süden geriet die germanische Stammesentwicklung mit dem Römertum zusammen. Was bedeutete diese Begegnung für sie? Zunächst mehr politischen Zusammenschluß der Kleinvölker, mehr Staatliches überhaupt, als man bisher in seinem Gauleben nötig gehabt hatte.

Es kam allerdings nur ganz allmählich zu der Bildung fester größerer Verbände. Was uns da an Neugruppierungen im Laufe der späteren römischen Kaiserzeit entgegentritt, die Franken, Sachsen, Alemannen usw., das hing in sich noch sehr lose zusammen.

Franken, Alemannen, Baiern haben sich schließlich in Ländern häuslich eingerichtet, die zum Teil jahrhundertlang unter römischer Herrschaft gestanden hatten. Welche neuen Elemente damit in die Stammesbildung hineinkamen, kann man mit Sicherheit nur beurteilen, wenn man sich vorher die Frage beantwortet hat, was in der römischen Zeit mit diesen Ländern und ihrer Bevölkerung vorgegangen war. Von einer „Romanisierung“ kann man nicht für die ganzen 2³/₄ Jahrhunderte reden, während der das Rhein- und Donauland innerhalb des Limes von den Römern gehalten wurde. Es strömte ja fortwährend Germanentum zu.



 Ausbreitung rein germanischer Stämme

 Germanisch-keltische Mischgebiete

83. Westentwicklung der Germanen vor dem Auftreten Roms. (Mitte des 1. Jahrhunderts v. Chr.)

verlaufen. Im ganzen betrachtet aber bedeutet sie etwas Neues gegenüber der Entwicklung in dem „freien“, d. h. von Roms Herrschaft frei gebliebenen Germanien; das Stammestum hier begann sich abzuheben von dem Stammestum dort.

Die Völkerwanderung war noch in anderer Hinsicht folgenreich für die Stammesgeschichte: sie war zugleich Abwanderung aus Ostelbien und weiterhin aus dem Osten Mitteleuropas überhaupt, ein Aufgeben altgermanischen Volksbodens. Die Wiedergewinnung, die eine Aufgabe für spätere Zeiten blieb und die dann Ende des 8. Jahrhunderts einsetzte, bildete einen weiteren Hauptabschnitt der Stammesgeschichte.

Die Ostgermanen standen, nachdem sie aus ihren alten ostelbischen Sitten herausgerückt waren, gegen Ende des 5. Jahrhunderts in einem großen Bogen aufmarschiert, der von der unteren Donau über Italien und die ganzen westlichen Mittelmeerlande ging. Auf diese Ostgermanenzone folgen die Staffeln der Westgermanen in mehreren Treffen. Hier geht es in geschlossenen Fronten vorwärts, Völkerschaft neben Völkerschaft, so dicht, daß sie sich oft stießen. Hier wird Volksboden dauernd gewonnen.

Das erste Treffen steht in römischem Provinzgelände, von den Rheinmündungen den Strom hinauf und an den Alpen ostwärts umbiegend: Franken, Alemannen, Baiern. Diese Stammesentfaltung geht etwa bis zu den Grenzen des heutigen deutschen Sprachgebietes, die aber im Süden in den Alpengegenden im Auslauf der Völkerwanderung noch nicht ganz erreicht sind.

Die Franken — der Name wird gedeutet als die „Freien“ oder die „Kühnen“, „Trogigen“, „Frechen“ — gehen um die Mitte des 3. Jahrhunderts in derselben Richtung vor, in welcher sich die alte Gruppe der Ostvölkern entwickelte, nach dem Rheine hin. Es ist also ein großer, wenn nicht der größte Teil der Ostvölkern in den Franken aufgegangen.

Diese Grenzprovinzen waren, von Germanien aus gesehen, ein Vorwerk, in dem galloromanische und römisch-internationale Kultur- und Menschenzuflüsse aufgefangen und umgearbeitet wurden. Immerhin, in der bunten Gesellschaft war anfangs noch ein führender Typ, der Römer oder sein Surrogat. Aber seine Stärke lag in Außen- dingen, Organisation, Technik, Straßen-, Festungs-, Städtebau, Steinbearbeitung. Die zentrale ethisch-religiöse Kraft dagegen, das eigentlich Entscheidende und Gestaltende, brachte das Römertum der Kaiserzeit schon nicht mehr mit. Was da mit ihm hereinkam, war ein Gemisch von Kulturen und Glaubensvorstellungen aus allen Ecken und Enden der mittelmittelmeerisch-vorderasiatischen Welt. Und auch in der äußeren Lebensgestaltung, im Kunstgewerblichen z. B., bedurften ja die Germanen eines Kulturbringers nicht mehr; von der Metalltechnik verstanden sie ebensoviel, von der Holzbearbeitung mehr als die Römer. Auch waren sie bessere Landwirte; dagegen kam in Garten- und Weinbau etwas Neues auch in die Stammesentwicklung hinein.

Die christliche Kirche der römischen Spätzeit ferner bedeutete ja für die Germanen nicht einen fertigen Bau, den sie nur zu beziehen brauchten, sondern einen ungeheuren neuen Stoff, der für das germanische Leben erst zu läutern und zu gestalten war. Endlich ist zu berücksichtigen, daß alles, was mit der Römerherrschaft nach Provinzgermanien an Einflüssen kam, vor allem die Oberschicht und die Stadtbevölkerung, weit weniger das Landvolk ergriff.

Je nach dem Zustande und der Zusammensetzung der Provinzialschicht in den Rhein-, Donau- und Alpenlanden und je nachdem, was von ihr in der Völkerwanderungszeit noch übrigblieb, mußte also die neue Stammesbildung, die auf diesem römischen Provinzboden vor sich ging, verschieden

Je nachdem, ob man den führenden Stammesteil, die Salier, als eine Weiterentwicklung der Bataver oder der Chauken oder welches älteren Stammes sonst erweisen kann, würde sich ergeben, ob das Frankentum eine Wurzel auch im Jungbäonen- oder gar Herminonenboden hat. Über die älteren Schichten der vorfränkischen Bevölkerung im Rheinlande ist schon im vorgeschichtlichen Abschnitt dieses Werkes gesprochen worden. Bereits seit dem 8. vordhrstlichen Jahrhundert drang dann über den Niederrhein germanisches Blut herein. Südlich davon im Gebirgslande zu beiden Seiten der Mosel hielt sich mehr Keltisches. Diese Schicht oder Schichten der Rheinländer, römisch überfirnißt, fanden die Franken vor. In der verschiedenartigen Landschaft und auf der verschiedenen Volksgrundierung bildeten sich naturgemäß Frankengruppen verschiedener Schattierung. Für die Besiedelung auf dem Moselabschnitt kommt zudem Mitwirkung der Chauken in Frage, die sich ja auch in dieser Richtung lahnabwärts ausbreiteten. Im Mosellande scheint die Landnahme weniger geschlossen vorgegangen zu sein, Keltreste hielten sich hier, im alten Trevererlande, bis ins 10. Jahrhundert. Zwischen den Moselfranken und den Saliern entsteht die Mittelgruppe der Ripuarier (Hferleute), um Köln etwa als Zentrum, ihren Kern bilden die Bructerer, alte Römerhasser.

Andererseits ist gerade bei den Saliern lang währende Fühlung mit den Römern festzustellen; die Salier sitzen erst im Grenzland, dann auf römischem Reichsboden, erst als „Untertanen“, dann als „Verbündete“, fechten gegen Rom und für Rom, lernen von Rom, aber alles auf Kosten ihres Lehrmeisters. In der Liquidationszeit der römischen Provinzen bildet der Franke sein Organisationstalent, wird großzügig unternehmend, fähig, rasch neue Situationen und Möglichkeiten zu erfassen, vorhandene Leistungen und Einrichtungen zu nutzen, Natur- und Volkskräfte zu meistern und einzuordnen.

Um 475 sitzen die Franken bereits in Trier. Bei ihrer weiteren Ausbreitung mosel- und rheinaufwärts mußten sie mit den Alemannen zusammenstoßen.

Es waren suebische Völkerschaften, aus der alten Herminonengruppe also, die seit 213 unter dem Namen Alemannen („Gesamtannen“) auftraten.

Mit den Römern haben sie die längsten und erbittertesten Kämpfe geführt, bis sie die südwestliche Hauptstation, den „Neusiß“, „Fremdisiß“, das Elsaß (Alsacia), endlich und endgültig, um 450 etwa, innehatten. Hier auf den alten Siedelböden, der Rheinterrasse sowie im Neckarland und auf der Schwäbischen Alb haben sie denn auch unter der Vorbevölkerung sehr aufgeräumt und das Land neu besetzt mit ihren Gewandbürgern.

In der Folge nehmen sie auch die Nordschweiz in Besitz, die alte, erst keltisierte, dann romanisierte Alpenbevölkerung wird dabei zum Teil nach dem Jura und den Hochalpen abgedrängt, das Bernerland anscheinend von ihnen dichter als die östlichen Kantone Thurgau, Appenzell, St. Gallen, Toggenburg besiedelt. Wie die Alemannenflut nordwärts bis zum Taunus, westwärts bis Deutsch-Lothringen, an die obere Maas und Mosel, bis gegen Besançon und Langres ging, so ostwärts über den Lech hinaus.

Hier wurde sie seit Anfang des 6. Jahrhunderts durch die Baiern zum Stillstand gebracht, welche die südöstliche Eckstellung der Front einnahmen. Nach der allgemein herrschenden Ansicht lebt in den Bajuwaren derselbe suebische Stamm fort, der einst von Marbod, dem Zeitgenossen Arminus, unter dem Namen der Markomannen nach Böhmen geführt wurde.

Vor ihm hatten die Boier das Land inne, die man gemeinhin zu den Kelten rechnet und von denen Böhmen seinen Namen Boiohaemum = althochdeutsch Bajahaim(a) hat, der dann, wie man weiterfolgert, zur Bildung des neuen Namens für das darin sich niederlassende Germanenvolk Anlaß gegeben habe, der Bezeichnung Baiovaren. Unter germanischem Druck hatten die Boier das Land geräumt. Als noch ältere Schicht käme eine illirische in Betracht. Es können sich also auch Reste von letzterer den Markomannen-Baiern angeschlossen haben. Alles in allem aber hat das halbe Jahrtausend in der geschlossenen böhmischen Landschaft diese Volksteile schon sehr zu einer einheitlichen Gruppe geformt. Und dafür, daß das Nordisch-Germanische darin durchaus vorherrschend und bestimmend war, zeugen noch die südbairischen Reihengräber der Merowingerzeit, in denen sich nur 11% Kurzköpfige finden.

Roms Herrschaft hier im Alpenvorlande war schon vorher zusammengebrochen; die Baiern nahmen die Provinz anscheinend kampflos in Besitz, sie fanden nur noch Trümmer einer Mischbevölkerung vor, die vollends zu vernichten kein Anlaß war. Es hatten sich über einer alten vorindogermanischen Restschicht Indogermanen, keltische Vindelizier, Träger der La-Tène-Kultur gelagert, und diese Mischung wieder hatte eine fast halbttausendjährige Römerzeit durchgemacht.

Lebenskräftiger erscheint die Vorbewohnerschaft des Alpenlandes.

Wenn man von Ligurern und anderen Ur-Italikern absieht, die für die Südalpen mit anzunehmen sein mögen, so ist das erste deutlich erkennbare Volkstum hier das der Illyrer und Veneter, also indogermanisches. Die nächste Völkerwelle, die keltische, geht in den Alpentälern nur langsam weiter, erreicht das Innere Tirols überhaupt nicht, so daß hier die alten Kleinstämme fortbestehen bis in die Römerzeit und durch sie hindurch in die bairische Zeit, die hier im Hochgebirge in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts anhebt. Die Bajuwaren erscheinen zunächst nicht sehr dicht, in Salzburg, Oberösterreich, im Nordosten Tirols, im Unterinntal, im Etschtal, besetzen erst nur die besseren Böden; die alten Volksbestände am Brenner, illyrische Breonen, und an dem Eisak deren Verwandte, die Jzarter, bleiben neben ihnen in Tirol sitzen. Die bairische Ausbreitung geht stetig weiter, um 600 oder 590 hat sie den Brenner überschritten, vor 680 Bozen erreicht. Bauernschaften verschiedener Herkunft, rätorumanische und bajuvarische, konnten in den oft abgeschlossenen, wenig verbundenen Talgauen vielfach nahe nebeneinander bestehen.

Hinter der soeben skizzierten Front, Franken, Schwaben, Baiern, finden wir in einer Mittelstellung zunächst die Chatten (seit dem 8. Jahrhundert unter Lautwandlung als „Hessen“) und die Thüringer, gleichsam die Verbindung bildend zu dem dritten Haupttreffen hin, den in Niederdeutschland verbliebenen Stämmen. Sie erscheinen an der Stelle der alten Hermunduren, und diese ebenso wie die Chatten gehören zu den Sueben, also zur Herminonengruppe. Doch ist die Entwicklung der beiden Nachbarstämme sehr verschieden. Die der Chatten-Hessen erscheint einfacher. Sie waren aus jener Vorwärtsbewegung entstanden, die aus den alten niederdeutschen Stammsitzen der Germanen in das Mittelgebirge hinein erfolgte, nachdem schon vorher eine Keltenzeit über dieses hingegangen war.

Das chattische Kernland lag um die Eder und untere Fulda. Von da rüdten sie beiderseits des Vogelsberges in die nördliche Wetterau und lahnabwärts über Weilburg hin, vielleicht gingen Teile von ihnen in das linksrheinische Land beiderseits der Mosel und andere nach Süden hin durch die Wetterau in das übermainische Gebiet. Sie sind also wohl nicht ursprünglich eine Unterabteilung der Franken gewesen, sondern haben zu diesem Verbande hingefunden. Bei der Bildung der Großblöcke ringsum brauchten sie irgendwie Rückhalt.

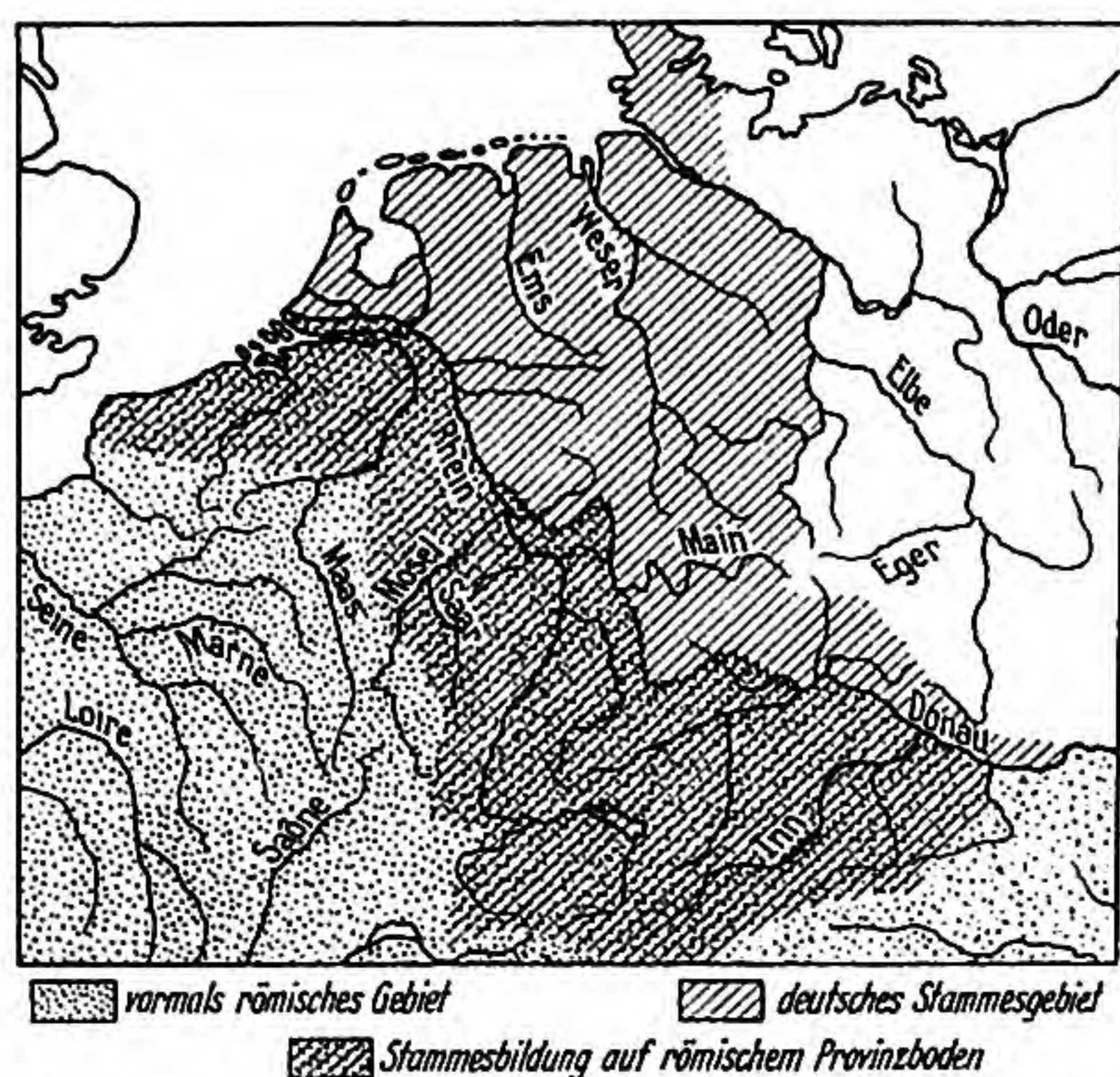
Das Stammland der Hermunduren, von denen sicher ein Teil in die Thüringer überging, war ältester Siedelboden in Mitteleuropa, schon mit lebhafter Kulturentwicklung in der Steinzeit. Zudem kreuzen sich hier alte Völkerwege, es war und blieb ein Durchgangsland, ein andauerndes Abgeben und Aufnehmen von Stammeskräften war das Los seiner Insassen.

Während der Völkerwanderung zerfiel der alte Stamm, aus seinen Resten und anderen Völkerbruchstücken wurde der neue: so fanden sich hinzu Teile der Cherusker um den Harz und aus Norden ein Zuzug von Warnen, die ihre Heimat in Südbütland und Nordschleswig hatten und denen sich unterwegs Teile der Angeln angeschlossen (deren vorherige Sitz man jetzt an der Mittelelbe sucht). Das neue Thüringer Reich erstreckte sich nordwärts über den Harz und etwa an die Ohre, ostwärts bis zur Elbe und Mulde, südwestwärts rieben sich die Thüringer an den Chatten, südwärts schwärmen sie bis zur Donau aus — ein sehr bewegliches, aber nicht sehr festes Stammesgebilde, das hier entsteht.

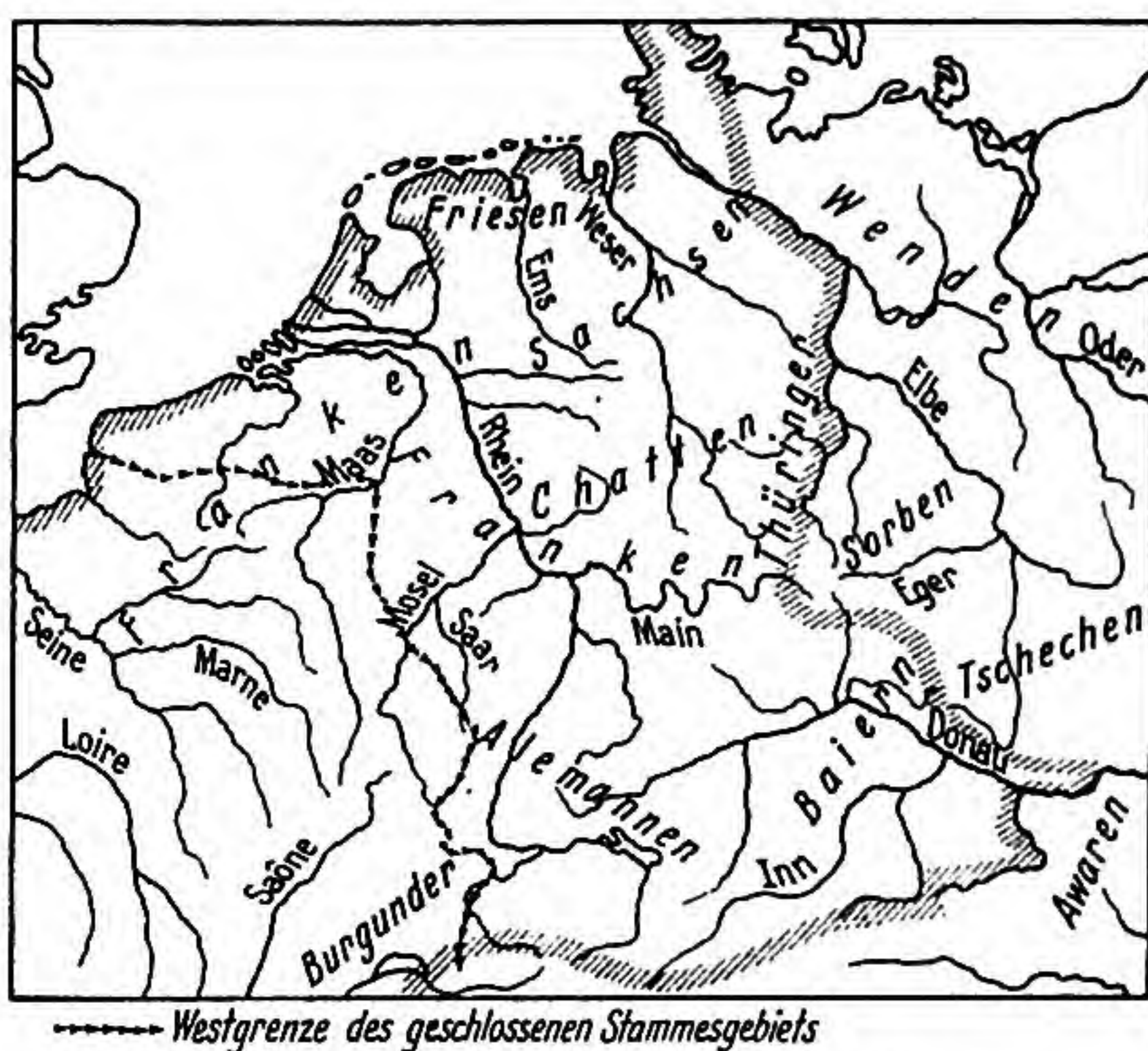
Weit kraftvoller erscheint daneben die Stammesbildung in der letzten westgermanischen Zone in Niederdeutschland. Hier war man ja in der alten Ausgangsstellung, im Bereich des reinsten ursprünglichsten Germanentums, des Mutterstammes der Ingväonen. Die Wesenseinheit der ganzen Gruppe zwischen Zuidersee und Belt, zwischen Nordsee und Mittelgebirge bleibt doch die grundlegende Tatsache, die man über allen Einzelfragen nicht aus den Augen verlieren soll. Sachsen und Friesen also, die sich als Hauptträger der Stammesbildung hier herausarbeiten, sprossen aus einer und derselben Wurzel.

Der Name der Sachsen tritt zuerst um 170 n. Chr. auf. Er ist wohl gefürzt aus Sarnōtas und bedeutet Schwertgenossen, Messerträger oder Gefolgsleute des Kriegsgottes Sarnōt. Er bezeichnet ursprünglich einen Kleinstamm in Westholstein, oder vielleicht hat er überhaupt nie einem der dort ansässigen als Stammesname angehört, sondern von vornherein eine Kampfgenossenschaft zunächst von einigen dieser überelbischen Gauvölker bedeutet. Die Vorstellung lag nun nahe, daß diese nordalbingischen Sachsen allmählich ganz Nordwestdeutschland kolonisiert hätten, sich als eine Herrenklasse über die alten germanischen Völkerchaften dort ausgebreitet hätten. Die ausgeprägte ständische Gliederung in der späteren Sachsenzeit und die große Zahl der Hörigen dabei schienen zu dieser Ansicht zu stimmen.

Nicht ganz klar ist, welche Rolle bei einem so gedachten Verlauf der Stammbildung die Chauken (zwischen Unterelbe und Unterems) gespielt haben würden, die gleicher Art wie die Ursachsen, nur vollreicher waren. Nach 170 verschwinden sie



84. Zur Stammeentwicklung der Völkerwanderungszeit.
(Nach Vinnebach.)



85. Die Stämme am Schluß der Völkerwanderung.
(Nach Vinnebach.)

in den Geschichtsquellen, aus dem 1. Jahrhundert aber wird berichtet, daß sie westwärts von der Weser und weseraufwärts sehr energisch um sich greifen. Sie haben also der Einigung Nordwestdeutschlands, der Großstammesbildung hier, vorgearbeitet; vielleicht vollzog sich schon durch sie westlich von der Weser etwas wie eine Neu-Zellenbildung.

Wie nun auch ihre Angliederung an die Sachsen erfolgt sein mag, ob auf friedlichem oder auf dem Waffenwege — jedenfalls von alten ingvöonischen Stammeskräften ging die Zusammenballung und der Zusammenschluß der Kleinstämme aus. Der so entstehende Block bewies eine starke Anziehungs- und Stoßkraft. Das Sachsentum breitete sich gleichzeitig zu Lande und über See aus. Nach der Landseite, nach dem Inneren Deutschlands hin, gliederte es sich unter anderem den Teil der Langobarden an, welcher zwischen Aller und Elbe und auch jenseits dieses Flusses zurückgeblieben war.

Die Langobarden waren ihrer eigenen Überlieferung nach skandinavischen Ursprungs, saßen aber jahrhundertlang zwischen Westgermanen. Den Zuwachs, den der Sachsenverband durch die Zurückbleibenden erhielt, darf man sich nicht zu groß vorstellen; der ganze Langobardenstamm war nicht sehr groß, aber es war ein streitbares Volk ungestümer Krieger und den Sachsen immer befreundet. Jedenfalls treten in der Bildung des Sachsenstammes keine von den Mischungselementen römischer Provinzbevölkerung auf wie bei der ersten Gruppe der westgermanischen Stämme.

In engem Zusammenhang mit dem Werden des Sachsentumes steht nach der anderen, der Seeseite hin die Entwicklung der Friesen. Die Sonderstellung, welche die friesische Sprache in neuerer Zeit einnimmt, hat dazu geführt, daß man auch die Sonderstellung des Stammes übermäßig betont hat. Aber das Altfriesische und Altsächsische haben sich sehr nahegestanden, sich nur voneinander wegentwickelt. Die alten Friesen stehen durchaus in der Linie der Chauken und Ursachsen, stammesgeschichtlich und siedlungsgeschichtlich.

Der Frieze hat die Eigenschaften des Sachsen nur einseitig entwickelt und zum Teil übersteigert, wie eben der Frieze nur Marschbewohner war und blieb, während sich das sächsische Volkstum weit in das Binnenland ausbreitete. Daher auch die entschiedene Auffassung noch in der neuesten Forschung, daß die „Urheimat“ der Friesen in einem Marschgebiet liegen müsse, also z. B. in der Betuwe und Südholland oder in Westschleswig. In historischer Zeit treten sie zunächst in dem Küstenland zwischen Rhein- und Emsmündung auf.

Vergleicht man nun dieses Gesamtbild, die Ausbreitung der westgermanischen Stämme gegen Ende der Völkerwanderung mit den Wohnsitzen zu Ende der Bronzezeit, so sieht man, die West-Ost-Erstreckung hat sich sehr verkürzt, die alte Basis an Nord- und Ostsee sich bedenklich verschmälert, in der Nord-Süd-Richtung dagegen, in das Innere Mitteleuropas hinein, ist die Stellung weit ausgebaut.

Die Stämme untereinander und ihre Vereinigung.

Was wir hier überblicken konnten, waren erste Umrisse einer Neugruppierung. Das sehr andersgelagerte mächtig erweiterte Feld ist im Großen abgesteckt, die Gruppen haben ihre Aufstellung darauf genommen, aber sich noch nicht fest geschlossen, die Grenzen sind noch in Fluß. Es fragte sich nun, ob sich diese Stammesverbände weiterhin verfestigen und verdichten würden, in der Richtung auf Stammesstaaten hin entwickeln und schließlich darin verkapseln würden. Dazu ließen sie sich gegenseitig nicht kommen, und dazu ließ es auch die Anlage des Raumes nicht kommen, in dem sie nebeneinander waren. Wir sehen zunächst, wie sie sich auf weite Strecken hin übereinander-, durcheinanderschieben, sich durchdringen. Eine wichtige Rolle spielt jetzt das Mittelrhein- und Mainland als Verbindung der nördlichen und südlichen Gruppen.

Hier waren die Alemannen, nachdem sie zeitweilig den Burgundern hatten weichen müssen, seit der Mitte des 5. Jahrhunderts wieder bis nördlich von Worms vorgedrungen, erlagen aber um die Jahrhundertwende den Franken, und diese nahmen nun den ganzen langen und breiten Ländergürtel von Lothringen über die Rheinpfalz hin und den Main hinauf in Besitz. Es handelte sich damals bei den Franken nicht mehr um geschlossen sich vorschiebende Stammesiedlung, sondern um Eroberungen einer Dynastie, die nun ihre Leute zur Sicherung der Herrschaft über das neugewonnene Gebiet und unterworfenen Volk planmäßig verteilte. Es werden von allen früheren Bevölkerungsphasen Schichten zurückgeblieben sein. In die Rheinpfalz waren schon vor den Römern suebische Germanen gekommen, die dann die Provinzzeit mit durchgemacht hatten; von den Burgundern kann rechtsrheinisch in der Gegend der Bergstraße ein Bruchteil zurückgeblieben sein, und jedenfalls haben die Franken auch von den alemannischen Siedlern eine Anzahl im Lande sitzen lassen. Es bildete sich hier also ein Übergangs- und Mischgebiet der Stämme. Anders ist es mit dem östlichen, immer von Rom frei gebliebenen Teil des Mainlandes hinter Odenwald und Spejart. Dies war in der Wanderzeit ein nur spärlich besiedeltes Durchzugsgebiet und wurde nun von der fränkischen Kolonisation in Angriff genommen, von Westen und Norden her. Es kam erst jetzt zu seinem Recht und begann sich zu entfalten und aufzublühen. Im Boralpenlande hatte sich als Alemannengrenze gegen die Baiern der Lech herausgearbeitet; im Gebirge selbst, in das nun die beiden Nachbarstämme seit der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts einrückten, wurde der Arlberg eine natürliche Scheide für sie. Auch die Baiern wurden dem fränkischen Reiche angegliedert, aber zunächst nur lose; es blieb das bairische Stammesgeschick das der Abgeschlossenheit und des ungestörten Eigenwuchses, wie es das thüringische blieb, andauernd stärkste Einwirkungen von außen zu erleiden. Nach einem konzentrischen fränkisch-sächsischen Angriffskriege wurde das altthüringische Hauptgebiet dem Merowingerreiche angeschlossen und von einem Netz fränkischer Kolonisation übersponnen, besonders dicht im Südwesten bis an den Thüringer Wald; und der Nordteil, die Harzgegend bis zur Unstrut, wurde sächsisch, d. h. die alte Bevölkerung blieb und wurde nur stärker als bisher von Niederdeutschen durchwirkt.

Wichtig für den weiteren Stammbildungs- und Umbildungsprozeß wurden auch die Vorgänge am Niederrhein. Noch



Mitte des 6. Jahrhunderts und später schoben sich hier die Sachsen an Mittelruhr und mittlerer Lippe in fränkische Gaue vor. Und besonders dicht und verschlungen wurde das Stammesgeflecht im Rheinmündungsgebiet. Schon im 3. und 4. Jahrhundert waren Sachsen bis über die Elbe, in alte Stammlande der Salier, vorgedrungen, noch früher in die Siedel der Friesen. Mindestens seit Mitte des 5. Jahrhunderts treten sie als Siedler in Flandern auf. Die Friesen wiederum hatten sich gegen die Weser hin über altes Chaulengebiet angebaut und nach der andern Seite bis nach Ostlandern. Das flämische Volkstum also baute sich auf aus Sachsen, deren Hauptzug aber wohl erst nach 500 gekommen ist, dann aus salischen Franken; dazu trat noch friesischer Einschlag und von Süden her etwas wallonisches Blut, das z. B. in Südbrabant und Ostlandern wahrzunehmen ist.

Der Imperiumsgedanke, zu dessen Träger sich die Franken machten, führte folgerichtig zur Beseitigung der politischen Stammes-

selbständigkeiten, und in gleicher Richtung gegen die Stammestümer arbeitete die kirchliche Organisation des Reichsgebietes, die Einteilung in Missionssprengel und Kirchenprovinzen. Gleichwohl ist das Eigenleben der Stämme, die sich in der Völkerwanderungszeit gebildet hatten, in der fränkischen Periode nicht abgebaut worden, sondern hat sich in dieser Zeit erst recht geformt, seitdem es nun endgültig in seinen neuen „Lebensräumen“ sesshaft wurde und sich einrichtete.

Und es nahm auch wieder politische Formen an, als in der letzten Karolingerzeit die Zentralgewalt wieder sank. Aber mit dem neuen „Stammesherzogtum“, das damals aufkam, traten nicht einfach die alten Stammesgrenzen wieder hervor; teils griff dies Herzogtum darüber hinaus (so in Sachsen), teils trat Differenzierung ein (im Frankengebiet). Und der Gegenspieler, der Reichsgedanke, das Königtum, blieb und erstarbte wieder. Wir sehen seine Gegenwirkung, sein Arbeiten an den Volksgruppen und Stammeskörpern auf der Karte aus dem 10. Jahrhundert. Die Grenzen folgen nicht immer mehr den alten Stammeskonturen. Großgebiete werden verkleinert, geteilt. Die Sonderung im fränkischen Stammesbereich ist weitergegangen, und von Süden her schneidet noch das Herzogtum Baiern hinein. Dessen eigene Ost- und Südgrenze dagegen umschreibt noch organisch den Umfang der ersten altbairischen Niederlassung des 6. Jahrhunderts.

Wo aber politische Grenzen fest und langdauernd wurden, schlossen sie notwendig auch die in ihnen lebenden Volksgruppen enger zusammen und traten in Konkurrenz mit den älteren Gruppierungen. Doch sind sie in jenem naturnäheren Zeitalter vielfach selber durch natürliche landschaftliche und alte Gaugrenzen bestimmt.

Was auf unserem Rärtchen nicht sichtbar ist und immer hinzugedacht werden muß, ist die tiefgehende Wirkung gerade jener drei ersten großen Jahrhunderte gemeinsamer deutscher Reichsgeschichte, ein Erlebnis, das den Menschen der deutschen Stämme nie wieder ganz verlorengehen konnte.

Die Wiederbesiedlung des Ostens.

Die mächtige Steigerung zusammengefaßter Stammeskräfte in jenen ersten Jahrhunderten des Reiches bekundet sich in der Wiedergewinnung des Ostlandes. Hier waren seit Ende des 6. Jahrhunderts Slawen eingewandert; ausgenommen davon blieb das Land der baltischen Wästen (der späteren Preußen = Preußen) ostwärts der unteren Weichsel.

Die Wirtschaft der Slawen stand auf primitiver Stufe, bei Fischerei, Jagd, niederer Viehzucht, Hackpflug. Die Besiedlung kann demnach nicht dicht gewesen sein. Der weitaus größte Teil des ostdeutschen Kulturbodens ist denn auch erwiesenermaßen erst durch die deutschen Kolonisten des 9. bis 14. Jahrhunderts geschaffen worden.

Daß Germanenreste bei Ankunft der Slawen noch da waren, ist unzweifelhaft; aber sie verschmolzen mit diesen; man darf sie besonders in der führenden Schicht suchen. Weitgehender Kultureinfluß, schon seit ostgermanischer Zeit, läßt sich bei den Slawen z. B. in Hausbau und Wirtschaft, Kriegswesen, Ansätzen des politischen Lebens feststellen. Aber das Deutschtum der Ottonen-, Salier- und Stauferzeit hatte nun wiederum schon einen gewaltigen Kulturvorsprung. Hier waren die Rodungen schon seit Jahrhunderten im Gange, immer neue Dörfer, gewerbreiche Märkte und Städte entstehen, während sich im Slawenlande kaum erst eine Hand rührt, dem Walde neuen Acker abzugewinnen. Dieser Ausbau der Landes wird nun aus den west- und süddeutschen Stammesgebieten in das Ostland vorgetragen.

Kraftvolle schaffensfreudige Siedlergeschlechter, in der inneren Kolonisation bereits geübt, sind für den ostdeutschen Volkstumsaufbau bestimmend gewesen. Neben ihnen hat sich das Slawentum nicht halten können. Es ist nicht ausgerottet worden.

Wohl gab es blutige Kämpfe in der Zeit der neuen deutschen Staatengründung auf Kolonialboden. Aber wo die Slawen friedlich waren, ließ man sie sitzen, ohne sie zwangsweise zu germanisieren, sie kamen früher oder später von selbst zum Deutschtum (Südwestmiedlenburg, das lüneburgisch-altmärkische Wendland, der Spreewald, die Oberlausitz bezeichnen solche Etappen). Zuerst haben slawische Fürsten Anschluß gesucht, die die deutsche Kulturüberlegenheit begriffen und die Deutschen selbst ins Land zogen. Sie waren auch die ersten, die Einheirat in deutsche Häuser suchten. Sonst blieben in den andern Klassen zunächst Deutsche und Slawen für sich. Ganz allmählich kam dann die Blutmischung auch hier. Je nach der Gegend war dieser slawische Prozentsatz in Zahl und Art verschieden: Lützen (im Brandenburgischen), Sorben, Kaschuben (in Ostpommern = Pomerellen), Polen und Poladen, Slowenen usw. Aber überall war er nur Beimischung, der eigentliche Träger der Neubildung

der deutsche Kolonist. Nach Westen war das slawische Blut, waren die wendisch-sorbischen Minnsale etwa gelangt bis zu der Linie Riel—Magdeburg—Koburg—Bamberg—Forchheim—Weiden (Oberpfalz)—Amberg—Regensburg und die Slowenen in den Ostalpen bis zu den Quellen der Mur, Drau und Enns.

Die Gegenbewegung von Deutschland aus begann Ende des 8. Jahrhunderts unter Karl dem Großen. Wirklichen kolonisiatorischen Dauergewinn brachte aber im Süden, auf dem bairischen Abschnitt, erst das Ende des 10., in Norddeutschland erst das 12. und 13. Jahrhundert.

Die erste Entwicklungsstufe war oft Kriegersiedlung, Aufsehung von Mittern, Lehnsleuten nebst Hörigen; in manchen Landstrichen wurde auch eine Stadtgründung erster Kristallisationspunkt. Hanseatische Kaufleute, Ordensritter, Geistliche entwickelten kolonisiatorische Fähigkeiten. Jedesmal erst durch Hinzutritt aller Stände aber, vor allem des Bauern, konnte sich von Grund aus eine deutsche Volksgruppe aufbauen.

Und alle, die Stadtbürger wie die Dorfgemeinden, die Ritter wie die Klosterbrüder, treten in ihren geschlossenen Organisationen, mit ihren Rechten und Pflichten und Bräuchen auf. Das war wesentlich bei der Zellenbildung dieses neuen Deutschtums und gab ihm festes Gefüge.

Die Kolonisten kamen aus allen deutschen Stämmen. Oft war es das nächste altdeutsche Stammesgebiet, das die Siedlerkräfte abgab, oft aber auch stammten sie weither. Flamen und Holländer können wir von der Unterweiser über die Mittelelbe, Südbrandenburg, Obersachsen, Schlesien bis nach Ungarn verfolgen. Sie treten aber auch im Nordosten auf, ebenda neben den Niederdeutschen auch Mitteldeutsche, und in den Sudetenländern begegnen den letzteren wieder bairische Kolonisten. Vielfach auch stellten ältere Kolonialgebiete des Ostens selber schon wieder wertvolle Kräfte für jüngere weiter vorrückende Neupflanzungen.

Durch die verschiedenen Frontabschnitte, den verschiedenartigen Gang der Besiedlung in den einzelnen Landschaften und durch die verschiedenen politischen Gebiete, die sich teils durch deutsches Vorgehen, teils durch Initiative und Anpassung seitens einheimischer Dynastien (Böhmen, Schlesien, Pommern) bildeten, wird auch die Entstehung der ostdeutschen Gruppen bestimmt: im Südosten der Bereich der bairischen Kolonisation von Krain bis nordwärts über den ganzen Böhmerwald hin und das Egerland; zwischen dieser und der mitteldeutschen Gruppe und mit beiden zusammenhängend, erfordert das Deutschtum in Böhmen eine besondere Betrachtung. Im Zuge der mitteldeutschen Kolonisation selbst entstehen als weitere Gruppen die oberländische und die schlesische. Nördlich davon haben wir wieder zwei Entwicklungen: die märkische und die mecklenburgisch-pommersche. Eine besondere Gruppe endlich bildet wieder das deutsche Volkstum, das im Gebiet des Ritterordens entstand, worauf dann noch als letzte die des Baltenlandes folgt.

1. Im Südosten wurde von Baiern, nach dem Zusammenbruch der ungarischen Angriffskraft, die Besiedlung des Landes jenseits der Enns in der zweiten Hälfte des 10. Jahrhunderts wieder aufgenommen, und zwar unter Führung des fränkischen Geschlechts der Babenberger. Wie weit damit hier im „Osterrichi“ auch in die Bevölkerung ein fränkisches Element kam, darüber gehen die Ansichten auseinander. H. F. Rindl hält ein solches für sicher im Südosten Niederösterreichs; ebenso wird es für das Burgenland angenommen. Steiermark und Kärnten werden nun stärker überwandert, und die Slowenen der östlichen Alpenländer, die ja schon bei den alten bairischen Stammesherzögen Schutz gefunden hatten vor den Avarn und gut mit den Deutschen standen, wachsen nach und nach dem Deutschtum zu.

Auch die Tiroler Landschaft wird nun weiter ausgebaut; der größere Teil der Wohnstätten hier wurde erst durch die deutsch-bairische Besiedlung geschaffen. Während diese elschabwärts im Tale nicht viel mehr über Salurn hinausdrückt, kommt sie östlich davon im Gebirge mit ihrem Vorposten bis an den Südrand ihres Alpenlandes (die „Dreizehn Gemeinden“ nördlich von Verona und „Sieben Gemeinden“ nördlich von Schio). Die Rhätoromanen, die zwischen den Deutschen in Tirol sitzenblieben, traten größtenteils nach und nach in die deutsche Sprach- und Kulturgemeinschaft ein, ohne allen Zwang. Gleichzeitig mit der Ausbreitung in den Ostalpen schreitet auch schon die Besiedlung nach Ungarn vor (Burgenland, Preßburg, Ofen), wo bereits der Aufbau des Königreichs unter deutscher Mitwirkung im Gange war. Bei der Entwicklung des Bergbaus in Nordungarn kamen wohl nur Ober- und Mitteldeutsche in Frage. Die Gips am Fuße der Tatra wurde seit Mitte des 12. Jahrhunderts besonders von Schlesiern besiedelt. Um dieselbe Zeit setzte ein Ungarnkönig deutsche Bauern in Siebenbürgen an, sie erhielten im nächsten Jahrhundert starken Zuzug. Der Grundstock stammte aus den Mittelrhein- und Moselgegenden.

Noch weiter, nach der Walachei wie auch nach Kroatien und Slawonien kamen schon damals im Mittelalter deutsche Kolonisten.

2. Auf der mitteldeutschen Front gehen neben den Franken die Thüringer vor, jene mehr über das Erzgebirge hin, wohin überhaupt kaum Slawen kamen, diese nördlich davon unter Mitwirkung von Niederländern. Hier blieben Grüppchen von den passiven, weniger wehrhaften Sorben sitzen, kamen aber neben den rührigeren deutschen Kolonisten wirtschaftlich-sozial nicht mit, schrumpften ein und gingen meist in dem meißnisch-obersächsischen Menschenlag mit auf. Die mitteldeutsche Linie geht weiter in den Deutschschlesiern, die aber, von Tschechen, Polen, Wenden rings umgeben, schon früh zu einer selbstständigen Volksgruppe wurden. Sie bildete sich ganz in friedlichem Wachstum. Schon nach Ablauf eines Jahrhunderts, um 1300, standen hier an hundert deutsche Städte und mehr als tausend deutsche Dörfer, sehr bald hatte das Deutschtum die bisherige polnische Bevölkerung an Stärke und Kulturleistung überwachsen. Von Mittel- und Oberdeutschland her muß auch die Struktur des Deutschtums in Böhmen-Mähren erklärt werden. Schon die Merowingerzeit zeigt lebhafteste fränkische Handelsbeziehungen nach Böhmen, denen bald die Missionstätigkeit folgt. Und bereits im 11. Jahrhundert wird den Prager Deutschen ein Privileg erteilt. Der Hauptstrom der deutschen Siedler aber kam seit dem Ende des 12. Jahrhunderts, als die Ostkolonisation in vollem Gang war. Eine starke Zuwanderung ging auch von Niederösterreich über Südböhmen, Mähren, Schönbühlgau nach Nordmähren. Sie begegnet in diesem Gelände einer entgegenkommenden Bewegung von Schlesien aus.

3. In Norddeutschland wurde durch ihre Mittelstellung und ihren Aufbau von entscheidender Bedeutung die Kolonisation, die unter der umsichtigen und energischen Führung der Askaniern von der Altmark ausging, also selbst zum Teil schon von einer Kolonialbevölkerung getragen wurde. Die Grundlage für den märkisch-brandenburgischen Schlag gaben einerseits die askanischen Lande im niederländisch-thüringischen Mischgebiet, dann Altsachsen und wieder Niederländer. Letztere beiden sind auch wieder in dem mecklenburgisch-pommerschen Abschnitt vertreten, und zwar so, daß Nordniedersachsen und in zweiter Linie Westfalen in der Hauptmasse dieses Gebietes herrschen und in Hinterpommern zu ihnen ein niederländisch-niederfränkischer Einschlag kommt. Ditholstein wurde von Holsten selbst, Westfalen, Holländern, Friesen besiedelt; das niederdeutsche Element hier im überelbischen Lande erstarkte wieder so, daß es das jütisch-dänische allmählich wieder durch Schleswig zurückschob.

4. Im Nordosten entstanden zwei Kolonisationsgruppen, die in ihren Anfängen ganz ähnlich waren: im Baltikum und im alten Preußenlande. Beide erwachsen aus Eroberung, in beiden sind Ordensritter die Träger der Neuschöpfung: dort in Livland die Schwertbrüder, im Weichsel- und Pregellande die Deutschritter. Aber was im Deutschordensstaate noch möglich war, wollte in der baltischen Kolonie nicht mehr gelingen: den nötigen deutschen Bauernnachschub heranzubekommen. So blieb man dort im ersten Stadium stehen, es konnte sich nur eine dünne deutsche Herrschicht bilden.

Einzigartig und festgefügt baute sich das deutsche Volkstum im Preußenlande. Es verdient erwähnt zu werden, daß schon der Mutterstamm der vordeutschen Bevölkerung, die altbaltischen Aisten, ihre Kultur in engem Anschluß an die Ostgermanen entwickelt hatten. In der Ordenszeit gehen ihre Nachfahren, die Prusen, nach harten verlustreichen Kämpfen als Minderheit mit in den Neuaufbau ein. Ein guter Teil der deutschen Werkleute, die ihn schufen, stammte schon aus erprobten Geschlechtern des kolonialen Deutschlands. Schlesier z. B. finden sich südlich der Linie Elbing—Heilsberg. In den Küstengegenden und Niederungen herrschte wohl der niederdeutsche Siedler vor. Die „Wildnis“ von der Drenenz bis zur Rominte begann man erst seit 1330 zu besiedeln, zuerst mit einer nur dünnen Saat von Altpreußen und Zugüglern aus der Masau, einem südlich davon gelegenen altpreußisch-slawischen Mischgebiet; in den Städten und im ländlichen Großbesitz kamen noch Deutsche dazu. Aus dieser Pflanzung des 14. Jahrhunderts erwachsen die „Masuren“ (der Name kam erst Anfang des vorigen Jahrhunderts in Gebrauch). — Älter sind auch die Litauer in Preußen nicht, sie sind erst im 14. Jahrhundert hereingekommen.

Wichtig wurde als Verbindungsland nach Westen Pomerellen, dessen slawische Bewohner, der Ostflügel der Pomoranen, niemals zu den Polen haben gehören wollen. Ihre Fürsten begünstigten das Deutschtum. Anfang des 14. Jahrhunderts übernahm der Orden die Führung auch hier, und am Ende seiner Herrschaft (1466) war die Bevölkerung zur Hälfte deutsch, dabei das Bürgertum natürlich ganz deutsch.

Zwischen Preußen und Schlesien streckte sich Großpolen weit nach Westen und lud so nach beiden Seiten hin zur Einwanderung ein, die denn auch, zumal von Schlesien her, stark erfolgte. Welche Rolle sie gespielt hat, sieht man z. B. daran, daß die Stadtbücher in Krakau bis 1312 in deutscher Sprache geführt wurden. Die Eindeutschung von Westpolen wenigstens



87. Gebiet deutscher Siedlung im Nordosten.



----- Grenze des alten Österreich-Ungarn

88. Die Gebiete deutscher Siedlung im Südosten. 1 Kolonisationsgruppe Kremnitz-Deutsch-Probren. 2 Bips. 3 in Westungarn (Burgenland). 4 in Mittelungarn. 5 Tolna und Baranya. 6 Banat. 7 Szathmar. 8 Bukowina. 9 Siebenbürgen. 10 Batschka. 11 Untersteiermark, Krain, Südkärnten. 12 Gottschee. 13 Südtirol.

schien nahegerückt. Aber zweierlei fehlte: die deutsche oder dauernd deutschfreundliche Staatsgewalt und die natürliche Grenze, der Rahmen für feste Gruppenbildung. In dem ostwärts weit offenen Raum verzettelte sich die kolonisiatorische Kraft.

Im natürlichen Rhythmus des Weltgeschehens verebbte die Ostbewegung allmählich im 14. und 15. Jahrhundert. Der Nachschub aus dem Reiche hörte auf, und es setzte eine Gegenbewegung von Osten ein: Sturm laufen der Litauer und Polen gegen den Ordensstaat, Hussitenkrieg, Vordringen der Türken wirken in gleicher Richtung. Im Nordosten (in Westpreußen besonders, das 1466 unter polnische Schutzherrschaft kam) wie im Südosten (Ungarn und Siebenbürgen) hatte das Deutschtum schwerste Proben zu bestehen.

Die Reformation verschärfte dann die Gegensätze im Osten noch. Preußen wurde protestantisch, in Polen siegte die Gegenreformation. Überzeugungstreue evangelische Polen flüchteten nach Preußen. Dieser Gegensatz der Konfessionen wirkte durch das ganze Reich hin als Beweggrund für Ab- und Zuwanderung. Die französischen Refugiés und die Salzburger Emigranten sind nur besonders bekanntgewordene Fälle. Neben diesen bis ins 18. Jahrhundert fortwirkenden religiösen Antrieben treten nun gegen Ende des 17. bei den Regierenden wirtschaftlich-kolonisatorische Bestrebungen hervor; die Ostsiedlung wird von Hohenzollern und Habsburgern wieder aufgenommen. Freilich im Bereich der ersteren, in Ostelbien, ist die Grundstruktur der dortigen Volksgruppen kaum dadurch geändert worden. Es handelte sich vielmehr um deren gesunde Weiterentwicklung oder Wiedergefundaung.

Man brauchte mehr Wirtschaftskräfte; man gewann sie zumeist aus den Nachbarländern; einzelne Gruppen kamen auch weiterher, so z. B. die 12000 (nach anderen 20000) Salzburger, die Friedrich Wilhelm I. nach Ostpreußen, die Pfälzer, die Friedrich d. Gr. nach Pommern, die 1100 Schwabenfamilien, die er nach Westpreußen zog. Daß aber diese Provinz erst durch ihn „germanisiert“ sei, ist ein Märchen; denn der damalige Zuwachs betrug nur 2%. Es waren vielmehr bereits die 50% Deutsche da, als er Westpreußen 1772 übernahm. Sie haben die 300 Jahre Polenzeit überdauert, es sind sogar auch in dieser Periode noch neue deutsche Dörfer dort entstanden.

Bei der österreichischen Kolonisation in Ungarn dagegen, die sogleich dort einsetzte, als Ende des 17. Jahrhunderts die Türkenmacht gebrochen war, sind neue deutsche Volkstumszellen bedeutenden Umfangs in fremdvölkischer Umgebung geschaffen worden.

So besonders im neugewonnenen Banat in Südungarn. Diese Banater „Schwaben“ stammten nur zum kleineren Teil aus Schwaben, der Kolonistenstrom kam aus dem ganzen Süden und Westen des Reiches. In Westungarn ferner wuchsen die deutschen Inseln schon seit Ende des 17. Jahrhunderts. Im nordungarischen Bergland wurden sie aufgefrißt und vermehrt. In Galizien sowie in der Bukowina ging die von Joseph II. eingeleitete Zuwanderung bis weit in das 19. Jahrhundert fort.

An all diesen Gruppen deutscher Menschen formte der völkische Gegensatz, machte ihr Deutschtum innerhalb der Fremdvölker wach und wehrbereit, das Schicksal formte sie. Der brandenburgisch-preußische Staat schuf selber einen festen sicheren Rahmen für seine ostdeutschen Volkstumsgruppen.

Daß auch er, wenn auch nicht der Tendenz nach germanisierend, doch in einem tieferen Sinne germanisch wirkte, zeigte sich unter anderem an den Masuren. Die Gemeinschaft in einem Staat, zu dessen sachlicher, solider, straffer und dabei menschlich-weiser Führung man in Jahrhunderten Vertrauen fassen konnte, hat die Masuren zu guten Ostpreußen, Preußen und schließlich Deutschen gemacht.

Die Hauptkräfte, welche an dem Aufbau und der Formung der ostdeutschen Volksgruppen gearbeitet haben, übersehen wir nun: Herkunft, Stärke und Richtung der Siedlerströme, Lage und Gestalt der Räume, in welche sie mündeten, ferner die ethnographische Binnen-, Grenz-, Halbinsel- oder Inselstellung, in welche sie dadurch kamen, und das ethnographische Mischungsverhältnis, sodann Staat und Kirche und endlich die wirtschaftlich-sozialen Verhältnisse.

Letzteren müssen wir noch weiter nachgehen. Mit der allgemeinen wirtschaftlichen Wandlung arbeitet sich im Osten der Typ des landwirtschaftlichen Großunternehmers seit Ende des Mittelalters mehr und mehr heraus, auf Kosten des Bauerntums und damit auf Kosten des stammhaften Grundstods im Osten. Der größte Grundherr, der alte Hohenzollernstaat, erkannte die Gefahr, verlangte von den Großgrundbesitzern für jeden Bauern, den sie „legten“, einen Ersatz an anderer Stelle und schuf selbst in der Zeit von 1640—1780 etwa 30—40000 Vollbauern- und 100—120000 Kleinbauerngüter. Die liberalistisch fehlgeleitete Agrarpolitik des 19. Jahrhunderts hat diesen Gewinn zum größeren Teil wieder verpulvert, und man berechnet den Verlust an selbständigen Bauernstellen für diese Zeit auf mindestens 100000. Eine letzte Phase der Vorkriegszeit bildet dann die innere Kolonisation durch die Ansiedlungskommission in den gefährdeten Ostgebieten, die trotz der Widerstände bei fast allen damaligen Parteien von 1886—1918 etwa 40000 neue Bauerngüter entstehen ließ.

Gesamtentwicklung seit dem späteren Mittelalter.

Wir können nun diese bei der Betrachtung des Ostens gewonnenen Gesichtspunkte auf die Gesamtentwicklung übertragen. Genugsam bekannt ist die Wirkung des politischen Faktors im altdeutschen Bereich, das Überwuchern der landesherrlichen Gewalten und territorialen Kleinformen. Diese Kleinstaaterie hat sich besonders im Gebiet des deutschen Mittelgebirges ausgewirkt, durch dessen Struktur sie begünstigt wurde und in dem der größte Teil des Franken- und Schwabenstammes und der ganze thüringische sitzt. Dem Baiern- wie dem Altsachsenum kam es zugute, daß ihr Kerngebiet außerhalb dieser Mittelgebirgszone lag. Wo einzigartige Lage und alte Stammeskräfte zusammenkamen, wie im Falle der Niederlande und der Schweiz, führte das zu Sonderbildungen, bei denen die politische Loslösung und Eigenform naturgemäß auch die daran beteiligten Stammeselemente neu formte.

Gleichwohl hat der Partikularismus doch nicht ausschließlich zerlegend auf das alte Stammesleben gewirkt. Die landesbäterlich-patriarchalische Zeit hat vielerorten, wenn auch nicht der Tendenz doch der Wirkung nach, bodenständiges Stammvolk erhalten und oft durch liebevolle Kulturpolitik weiterentwickelt. Auch die alten Städte und Stadtstaaten wurden Kultursammelpunkte und -strahler und hielten Gruppen zusammen.

Bekannt genug sind sodann die Wirkungen des großindustriellen 19. Jahrhunderts, durch die dem rheinischen und westfälischen Landvolk und Stammestum Anbaufläche und Arbeitskräfte und auch den Ostgruppen Menschen entzogen wurden.

Nachdem nun Deutschland sowohl den politischen Partikularismus wie das liberalistische Wirtschaftssystem nach allen Richtungen und Regeln gründlich durchgemacht und durchprobiert hat und diese beiden Formen sich überlebt haben, werden sie nun abgebaut; die alten Grundlinien und Grundlagen der Stammesentwicklung treten wieder hervor. Dabei liegt es in der Natur der Sache, daß sich Stammesgebiete nicht wie Provinzen auf der Karte zeichnen; man wird meist ein Kerngebiet erkennen, um das sich Rand- und Übergangszonen legen, Mischgebiete, die oft sehr groß sein können. Ostdeutschland zeigt bei seinem übersichtlicheren, einfacheren geographischen und geschichtlichen Grundriß eine klarere Gruppierung in größeren Einheiten gegenüber dem Gebiet der alten westdeutschen Stämme.

Daß dabei die jetzigen politischen Grenzen nicht die Grenzen der geschichtlich gewordenen ostdeutschen Gruppen sind, gilt sowohl für das Volkstum im alten deutschen Ordenslande wie auch für Schlesien. Immer wieder muß betont werden, daß unmittelbare Stammesgenossen der Schlesier auf der anderen Seite der Sudeten, in der Tschechoslowakei wohnen, daß die ober-sächsische Gruppe sich nach Nordböhmen, die bairische sich über den Böhmerwald nach Nordwest hin fortsetzt.

Der politischen Grenze zwischen Mecklenburg und Pommern entspricht nicht eine Scheide im Volkstum.

Wie dieses in beiden Gebieten durch die Kolonisation mit den Altsachsen verknüpft ist, wurde früher schon gesagt. Außerdem besteht noch ein engerer Zusammenhang zwischen Mecklenburg und Pommern; jenes (außer dem östlichen Strelitzer Land) hat viele Züge volkstümlicher Überlieferung und Lebensform gemein mit dem angrenzenden Vorpommern; Erscheinungen, die dann in Mittel- oder Ostpommern abklingen oder sich wandeln.

Von Ost- nach Westelbien hinüberschreitend finden wir die Altmärker sodann noch außerhalb des reinen Altsachsengebietes. Wir müssen sie im Zusammenhang mit der märkisch-brandenburgischen Entwicklung sehen. Auf dem weiter südlich anschließenden Kolonisationsabschnitt geht der althüringische Schlag von der Saalegegend an in die neue Stammbildung der „Obersachsen“ über ohne eine scharfe Grenze. Doch kann man auch heute nicht den Thüringer und Obersachsen in ein Schubfach tun, das Volksbewußtsein macht einen deutlichen Unterschied. Und der thüringische behält seine Bedeutung als Mutterstamm und insbesondere durch seine deutsche Mittelstellung, in der er ebenso starke Wirkungen empfing wie ausstrahlte. Das zeigt sich auch an der nördlich davon sitzenden Gruppe.

Das Harzland und den Landstrich weiter bis zur Unstrut hin nahmen einst die Sachsen den Thüringern ab. Auf den Volksteil hier, der damals altsächsisch-niederdeutsch überschichtet wurde, übt seit lange der althüringische Mutterstamm eine starke Anziehung aus. Die niederdeutsche Sprachgrenze weicht nach Norden zurück, und auch wo in der Harzgegend noch niederdeutsch gesprochen wird, ist dem Volksschlage nach doch nicht mehr Niederdeutschland.

Es liegt nun nahe, auch in dem westwärts anschließenden Gebirgsteil engeren Zusammenhang mit den südlichen Nachbarn zu suchen und die Grenze zwischen Mittel- und Niederdeutsch, die hier von der Dialektforschung festgestellt wurde und die ja in Wirklichkeit nicht Linie, sondern Linienbündel, „Vibrationsraum“ ist, stammeskundlich aufzulockern. Die Nachbarstämme der Cherusker und Chatten hier waren ja nahe Verwandte. Die Nachfahren jener, die Leute an der Oberweser, zeigen in ihrer Art und Überlieferung denn auch entschieden eine andere Schattierung als das nördliche Flachland, und nach der anderen Seite hin weisen manche Spuren von der Oberweser weiter ins Fulda- und Werraland; aber es sind doch nicht Gemeinsamkeiten genug, um diese nördliche Hessengrenze ganz abzubauen. Das Hessentum hat doch auch wieder viel eigenes.

Das Restgebiet der altsächsischen Ausbreitung im Mittelgebirge bildet das Sauerland. Es liegt innerhalb der Grenzen der niederdeutschen Hausform und Mundart, geht dabei aber gegenüber Nordwestfalen eigene Wege, weist auch mitunter durch das bergische Land hin Beziehungen nach dem Rheinland auf.

Kurz, der ganze gebirgige Südstreifen von Niedersachsen ist eine Zone der Übergänge und Wechselwirkungen. Der altsächsische Block, der noch bleibt, ist das, was im norddeutschen Tiefland sitzt. Das Friesentum an seinem Küstenstreifen ist auf dem Wege, in diesem Block aufzugehen. Dagegen behauptet sich eine Gruppe westlich der Weser, bezeichnet etwa durch das Dreieck Essen—Paderborn—Meppen.

Sie entspricht der Entwicklung „Westfalen“, die sich sicher bis in die spätere Altsachsenzeit zurückverfolgen läßt. Auch von diesem westfälischen Kerngebiet spinnen sich manche Fäden nach Westen, nach dem Niederrhein hin.

Im Bereich des alten Franken- wie des Baiernstammes ergibt sich wieder eine Gruppierung aus den Abschnitten der Ausbreitung: Im ersten Hauptabschnitt des fränkischen Vordringens, der die Rheinlandestromaufwärts bis zum Hunsrück einschließlich und Taunus umfaßt, ist die landschaftliche Eigenentwicklung schon so weit gediehen, daß der Gesamtname der Franken für diese Gruppe ganz außer Gebrauch gekommen ist und man nur noch von Rheinländern redet. Ein weiterer Abschnitt der Ausbreitung brachte die Franken nach Süddeutschland. Wie sie sich hier im Fortgang der Kolonisation schieden in einen Westflügel, der die Nordhälfte des Oberrheinlandes nebst den flankierenden Gebirgen einnahm, und in einen Ostflügel im Mainlande, haben wir bereits.

Die spätere Staatsgebiets- und Volkstumsentwicklung hat diese Sonderung noch mehr herausgearbeitet. Bis dahin, wo die Naturgrenze ist, d. h. bis zu den Ausläufern der Oberrheinebene, reichte mainaufwärts der Mainzer Sprengel. Aschaffenburg gehörte noch zu ihm. Der östliche Teil, an dem allein heute noch der Name Franken haftet, unterscheidet sich durch gemäßigteres Tempo, durch reicher erhaltene Überlieferung, also konservativeren Zug, von dem westlichen des Untermain, Rheinhessens und der Pfalz.

Das Altbaiertum wird, wie sich aus der Stufenfolge seiner Stammesgeschichte ergibt, nicht durch die heutige politische Süd- und Südostgrenze umschrieben, es sitzt auch in Oberösterreich, Tirol, Salzburg; darüber hinaus liegt dann das Gebiet der bairischen Kolonisation, das sich so weit erstreckt wie hier im Süd-

often das geschlossene deutsche Sprachgebiet. Nach der anderen Seite greift Altbaiern nördlich über die Donau. Hier geht von der oberen Altmühl über die Nürnberger Gegend zum Egerlande hin ein breiter Landstrich, in dem sich bairische und fränkische Art begegnen und mischen.

Der alte alemannische Stammesname ist im Volksgedächtnis ganz verklungen. An sich wäre der Name Schwaben für die Gesamtheit heute das Richtige. Doch die Schweizer haben ihre eigene Entwicklung und demgemäß mit Recht auch ihren eigenen Namen, und die Elsäßer hatten sich in den letzten Jahrhunderten daran gewöhnt, als „Schwowe“ nur die Leute rechts des Rheins zu bezeichnen, und wollten selbst nur Elsäßer heißen. Indessen auf die Namen kommt es nicht in erster Linie an, sondern auf die lebendigen Kräfte, und deren Zusammenhang wird auf beiden Seiten empfunden. Und eine schwäbische Kerngruppe, die württembergische, auf die eine Zeitlang der Schwabenname willkürlich eingeschränkt worden ist, hat durch ihre energische kulturelle und wirtschaftliche Arbeit dafür gesorgt, daß der Name seinen vollen guten Klang behielt, und hat in ihrer Hauptstadt, die gerade in der Gegenwart reich aufblüht, dem Stammesleben ein starkes Zentrum gegeben. Auf schwäbischem Boden überschneiden sich nun alte und neuere Linien durch die Grenzziehung des Badener Landes, das sich weit in fränkisches Gebiet hinein erstreckt. In seiner unvollkommenen Gestalt erinnert es aber an die Tatsache, daß die oberrheinische Landschaft nebst ihrem Gebirgsrahmen eine natürliche Einheit ist und in der Staufenzzeit auch eine politische und kulturelle Einheit war, in der Franken und Schwaben zusammen wirkten.

Das aber führt uns zu der abschließenden Betrachtung, daß die Stämme und Gruppen ja nicht nebeneinander und aneinander gelegte Regierungsbezirke oder gar Staaten im Staate sind, deren Existenz und Wesen durch Grenzlinien auf der Landkarte zu umschreiben wäre, sondern Glieder einer Großfamilie, Kräftegruppen, die erst im Zusammenspiel zu rechter Entfaltung kommen, deren Existenz auf dem organischen Zusammenwirken in dieser Großfamilie beruht.

Schrifttum.

I. Zusammenfassend behandeln den Stoff: Zeuß, K., Die Deutschen und die Nachbarstämme, 1837 (wertvolles Material). — Müllenhoff, K., Deutsche Altertumskunde, 5 Bände, 1870—1900. — Bremer, O., Ethnographie der germanischen Stämme, 1899. — Meißner, A., Siedlung und Agrarwesen der Westgermanen und Ostgermanen usw. (1896). — Hoops, J., Reallexikon der germanischen Altertumskunde, 1911—18. — Schmidt, Ludwig, Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgang der Völkerwanderung, 1910—18. — Dasselbe, 2. Auflage, Bd. 1, 1934. — Madler, Jos., Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften I, 1912. — Schmidt, Ludw., Geschichte der germanischen Frühzeit, 1925 (dort S. 344 weitere Literatur). — Much, K., Deutsche Stammeskunde, 3. Aufl. 1920 (S. 6 weitere Literatur). — Lenschau, Th., Die deutschen Stämme, 1923 (Wissensch. u. Bildung 191). — Hellsbach, W., Die geophysikalischen Erscheinungen, 2. Aufl. 1917. — Deutsche Stämme, deutsche Lande. Deutsche Volkskunde in Einzeldarstellungen. Herausgeg. von Fr. v. d. Lehen (bisher behandelt: Niederdeutschland, Rheinland, Westfalen, Baden, Ostdeutschland, Schlesien, Schwaben, Sudetendeutschland, Siebenbürgen). — Stammeskunde deutscher Landschaften, herausgeg. von Paul Gaunert (bisher behandelt: Rheinland, Westfalen, Schleswig-Holstein, Friesland, Harzland, Obersachsen, Thüringen, Schlesien, Böhmerwald, Schwarzwald, Schwaben, Baiern). — Madler, Jos., Die deutschen Stämme, 1925. — Aubin, Hermann, Das deutsche Volk in seinen Stämmen („Volk und Reich der Deutschen“, herausgeg. von B. Harns, Bd. 1, 1929, S. 3). — Pfeiler, W., Deutsche Volksstammsgeographie, 1931. — Gradmann, K., Süddeutschland 1931 (die Kapitel: „Volk und Staat nach ihrer räumlichen Entwicklung“ und „Rasse, Sprache, Volkstum“ in Bd. I, sowie die Abschnitte über Besiedlung bei den einzelnen Landschaften in Bd. II). — Gaunert, P., Die Stämme im neuen Reich, 1933. — Der westdeutsche Volksboden. Herausgeg. von W. Volz 1925. — Vgl. ferner die Zeitschrift „Deutsche Hefte für Volks- und Kulturbodenforschung“ (1931 ff. mit Bibliographie).

Für das Kapitel „Anfänge“ außerdem: Schlüter, O., Die natürlichen Grundlagen der Besiedlung Deutschlands. Leopoldina 2, 1926. — Nedel, G., Germanen und Kelten, 1929. — Derselbe, Altgermanische Kultur, 1925 („Wissensch. u. Bildung“ 208). — Gradmann, K., Volkstum und Rasse in Süddeutschland („Volk u. Rasse“ I, 1926). — Aubin, H., Kelten, Römer und Germanen in den Rheinlanden, 1925.

II. und III. „Westgermanische Stammesentwicklung der Völkerwanderungszeit“ und „Die Stämme untereinander“. Häbel, K., Die Franken, ihr Eroberungs- und Siedlungssystem im deutschen Volkslande, 1904. — Steinbach, Fr., Studien zur westdeutschen Stammes- und Volksgegeschichte, 1926. — Des Marez, Le problème de la colonisation

franque dans la Basse Belgique (Mém. Acad. Belg. 1926). — Weller, R., Die Besiedlung des Alemannenlandes (Württemb. Vierteljahrschrift, N. F. 7, 1898). — Hund, A., Wanderungen der Alamannen (Bf. f. d. Gesch. d. Oberrheins, N. F. 32 u. 34, 1917 u. 1919). — Meß, Fr., Die ländlichen Siedlungen Badens (Bad. geogr. Abhandl. I, 1926). — Derselbe, Die Oberrheinlande, 1925. — Schrepfer, S., Landschaft und Volkstum im alemannischen Stammesgebiet (Geogr. Zeitschr. 36, 1930). — Jorner, R., Zur Ur- und Frühgeschichte Elsaß-Lothringens, 1901. — Schwerz, Fr., Die Völkerschaften der Schweiz (Studien u. Forsch. z. Menschen- u. Völkerkunde 13, 1915). — Kiezer, S., Die Landnahme der Bajuwaren (Sitzungsber. d. Akad. d. Wissensch. München 1920). — Schmidt, L., Die Einwanderung der Bayern (Bayernland 38, 1927). — Wagner, Fr., Die Römer in Bayern, 4. Aufl. 1928. — Liers, Fr., Bahrische Stammeskunde, 1933 (in „Stammeskunde deutscher Landschaften“, hrsg. von P. Baunert). — Bachmann, Marg., Die Verbreitung der slawischen Siedlungen in Nordbayern (Sitzungsber. Pphs.-Med. Sozietät Erlangen 56/57, 1924/25). — Wolff, G., Chatten, Hessen, Franken, 1919. — Klute, Fr., Boden, Vegetation, Siedlung usw. Oberhessens in zeitlicher Entwicklung (Verhandl. d. dt. Geographentages 22, 1927). — Schlüter, O., Die Siedlungen im nordöstlichen Thüringen, 1903. — Schulz, W., Die Germanen Mitteldeutschlands in den ersten Jahrhunderten (Anhalt. Geschichtsbl. I, 1925). — Köpcke, R., Thüringen in der deutschen Siedlungsgeschichte „Festschrift für A. Lille“, 1930). — Wähler, M., Die Bewohner Mitteldeutschlands (Mitteldeutsche Blätter für Volkskunde 5, 1930). — Plettke, A., Ursprung und Ausbreitung der Angeln und Sachsen, 1921. — Pfeiler, W., Niedersächsische Volkskunde, 1922. — Straßer, R. Th., Sachsen und Angelsachsen, 1931. — Borchling, G., u. R. Muuß, Die Friesen, 1931.

IV. Die Wiederbesiedlung des Ostens. Meitzen, A. (f. oben) Bd. II, 368 ff. — Derselbe, Der Boden und die landwirtschaftlichen Verhältnisse des preussischen Staates VI (1901). — Wendt, G., Die Germanisierung der Länder östlich der Elbe (1884/89). — Lamprecht, R., Deutsche Geschichte III. — Sebald, R., Unsere mittelalterliche Ostmarkenpolitik (1910). — Köpcke, R., Grundzüge der deutschen Wirtschaftsgeschichte, S. 145 ff. — Derselbe, Quellen zur Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im 12.—14. Jahrhundert, 1912. — Witte, S., Zur Erforschung der Germanisierung unseres Ostens (Hans. Geschichtsbl. 1908). — Schäfer, Dietr., Das deutsche Volk und der Osten (Vorträge der Gehe-Stiftung VII, 1915). — Derselbe, Osteuropa und wir Deutschen, 1924. — Mardz, G., Ostdeutschland in der deutschen Geschichte, 1920. — Hampe, R., Der Zug nach dem Osten, 1921. — Der ostdeutsche Volksboden. Aufsätze zu den Fragen des Ostens. Herausgeg. von Wilh. Volz. 2. Aufl., 1926 (behandelt den allgemeinen und wirtschaftsgeschichtlichen Verlauf, die vorgeschichtlichen, ethnischen, geographischen Voraussetzungen sowie die Einzelgebiete Böhmen, Ost- und Westpreußen, Mecklenburg). — Schmidt, Otto Ed., Die Wenden, 1926. — Ehrlich, B., Germanen, Balten und Slawen in Ostdeutschland in vor- und frühgeschichtlicher Zeit (Vergangenheit u. Gegenwart 19, 1929). — Schwarz, G., Die Frage der slawischen Landnahmezeit in Ostgermanien (Mitt. d. österr. Instit. f. Geschichtsforsch. XLIII, 1929). — Witte, Hans, Die neuesten Ergebnisse der Erforschung des Deutschtums im Osten (Forschungen u. Fortschritte IV, 1928). — Derselbe, Neue Arbeiten zur Deutschwerdung des Ostens (Volk u. Rasse V, 1930, VI, 1931, VII, 1932). — Heil, B., Die deutschen Städte und Bürger des Mittelalters (Aus Natur u. Geisteswelt 43). — Rietschel, S., Die Städtepolitik Heinrichs des Löwen (Histor. Bf. 102, 1909). — Ohnesorge, W., Einleitung in die lübische Geschichte (Bf. des Ver. f. Lüb. Gesch. 10, 1908). — Rietschel, A., Das Anwachsen der deutschen Städte in der Zeit der mittelalterlichen Kolonialbewegung (Abh. z. Verkehrs- u. Seegeschichte 4, 1910). — Schäfer, D., Die deutsche Hanse und das Auslandsdeutschtum (Das Deutschtum im Ausland, Heft 12, 1912). — Winter, F., Die Zisterzienser des nordöstlichen Deutschlands, 1868—71. — Derselbe, Die Prämonstratenser des 12. Jahrhunderts und ihre Bedeutung für das nördliche Deutschland, 1865. — Vogel, L., Ländliche Ansiedlungen der Niederländer und anderer deutscher Stämme in Nord- und Mitteldeutschland während des 12. und 13. Jahrhunderts (Progr. Döbeln 1897). — Naumann, L., Veranlassung, Umfang und Bedeutung der slawischen Siedlungen in der Provinz Sachsen (40. Neujahrsblatt der histor. Kommission f. d. Prov. Sachsen u. d. Herzogt. Anhalt, 1916). — Rudolph, Th., Die niederländischen Kolonien der Altmark Brandenburg im 12. Jahrhundert, 1889 (mit Quellen- und Literaturübersicht). — Raemmel, D., Anfänge deutschen Lebens in Österreich, 1909. — Zauler, D., Bemerkungen zur historischen Besiedlung der Alpen- und Karstländer (Geogr. Bf. 1908). — Krone, F. v., Die deutsche Besiedlung der östlichen Alpenländer (Forschungen z. deutschen Landes- u. Volkskunde III, 1888). — Straßsch-Grafmann, G., Geschichte der Deutschen in Österreich-Ungarn, 1895. — Raindl, R. F., Geschichte und Kulturleben Deutschösterreichs, 1929. — Bansa, M., Zur Geschichte der Besiedlung von Nieder- und Oberösterreich (Deutsche Geschichtsbl. V, 1904). — Wopfner, S., Tirols Eroberung durch deutsche Arbeit (Tiroler Heimat I, 1920). — Derselbe, Geschichtliche Heimatkunde (ebenda V/VI, 1924). — Derselbe, Entstehung und Eigenart des tirolischen Volkstums (Deutsche Feste f. Volks- u. Kulturbodenforsch. I). — Stolz, O., Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden, 1927 u. 1929. — Mannhardt, F. W., Südtirol. Ein Kampf um deutsche Volkheit, 1928. — Grögger, D., Die deutschen Walliser nach Herkunft und Sprache (Deutsche Erde 12, 1913). — Lessiak, Fr., Die Einheit Kärntens im Lichte der Namenkunde und Sprache, 1919. — Raindl, R. F., Geschichte der Deutschen in den Karpathenländern, 1907—1910. — Bleher, J., Das Deutschtum in Rumfungen, 1928 (darin Ansiedlungsgeschichte von R. Schilling, sowie eine Darstellung der Mundarten von S. Schmidt). — Edert, R., Die deutschen Siedlungen in der Slowakei (Karpathenland I, 1928). — Teutsch, G. D., Geschichte der Siebenbürger Sachsen I, 3. Aufl., 1899. — Müller-Langenthal, F., Die Siebenbürger Sachsen und ihr Land, 1912. — Teutsch, Fr., Die Art der An-

siedlung der Siebenbürger Sachsen (Forsch. z. deutschen Landes- u. Volkskunde IX 1, 1895). — Schullerus, Ab., Siebenbürgisch-sächsische Volkskunde, 1926. — Schulze, Ed. D., Die Kolonisierung und Germanisierung der Gebiete zwischen Saale und Elbe, 1896. — Albrecht, Chr., Die Slawen in Thüringen (Jahresschr. f. d. Vorgesch. der sächs.-thüring. Länder XII, 1925). — Wuttke, R., Sächsische Volkskunde, 2. Aufl., 1923. — Leipoldt, Joh., Die Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im Vogtland (Mitt. d. Ver. f. vogtl. Gesch. u. Altertumskunde, 36. Jahresschr. 1927/28). — Köpcke, R., Anfänge der Markgrafschaft Meißen (Meißnisch-sächsische Forschungen 1929). — Lehmann, R., Geschichte des Wendentums in der Niederlausitz bis 1815 (= Die Wenden. Forschungen z. Gesch. u. Volkstum usw., herausgeg. v. R. Köpcke, Heft II, 1930). — Weinhold, R., Die Verbreitung und Herkunft der Deutschen in Schlesien (Forschungen zur deutschen Landes- u. Volkskunde II u. III, 1886/87). — Grünhagen, C., Geschichte Schlesiens I, 1884. — Schulte, W., Die Anfänge der deutschen Kolonisation in Schlesien („Silesiaca“, Festschr. für C. Grünhagen, 1898). — Seidel, W., Der Beginn der deutschen Besiedlung Schlesiens (Darstellungen u. Quellen zur schlesischen Geschichte 17, 1913). — Pfizner, J., Besiedlungs-, Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte des Breslauer Bistumslandes I, 1926. — Derselbe, Die Besiedlung der Sudeten bis zum Ausgang des Mittelalters (Deutsche Hefte f. Volksboden- u. Kulturforsch. I). — Raindl, R. F., Zur älteren Geschichte der Deutschen in den Sudetenländern (Histor. Vierteljahrschr. 19, 1919). — Meutter, H., Das Siedlungswesen der Deutschen in Mähren und Schlesien bis zum 14. Jahrhundert (Aus Österreichs Vergangenheit 14), 1918. — Forschungen zur brandenburgischen und preussischen Geschichte 9, 19 u. 24 (Germanisierung der Mark, Altkanier). — Ohnesorge, W., Ausbreitung und Ende der Slawen zwischen Niederelbe und Oder (Zf. des Ver. f. lübische Gesch. 12 u. 13, 1911). — Gloh, A., Gang der Germanisation in Ostholstein, 1894. — Follers, J. U., Zur Frage nach Ausdehnung und Verbleib der slawischen Bevölkerung von Holstein und Lauenburg (Zf. d. Gesellsch. f. schleswig-holst. Gesch. 58, 1929). — Witte, H., Mecklenburgische Geschichte I, 1909. — Sommerfeld, W. v., Geschichte der Germanisierung des Herzogtums Pommern usw. (Staats- u. sozialwissensch. Forschungen, herausgeg. v. G. Schmoller 13, 1896). — Ostwald, P., Quellen und Literatur zur Geschichte des Ordenslandes Preußen (Deutsche Geschichtsbl. 15, 1914). — Derselbe, Zur Stadtverfassung im Lande des Deutschen Ordens (ebenda). — Ewald, A. L., Die Eroberung Preußens durch die Deutschen, 1872—1886 (4 Bände). — Bienemann, J., Die Kolonialpolitik des deutschen Ritterordens (Zf. f. Kulturgech. II, 1895). — Plehn, H., Die Besiedlung des Ordenslandes Preußen (Deutsche Erde II, 1903). — Krollmann, C., Die Besiedlung Ostpreußens durch den Deutschen Orden (Vierteljahrschr. f. Sozial- u. Wirtschaftsgesch. 21, 1928). — Ziesemer, W., Siedlungsgesch. Ost- und Westpreußens (Hansische Geschichtsbl. 33, 1928). — Gollub, H., Volkstum und Nationalität der Masuren (Deutsche Hefte für Volksboden- u. Kulturforsch. III). — Köhrich, B., Die Kolonisation des Ermlandes (Zf. f. Gesch. u. Altertumskunde d. Ermlandes 12—14). — Schmidt, C., Geschichte des Deutschtums im Lande Posen unter polnischer Herrschaft, 1904. — Höhlbaum, R., Die Gründung der deutschen Kolonie an der Düna (Hansische Geschichtsbl. II, 1872). — Cornius, W., Die baltischen Provinzen (Aus Natur u. Geistesw. 542, 3. Aufl. 1918). — Schumacher, W., Die Bedeutung der preussischen Könige für die Wiederbesiedlung des Deutschen Ostens (Korr.-Bl. d. Gesamtvereins d. dt. Geschichts- u. Altertumsver. 77, 1929). — Kuhn, W., Kleinsiedlungen aus friderizianischer Zeit (Diss. Danzig 1915). — Skalweit, A., Wieviel Kolonisten hat Friedrich d. Gr. angesiedelt? (Forschungen z. brandenburgischen u. preussischen Geschichte 24, 1911). — Schwarz, P., Die Urbarmachung des Warthebruchs in den Jahren 1767—1782 (Die Neumark 6, 1921). — Zietusch, J., Die innere Kolonisation im alten Preussisch-Schlesien (Zf. d. Ver. f. Gesch. Schlesiens 48, 1915). — Kallbrunner, J., Die deutsche Auswanderung nach dem Südosten in der Neuzeit (Korrespondenzbl. des Gesamtvereins der deutschen Gesch.- u. Altertumsvereine 78, 1930). — Raindl, R. F., Die Deutschen in Galizien und der Bukowina, 1916. — Ferner sei verwiesen auf folgende Schriftenreihen: „Schriften des Instituts für Grenz- und Auslandsdeutschtum an der Universität Marburg.“ — „Quellen und Studien zur Kunde des Grenz- und Auslandsdeutschtums“, herausgeg. im Auftr. d. Inst. f. Auslandskunde, Grenz- u. Auslandsdeutschtum. — Taschenbuch des Grenz- und Auslandsdeutschtums. In Verbindung mit A. Hillen Biegfeld und Heinz Hendriod herausgeg. von R. E. von Loesch.

VI. Gesamtentwicklung seit dem späteren Mittelalter. Peßler, W., Der niedersächsische Kulturkreis, 1925. — Was ist niederdeutsch? Beiträge zur Stammeskunde, herausgeg. von der Fehrs-Gilde, 1928. — Lauffer, D., Land und Leute in Niederdeutschland I, 1934. — Bahn, W., Heimatkunde der Altmark, 2. Aufl. 1928. — Lüttgens, C. M., Mitteldeutschland, 1921. — Rubin, H., Th. Frings, J. Müller, Kulturströmungen und Kulturprovinzen in den Rheinlanden, 1926.

Die soziale Gliederung und ständische Schichtung des deutschen Volkes und ihre Bedeutung für die Volkskunde.

Von Dr. Georg Fischer.

Die Aufgabe.

Wenn sich die Wissenschaft der Volkskunde nach langen Jahren vorwiegender methodologischer Auseinandersetzung wohl nicht zuletzt unter dem Eindruck des politischen und sozialen Erlebens der deutschen Gegenwart heute endlich wieder mehr ihrem eigentlichen Werk zuwendet, so nimmt sie als eine der wesentlichsten Erkenntnisse aus den zwar kampfesfüllten, aber doch reiche Frucht tragenden Tagen tieferer Klärung von Arbeitsziel und Arbeitsweise die Einsicht in die Bedeutung der traditionsgetragenen Gemeinschaftsbildungen und ständischen Schichtungen für Aufbau und Entfaltung des Volksganzen mit auf den Weg. Daß nicht ein einziger Volksteil alleiniger Gegenstand ihrer Bemühungen sein kann und daß neben dem stammlichen Gefüge auch die Gliederung des Volkes in soziale und mentale Gruppen bei ihrer Arbeit berücksichtigt werden muß, ist ihr mehr und mehr nahezu zur Selbstverständlichkeit geworden. Klarstellung des Wesens dieser vielfach verschlungenen Gemeinschaftswelt, um durch sie die seelisch-geistige Typik der einzelnen Volksschichten und -gruppen erkennen zu können, ist, weil „erst die Zusammenfassung der Volksgruppeneigenschaften ein Bild der geistigen Gesamthaltung eines Volkes ergeben kann“, wie Adolf Spamer schon vor vielen Jahren sagte, damit zu einer der wichtigsten Aufgaben weiterer volkskundlicher Forschung geworden.

Nicht zum erstenmal in ihrer Geschichte sieht sich freilich die Volkskunde vor sie gestellt. Schon damals, als sich nach dem Zusammenbruch der transzendenten Metaphysik des Mittelalters der deutsche Humanismus in kampf froher Zuversicht und mächtig empordrängender Schaffensfreude daran machte, ein erstes Bild deutschen volkhaften Wesens zu zeichnen, hat, wenn auch das Streben um die Erkenntnis stammesmäßiger Sonderart im Vordergrund seiner Bemühungen stand, es nicht an Versuchen gefehlt, auch die verschiedenen Gruppen der ständisch gegliederten Gemeinschaftswelt zu schildern und ihre Stellung im Volksganzen zu charakterisieren. Der sozialen Kritik jener gegenwärtigen Zeit entwachsen, fanden diese Absichten dann allerdings nicht so sehr im damaligen wissenschaftlichen Schrifttum einen Niederschlag, sondern haben vor allem in den Bildfolgen der wie die humanistischen Schriftsteller ebenfalls um die Erkenntnis der volklichen Gestaltungskräfte ringenden Künstler jener Zeit ihre Erfüllung erhalten. Sie waren es, meint bereits Wilhelm Heinrich Riehl, „welche das Volk als Volk malten“, es „nach Stand und Beruf“ wiedergaben und mit ihrer festen und treuherzigen Zeichnung der „sozialen Charaktergruppen“ einen wichtigen Beitrag zur „Selbsterkenntnis des Volkes“ und damit zur Entwicklung der Volkskunde lieferten. Hans Holbein hat so etwa seine 40 Blätter für den Holzschnitt gezeichnet, in denen er typische Vertreter der einzelnen Stände vorführt und ihr Sein und Wesen aus nacherlebender Einfühlung heraus mit den Mitteln künstlerischer Formung deutlich zu machen sucht. Hatte aber Holbeins Blattfolge sich von mittelalterlicher Denkart noch nicht völlig frei zu machen vermocht — schon daß sie sich äußerlich als Totentanz gibt, zeigt ihre zwiespältige Stellung —, so konnte 30 Jahre später Jost Amman seine „Eigentliche Beschreibung aller Stände“ vom „größten bis zum kleinsten“ erscheinen lassen, die, begleitet von Reimen aus Hans Sachsens verb-realistisch zeichnender Feder, nichts anderes mehr sein will als reine und treue Wesens-

Schilderung der einzelnen Volksschichten und sich vom verzerrenden Spott ebenso fernhält wie von sittenrichterlicher Überheblichkeit und strafender Moralpredigt. „Irem Ursprung, Erfindung und gebreuchen“ will er nachgehen, um ihr Wesen und ihr Zusammenwirken begreifen und ihre Bedeutung für das Volksganze verstehen zu können. Ebenso gottgewollt und naturgegeben wie „die wunderbarliche Struktur des Himmels“ erscheinen ihm ihre Art und ihre Ordnung, und deshalb hält er sie für darstellenswert und müht sich, sie mit zeichnerischen Ausdrucksmitteln psychologisch zu durchleuchten. Hat Jost Amman im folgenden Jahrhundert jedoch in Jan Joris van Vliet und in Christoph Weigel Nachfolger gefunden, so blieben die Ansätze zu einem tieferen Eindringen in die ständisch gegliederte Gemeinschaftswelt des deutschen Volkes, die sich im Schrifttum der werdenden Neuzeit — z. B. bei Felix Faber oder Johannes Bohemus — finden, zunächst ohne Fortsetzung.

Erst als nach rund zwei Jahrhunderten im Zeitalter der Aufklärung abermals eine Schicksalsstunde in der wechselvollen und enttäuschungsreichen Entwicklung der deutschen Volkskunde zur Wissenschaft angebrochen war, hat Friedrich Friese versucht, Glaubenswelt und Lebensform des Volksmenschen durch Eindringen in den Gemeinschaftszusammenhang einzelner Schichten zu erhellen. Von ihm ausgehende Anregungen sind es dann gewesen, die ein Jahrhundert später zunächst die Brüder Grimm dazu brachten, in ihrem 1813 in den „Altdeutschen Wäldern“ erschienenen Aufsatz über das Handwerksgelesenleben eine alle Stände gleichmäßig berücksichtigende Volkskunde — neben Adel und Bauertum wollten sie auch die Jäger, Schiffer, Bergleute, Studenten, Handwerker, Soldaten, ja sogar die Räuber in sie einbezogen wissen — wenigstens zu fordern. Bei dem Versuch, den durch den Sammeleifer jener Zeit bereits ansehnlich angewachsenen Volksliederbestand nach Stoffgruppen zu gliedern, war ferner auch ihr Zeitgenosse Friedrich David Gräter bereits zu der Erkenntnis von der Bedeutung der Schichten, Verbände und Altersklassen als Träger volkstümlichen Sangesgutes gekommen und bemühte sich, weiterbauend auf dieser Erkenntnis, die Lieder der einzelnen Gruppen dadurch dem Verständnis näherzubringen, daß er sie zusammen mit deren Leben und Brauchtum beschrieb, ohne daß dann freilich weder Gräter selbst noch andere folgerichtig und beharrlich in der gezeigten Richtung weitergegangen wären. Erst als um die Mitte des 19. Jahrhunderts Wilhelm Heinrich Mehl im Kampfe gegen doktrinen Liberalismus und materialistischen Sozialismus das Fundament einer „sozialen Volkskunde“ errichtet hatte, schienen alle diese Ansätze und Bestrebungen der Erfüllung nähergekommen zu sein. Mehl selbst hat wichtige Beiträge zur Erkenntnis der geistig-seelischen Haltung einzelner Volksschichten geliefert, und in den Schriften und Aufsätzen Oskar Schades hat eine der neben der bäuerlichen Volksschicht wichtigsten Teilgruppen des Volksganzen: das Handwerkertum, wenigstens für einzelne Seiten seines Daseins eine meisterhafte Darstellung und helllichtige Deutung erfahren, deren Ergebnisse auch heute noch als grundlegend angesehen werden müssen, wie er schließlich auch das handwerkliche Sangesgut in einer ersten Sammlung zusammengestellt und geordnet und manches Material für die Erkenntnis des Wesens anderer nichtbäuerlicher Schichten beigebracht hat. Weder die geistige noch die wirtschaftlich-soziale Entwicklung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war jedoch dazu angetan, solchen Absichten und Bestrebungen die Resonanz zu geben, deren sie bedurften, um zu voller Auswirkung gelangen zu können. Eine Zeit, die in bewußter Abkehr von der dem siegesfrohen Enthusiasmus der Befreiungsjahre erwachsenen Geistesrichtung glaubte, die Lösung aller „Welträtsel“ im Gegenseitigkeitsverhältnis von Kraft und Stoff gefunden zu haben und alles Geistig-Seelische aus der bloßen Materie ableiten zu müssen, bot nicht den Boden, auf dem sich die Einsicht in die das Volksganze gestaltenden psychischen Grundkräfte fruchtbar zu entfalten vermochte. Nur von wirtschaftlichen Energien wollte man Volk, Staat und Gesellschaft beherrscht und gestaltet wissen, und im Kreise der Wissenschaften mußte die Volkskunde um so mehr ein wenig beachtetes und nicht selten nachsichtig belächeltes Nischenputtelbesein führen, als sie es nicht verstand, die Anregungen Wilhelm Heinrich Mehls zu nutzen, sondern sich im wesentlichen in philologischer Kleinarbeit und emsigem Sammlertum erschöpfte, bis sie endlich gegen Ausgang des

Jahrhundert^s der Vorstoß Karl Weinholds zunächst äußerlich, der bald sich entspinrende Methodenstreit schließlich aber auch innerlich zu neuem Leben erweckte.

Mit der Rückbesinnung auf Wilhelm Heinrich Riehl, welche darauf vor allem in der Nachkriegszeit einsetzte, brach sich auch das Verständnis für die Notwendigkeit einer Ausdehnung des volkshundlichen Forschungsbereiches auf alle Schichten der Bevölkerung wieder langsam Bahn, und von da war dann der Schritt nicht mehr weit zur Erkenntnis der wesenhaften Bindung allen urtümlichen Volksgutes an jene traditionsgetragenen und von lebendigem Gesamtbewußtsein erfüllten Gemeinschaftsbildungen, wie sie in allen Teilen und Schichten der Bevölkerung aus blutmäßiger Verbundenheit, nachbarlichem Zusammenleben und genossenschaftlicher Arbeitsverknüpfung im Laufe einer langen Entwicklung eigenkräftig emporgewachsen sind und die vielfältigen Äußerungen volklichen Lebens geformt haben. Der Ansaß volkshundlicher Forschung war damit wieder an den Punkt verlegt, wo ihn schon Wilhelm Heinrich Riehl gesucht und gefunden hatte: von der bloßen Sammlung und Inventarisierung eigenartiger Sachformen und kurioser Glaubensvorstellungen und Brauchtumsüberbleibsel weg zum gemeinschaftsgebundenen Volksmenschen der Gegenwart selbst. Was bisher bewußt oder unbewußt wissenschaftlicher Selbstzweck gewesen war, wurde abermals zum Mittel. Mit erneuertem Erkenntniswillen und in einer endlich in sich geklärten Erkenntnishaltung begann man nun durch die Massen aufgehäuften Stoffes zu den Kernfragen volkshundlicher Betrachtung durchzustößen, und sah man jetzt wie Riehl wieder in der Analyse der gemeinschaftsgeformten seelisch-geistigen Artung des Volksmenschen das Ziel volkshundlicher Arbeit, so hatte man damit auch die Einsicht in die Bedeutung der mannigfachen gesellschaftlichen Gebilde für Aufbau und Entfaltung volklichen Lebens gewonnen. Eine neue Aufgabe erwuchs damit der volkshundlichen Forschung als Voraussetzung weiterer Arbeit: sichere Aushebung und scharfe Abgrenzung der in Frage kommenden Gemeinschaftsformen erweisen sich als notwendig, und daneben wird weiter eine Klärung ihres gesellschaftlichen Strukturgehaltes angestrebt werden müssen, weil aus ihm vor allem Tiefe und Nachhaltigkeit ihres sozialpsychischen Einflusses sich werden verstehen lassen. Die Untersuchung wird sich dabei, will sie zu einwandfreien Ergebnissen kommen, aber nicht auf die Klarlegung der Gegenwartslage allein beschränken dürfen, sondern muß vielmehr auch die geschichtliche Entwicklung jener auf geschlossener Gesamtgeistigkeit sich gründenden gesellschaftlichen Gebilde verfolgen. Die eingehende Erforschung des historischen Prozesses, in dessen Verlauf auf der Grundlage naturgegebener und daher nicht zeitbedingter urtümlicher Grundhaltung unter dem schöpferischen Einfluß starken Gruppenbewußtseins und lebendigen Gemeinschaftsgefühls sich aus rassistischer Erbanlage und geschichtlichem Schicksal, arteigenem Kulturbesitz und übernommenem wesensfremdem Lehngut die seelisch-geistige Typik der einzelnen Volksschichten formte und so aus dem germanischen Bauernkrieger der Vorzeit mit seiner im ganzen einheitlichen geistig-seelischen Struktur allmählich die mannigfachen Schattierungen und vielerlei Abarten des deutschen Volksmenschen sich entfalteten, wird auch die wesensgestaltenden Baukräfte des heutigen Volkslebens und die tragenden Grundelemente der gegenwärtigen volkshundlichen Geisteshaltung mit aufhellen helfen.

Die Volkskunde und die industrielle Massengesellschaft des 19. Jahrhunderts.

Sicher unter den Aspekten letzter geistiger Ziele, aber doch um recht handfeste Wirklichkeiten herum und aus sehr greifbaren Lebensnotwendigkeiten heraus haben sich in ihrer Mehrzahl die Einzelwissenschaften seit Mittelalter und Renaissance entwickelt. Staatslehre und Jurisprudenz etwa fanden Kern und Stütze für Begriff und Lehre in der eindeutigen Realität des Staates, den Naturwissenschaften ergaben sich Gegenstand und Gestaltung aus dem Zwang zur Bewältigung der naturbedingten Gegebenheiten des Daseins, und die irdischen Kampfziele kirchlich-konfessionellen Machtkampfes waren es, die selbst der Theologie vielfach Richtung gaben und Grenzen setzten. Der pragmatistische Charakter, den einer der großen revolutionären Neuschöpfer abendländischer Geistigkeit, Francis Bacon, aller wissenschaftlichen Arbeit zuschrieb,

wenn er in hochgespanntem Vertrauen auf die Fähigkeiten des menschlichen Geistes ihren Sinn darin fand, *efficaciter operari ad sublevanda vitae humanae incommoda* (*De Dignitate et Augmentis Scientiarum*), und aus selbstlicherer Zubericht auf die unbegrenzte Erweiterung menschlichen Könnens ihre Aufgabe in einem *genus humanum novis operibus et potestatibus continuo dotare* (*Cogitata et Visa*) sah, hat bis ins 19. Jahrhundert hinein wohl keiner Wissenschaft ganz gefehlt.

Der tiefgreifende Umschwung des geistigen Lebens, der sich unter dem Einfluß der großen idealistischen Bewegung in der deutschen Wissenschaft seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts anbahnte und mit dem Aufkommen der historischen Schule im Zeitalter der Romantik vollendete, führte jedoch zu einer grundlegenden Änderung. Aus einer neuen Gesamtauffassung der Welt heraus wechselte die Wissenschaft ihren Charakter, sie wird nun staatsfremd und lebensfern. In einer Polemik von symbolhafter Bedeutung hat diese veränderte Haltung ihren ersten denkwürdigen Ausdruck gefunden. Als mit dem Ende der napoleonischen Zwingherrschaft in den Freiheitskriegen die Stunde gekommen schien, das zusammengebrochene Reich kraftvoll zu erneuern, und dabei mit leidenschaftlicher Wärme weithin die Forderung erhoben wurde, durch ein nationales Gesetzbuch ein einheitliches deutsches Recht zu schaffen, um damit den dynastischen Partikularismus ebenso zu überwinden wie die geistige Abhängigkeit von fremdem Recht, da erhob in Carl von Savigny die historische Rechtsschule ihre kühle Stimme und bestritt mit ernüchternder Ruhe und vornehmer Zurückhaltung jeden „Beruf der Zeit für Gesetzgebung“. Wurde diese ablehnende Kritik einer nationalpolitischen Forderung durch die gelehrte Gründlichkeit ihrer Unterbauung auch zum fruchtbaren Ausgangspunkt einer sich nicht auf die Rechtsgeschichte beschränkenden wissenschaftlichen Entwicklung, so war sie doch zutiefst getragen von einer quietistischen Grundstimmung, in der spätere Generationen mit Recht einen Verzicht auf ein die Wirklichkeit bewußt gestaltendes Handeln und ein Hemmnis zu verantwortungsbereiter Tat sehen mußten. Einem Idealbild wissenschaftlicher Vollkommenheit zuliebe sah Savigny über ein zwingendes Gebot nationalen Lebenswillens gelassen hinweg und lähmte als echter Vorläufer des Geistes der Restaurationszeit mit dem Gewicht seiner machtvollen Persönlichkeit die ungehinderte Entwicklung einer verheißungsvoll sich ankündigenden politischen Wandlung.

Auch der Volkskunde jener Zeit blieb diese tragische Verstrickung nicht erspart. Aus ihrer Geschichte Unwegdenkbares hat sie zwar damals vor allem in den verehrungswürdigen Gestalten der Brüder Grimm hervorgebracht. Aber diese waren doch auch Schüler Savignys gewesen, von dem Jacob Grimm in seiner Selbstbiographie bekannte, daß er auf ihr ganzes Leben und Studieren den entschiedensten Einfluß erlangt hätte. Wie Savigny selbst zwar voll warmen und echten vaterländischen Fühlens, fehlte ihnen doch der leidenschaftliche Impuls national- und sozialpolitischen Wollens, der etwa die volkskundlichen Bemühungen eines Justus Möser getragen hatte und in ihrer Zeit die Schriften Ernst Moriz Arndts und Friedrich Ludwig Jahns belebte. Erst Wilhelm Heinrich Riehl — nicht durch Zufall in der gleichen Zeit, in der auch die Geschichtsschreibung von der Schule der politischen Historiker aus der heiß erlebten Erkenntnis nationaler Notwendigkeiten heraus einen frischen Sinn erhält — gibt der Volkskunde Lebensnähe und Gegenwartsbezogenheit zurück, stellt ihr aufs neue ihre national- und sozialpolitische Aufgabe und sichert ihr damit endgültig Ziel und Inhalt. Aber die Welt, die den Gegenstand volkskundlicher Arbeit zu bilden hatte, war in der Zwischenzeit grundlegend gewandelt worden. Ein Forscher, der nun „die Erkenntnis des Volkslebens als solchen zum bewegenden Mittelpunkt seines Schaffens“ machen wollte, wie Riehl es tat, sah sich einer Situation gegenüber, die, verglichen mit der, welche die Brüder Grimm bei Beginn ihrer Arbeiten vorgefunden hatten, eine völlig andere geworden war. Unter dem auflösenden Druck jener Mächte, welche die mit dem Beginn des Jahrhunderts einsetzende Revolutionierung der Technik aus sich erzeugte, war die durch die rücksichtslos regulierenden Eingriffe des absolutistischen Staates der Aufklärungszeit ohnehin bereits in ihrem Kern geloderte alte Volkordnung inzwischen zerfallen und eine in sich gegensätzlich gespaltene Klassengesellschaft an ihre Stelle getreten. In der rasch steigenden Flut der anwachsenden kapi-

talistischen Industriewirtschaft verloren in Dorf und Stadt immer größere Teile der Bevölkerung den Boden unter den Füßen, der sie seit Jahrhunderten wirtschaftlich und sozial getragen hatte, wurden in die entstehenden Industriezentren gerissen und tasteten dort in leidenschaftlich erregter Unruhe nach neuen Grundlagen für ihr geistiges und wirtschaftliches Dasein. Mit der ständischen Entwurzelung großer Volksteile waren aber auch jene überkommenen Gemeinschaftsbildungen gelockert und zerlegt worden, in denen sich die vielfachen Formen volksmenschlichen Glaubens, Denkens und Handelns gebildet und entfaltet hatten. Neue, völlig andersgeartete gesellschaftliche Bindungen entstanden auf dem Trümmerfeld der zerbrochenen ständischen Volksordnung; an ihre Stelle trat ein System sich bekämpfender Interessenparteien, die sich auf Kräften aufbauten, welche in den früheren Gemeinschaftsbildungen keine Rolle gespielt hatten: auf sozialem Egoismus und ökonomischer Ratio. In ihnen ging die sich auf assoziativem Denken gründende geistige Haltung des Volksmenschen zwar nicht unter, aber sie wandelte sich, und ihre Ausdrucksformen verloren mit dem Versinken der Gemeinschaftsbindungen der alten Volksordnung gerade das, was sie bisher vor allem gekennzeichnet hatte: Dauer und Stete.

Als die Volkskunde nach dem Bogen, den sie gegangen war, um von Justus Möser zu Wilhelm Heinrich Riehl zu kommen, sich endgültig über Ziel und Weg ihrer Arbeit klar geworden war, da hatte sich ihr Gegenstand von Grund auf verändert: das Volk war zur industriellen Massengesellschaft geworden. Wo früher der Handwerksmeister in engster Gemeinschaft mit seinen Gesellen und eingeordnet in den sein ganzes Leben regelnden Zunftverband die Idee der „Nahrung“ zu verwirklichen bestrebt gewesen war, da stand nun der von entfesseltem Gewinnstreben getriebene gewerbliche Unternehmer in einem in Doppel-front gegen Konkurrenz und Arbeitskraft zu führenden Wirtschaftskampf, und wenn einst der Bauer in nachbarlichem Zusammenwirken seinen Acker gemäß den unveränderlichen Formen überkommener Gemeinschaftswirtschaft bestellt hatte, so trieb jetzt der Landwirt abhängig von den harten Gesetzen, die ihm die Absatzbedingungen des Weltmarktes diktierten, eine risikoreiche freie Fruchtwechselwirtschaft.

Zu dieser, wenn auch in den vorhergehenden Jahrhunderten sich schon allmählich vorbereitenden, aber doch sich erst jetzt mit voller Wucht durchsetzenden Wandlung des Wirtschaftsdenkens und der Sozialgesinnung traten — und zwar ebenfalls als unmittelbare Folgen der gigantischen Entfaltung des kapitalistischen Industrialismus — noch einige weitere, nicht nur die soziale Struktur des ganzen Volksaufbaus, sondern auch die psychische Struktur des einzelnen Volksmenschen beeinflussende Veränderungen. Zunächst eine absolute Zunahme der Bevölkerung in einem in der bisherigen Entwicklung noch nicht erlebten Ausmaß. Zwar hat Deutschland — schon von Sebastian Frand wurde das beobachtet — von jeher zu den kinderreichen Ländern gehört. Hatte sich infolgedessen auch seine Volkszahl, wie Rudolf Rössche in vorsichtiger Schätzung zweifellos zutreffend errechnet hat, trotz aller Rückschläge von etwa $2\frac{1}{2}$ —3 Millionen Menschen in spätkarolingischer Zeit auf 7—8 Millionen unter Friedrich Barbarossa vermehrt, war sie dann bis 1500, unter gleichzeitiger allmählicher Zunahme der Bevölkerungsdichte von 5—6 Einwohnern je Quadratkilometer in der späten Merowingerzeit auf mindestens 20, bis über 12 Millionen angewachsen und betrug 1800 etwa 24,5 Millionen, so hat sie sich in dem einen 19. Jahrhundert weit mehr als verdoppelt. Indem sie im Durchschnitt von Jahr zu Jahr um 8,9 auf 1000 der Bevölkerung stieg, erhöhte sie sich trotz einer mit 5 Millionen Menschen sicher nicht zu hoch angenommenen Auswanderung in diesem Zeitraum auf rund 65 Millionen. Wo zur Zeit der Brüder Grimm etwa 40 Menschen auf dem Quadratkilometer saßen, da waren es in Riehls Tagen 66 und bei Karl Weinholds Tod 120.

Es war aber nicht ihr gewaltiges Ausmaß allein, das diese Entwicklung von höchster Bedeutung auch für die Volkskunde werden ließ. Noch tiefer als die absolute Zunahme der Bevölkerung beeinflusst es ihren Forschungsgegenstand, daß diese Zunahme weder örtlich noch in den einzelnen Volksschichten gleichmäßig erfolgte. Als die Brüder Grimm sich dem Volk beobachtend und forschend zuwandten, da waren noch $\frac{9}{10}$ der deutschen Bevölkerung Bewohner des flachen Landes. Von dem restlichen auf die Städte entfallenden

Zehntel aber lebte fast die Hälfte, nämlich 47 v. H., in Kleinstädten und auch davon wieder ein annäherndes Drittel — 31 v. H. — in Gemeinden unter 10000 Einwohnern. Nur $\frac{1}{6}$ der damaligen deutschen Städter war in Großstädten mit mehr als 100000 Menschen ansässig. Selbst die städtische Volksschicht war aber damals mit dem bäuerlichen Leben immer noch unmittelbar verbunden, ja trieb, wie in den vorhergehenden Jahrhunderten als „Aderbürger“ wohl selbst Landwirtschaft, wenn nicht im Hauptberuf so doch wenigstens im Nebenerwerb. Es gab — schon Wilhelm Heinrich Riehl hat darauf hingewiesen — eine Masse echter „Bauernstädte“, von denen man spottend sagen konnte: „Wenn alle Bauern aus der Stadt ins Feld gegangen sind, dann ist kein Bürger mehr zu Hause.“ Als Riehl es unternahm, den Aufbau des deutschen Volkes nach Gruppen und Schichten zu schildern, da war das Bild — er selbst hat es mit Nachdruck festgestellt — ein wesentlich anderes geworden. Und doch hat die eigentliche städtische, besonders großstädtische Bevölkerungsvermehrung erst weitere 20 Jahre später im Gefolge des wirtschaftlichen Aufschwungs, den die siegreichen deutschen Einheitskriege herbeiführten, eingesetzt. Erst nach 1871 wirkten sich der „Zug in die Stadt“ und die „Landflucht“ voll aus; erst jetzt fiel der Anteil der Landbevölkerung am Volksganzen von immerhin noch $\frac{3}{5}$ in raschem Sinken auf schließlich knapp $\frac{3}{10}$ und stieg der Anteil der Stadtbevölkerung im umgekehrten Verhältnis. Und nicht nur relativ, sondern trotz der starken Volkszunahme auch absolut verminderte sich die Landbevölkerung in diesem Zeitraum, während sie bis dahin anteilmäßig zwar zurückgegangen war, absolut aber ihren Bestand trotzdem hatte vermehren können.

Gleichzeitig erfolgen in der städtischen Bevölkerungsgruppe selbst tiefgreifende Umschichtungen. Hatten 1871 nur 4,8 v. H. der Gesamtbevölkerung in Großstädten, in Mittelstädten dagegen 7,7 v. H. und in Kleinstädten 11,2 v. H. gewohnt, so waren es 1910 in den Großstädten 21,28 v. H., in Mittelstädten 13,37 v. H. und in Kleinstädten 14,13 v. H. Ein paar Einzelbeispiele machen das noch deutlicher: während die Einwohnerzahlen der Mittel- und Kleinstädte erheblich langsamer zunahmen, hat in der Zeit von 1800—1900 sich so etwa Hamburg verzehnfacht, Berlin verelfacht und Leipzig gar verbierzehnfacht. In den Industriestädten des Westens ist diese Entwicklung teilweise sogar noch rascher gegangen: Dortmund z. B. hat seine Bewohnerzahl allein in den letzten 50 Jahren verachtacht.

Begleitet war dieses einseitige Anwachsen der großstädtischen Bevölkerungsgruppe aber auch von einer bedeutungsvollen Berufsumschichtung: gab es z. B. in Preußen im Jahre 1816 noch ebensoviel Handwerksgejellen und -lehrlinge wie Fabrikarbeiter, so war bereits 1846 der Anteil der Fabrikarbeiter an der Gesamtbevölkerungszahl auf mehr als das Doppelte gewachsen. Dazu kommt weiter, daß auch der Altersaufbau und die Gliederung nach Geschlechtern in der Stadtschicht andere wurden. Waren sie früher in der Stadt annähernd die gleichen gewesen wie auf dem Lande, so überwiegen nun im Gegensatz zu vorher in den Großstädten die mittleren Altersklassen von 15—40 Jahren, und auch das weibliche Geschlecht ist dort zahlreicher vertreten als in den ländlichen Gemeinden.

Diese ganze Entwicklung hat sich ferner — und auch das ist von größter Bedeutung für die Volkskunde — in den einzelnen deutschen Ländern und Gebieten in durchaus verschiedener Stärke durchgesetzt. Bayern etwa ist mit seiner hohen Kindersterblichkeit und geringen Industrie an ihr nicht in dem gleichen Maße wie Nord- und Mitteldeutschland beteiligt. Seine Bevölkerung z. B. hat in den Jahren von 1871—90 nur um 42 v. H. zugenommen, während die Preußens sich im gleichen Zeitraum um 63 v. H., die Sachsens gar um 88 v. H. vermehrte. Wenn auch der Einfluß dieser Entwicklung auf die geistig-seelische Haltung des Volkes nicht in Ziffern ausdrückbar ist, so mögen doch einige Ergebnisse der Kirchenstatistik angeführt werden, um wenigstens seine Richtung zahlenmäßig anzudeuten: Während die Teilnahme am Gottesdienst — allerdings mit sehr großen örtlichen Unterschieden, die sich in Bomhundertjahren der Erwachsenen-seelenzahl zwischen 0,3 für Neukölln und 28,3 für Baden bewegen — auf einen bemerkenswerten Tiefstand stürzt und die Abendmahlsbeteiligung ebenfalls von Jahr zu Jahr sinkt — in Preußen vermindert sie sich z. B. von 52,6 v. H. der evangelischen Einwohner im Jahre 1862 auf 39 v. H. für 1900 und 22 v. H. für

1930, wogegen die entsprechenden Zahlen für 1862 und 1930 in Sachsen 72 v. H. und 22 v. H., für Hannover 66 v. H. und 40 v. H., für Bayern 77 v. H. und 53 v. H. betragen —, ist die kirchliche Trauziffer nicht im gleichen Umfang zurückgegangen und weist eigentlich nur in den Städten eine — in einigen Großstädten, wie Berlin und Hamburg, freilich sehr starke — Tendenz nach unten auf. Einigermassen gleichbleibend, teilweise sogar steigend, ist dagegen seit 1880 die Ziffer für kirchliche Begräbnisse.

Das deutsche Volk war also im Verlaufe eines einzigen Jahrhunderts gruppen- und schichtenmäßig ein völlig anderes geworden. Die Stadt, und zwar die Großstadt beherrschte nun seinen sozialen Aufbau, die ländliche Schicht war zur gesellschaftlichen Minderheit geworden — ein Bild, das sich noch verschärft, wenn man sich die Tatsache vergegenwärtigt, daß sich — war früher die Stadt stark agrarisch durchsetzt — jetzt gewerbliche Unternehmungen auch auf dem Lande auszubreiten beginnen und sich ein reiches handwerkliches Dorfgewerbe bildet, ja in einzelnen Landschaften sogar als neuer Typus förmliche Industriedörfer entstehen. Es ist nun — es wurde bereits angedeutet — nicht nur der Bevölkerungszuwachs, den das 19. Jahrhundert aus sich hervorbrachte, gewesen, der sich in so einseitiger Weise verteilte, es vollziehen sich vielmehr im Verlaufe dieses Jahrhunderts auch innerhalb des Volkes Wanderbewegungen, von denen man mit Recht sagen konnte, daß es ihresgleichen in der Geschichte bisher nicht gegeben hätte. Nicht allein haben Gebiete rein landwirtschaftlichen Gepräges erhebliche Teile ihrer Bevölkerung an industrielle Gebiete abgegeben — so betrug z. B. nach der Berufszählung von 1907 der Wanderungsverlust Ostdeutschlands über 2 Millionen Personen; während die Industriezentren gleichzeitig einen Wandergewinn von fast 58 v. H. des Geburtenüberschusses zu verzeichnen hatten, sind dort $\frac{3}{4}$ der durch Geburtenüberschuß zugewachsenen Bevölkerung nicht in ihrer Heimat geblieben — sondern es hat sich auch innerhalb der industriellen und namentlich der städtischen Schicht ein Bevölkerungsaustausch von bis dahin nicht erlebten Ausmaßen vollzogen.

Zu der unerhört starken Bevölkerungszunahme und der tiefgreifenden Bevölkerungsumschichtung trat aber als für die volkswissenschaftliche Forschung bedeutsam noch ein Weiteres. Wenn auch die technisch-ökonomische Revolution das frühere Gesellschaftsgefüge radikal zertrümmert und die alten Gemeinschaften weitgehend aufgelöst hatte, so wurde der Volkskörper doch nicht oder jedenfalls nicht überall und nicht dauernd zu einem bloßen Haufen zusammengeschütteter Sandkörner. Die neue soziale Situation schafft neue soziale Gebilde. In Vereinen und Bünden, Korporationen und Körperschaften, Parteien und Interessenverbänden, Genossenschaften und Gewerkschaften finden sich die Glieder der industriellen Massengesellschaft in Gegensatz und Zusammenpiel nach und nach wieder gruppenmäßig zueinander, und sogar der Staat greift hier und da ein und fügt mit seinem Willen und für seine Zwecke weitere gesellschaftliche Bindungen. Aber was sich auch alles an neuen Zusammenschlüssen herausbilden mochte, es war von einem im tiefsten Wesen anderen Geist geformt als das, was in der untergegangenen ständischen Volksordnung an eigengesetzlichen gesellschaftlichen Gestaltungen bestanden und die geistig-seelische Struktur des Volksmenschen mitbestimmt hatte. Reine Zweckverbände waren es, die an die Stelle der alten Lebensgemeinschaften traten, und wo als Fremdkörper in der neu sich formierenden Gesellschaft Teilstücke der alten Gemeinschaftsbildungen erhalten blieben, da begann doch ihren Adern das Blut zu versiegen, das sie jahrhundertlang belebend durchpulst hatte.

Zweierlei war die Folge dieser Situation für die Volkskunde. Zunächst: wenn Riehl selbst auch wußte, daß Millionen Deutscher seiner Zeit „der einheitliche Begriff des deutschen Volkes“ „bloß ein totes Wort“ blieb, so war doch neben ihm vielen seiner Zeitgenossen „Volk“ auch jetzt noch die erlebte Realität einer sich aus geschlossenen Gemeinschaftskreisen organisch aufbauenden Ganzheit. Den folgenden Generationen ging jedoch infolge der Wandlung der sozialen Struktur, die sich immer mehr und immer rascher vollzog, dieses Bewußtsein schließlich so sehr verloren, daß die Volkskunde, als sie sich aus der meist recht zusammenhanglos betriebenen Detailarbeit allmählich wieder zu ihren eigentlichen Aufgaben zurückzufinden begann, erst einmal in mühsamen Erörterungen festzustellen gezwungen war, was sie denn überhaupt unter dem Begriff

„Volk“ zu verstehen habe, wobei sie infolge ihrer Scheu vor den sozialen Realitäten der Gegenwart nur mit knapper Not der Gefahr entging, „Volk“ mit einer einzigen Volksschicht zu verwechseln und dadurch für ständig zur bloßen Volksteilkunde zu werden. Und dann weiter: war Niehls Arbeit in allen ihren Stüden von Impulsen getragen gewesen, die er mutig der national- und sozialpolitischen Situation seiner Zeit entnommen hatte, so suchte die ihm folgende Generation in ihrer freilich vielfach mit bewundernswerter philologischer Akribie getriebenen volkshundlichen Betätigung geradezu Vergessen für das, was ihre Zeit beunruhigte. Indem sie den sicher nicht immer leichten und einfachen Erfordernissen ihrer nationalen und sozialen Aufgabe auswich, übernahm sie nur viel zu gerne all das, was in den neuen Schichtungen und Gemeinschaftsbildungen des Volksganzen auch ihrer Forschungsarbeit harnte, und wandte sich, während sie sich gemächlich auf der Linie des geringsten Widerstandes bewegte und dankbar die bequeme Rechtfertigung benutzte, die ihr der Rettungsgedanke bot, vor allem der Sammlung von Überbleibeln als Selbstzweck zu. Sie vergaß dabei die Erkenntnis Niehls, daß Volkshunde „höchst äußerlich und unwissenschaftlich“ bleiben muß, „wenn sie nicht in die Tiefe der sittlichen Motive und Konflikte der Volksentwicklung niedersteigt“, und daß sie als Wissenschaft gar nicht denkbar ist, „solange sie nicht den Mittelpunkt ihrer zerstreuten Untersuchungen in der Idee der Nation gefunden hat“, weil alle Studien über „Sitten und Bräuche, Haus und Hof, Rod und Ramisol, Küche und Keller“ für sich allein „eitler Blunder“ sind und erst „durch ihre Beziehung auf den wunderbaren Organismus einer ganzen Volkspersönlichkeit“ ihre wissenschaftliche Weihe erhalten. Dadurch, daß sich die Volkshunde nach Niehl gegenwartsscheu in einen nur lose verbundenen Einzelbetrieb auseinanderstrebender Sonderfächer auflöste, geriet sie dann einerseits in das ihre Arbeit nur allzu sehr kompromittierende Fahrwasser eines Historismus, der nicht als von echtem geschichtlichen Geist getragene Forschung, wie Leopold von Ranke in seiner berühmten Berliner Antrittsrede gefordert hatte, mit kritischer Schärfe, und ohne sich durch die Mannigfaltigkeit der Dinge zerstreuen zu lassen, der vollen Erkenntnis der Gegenwart zuliebe um ein lebendiges Verständnis des Vergangenen rang, sondern mehr an die eifrige Tätigkeit eines nach persönlichem Geschmack sammelnden Antiquars erinnerte, und überließ sie andererseits durch ihren Verzicht auf ein tieferes Eindringen in die mannigfaltigen Schichtungen der neu sich formierenden volklichen Gemeinschaftswelt ihr eigentliches Forschungsfeld nur allzu bereitwillig einer materialistisch denkenden, mit den abstrakten Kategorien einer lebensleeren Systematik arbeitenden Soziologie. Damit wurde sie aber nicht nur ihren eigenen Forschungszielen untreu, sondern versäumte es auch, den Beitrag zu einer Deutung der sozialen Situation ihrer Zeit zu liefern, zu dem allein sie berufen gewesen wäre.

Der ständische Neubau des deutschen Volkes und die Volkshunde.

Auf steilen Wegen und unter Mühen und Wandlungen hat die Volkshunde in der Nachkriegszeit zu den großen Zielen zurückgefunden, die ihr Wilhelm Heinrich Niehl gezeigt hatte. Die Aufgabe freilich, sie als „Wissenschaft von des Volkes Art, Sitte und Arbeit“ zum „Urkundenbuch der sozialen Politik“ und ihre Erkenntnisse nutzbar zu machen „für den Wiederaufbau unserer gärenden, ringenden bürgerlichen Gesellschaft“, die er ihr stellte, schien schwerer erfüllbar zu sein als jemals. Der Staat, in seinen Tagen im Begriffe, in hartem Ringen endlich nationale Einheit zu finden, war nach einer ihm von außen aufgezwungenen Straftprobe von beispielloser Größe zusammen-, ja fast auseinandergebrochen. Das Volk, in dessen Schoß Wilhelm Heinrich Niehl mit der Sicherheit des Sehers das Keimen einer neuen ständischen Gliederung wahrnahm, schien noch zerrissener als zu seiner Zeit und jeder organischen Ordnung so fern wie nur möglich. Hatte er das Wesen jeder sozialen Politik darin gesehen, daß sie die „Lehre aus dem Leben entwidelt und nicht umgekehrt das Leben aus der Lehre“, so war es gerade die materialistische Doktrin, welche er so leidenschaftlich bekämpft hatte, die jetzt das soziale Geschehen bestimmen wollte und nach der man den lebendigen Volkskörper zurechtschnitt. Das Arbeitertum, dem er ein neues ständisches Bewußtsein erwecken und das er dann als gleichberechtigt mittragendes Element eingliedern wollte in einen ständisch geordneten

Aufbau des Volkes, begann sich vom völkischen Gesamtleben völlig abzukapseln und ein unruheerfülltes Sonderdasein zu führen. Hatte er in der „Angstfrage des modernen Proletariats“ „weit mehr eine ethische als eine bloße Magenfrage“ gesehen, so beherrschten jetzt diejenigen das Feld, die wie Lasalle sogar das Stimmrecht als eine reine Magenfrage auffaßten. Ihm freilich war es als „der größte Segen“ erschienen, daß sich in seiner Zeit die „Unnatur“ dieser Entwicklung „zur nacktesten Blöße enthüllte“. Erst das erlaube, meinte er, der Volkskunde die einwandfreie Diagnose, und „nur auf die Diagnose kann die Heilung erfolgen“.

Der heutigen Volkskunde blieb allerdings, nachdem sie sich zu ihm zurückgefunden hatte, auch dieses Stellen einer Diagnose erspart. Als sie eben anfang, die ersten praktischen Arbeitskonsequenzen aus der theoretisch neugewonnenen Grundlegung von Ziel und Methode zu ziehen, da vollzog sich in machtvollem Vorstoß der geistige Umbruch und gewann in den politischen Ergebnissen der nationalen Revolution die feste Gestalt, welche die Situation auch für sie grundlegend veränderte. Sie braucht nun nicht mehr aus ihren Erkenntnissen die ersten Bausteine für eine zukünftige Gestaltung völkischen Lebens mühsam zurechtzuheben. Ihr Erkenntnisdrang erhält den Sinn, den Riehl als letzten und tiefsten empfunden hatte: indem sie die treibenden Kräfte und organischen Schichten völkischen Lebens beobachtet und erforscht, wird sie zum lebendigen Ausdruck des Bewußtseins des Volkes von sich selbst. Erfassen wird sie Wesen und Haltung des gegenwärtigen Volksmenschen aber auch jetzt nur können, wenn sie ihn in seiner Einordnung in jene Gemeinschaftsbindungen sieht, durch die er erst zum Glied des Volksganzen wird — seien es die natürlichen Traditionskreise wie Familie, Altersklasse, Nachbarschaft, Arbeits- und Werkgemeinschaft oder seien es jene Reste der alten ständischen Volksordnung, die sich, wenn auch vielfach verkümmert und zusammengekrüppelt, in der Stadt und auf dem Lande durch das Zeitalter der industriellen Klassengesellschaft hindurch erhielten und nun, neuverstärkt und gefestigt, zur Grundlage des zukünftigen Volksaufbaus werden, oder seien es jene lebenskräftigen Neubildungen, welche nationalsozialistischer Gestaltungswille in NS, SA, SS, DNVP und AD in eigengeprägter Formung hervorbrachte. Versteht sie es, bei dieser Arbeit Realismus und geschichtlichen Sinn ebenso glücklich zu verbinden, wie es ihr Wegbereiter tat, dann wird sie, indem sie den Bewahrern alten Glaubens und alten Brauches gleichermaßen gerecht wird wie den Trägern neuen Geistes und neuer Sitte, als fördernde Helferin des endlich erwachten Willens des deutschen Volkes zu sich selbst zur Wegweiserin zum arteigenen Volkstum und damit zu dem werden, was Wilhelm Heinrich Riehl nicht ohne ihre Schuld vergeblich erträumte: zur lebendigen Gegenwartswissenschaft. Denn wenn es jemals galt, daß — wie Adolf Spamer schon vor Jahren mahnte — „nicht weil Altes stirbt, sondern weil sich zugleich Neues gebiert, weil wir uns mitten in einer Zeit entscheidenden Formwandels befinden“, „das gegenwärtige Leben in seiner lebendigen Mischung von ältesten Kraftströmungen und jüngsten Formgebungen Ansatzpunkt aller volkskundlichen Arbeit“ sein müsse, so gilt es heute, wo „die Überzeugung eines Volkes, daß seine geistigen Gegebenheiten sein Schicksal seien, die Volkskunde aus den versteckten Pfaden stiller Forscherliebe zu öffentlicher, führender Verantwortung“ ruft.

Schrifttum.

Die zahlenmäßigen Unterlagen sind den statistischen Handbüchern — vor allem dem „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich“ und dem „Statistischen Jahrbuch deutscher Gemeinden“ — zu entnehmen. Für die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts vergleiche man daneben außer den Drucksachen des „Zentralbureaus des Zollvereins“ vor allem die Veröffentlichungen des „K. Pr. Statistischen Bureaus“, die Mitteilungen des „Statistischen Vereins für das Königreich Sachsen“ und die bayerischen „Verwaltungsberichte“. Zusammenstellungen des Tatsächlichen findet man ferner in den einschlägigen Artikeln des „Handwörterbuchs der Staatswissenschaften“ und des „Grundrisses der Sozialökonomik“. Die Auflösung der alten Volksordnung und die ihr folgende soziale Entwicklung schildert besonders einläßlich Werner Sombart, *Der moderne Kapitalismus*, Bd. III, 1 u. 2. Das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus, München und Leipzig 1927. Eine durch Weite des wissenschaftlichen Blicks und außerordentliche Prägnanz der Gedankenführung ausgezeichnete Analyse der gesellschaftlichen Kräfte und Formen des 19. Jahrhunderts und der Gegenwart geben die soziologischen Untersuchungen Hans Freyers. Im übrigen



Fahrendes Volk im Mittelalter.

Handorgelspieler. Springer. Hund durch Reifen springend. Fechter. Feuertänzer. Jongleur. Dudelsackpfeifer. Violinenspieler. Tänzer mit blasendem Bär. Auf den Schultern von Gesellen reitende Boxer. Tamburinspielerin.

(Der Bildschmuck nach französischer Vorlage in einer Prachthandschrift aus dem höfischen Kreise von Prag um 1360). Handschr. der Staats- u. Univ.-Bibl. zu Breslau I F 341.

sei vor allem auf die vielen richtungweisenden Reden und Schriften Adolf Spamers hingewiesen, durch deren kritische Klarheit und kompromißlose Haltung die Arbeit an der Zielfestlegung, Abgrenzung und methodischen Vertiefung volkswundlicher Forschung so außerordentlich fruchtbar gefördert wurde. Ihre volle Bedeutung nicht nur für die im vorliegenden Abschnitt behandelten Probleme, sondern für die gesamte deutsche Volkskunde wird — wie gerade in diesem Handbuch betont werden muß — freilich erst ganz gewertet und gewürdigt werden können, wenn einmal ein Berufener es unternimmt, die Geschichte der volkswundlichen Arbeit der Gegenwart zu schreiben.

Fahrende Leute und Einzelgänger.

Von Dr. Joseph Klappper,
Professor an der Universität Breslau.

So mancher Bürger würde der Festwiese enttäuscht den Rücken kehren, wenn er nicht die Leute vom grünen Wagen fände. Und manchen mag die Erinnerung durchs Leben begleiten, wie er einst im gedrängten Kreise der Neugierigen bis in die Nacht den lustigen Künsten der Fahrenden zuschaute mit jener Mischung von Staunen über die Leistung und von deutlicher Neugierde nach dem Wanderdasein dieser Gesellen, die etwas von dem Geheimnis der Abenteuerer umwittert, die uns in Sprache, Benehmen und Kleidung fremd sind und die durch die Magie der Karbidflamme oder des Feuerzaubers die Schauenden berücken. Diese Romantik, von Dichtern besungen als ein Leben wahrer Freiheit, als überlegene Absage gegen bürgerliche Enge, entspricht irgendwie einem deutschen Seelenzuge, wenn auch das wache Bewußtsein des gesellschaftlich umhegten Lebens hinwegkommt über solche abflingende Triebe und Wertungen.

Heute sind die Artisten und Schausteller überwiegend bürgerliche Gewerbetreibende. Und doch reichen diese Berufe zurück ins griechisch-römische Volkstum. Wenn man in den germanischen Sängern eine ihrer Wurzeln vermutet hat, dann hat man diesen Wanderdichtern der Herrenhöfe Unrecht getan. Die Fahrenden haben wohl nie die Neigung zu edlerer Dichtkunst besessen.

Im klassischen Altertum befriedigten solche Artisten (*histrio*, *mimus*, *scurra*, *ioculator*) die niedrigsten Ansprüche an gesellige Unterhaltung. Der Spielmann, der Wahrsager, der Wunderdoktor mag, wie später im Mittelalter, etwas höher gewertet worden sein als der Marionettenspieler und der Mime. Zu dieser zweiten Gruppe sind auch die Kunststreiter,



89. Minnesänger und Spielleute. Aus einem im späten 13. Jahrh. in Petersborough geschriebenen Blatter. Brüssel, Kgl. Bibliothek. Mss. 9060—2 f. 14^r. Die Darstellung entspricht ganz den deutschen Verhältnissen.



90. Fahrender Quackfalter. Holzschnitt des 16. Jahrhunderts. Die Fahne ist das Aushängeschild seines Gewerbes.

die Seiltänzer, die Schwerttänzer, Fechter und die starken Männer zu rechnen, ferner die Gummimenschen, die auch mit Bällen, Ringen und Messern jonglierten. Tiefer noch standen Taschenspieler, Bauchredner, Degenstecher und Feuerfresser. Die Tierchau bot abgerichtete Bären, Hunde, Affen und Schlangen.

Das deutsche Volk wird mit diesen „Künstlern“ durch römische Händler und Soldaten bekannt. In den Volksrechten stellen sie das ehrlose, d. h. beschränkt rechtsfähige Fremdvolk dar. Die Kirche nimmt gegen sie seit dem 9. Jahrhun-

derte Stellung, eingedenk des augustinischen Wortes: Wer an Fahrende sein Gut verschenkt, trägt schwere Schuld. Später schränkt sich das Verdammungsurteil auf jene Spielleute ein, die mit Wit und Schimpf, durch Reime und durch freche Entblößung öffentlich zur Sünde reizen, die als Tänzer und Tänzerinnen auftreten und als Verwandlungskünstler ihr Blendwerk zeigen. Diese Menschen haben kein Heim; sie lästern an den Herrenhöfen die Abwesenden, sie taugen zu nichts als zum Fressen und Schmähen. Ihnen ist das Sakrament zu verweigern. Sie spielen mit ihren Instrumenten in Kneipen und bei Gelagen zum Tanze auf. Nicht so schlimm seien dagegen die anderen, die das Leben und die Taten von Fürsten und Heiligen besingen, um Kranken und Bekümmerten Trost zu bringen (Thomas von Cobham, Poenitentiale, Anfang des 14. Jahrhunderts).

Ein Spruch der Zeit sagt: Der Spielmann ist auf Fraß und Geld und Kleid erpicht; wer ihn verprügelt, tut nur seine Bürgerpflicht. Von diesen „Sterzern, Buben, Gauflern, Zauberern“ nennt um 1270 Berthold von Regensburg einige Berufsnamen zum Zeugnis ihrer allgemeinen Mißachtung; sie heißen: Lasterbalg, Schandolf, Hagedorn, Höllefeuer, Hagelstein. Der Sachsenspiegel rechnet zu ihnen die Pfeifer, Paufer, Fiedler, Singer, Springer, Gaufler. Über ihr Tun geben Bilder seit dem 14. Jahrhundert Aufschluß. Eine Handschrift aus dem Kreise Kaiser Karls IV. enthält allein etwa 60 Spielmannsbildchen (Breslau, Staats- und Univ.-Bibl. I F 421, um 1360; Taf. IV).

Es war für diese Heimatlosen ein entscheidender sozialer Schritt, als sie, wenn auch nur vereinzelt, seit dem 14. Jahrhundert als Musikanten und Spaßmacher an den Herrenhöfen den Weg ins Bürgertum fanden. Es mag zunächst eine stilistische Spielerei sein, wenn in einer Formel der Prager Hofkanzlei König Pluto (Kaiser Karl IV.) seinem Spielmann Johannes das Narrengräfentum verleiht. In einer anderen Urkunde ernennt der Kaiser einen Spielmann zum König aller Fahrenden, da er bereits dem Vater Karls als Musiker gedient habe; er bleibt frei von Abgaben. Und wenn die Kirche auch gegen Geistliche, die in diese Kreise abgleiten, scharf vorgeht, so hält doch des Kaisers Kanzler Johann von Neumarkt in seinem Hofstaate Musikanten. Im Jahre 1383 macht Ruprecht von der Pfalz den Pfeifer Werner von Alzei zum Pfeiferkönig; das gleiche tut 1385 Erzbischof Adolf von Mainz mit dem Pfeifer Brachte. Nun treffen wir Fiedler und Flötenspieler in Prag als Hausbesitzer. Um 1356 stellt Frankfurt Stadtpfeifer an. Nach dem Vorbilde des kaiserlichen Hofes überträgt um 1400 der Herr von Rappoltstein seinem Pfeifer Henselein das „Königtum der Fahrenden“, das ein Gerwer wegen Krankheit abgegeben hat. Aus diesen Musikanten wird



91. Der Moritätenjäger, von Chodowiecki. Die realistische Darstellung ist zugleich eine Satire auf Goethes Werther. Links ersticht sich dieser, das Silhouettenbild seiner Geliebten in der Hand. Ein danebenstehender Schriftsteller notiert den Vorgang. Rechts sieht man Stürmer und Dränger, die Buzelbäume schließen und auf Stelzen gehen.

1606 eine Art Zunft, die besonders die Muttergottes von Dusenbach verehrt; 1745 belief sich die Mitgliederzahl auf 751. Pfeifergerichte gab es auch anderwärts. In Frankfurt überbrachten auf der Herbstmesse, wie es auch Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ erzählt, Abgesandte aus Worms, Bamberg und Nürnberg dem Schulzen als symbolische Gaben unter anderem Handschuhe und Pfeffer.

Wenn sich so ein Teil der Spielleute verbürgerlicht, werden die anderen, verstärkt durch Landstreicher, brotlose Lanzknechte, durch Scharen von Bettlern, die ihre angeblichen oder wirklichen Gebrechen zur Schau stellen, zu einer Landplage. Im 17. Jahrhunderte kommen die Quacksalber (Abb. 90), Goldmacher, Schatzgräber, Fechtmeister und Schwerttänzer hinzu, auch neue Arten von Kunstreitern, Komödianten, Schausteller von Mißgeburten und Wachsfiguren und seltenen oder gelehrigen Tieren, Warenführer, Spieler der Drehleiter, die im 19. Jahrhundert durch die Drehorgel ersetzt worden ist. Zigeuner lassen sich schon 1417 in Deutschland nachweisen.

Moritätenfänger gibt es seit dem 16. Jahrhundert; sie geben moralisierende Absichten vor. Um 1700 heißen sie dann Bänkefänger nach dem Bänkechen, von dem herab sie ihre Bilder erklären (Abb. 91).

Jünger sind die Puppentheater. Puppen für das Spiel hatte es seit alter Zeit gegeben. Das Theaterspielen mit ihnen aber ist eine volkstümliche Nachahmung des Barocktheaters, wie der Kasperle die Nachahmung des Theaterclowns ist. Den Zustand des beginnenden 19. Jahrhunderts zeichnet Storm in „Pole Poppenspüler“. Um 1900 gibt es immer noch in Sachsen allein gegen 50 reisende Puppenspieler.

Seit dem 18. Jahrhundert nimmt die Schar der Fahrenden ab. Staatsgrenzen und Fürstenmacht dämmen ihre Freizügigkeit ein. Man fordert auch immer mehr von den Schaustellern; das schließt die ärmeren Schausteller vom Wettbewerb aus. Das Ringelspiel (Karussell) formt Ritterfeste für Stadt und Bauern um; die Schießbude knüpft an die bürgerlichen Schützenbräuche an. Die Artisten bilden heute



92. Schöne Kunststücke! Der Feuerfresser, ein ehemaliger Seiltänzer, den ein Fehlsprung an die Bettlerkrüden brachte. (Sühr, Der Ausruf in Hamburg, 1808.)



93. „Kauft schön gemalte Liebesbriefe.“ Berliner Straßenhändler. Zeichnung von W. Henschel, Stich von F. Henschel in „Berliner Costume“

Erwerbsgemeinschaften, denen Fachblätter wie die „Artistentribüne“ (Leipzig), die „Internationale Artisten-Zeitung“ (Berlin), die „Internationale Artisten-Revue“ (Budapest) die Arbeit vermitteln. Nur die Leiermänner, die reisenden Musikanten, die Schnellläufer, die Bärenführer mit Budel, Ziege, Kamel und Affen und die Zirkusleute führen außerhalb der städtischen Varietés die mittelalterlichen Überlieferungen weiter. Der Guckkastenmann ist verschwunden. In den letzten beiden Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts brachte es der alte Seiltänzer Alexander Rnie mit seiner Tochter Katharina noch in Süddeutschland zu Ansehen; im Nordwesten wirkte um 1900 die Seiltänzerfamilie Strohschneider.

Das Einzelgängertum stellt sich nicht durchaus neben diese Gruppen der einst Heimatlosen. Es handelt sich hier eben um zwei voneinander grundverschiedene Arten von Menschen. Die einen sind solche, die für soziale Bindungen erbhaft unfähig sind, mit Einschluß der aus Krankhafte streifenden Originale. Der Naturapostel „gustaf nagel“, der ähnlich wie Emanuel Quint in G. Hauptmanns Schlesierroman die Welt befehlen wollte, ist eines der bekanntesten Beispiele der Gegenwart. R. G. Flögel führt in der „Geschichte der Hofnarren“ (1789) aus seiner Heimatstadt Jauer eine Reihe solcher Originale an; unter ihnen den Dufaten-Melcher, der durch einen Schakfand wohlhabend und trunksüchtig wurde und überall mit seinen Türkenkriegserlebnissen prahlte, den Krötenfresser, den Bauer Christmann, der irrez Zeug redete, den kindischen König, den alten Theologiekandidaten Brotsack, der zum Rinderspott geworden war. Breslau hatte am Anfange des 18. Jahrhunderts z. B. den Fehpopel, ein Fräulein, das stets von Jungen umlagert war und zu guter Letzt als Pfefferfuchsenfigur weiterspuckte, und den Rußpickel, der immer, wenn er seinen Korb Mülle ausgepielt hatte, an einer Pumpe abgebadet wurde.



Tierbude.

Gemälde von Paul Meyerheim, 1885. Berlin, Nationalgalerie.



94. „Baachholter Gaast.“ Ein Invalide als Händler auf dem Berliner Opernplatz. Stich von Johann Karl Wilhelm Rosenberg (1737—1809) in „Les cris de Berlin“ um 1790.

Die zweite Gruppe der Einzelgänger sind die wandernden Gewerbetreibenden. Aus Goethes „Jahrmaktsfest von Plundersweilen“ kennen wir den Tiroler „Kauft allerhand“ und den Nürnberger Spielwarenhändler. Heute steht an ihrer Stelle der „billige Mann“.

Einst zogen durch die schlesischen Ortschaften der Komfaßlamann, der in Spanfäßchen den Ruß der Köhler feilbot, die „Gebadenen-Pflaumen-Weiber“ mit dem Ruße: „Flauma, Berna, Appel-spala, hätt'r of was do behala!“, die Leinwandhändler, die Schirmmacher, Scherenschleifer, im Sudetenland der Hochenwenzel, im Erzgebirge die Gestalten, die Herm. Uhlig in seinen Adventsbildern (1924) auftreten läßt: das Buschfried-Mannel mit Pfefferfuchen, der Weihrauchterzeljunge, der Spielzeugmann, der Bürstengottlieb, der Blechtraugott, der Appelsepp, der Kastenmann, der Olitätenhändler (Quackfalber), auch der Frachtfuhrmann und die



95. „Kofen Se leene Querls?“ Berliner Straßenhändlerin. Zeichnung und Stich von W. und F. Henschel. (Berliner Costume.)



96. „Besen, Riesbesen.“ Hamburger Besenhändlerin. Die in Hamburg gebundenen galten als besser als die holsteinschen. (Euh, Der Ausruf in Hamburg.)



97. „Neue Lieder, Schöne neue Lieder, meine Herrn, für einen Schilling.“ Liedertextverkäufer auf der Reeperbahn (Hamburg). Er singt den Umstehenden die Lieder vor, deren Texte er verkauft. Sie sind meist Opern entnommen oder empfehlen sich durch ihre Melodie. (Sühr, Der Ausruf in Hamburg.)

Botenfrau. Der italienische Gipsfigurenmann, der Lumpenjammler und der Topfstricker verschwinden heute. Neu erscheinen die arbeitslosen Fahrenden, die mit ihren Kunstwerken (Rölnner Dom aus Wurstspeilen) oder mit dem „Wolf und Rotkäppchen“ oder als „Hoffänger“ und Musikanten ihr Brot suchen. Sie alle bringen in den Alltag willkommene Abwechslung. Manche einst sorgsam gemiedene Berufe sind heute kaum noch sichtbar, wie der Scharfrichter und Abdecker. Einst gehörte zu ihnen der Büttel, aber auch Hirten und Schäfer, Leineweber, Schneider, Müller, Badstüber, Kesselflicker wurden zu Zeiten für unehrlich erachtet und dadurch zum Einzelgängertum verurteilt.

Lehrreich ist die Haltung des Volkes gewissen Meintättern gegenüber, die der bürgerlichen Ordnung die Fehde ansagten. Solche Michael-Rohlfhaas-Naturen wurden gern von der Volksmeinung in Schutz genommen. Wir denken an Matthias Klostermayer, den „Bairischen Hiesel“, der am 6. September 1771 in Dillingen gerichtet wurde, nachdem er lange die Dachauer Gegend tyrannisiert hatte. Oder an den „Schinderhannes“ (Johann Büdler), der 1803 in Mainz enthauptet wurde, nachdem er jahrelang die Rheingegenden unsicher gemacht und sogar Geleitbriefe ausgestellt hatte. In ähnlicher Weise hatte im Anfange des 18. Jahrhunderts der Strummfinger-Balthasar Titel und Adelsdiplome verliehen. Verbrecher aus verllorener Ehre sind der Phantasie des deutschen Volkes immer nahe geblieben, wie die Bänkelsängerlieder und auch Schillers „Räuber“ bekunden.

Schrifttum.

Blümmer, Fahrendes Volk im Altertum (Sitzungsberichte d. Bayer. Ak. d. Wiss. 1918, 6. Abh.). — Bencke, Otto, Von unehrlichen Leuten, 2 1889. — Hampe, Theodor, Die fahrenden Leute in der deutschen Vergangenheit, 1902. — Flögel, Karl Friedr., Geschichte der Hofnarren, 1789. — Klapper, Jos., Die soziale Stellung des Spielmanns im 13. und 14. Jahrh., in: Zeitschr. f. Volkskunde N. F. II, 1930, S. 111 ff. — Volte, Joh., Fahrende Leute in der Literatur des 15. und 16. Jahrh. (Sitzungsber. d. Preuß. Ak. d. Wiss. XXXI, 1928). — Naumann, Hans, Studien über den Bänkelsang, in: Zeitschr. f. Volkskunde XXXI, 1920, S. 1 ff. — Ders., Studien über das Puppenspiel, in: Zeitschr. f. deutsche Bildung, Bd. V, 1929, S. 1 ff. — Holtei, Karl v., Die Ragabunden.

Rasse und Volkstum.

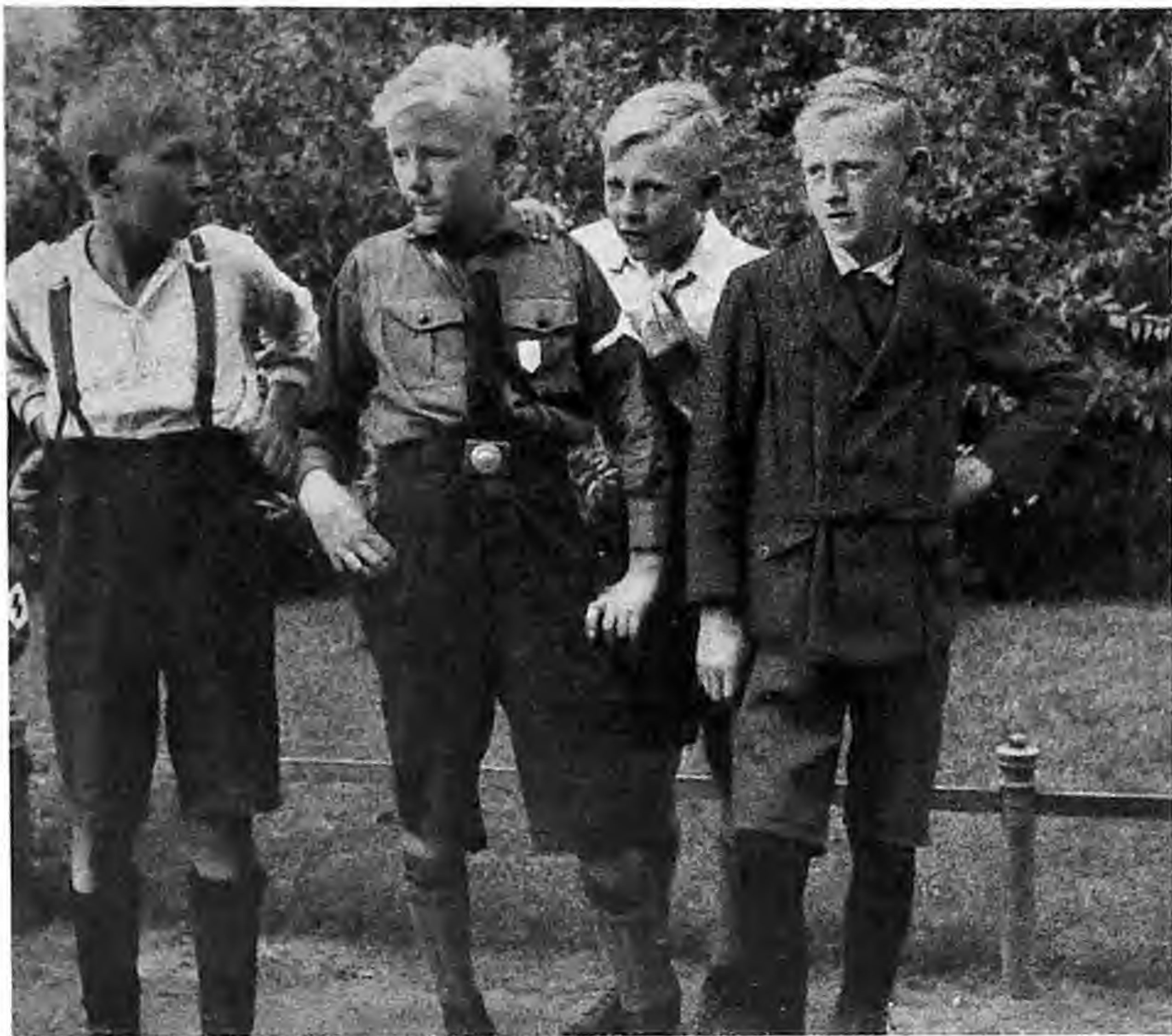
Von Dr. Herm. Edardt.

Rasse und Volkstum decken sich nicht, ebensowenig gehören die Begriffe Rasse und Staatsangehörigkeit zusammen. Es gibt keine italienische, französische, spanische oder englische Rasse. Sprache, Staatsangehörigkeit und Glaubensbekenntnis haben mit Rasse unmittelbar nichts zu tun. Staatsangehörigkeit ist ein rechtlicher Begriff, Volkstum ein geschichtlich-sittentümlicher Begriff, der Begriff Rasse führt uns auf das Gebiet der Naturwissenschaft, ist ein Begriff der beschreibenden Menschenkunde. Das Volkstum vereinigt meist Menschen der gleichen Sprache und Gesittung, der Staat umschließt Menschen eines bestimmten abgegrenzten Machtgebietes, unter Rasse verstehen wir eine Gruppe von Menschen mit gleichen leiblichen und seelischen Merkmalen.

Um ein Volkstum richtig zu erfassen, muß man allerdings von ganz anderen Voraussetzungen ausgehen, als das bisher geschah. Die Äußerungen eines Volkes kommen nicht von ungefähr, sondern sie sind der tiefste Ausdruck der Menschen, die ein Volk zusammensetzen. Es ist demnach unbedingt nicht gleichgültig, welche Menschen am Aufbau eines Volkes sich beteiligen. Wir erkennen das deutlich, wenn wir die einzelnen Völker, die niedrigstehenden und die in ihrer Kultur hochentwickelten, näher betrachten und miteinander vergleichen. Warum haben z. B. die Urbewohner Australiens oder die der hinterindischen Inselwelt keine kulturellen Leistungen zuwege gebracht? Nicht, weil sie vielleicht in einer für die Kulturentwicklung ungünstigen Umwelt leben, sondern vor allem deshalb, weil sie von der Natur nicht die geistigen Anlagen und eine entsprechende Begabung und Intelligenz mitbekommen haben, die sie zur Schaffung von Kulturwerten befähigen würden. Es ist also vollkommen klar; wir müssen uns mit biologischen Dingen genauer befassen, wenn wir tiefer in das Problem des Volkstums eindringen wollen.

Obwohl oben betont wurde, daß die Begriffe Rasse und Volkstum scharf auseinanderzuhalten sind, ändert das nichts an der Tatsache, daß zwischen beiden Begriffen dennoch weitgehende Beziehungen bestehen. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die Unterschiede in der Eigenart der einzelnen Völker letzten Endes auf Rassenunterschiede zurückgeführt werden müssen. Nach dem oben Gesagten ist aber vollkommen klar, daß einem Volke nicht nur eine einzige Rasse zukommt, sondern daß fast alle Völker — es können nur einzelne primitive Völkerstämme ausgenommen werden — aus verschiedenen Rassenbestandteilen aufgebaut sind. Es kommt nun sehr darauf an, welche Rassenbestandteile in einem Volke zusammentreffen. Nach der Art der Rassenzusammensetzung also richtet sich die Eigenart des Volkstums.

Um die engen Beziehungen zwischen Rasse und Volkstum, besonders für unser deutsches Volk, verständlich zu machen, muß hier in aller Kürze auf die Grundbegriffe der Anthropologie eingegangen werden. Der Begriff Rasse läßt sich am besten folgendermaßen definieren: „Eine Rasse stellt sich dar in einer Menschengruppe, die sich durch die ihr eignende Vereinigung körperlicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder anderen Menschengruppe unterscheidet und immer wieder nur ihresgleichen zeugt“ (F. R. Günther). Der von tierischen Vorfahren abzuleitende Menschenstamm hat sich wahrscheinlich schon bei seiner Entstehung in große Rassengruppen gespalten, die man heute noch als europäische, nordafrikanische, mongolische und negroide Formen zusammenfassen kann. Diese großen Rassengruppen haben sich dann weiterhin mehr und mehr zergliedert und aus sich heraus die Unzahl von Rassen und Unterrassen entwickelt, die sich heute auf der ganzen Welt feststellen lassen.



98. Jugend aus dem Bückeburger Land von vorwiegend nordischer Rasse. Deutlich tritt der lange Schädel, das lange, schmale Gesicht und das helle Haar in Erscheinung. (Aufnahme: Dr. Edardt.)

sind erst durch Abänderung, Auslese und Zuzucht geworden. Im Gegensatz zu früheren Behauptungen muß aber festgestellt werden, daß die menschlichen Rassen Dauerthypen sind, die auch in seelischer Hinsicht eine Eigenart von besonderer Prägung aufweisen. Es konnte noch von keiner Rasse nachgewiesen werden, daß sie irgendwie im Laufe der Zeit sich umgestaltet hätte. Bestimmte weltanschauliche Tendenzen versuchten bisher immer wieder die Meinung im Volke zu verbreiten, daß Umwelteinflüsse auf den Menschen abändernd einwirken könnten. Die Umwelteinflüsse dürfen allerdings nicht außer acht gelassen werden, sie sind aber nur insofern von Bedeutung, als sie nur rein äußerlich in Erscheinung treten als unbedeutende Sonderbildungen, die sich aber nicht weitervererben.

Bei der Einteilung des Menschengeschlechtes nach Rassen geht man zunächst von körperlichen Merkmalen und Eigenschaften aus. Solche lassen sich in beliebig großer Anzahl heranziehen, und je mehr davon Beachtung finden, desto sicherer wird die rassische Beurteilung einer Bevölkerung oder eines einzelnen Menschen ausfallen. Da die bis ins kleinste gehenden Formunterschiede fast alle auf einer erblichen Anlage beruhen, ist es selbstverständlich, daß sie als rassische Merkmale und Eigentümlichkeiten zu bewerten sind. Die Anthropologie darf von Rechts wegen nicht bei den äußerlich erfassbaren Unterschieden stehenbleiben, sie hat ebenso die inneren Organe und den feineren Aufbau der Gewebe zu berücksichtigen. Da diesen aber beim Lebenden kaum beizukommen ist, muß sie sich auf die am deutlichsten in die Augen springenden äußeren Merkmale beschränken. In der Praxis haben sich von den körperlichen Merkmalen als die wichtigsten erwiesen: Die Proportionen von Rumpf und Gliedern, Körpergröße, Schädelform, Physiognomie, besonders die Nasenform und Haarform und die Pigmentverhältnisse.

Man nimmt an, daß alle menschlichen Rassen nur von einer tierischen Art abstammen, die zugleich auch ein Vorläufer der jetzt lebenden Menschenaffen war. Auf Einzelheiten der Abstammungslehre kann hier nicht eingegangen werden; nur soll erwähnt werden, daß manche Gelehrte mit mehreren Wurzeln des Menschengeschlechtes rechnen und einzelne Rassen in näheren verwandtschaftlichen Zusammenhang mit den einzelnen heute lebenden Menschenaffen bringen.

Die heutigen Menschenrassen haben nicht von jeher bestanden. Sie

Man muß davon vollkommen überzeugt sein, daß sich beim Menschen ebenso wie auf körperlichem Gebiete so auch auf seelischem gleichbedeutende Unterschiede finden. Freilich stößt man bei ihrer Beurteilung auf manche Schwierigkeiten. Ihre Feststellung kann daher nicht mit der gleichen Eindeutigkeit geschehen wie bei den äußerlich sichtbaren. Das darf aber nicht hindern, sie mit der gleichen Sorgfalt zu behandeln; im Gegenteil, gerade sie müssen als Hauptgebiet der rassenkundlichen Forschung weitgehend erforscht werden, weil sie für die Eigenart und die spezifische Gestaltung des Volkstums von ausschlaggebender Bedeutung sind.

Die breite Masse des Volkes, die heute noch sehr wenig von Rassenfragen versteht, verfällt zu leicht in den Fehler, eine Rassenbeurteilung nur nach einzelnen, vielleicht gar nur nach einem einzigen Merkmal vorzunehmen. Daß das nicht angängig ist, darauf wurde schon hingewiesen und ist ohne weiteres verständlich, da es unter den vielen Rassen einzelne Merkmale und Eigenschaften geben kann, die allen gemeinjam sind.

Um die rassischen Verhältnisse des deutschen Volkes verstehen zu können, ist es nötig, die Rassen kennenzulernen, die in Europa hauptsächlich vorkommen. Unter diesen treten in den Vordergrund folgende Rassen: Die nordische, fälische, ostische, ostbaltische, dinarische und westische Rasse. Die nordische und die fälische Rasse sind am häufigsten vertreten unter den germanischen Bevölkerungen, die ostische Rasse in den Ländern Osteuropas, ebenso die ostbaltische Rasse, die dinarische Rasse findet sich am häufigsten auf dem Balkan und in den Alpenländern, die westische Rasse ist in Südeuropa vorherrschend. Außerdem sind diese Rassen aber fast in allen Teilen des Kontinents anzutreffen, und wenn einzelne auch in manchen Völkern nicht besonders stark auftreten, zu einem gewissen Hundertsatz finden sie sich fast überall vor. Wo aber eine von ihnen die Hauptmasse der Bevölkerung bildet, gibt sie dem betreffenden Volke eine ganz bestimmte Prägung.

Im einzelnen stellen sich die Hauptrassen Europas in ihrer leiblichen und seelischen Beschaffenheit folgendermaßen dar: Die nordische Rasse (Abb. 98, 99) ist hochwüchsig, hat langen Kopf und ein weitausgewölbtetes Hinterhauptbein; das Gesicht ist lang und schmal; die Nase ist schmal und hat gerade verlaufenden oder etwas gebogenen Nasenrücken; das Kinn ist vorspringend und scharf ausgeprägt; die Haut ist rosigweiß; die Haare sind hell- bis dunkelblond; die Augen sind blau bis grau.

In geistig-seelischer Beziehung fällt beim nordischen Menschen auf eine gewisse Ruhe in den Bewegungen, Gemessenheit in der Äußerung seiner Empfindungen, überhaupt ein zurückhaltendes Wesen. Nicht selten erscheint er etwas kühl. In seinem Auftreten ist ihm fast stets eine gewisse Würde und Ritterlichkeit eigen. Sein Pflichtbewußtsein ist so groß, daß er zuweilen gegen seine Umgebung hart und rücksichtslos werden kann. Besonders hervortretende Eigenschaften der nordischen Rasse sind: Selbstvertrauen, Kühnheit, Willenskraft, Urteilsfähigkeit und eine außerordentlich rege Phantasie. Aus der nordischen Rasse sind stets sehr begabte, schöpferische Menschen und führende Persönlichkeiten hervorgegangen. Hervorragendes leisten nordische Menschen in der Wissenschaft, in der Technik und auf militärischem Gebiete. Der nordische Mensch wird besonders angereizt durch Taten, zu denen Wagemut und harte Willenskraft gehören. So finden wir ihn sehr häufig bei kühnen Seefahrten, besonders in früheren Zeiten (Wikinger!), bei Entdeckungszügen, bei Eroberungen, bei außerordentlich schwierigen sportlichen Leistungen. Keine Rasse hat so viele Entdecker, Erfinder und geniale Künstler aller Art hervorgebracht wie die nordische. Es ist auf-



99. Nordischer junger Mann aus Niedersachsen. Typisch ist die schlanke Körperbauform. (Aufnahme: Melnide.)



100. Vorwiegend fälischer Typus aus der Lüneburger Heide. Man beachte das breitere, mehr eckig gestellte Gesicht gegenüber dem der nordischen Rasse. (Aufnahme: Dr. Edardt.)

fällig, daß große wissenschaftliche Entdeckungen und außerordentliche geistige Errungenschaften größtenteils von der nordwestlichen Hälfte Europas oder von Nordamerika ausgehen, also von Gebieten, die hauptsächlich von nordischen Menschen bevölkert werden. Für England z. B. wurde durch Galton nachgewiesen, daß dem Norden und Schottland viel mehr bedeutende Männer entstammen als dem stark westlich beeinflussten Südwesten. Typisch für die nordische Rasse ist ihre Wanderlust und ihr Drang, in unbekannte ferne Länder vorzudringen. So finden wir schon in grauer Vorzeit Stämme nordischer Rasse auf weiten Wanderungen begriffen, um ihre Abenteuerlust zu befriedigen, Neues zu erkunden und schließlich andere Bevölkerungen zu unterwerfen.

Die fälische Rasse (Abb. 100) steht der nordischen Rasse in mancher Beziehung nahe. Auch sie hat helle Farbenmerkmale, unterscheidet sich aber von ihr durch eine derbere Wuchsform. Sie ist erheblich schwerer gebaut und hat ein niedriges breites Gesicht. Man bringt sie in Beziehung zu der vorgeschichtlichen Gro-Magnon-Rasse.

Wie sie schon durch ihren Körperbau andeutet, ist sie von der nordischen Rasse vor allem durch eine gewisse geistige und seelische Schwere unterschieden. Charakteristisch ist bei ihr außerordentliche Standhaftigkeit, Unererschütterlichkeit in der Ausführung einer Tätigkeit, Verschlossenheit, unbedingte Zuverlässigkeit und große Treue. Unternehmungslust, Führerdrang und Angriffsfreudigkeit sind im Gegensatz zur nordischen Rasse viel weniger stark ausgeprägt.

Die ostische Rasse (Abb. 101), auch alpine Rasse genannt, ist besonders gekennzeichnet durch geringe Körpergröße, durch einen untersehten gedrungenen Körperbau, durch rundlich gestalteten Kopf mit abgerundetem Hinterhaupt, durch dicken kurzen Hals, durch breite Hände und Füße. Das Gesicht ist breit und rundlich, die Jochbogen sind nicht selten stark und nach außen gebogen. Die Nase ist kurz und breit, der Nasenrücken vielfach etwas konfab. Sie erinnert in ihren Körperbauverhältnissen, namentlich im Schädel- und Gesichtsbau, etwas an die mongolische Rasse. Mit dieser hat sie außerdem die Straffheit und Härte des Kopshaares gemeinsam. Haare und Augenfarbe sind dunkelbraun oder schwärzlich; die Hautfarbe weist eine dunklere Tönung auf und spielt oft etwas ins Gelbliche.

Ostische Menschen sind im allgemeinen sehr ruhig, arbeitsam und sparsam. Im Gegensatz zu nordischen Menschen neigen sie sehr wenig dazu, einem großen Ziele nachzustreben, sondern lieben es, ein beschauliches, ruhiges Dasein zu führen. Sie hängen am Althergebrachten und mißtrauen jeder Neuerung. Man kann wohl sagen, daß sie eine gewisse Abneigung haben gegen alles Hervorragende und Außergewöhnliche. Durch Geduld, emsigen Fleiß und eine nicht zu unterschätzende Klugheit verstehen sie im allgemeinen im Leben gut vorwärts zu kommen; man findet sie aber äußerst selten in führenden Stellungen, sie sind vielmehr in hervorragendem Maße beteiligt an dem Bevölkerungstypus des ruhigen Bauern und Bürgers, bei dem Kühnheit des Empfindens und Handelns weniger entwickelt ist.

Die Hauptmerkmale der ostbaltischen Rasse (Abb. 102) sind: gedrungenen Wuchs, mäßige Körperhöhe, grober Knochenbau. Der Kopf ist mittellang oder kurz und rundlich, nicht selten ziemlich groß mit etwas vorgewölbtem Hinterhaupt. Das breite Gesicht läßt häufig die Wangenbeine stark hervortreten und besitzt breiten kurzen Unterkiefer. Die Nase ist kurz und hat einen konfab verlaufenden Rücken. Die Haut ist hell, meist aber mit einem grauen Unterton versehen. Die im typischen Falle aschblonden Haare sind

dicke und straff. Die Farbe der Augen bewegt sich zwischen einem Graublau und Weißblau.

Der ostbaltische Mensch ähnelt in vielen Wesenszügen dem ostischen, zuweilen auch dem mongolischen. Es läßt sich ein gewisser Hang zur Schwermut feststellen, aber auch eine starke phantastische Anlage. Als Folge dieser regen Einbildungskraft findet sich bei ihm oft eine starke innere Unruhe. Selten gelangt er zu entscheidenden Taten, weil er

nicht die starke Entschlußkraft wie der nordische Mensch besitzt. Fremden gegenüber ist er zuerst mißtrauisch und verschlossen, im Grunde genommen erweist er sich aber als hilfreich und mitteilksam. Charakteristisch ist ein starkes Bedürfnis nach Ergründung des Seelenlebens, woraus eine außerordentlich große Fähigkeit zu anschaulicher Menschenschilderung entspringt. Man findet daher unter ostbaltischen Menschen sehr oft gute Erzähler und Schauspieler.

Die dinarische Rasse (Abb. 103, 104) besitzt einen ausgesprochenen Kurzschädel, dessen hinterer Teil stark abgeplattet ist. Sie ist häufig sehr hochgewachsen und schlank, doch in ihrem Knochenbau viel berber und massiger als die nordische Rasse. Das Gesicht ist schmal, die Nase sehr lang, oft gebogen (Adlernase) und unten fleischig. Das Kinn ist derb und wenig aus dem Profil heraustretend. Die Haut ist bräunlich, die Haare zeigen braune bis braunschwarze Farbe, sie sind dünn, ziemlich weich und nicht selten lockig.

Die dinarische Rasse ist gekennzeichnet „durch rauhe Kraft und Geradheit, durch Ehrsinne und ausgesprochene Heimatliebe, durch Tapferkeit und betontes Selbstbewußtsein“ (F. R. Günther). Bezeichnende Erscheinungen unter den dinarischen Bevölkerungen der Alpen sind der kühne Alpenjäger, der zuverlässige Bergführer, der Tiroler Freiheitskämpfer. Im Grunde genommen ist die dinarische Rasse von gutmütig-heiterem Gemüte und gesellig, sie neigt aber unter gewissen Umständen, namentlich nach Alkoholgenuß, zu jähem Aufbrausen und zu Rauflust. In ihrem Auftreten ist sie meist laut, derb und sehr schlagfertig in der Rede. Mit diesen Eigenschaften ist eine gute Menschenkenntnis verbunden, und darin sind auch ihre starken schauspielerischen Anlagen begründet. Sicher ist sie auch für Musik besonders begabt.

Die westische Rasse (Abb. 105) oder Mittelmeerrasse ist im Durchschnitt kleinwüchsig, hat langen Kopf mit weit über den Nacken hinausragendem Hinterhaupt. Das Gesicht ist schmal, die Nase ähnlich geformt wie bei der nordischen Rasse, jedoch kürzer und nicht so scharf gezeichnet. Das Kinn ist mehr abgerundet. Die Haut ist im Durchschnitt bräunlich, die Haare sind braun bis schwarz, von weicher Beschaffenheit, meist glatt, bisweilen lockig. Die Augen sind schwarz bis schwarzbraun.

Westische Menschen zeichnen sich aus durch Beweglichkeit, leichte Erregbarkeit, Leidenschaftlichkeit und starke Beredsamkeit. Häufig tritt ein fanatisches Ehrgefühl und persönliches Geltungsbedürfnis in den Vordergrund. Der westische Mensch hat nicht die ernste Auffassung vom Leben wie z. B. der nordische,



101. Ostischer (alpiner) Typus aus Niedersachsen. Gegenüber der nordischen Rasse wirkt die ostische durch ihre oft runden Körperformen welcher. Das Gesichtspröfil ostischer Menschen ist flach. (Aufnahme: Dr. Edardt.)



102. Vorwiegend ostbaltischer Rassetypus. Die ostbaltische Rasse hat manche Beziehungen zur ostischen, weicht jedoch in der allgemeinen Körperform durch ihren schlankeren Bau von dieser ab. Sehr charakteristisch sind die stark ausgeprägten Wangenbeine und der meist stark konkav verlaufende Nasenrücken. (Aufnahme: Dr. Edardt.)

Menschen also, bei denen sehr oft kein bestimmter Rassenanteil mehr vorherrscht, die also rassistisch oft schlecht diagnostiziert werden können. Es muß damit gerechnet werden, daß bei Rassenmischlingen manchmal die äußere Erscheinung nicht der rassistischen Gestaltung der seelischen Anlagen entspricht. Trotzdem ist fast noch in jedem Volke das Vorherrschen einer bestimmten Rasse festzustellen. Ihr Vorhandensein gibt sich vor allem zu erkennen in der Geschichte, in dem Grundcharakterzuge des Wesens und der Leistungen des Volkes. Wir können z. B. heute bei allen germanischen Völkern das Wesensbild der nordischen Rasse noch deutlich erkennen. Bei den Romanen ist es die westische Rasse, die dem Volkscharakter seine Prägung gibt; bei den Slawen, die früher einmal ebenso durch nordische Rassenelemente aufgebaut waren wie die Germanen, sind es vor allem heute ostbaltische und ostische Züge, die uns bei Betrachtung des gesamten Volkes auffallen.

Die Rassenverhältnisse des deutschen Volkes sind infolge starker Rassenmischung ziemlich verwickelt. Trotzdem läßt sich in den einzelnen Landesteilen noch deutlich das Vorwiegen der einen oder der anderen Rasse feststellen. Die nordische Rasse ist heute noch am stärksten und reinsten in Nordwestdeutschland vertreten. Der Einschlag nordischer Rasse wird geringer gegen Osten, Süden und Südwesten. Andere Rassenbestandteile, namentlich ostische, treten immer mehr in den Vordergrund, sobald man gegen Osten die Elbe und Saale und gegen Süden den Main überschreitet. Zu den stärkeren Einschlägen ostischer Rasse in Nordostdeutschland gesellen sich bald solche der ostbaltischen Rasse. Überhaupt ist diese Rasse in Ostpreußen noch am reinsten erhalten, wenn sie auch unter der Bevölkerung nicht überwiegt. Schleswig-Holstein hat eine Bevölkerung von überwiegend nordischen Menschen und schließt sich hierin den Rassenverhältnissen der skandinavischen Länder ziemlich eng an, wenn es auch im Vergleich zu Dänemark viel weniger Einschläge ostbaltischer und ostischer Elemente aufzuweisen hat. In Westfalen tritt die fälische Rasse stark hervor, die auch am Aufbau der gesamten niedersächsischen Bevölkerung nicht wenig beteiligt ist. Die ostelbischen Gebiete zeichnen sich dadurch aus, daß nordische Rasse gegen Osten immer seltener wird. In Posen finden sich unter der deutschen Bevölkerung nicht wenig nordisch-ostbaltisch-ostische Mischungen. Sachsen scheint den stärksten ostbaltischen Einschlag aufzuweisen, gegen Thüringen hin nimmt dieser wieder ab. Die südlichen Teile Sachsens, namentlich die Mittelgebirgslandschaften, sind stärker ostisch besiedelt. Die nordische Rasse tritt also in Oberschlesien, Sachsen und Ostthüringen in manchen Gebieten stark zurück; die hellen Farbenmerkmale, die man dort antrifft, sind meist der ostbaltischen Rasse zuzurechnen. In der Provinz Brandenburg und Sachsen tritt das Vorwiegen der nordischen Rasse gegen Norden und Westen

er strebt nach Lebensgenuß und ist einer anstrengenden Arbeit abgeneigt. Der Sinn für staatliche Ordnung ist wenig ausgeprägt.

Wie oben erwähnt, ist der Volkscharakter in den einzelnen Ländern in erster Linie bedingt durch die Eigenart der Rassenbestandteile, die das Volk aufbauen. Die Bevölkerungen Europas bestehen aus den genannten sechs Haupt-rassen, die in verschiedenem Stärkeverhältnis die einzelnen Völker zusammensetzen. Selbstverständlich hat man es in einem Volke in den seltensten Fällen mit reinrassigen Menschen zu tun, sondern meist mit Rassenmischlingen, mit

hin deutlich in Erscheinung. Der Thüringer Wald weist wieder viele ostische Typen auf. Das Rheinland ist fast ebenso nordisch wie Holland und nordischer als Flandern. Das Gebiet der Eifel und die an Belgien anschließenden Landschaften sind stärker ostisch durchmischt. Für das Rheinland ist das Auftreten von westischen oder westisch durchmischten Menschen charakteristisch. Der westische Einschlag ist allerdings nirgends sehr stark, reicht aber nach Osten bis in die Gegend von Elberfeld. Im Südwesten, in den Moselgegenden, im links- und rechtsrheinischen Rheingau und selbst in der Pfalz ist er deutlich zu erkennen. Dort fällt das heitere Wesen der Bevölkerung zuweilen stark auf.

Elsaß-Lothringen kann als das dunkelste Gebiet deutscher Sprache gelten. Die dunklen Farbenmerkmale rühren meist von einem stärkeren Einschlage ostischer Rasse her. Diese tritt besonders längs der ehemaligen französischen Grenze hervor.

In Baden kann man zwei Gebiete in rassenkundlicher Beziehung gegenüberstellen. Auffallend viele ostische Menschen beherbergt der Schwarzwald, dessen mittlere Bezirke sich hierin besonders auszeichnen. Nach dem Süden zu macht sich dinarischer Einschlag geltend, die Rheinebene dagegen wird wieder mehr von nordischer Bevölkerung besiedelt. Am deutlichsten wird der nordische Einschlag im sog. Markgräflerland.

Die deutschsprechende Bevölkerung der Schweiz ist vorwiegend ostisch, nicht selten aber stark dinarisch und schwach westisch untermischt, doch tritt ein bestimmter nordischer Einschlag nie ganz zurück und hat sich sogar in manchen Tälern noch ziemlich rein erhalten. Am häufigsten begegnet man nordischen Menschen im Gebiete der Aar, Limmat und Reuß; erst in den hochgelegenen Gebirgspartien verschwinden sie mehr und mehr. Hervorzuheben ist ein stärkeres Auftreten nordischer Bevölkerung im Kanton Unterwalden.

An der Zusammensetzung der württembergischen Bevölkerung ist ähnlich wie in Baden die ostische Rasse nicht wenig beteiligt; stärker als dort ist allerdings die dinarische Rasse vertreten. Ostische Menschen finden sich in größerer Häufigkeit im höheren Schwarzwald und in der Rauhen Alb. Auf dinarisches Blut stößt man nicht nur im Süden, sondern auch in der nördlichen Hälfte Württembergs. Als besonders nordisch haben die Gebiete längs des Neckars, überhaupt die größeren Flußtäler zu gelten. Deutlich ist der Zufluss nordischer Rasse von Norden her zu erkennen. Eine merkwürdige Erscheinung ist, daß die Gebiete, die im Mittelalter von den Klöstern beherrscht wurden, eine größere Häufigkeit der kurzköpfigen ostischen Typen aufweisen als die damals herrschaftlichen Bezirke.

In Bayern ist nordische Rasse am reinsten erhalten in einzelnen Landstrichen Unterfrankens. Auch hier ist die Besiedelung vom Norden her unverkennbar. Ausstrahlungen nordischer Rasse reichen bis nach Ober- und Mittelfranken hinein, verschwinden aber gegen Süden sehr bald infolge des Vordrängens ostischer und dinarischer Typen. Ganz Südbayern und die Oberpfalz, überhaupt das alte bayerische Gebiet stehen im Zeichen der dinarischen Rasse, die immer reiner auftritt, je mehr wir uns dem Hochgebirge nähern.

Die Massenverhältnisse in Deutschösterreich liegen folgendermaßen: Der Hauptteil der Bevölkerung gehört wohl der dinarischen und ostischen Rasse an. Der nordische Blutsanteil ist jedoch auch nicht gering. Dinarische Rasse ist vor allem überwiegend im Alpengebiete. Stärker nordisch besiedelt ist in Niederösterreich das Grenzgebiet gegen Mähren; der nordische Einschlag reicht hier im Osten in Gebiete jenseits der Grenze, in denen sich noch zum größten Teil deutschsprachige Bevölkerung vorfindet. Helle Farbenmerkmale zeigt auch das ganze oberösterreichische Donautal, vor allem das linke Donauufer; also auch hier tritt der nordische Rasseneinschlag stärker in den Vordergrund. Verhältnismäßig viel nordische Rasse ist außerdem zu erkennen an der Ostgrenze Steiermarks und Niederösterreichs, ebenso in Kärnten. Die Stärke des ostischen Einschlages wechselt in den einzelnen Gebieten, obwohl er fast nirgends fehlt; man kann wohl sagen, daß er in den Gebirgsgegenden stärker auftritt als im Flachlande.

Die $3\frac{1}{2}$ Millionen Deutsche, die heute noch in der Tschechoslowakei leben, sind, soweit sie vor allem die höheren Teile des Mittelgebirges bevölkern, vorwiegend ostrassisch. Eine gewisse dinarische Beimischung ist allerdings unverkennbar. Beachtenswert sind die Verhältnisse längs der Eger. Der obere und mittlere



103. Mädchen mit dinarischem Rasseneinschlag. Die dinarische Beimengung ist besonders an der stark gebauten Nase zu erkennen. (Haffinger, Geographie des Menschen, im „Handbuch der geogr. Wissenschaft“.)

um die Mitte des 12. Jahrhunderts von der Mosel und Eifel her eingewandert sind, waren ursprünglich mehr nordisch als die Bevölkerung ihres Heimatlandes, sie haben aber von dort leichte westische Einschläge mitgebracht und sind in Siebenbürgen zum Teil der Vermischung mit ostischen, ostbaltischen und dinarischen Bestandteilen ausgesetzt gewesen. Trotzdem sind sie auch heute noch mehr nordisch bestimmt als die jetzige Bevölkerung der Mosel- und Eifelgegend. Auch in Ungarn ist zu der ursprünglichen nordischen Rasse, die die eingewanderte deutsche Bevölkerung in der Hauptsache ausmachte, ostisches und ostbaltisches Blut in nicht geringem Maße hinzugetreten.

Man rechnet den Gesamtanteil nordischen Blutes für das ganze deutsche Sprachgebiet in der nördlichen Hälfte auf 55%, in der südlichen auf etwa 40%. Der ostische Einschlag mag etwa 20% im deutschen Volke betragen; in der nördlichen Hälfte macht er 15%, in der südlichen ungefähr 25% aus. Der dinarische Rassenanteil geht etwa auf 15%, in der nördlichen Hälfte des Sprachgebietes beträgt er höchstens 5%, in der südlichen etwa 20%—25%. Der ostbaltische Einschlag kann mit etwa 8% angegeben werden; in der nördlichen Hälfte des deutschen Sprachgebietes beläuft er sich auf etwa 10%, in der westlichen auf 3%—4%, in der östlichen auf 15%, in der südlichen auf etwa 2%. Fälische Rasse ist am Aufbau des deutschen Volkes mit nur 5% beteiligt, in Nordwestdeutschland, Nordhessen und Westthüringen mit etwa 10%, in Süddeutschland mit 2%—3%. Der Anteil an westischer Rasse ist ungefähr 2%, in der südlichen Hälfte des deutschen Sprachgebietes etwas höher und mit ungefähr 5% anzugeben.

Es muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß die Eigenart jedes Volkstums letzten Endes zurückgeht auf die Rassenverhältnisse, d. h. auf die spezifisch-seelische Gestaltung der verschiedenen am Volksaufbau beteiligten Rassentypen. Da auch heute noch das nordische Blut — zu verstehen im Sinne von nordischen Erbanlagen — im deutschen Volke vorherrscht, muß das deutsche Volk in seinen seelischen Äußerungen vor allem nach dem Typus der nordischen Rasse beschaffen sein. Die nordische Rasse ist im deutschen Volkstum also richtunggebend. Betrachten wir andere Völker, so treffen wir dort auf eine andere vorherrschende Rasse, die den Ausschlag für die Gestaltung des Volkstums gibt: In Frankreich ist es die westische Rasse, ebenso in Italien und Spanien, wie ja überhaupt in allen romanischen Ländern. In den osteuropäischen Ländern wieder bildet in erster Linie die ostbaltische und ostische Rasse den Grundstock der Bevölkerungen.

Teil des Egerlaufes ist ein Gebiet mit verstärktem nordischem Einschlag, während der unterste Teil als stark ostisch hervortritt; er ist zugleich auch tschechisches Sprachgebiet. Fast überall in der Tschechoslowakei hört mit der deutschen Sprachgrenze auch ein stärkerer nordischer Einschlag auf. Auch die deutschen Sprachinseln in Böhmen scheinen von ihrer Umgebung rassisch etwas verschieden zu sein. Allerdings ist die Helligkeit mancher dieser Gebiete auch etwas durch das Auftreten ostbaltischer Rasse beeinflusst.

Die Deutschen in den baltischen Ländern gehören im allgemeinen der nordischen Rasse an. Die in Polen, Galizien und Ungarn verstreut lebenden Volksgenossen sind stärker ostbaltisch, dinarisch und ostisch gemischt. Die Deutschen in Siebenbürgen, die

Es ist selbstverständlich, daß auch die anderen Rassenbestandteile in Deutschland außer der nordischen irgendwelchen Einfluß auf das Volksganze ausüben. Je nach der hundertfachmäßig verschiedenen Beimischung der betreffenden Rasse in der einen oder anderen Landschaft wird man bald mehr, bald weniger die Mitwirkung bei besonderen Leistungen oder in der Gesamtcharakteranlage feststellen können. Das unbedingte Vorwiegen der nordischen Rassen-elemente in gewissen nordwestdeutschen und norddeutschen Gegenden tritt uns nicht nur in der körperlichen Erscheinung unverkennbar und eindeutig entgegen, sondern erscheint uns besonders einheitlich bestimmt gerade auf dem Gebiete des spezifischen Volkstums. Betrachten wir unsere Alpenbevölkerung, so ist es immer der dinarische Rassentypus, nach dem die alteingesessene Bevölkerung gekennzeichnet ist. Das nur als Beispiel. Wir haben in Deutschland ebenso Gelegenheit, auf stärkere Einschläge von ostischer Rasse zu stoßen. In diesem Falle wird dann immer der seelische Grundtypus der betreffenden Bevölkerung auch vorwiegend ostisch gerichtet sein. So kann man schließlich die Eigenart verschiedener Stämme im deutschen Volke verstehen aus ihrer rassischen Grundlage. Wenn trotzdem die Zielrichtung auf geistigem Gebiete im deutschen Volke auf einer großen gemeinsamen Linie verläuft, die vom nordischen Rassentum ausgeht, so ist daran der starke nordische Blutsanteil schuld, der in allen Teilen des Volkes vorhanden ist. Ebenso verständlich ist aber auch, daß trotz dieses nordischen Einschlages Gegensätze innerhalb des deutschen Volkstums zur Geltung kommen können — so namentlich auf politischem Gebiete werden sie oft recht deutlich —, die bald zu größeren, bald zu kleineren gegenseitigen Kämpfen führen.

Bei der Betrachtung des Volkstums hinsichtlich seiner rassischen Gebundenheit muß die Tatsache scharf im Auge behalten werden, daß die meisten Menschen in unserem Volke Rassenmischlinge sind, daß aber, wenn auch äußerlich oft noch recht wenig sichtbar, die einzelnen Vertreter des deutschen Volkes eine mehr oder weniger starke Beimischung nordischer Rasse besitzen. Gerade die nordische Rasse ist also das Bindende unter den deutschen Menschen. Unter keinen Umständen kann man von einer deutschen Rasse sprechen, wie schon eingangs erwähnt wurde; aus der Vermischung der sechs in Deutschland vorkommenden Haupt-rassen ist also kein einheitlicher neuer Typus entstanden, wie im Volke noch vielfach angenommen wird. Wir müssen uns damit abfinden, daß das Erscheinungsbild des deutschen Volkes von Mensch zu Mensch wechselt.

Mit der nordischen Rasse steht und fällt das deutsche Volkstum. Stirbt also die nordische Rasse aus, dann gehen wir der Gefahr entgegen, daß die Zielsetzung innerhalb des deutschen Volkstums vollkommen umgestaltet wird, daß infolge der Änderung der rassischen Grundlagen auch das typisch Deutsche mehr und mehr verschwindet. Der nordische Rassenbestandteil wurde im Laufe der Geschichte stark in Anspruch genommen und zum Teil ausgetilgt. Man braucht nur zu denken an die vielen Kriege, die über unser Vaterland hinweggezogen sind und die aus dem deutschen Volke gerade das kampfeslustige, mutige und draufgängerische nordische Menschenmaterial hervorholten und in großen Massen vernichteten. Wir dürfen aber auch nicht die starke Auswanderung nach Übersee vergessen, an der gerade wieder nordische Menschen in erster Linie teilnahmen und damit dem deutschen Stammlande eine Menge der besten Erbanlagen ent-



104. Oberbayer vorwiegend dinarischer Rasse. Typische Merkmale sind: kurzer Schädel, flaches Hinterhaupt, dicke Nase und dicke Lippen. Die Farbenmerkmale gehen oft stark ins Dunkle. (Aufnahme: Dr. Franz Stöckner, Berlin.)



105. Westische Rasse in Deutschland. Schädel und Gesichtsforn ist ähnlich wie bei der nordischen Rasse, die Farbenmerkmale dagegen sind dunkel. (Schulz, Deutsche Rassenköpfe.)

zogen. Endlich ist von außerordentlicher Wichtigkeit unsere Verstädtterung. Die besten Rassen-elemente nordischen Ursprungs stehen bei der Abwanderung vom platten Lande im Vordergrund. Die Großstadt ist ja bekannt als Totengraber der Rasse, weil sie die Rassenmischung ungemein fördert und außerdem zur Verringerung der Geburtenziffern gewaltig beiträgt. Sie scheint nun gerade auf die nordische Rasse einen sehr verhäng-

nisvollen Einfluß auszuüben, denn die nordische Rasse ist den besonderen Lebensumständen der Großstadt weniger angepaßt als andere Rassen und scheint vom Geburtenrückgang infolgedessen außerordentlich bedroht zu sein. Auch die auf dem Lande schon vielfach veränderten Lebensbedingungen haben sich ungünstig auf die Fortentwicklung der nordischen Rasse ausgewirkt, und es ist daher die Behauptung berechtigt, daß die nordische Rasse heute mehr denn je zahlenmäßig stark zurückgeht.

Es wäre sinnlos, die rassischen Grundlagen unseres Volkstums untersuchen zu wollen, ohne auf diese Tatsachen hinzuweisen. Ein Buch wie das vorliegende hat nicht die Absicht, nur einzugehen auf die wissenschaftliche Erklärung für das, was unser Volkstum ausmacht; es will zugleich auch darauf hinweisen, daß das seelische Antlitz unseres Volkes sich ändern muß, sobald die biologischen Grundlagen andere werden. Vor dieser Gefahr der Volksentartung dürfen wir die Augen nicht verschließen. Nur ein Volkstum, dessen Vertreter die wichtigsten Lebensgesetze beachten, kann in Zukunft sich rein erhalten und fortbestehen.

Schrifttum.

Bryn, Halfdan, Der nordische Mensch, 1929. — Claus, Ludwig Ferdinand, Rasse und Seele, 1926, ² 1933. — Darré, Walther, Das Bauerntum als Lebensquell der nordischen Rasse, 2. Aufl. 1932. — Eickstedt, Egon, Die rassischen Grundlagen des deutschen Volkstums, 1934. — Ders., Rassenkunde und Rassen-geschichte der Menschheit, 1933. — Erbt, Wilhelm, Weltgeschichte auf rassischer Grundlage, 2. Aufl. 1934. — Gobineau, J. A. Graf, Die Ungleichheit der Menschenrassen, 1935. — Ders., Die Bedeutung der Rasse im Leben der Völker, 1926. — Günther, F. R., Rassenkunde des deutschen Volkes, 1922, ¹⁶ 1933. — Ders., Herkunft und Rassen-geschichte der Germanen, 1935. — Hauschild, M. W., Grundriß der Anthropologie, 1926. — Hildebrandt, Prof. Dr. med., Die Bedeutung der Rassenkunde für den Einzelnen und für die Volksgemeinschaft, 1933. — Hitler, Adolf, Mein Kampf, 1925. — Kratschke, Gustav, Rassenkunde, 1923. — Kruse, Walter, Die Deutschen und ihre Nachbarvölker, 1929. — v. Leers, Johann, Geschichte auf rassischer Grundlage, 1934. — Lenz, Fritz, Die Rasse als Weltprinzip (1933), Sonderabdruck aus „Deutschlands Erneuerung“, 1917. Heft 1. — Staemmler, M., Volk und Rasse, 1934. — Scheidt, Walter, Allgemeine Rassenkunde, 1925. — Schulz, Bruno, Erbkunde, Rassenkunde, Rassenpflege, 1933. — Schulze-Naumburg, Paul, Kunst und Rasse, 1928. — Schwalbe, G., u. E. Fischer, Anthropologie, 1923. — Volk und Rasse. Zeitschrift. — Zimmermann, Karl, Deutsche Geschichte als Rassenschicksal, 2. Aufl. 1933.

Der deutsche Volkscharakter.

Von Dr. Martin Frehtag.

Wir fragen: „Was ist Charakter?“ und antworten: „Wir verstehen darunter etwas Seelisches und Sittliches zugleich.“ Johann Friedrich Herbart, der in seiner Allgemeinen Pädagogik den Begriff des Charakters grundlegend geprägt hat, sagt: „Charakter ist innere Festigkeit.“ Er unterscheidet zwischen dem objektiven und dem subjektiven Teil des Charakters und sieht als den Sitz des Charakters den Willen an. Allerdings nicht „die wandelbaren Wünsche und Launen, sondern das Gleichförmige und Feste des Willens“. Mit diesen wenigen Hinweisen haben wir die Grundlage zu dem, was wir unter „Charakter“ zu verstehen haben. Es ist also die Stetigkeit des Menschen in allen Lagen des Lebens, bedingt durch die in ihm von Natur aus ruhenden Anlagen (objektiver Charakter) und der Ausbildung seines Willens zu dieser Haltung (subjektiver Charakter). Auch beim Volk als der Gesamtheit der einzelnen Menschen scheint mir die Herbart'sche Teilung in objektiven und subjektiven Charakter durchaus möglich. Unter dem objektiven Charakter würden wir also dann die von Natur aus in dem gesamten Volk ruhenden Anlagen zu verstehen haben. Der subjektive Charakter würde diese naturgegebenen Anlagen unter bestimmten Umständen, die darzulegen sein würden, nach einer besonderen Richtung willentlich gestalten.

Daß zur Grundlegung eines deutschen Volkscharakters in allererster Linie die charakterlichen Eigenschaften der in dem Volke vereinigten Rassen gehören, ist selbstverständlich und in dem Abschnitt von Ehardt über „Rasse und Volkstum“ dargelegt, so daß wir hier bei dem knappen Raum auf eine Wiederholung verzichten und uns mit diesem Hinweis begnügen müssen.

Es bleiben aber noch wichtige Einflüsse der Umwelt übrig, die für die Bildung des Volkscharakters nicht übersehen werden dürfen. Die Vielgestaltigkeit der deutschen Stämme ist nicht zuletzt auf die geographische Gliederung des deutschen Lebensraumes zurückzuführen. So steht also neben den Rassengruppen und ihren geistigen Anlagen als zweites Wesentliches, dem der deutsche Volkscharakter seine Prägung verdankt: die deutsche Landschaft. Daß aber auch die politische Geschichte, die kirchlichen Bewegungen und die wirtschaftlich sozialen Entwicklungen das ihre zur Gestaltung des Volkscharakters beitragen, werden wir uns immer gegenwärtig halten müssen.

Wenn wir im folgenden eine Charakterisierung der einzelnen Stämme wagen, so müssen wir uns darüber klar sein, daß wir bei jedem Stammesgebiet eigentliche Kerngebiete erkennen, um die sich Rand- und Übergangszonen legen, also Mischgebiete, die oft sehr groß sein können.

Schon Wilhelm Heinrich Riehl gliedert entsprechend dem geographischen Aufbau Deutschlands das Volksgebiet dreifach: die große Ebene Niederdeutschlands, das durch Gebirgswälle zergliederte Gebiet Mitteldeutschlands und das gebirgsreiche, aber einheitlichere Gebiet Oberdeutschlands. Ein Blick auf die Karte zeigt deutlich, daß wir in Norddeutschland und Süddeutschland große selbständige Stammesgebiete haben, die sich ungestört entwickeln konnten, während der mitteldeutsche Streifen sich in eine Fülle von Einzelgruppen aufgliederte, die die stärksten Einwirkungen (als Durchgangsland) geschichtlich zu erleiden hatten. Legen wir neben die Karte der deutschen Volksstämme die der Stammesherzogtümer, so sind wir über die daraus sich ergebenden Gleichheiten erstaunt.

Beherrschend im norddeutschen Raum zwischen Rhein und Elbe ist der sächsisch-frisische Volksstamm gewesen, der mit dem friesischen, in früherer Zeit stärker als heute, verwandt war. Es hat im Laufe des Mittelalters eine genau erkennbare Voneinanderentwicklung zwischen Friesentum und Altsachsenthum stattgefunden. Das beweist sich schon im Charakter des Hauses. Es ist gewiß richtig, daß auch der Wirtschaftscharakter dieser Landschaft die Bauart bedingt: Die Kernzelle des Friesenhauses ist der große Banerraum für das Wiesenheu, während im Altsachsenhaus der weite Raum der Dreschbiele zum Mittelpunkt werden mußte.

Der friesische Mensch ist noch verschlossener und wortkarger als der Sächse. Das mag nicht zuletzt mit dem harten Leben zusammenhängen, das die Landschaft am Meer mit ihrem ewigen Kampf ihm auferlegt hat. Der lateinische Satz: „Frisia non cantat“ (Friesland singt nicht) besteht zu Recht. Neben dem Freiheitswillen, der sich in der Geschichte Frieslands oft genug in harten Kämpfen erweist, ist aber die Treue und Zuverlässigkeit ein in besonderem Maße hervorstechender Charakterzug. Das friesische Sprichwort: „Die Tat ist das Höchste!“ beleuchtet schlaglichtartig, daß diese Menschen von großem Fleiß und zähester Ausdauer sind. Der ewige Kampf mit dem Meere schließt den friesischen Menschen trotz seiner Neigung zum Aufschselbststehen zu engen Gemeinschaften zusammen, deren Sinn der gemeinsame Schutz des gemeinsamen Landes gegen die großen Gefahren, aber keineswegs die Geselligkeit ist. Dem Zug zum Einzelgängertum und dem wirtschaftlichen Wohlstand entspricht ein starkes Selbstbewußtsein, dem Wissen, als Schiffer und Fischer der Gewalt des Meeres ständig ausgesetzt zu sein, der tiefe Ernst seines Wesens. Aber wir sind oft erstaunt, welche Weltkenntnis und welche Aufgeschlossenheit sich in ihm und auch in der Inneneinrichtung seines Hauses offenbart, und wir gehen nicht fehl, sie aus dem Beruf des Seemannes, der die weite Welt kennenlernt und mit Stolz sich Erinnerungen mit nach Hause bringt, zu erklären. Dem Ernst der Lebensauffassung entspricht die Schmutzlosigkeit der kirchlichen Form des reformierten Bekenntnisses.

Der vorherrschende Stamm Norddeutschlands sind die Sachsen; im Gegensatz zur späteren Entwicklung und zur Wanderung des Namens an die mittlere Elbe sind wir gewohnt, sie als Altsachsen zu bezeichnen. Gerade für diesen Stamm läßt sich der Einfluß der Landschaft auf die Prägung des Stammescharakters sehr deutlich nachweisen, denn die Landschaft ist in diesem weiten Raume keineswegs einheitlich. Der südliche Teil ragt noch in die Ausläufer des mitteldeutschen Gebirgslandes hinein und öffnet sich dann dem weiten, fruchtbaren Streifen der niederdeutschen Ebene. Sehr bald aber geht dieses fruchtbare Ackergebiet in den sandreichen, kulturarmen Geestboden über, und erst im hohen Norden, unweit der Küste, und in den weiten Urstromtälern gelangen wir in das fruchtbare Marschland. Dieser Verteilung der niedersächsischen Landschaft entsprechen auch vier verschiedene Bevölkerungsarten. Den Friesen, die ja fast ausschließlich fruchtbares Marschland bewohnen, stehen die Bewohner der Randgebiete der Nordsee am nächsten. Wenn sie gleich in der ewigen Gefahr des Meeres leben und dadurch wie die Friesen zu enger Gemeinschaft zur Bannung dieser Gefahr zusammengeführt worden sind, sind sie doch auch wie diese wirtschaftlich gut gestellt, ja teilweise sehr reich. Dieser Reichtum äußert sich sogleich in großen, reich ausgestatteten und vielfältig ausgeschmückten Häusern. Es ist das niedersächsische Haus, wie es uns in klassischer Darstellung der Verfasser der osnabrückischen Geschichte, Justus Möser, beschrieben hat. In den Vierlanden rund um Hamburg haben wir wohl die reichsten und schönsten Häuser dieser Art. Auch die Tracht dieser Bewohner ist ungemein reich und kostbar. Wie schon Haus und Tracht ein starkes Selbstbewußtsein verraten, so ist in der Tat die Sinnesart dieser Bewohner stolz und im besten Sinne des Wortes herrisch. Ist es doch so, daß die Bauern des durch seinen Obstbau so wohlhabenden Altenlandes auf die Bewohner der daran anschließenden, unfruchtbaren Geest mit einer gewissen Überheblichkeit und Verächtlichkeit herabsehen, daß es noch heute für ausgeschlossen gilt, daß zwischen den Bewohnern dieses und jenes Landes verwandtschaftliche Beziehungen durch Eheirrat geknüpft werden können. Dieser Sinnesart im Gegensatz stehen die Bewohner des sich nach Süden anschließenden Geeststreifens. Die Geest läßt allerdings ihren Bewohnern das Leben nicht so leicht werden und den Reichtum nicht so schnell zuwachsen wie die Marsch. Was sie zu geben vermag, muß in harter Arbeit im Schweiße des Angesichts ihr abgerungen werden, und so nimmt es nicht wunder, daß wir in der sandreichen Geest, in den weiten Flächen der zauberhaften Heide und des düsteren Moores Menschen finden, denen die harte Arbeit ins Gesicht geschrieben steht und die in Häusern wohnen, die wir schon kaum mehr als Bauernhäuser, sondern oft genug als armselige Hütten bezeichnen müssen. Wenn man einmal in solche ursprüngliche Moorlaken, etwa des uralten und fast noch ursprünglich erhaltenen Torfstecherdorfes Borchels geschaut hat, in denen auf engstem Raume in einer Küche, einer Stube und einer, höchstens zwei Kammern, sechs und mehr Menschen hausen, zum Teil noch in völlig verrußten Räumen, weil oft genug noch die offene Herdflamme gebräuchlich ist, dann begreift man dieses bescheidene, oft genug gedrückte und stille Wesen dieser Menschen. Daß ihre Kleidung allein nach der Zweckmäßigkeit sich gestaltet hat und jeder Schmuckhaftigkeit entbehrt, ist selbstverständlich. Und doch staunen wir über die Zufriedenheit dieser Menschen, die in harter Arbeit entweder dem Boden spärliche Frucht entreißen oder für kümmerliches Entgelt Tag für Tag den Torf stechen. Diese Menschen aber sind weit stärker als die Bewohner des Nordens und Südens des niedersächsischen Raumes in einer noch heute ergreifenden Frömmigkeit gebunden. Das wird jedem offenbar, der einmal einen Gottesdienst in der Heide mitgemacht hat, zu dem die Bewohner zu Fuß oder in einfachen Wagen aus weitester Entfernung kommen.

Zwischen Geest und dem im Süden abgrenzenden Mittelgebirgsstreifen lagert sich noch einmal ein fruchtbares Ackerland, dessen Wohlhabenheit sich wiederum wie im Marschland in der Größe und in dem Schmudreichtum des Hauses wie auch in der farbenreichen, wertvollen Tracht ausdrückt. Es gibt wohl kaum ein so geschlossenes, bodenständiges und buntes Trachtengebiet wie das kleine Schaumburg-Lippe. Im Gegensatz zum Norden finden wir hier schon eine größere Aufgeschlossenheit, die sich auch in einem offeneren und fröhlicheren Wesen darstellt. Die Freude an Schmutz und Farbe in Kleidung und Haus ist ein untrügliches Zeichen dafür. Wenn wir beachten, daß in dem Landschaftsgebiet Westfalen die Bevölkerung lebt, die vornehmlich auf die fälische Rasse zurückgeleitet werden muß, so wird sich uns daraus ohne weiteres ergeben, daß wir in dieser Gruppe einen wiederum andersgearteten Menschenschlag finden als in Schaumburg-Lippe. Geschlossener, ernster und herber sind

die Menschen, so wie es schon ihre besondere Ernährungsweise mit derbem Schwarzbrot und hartgeräuchertem Schinken andeutet. Daß im Elbegebiet die Slawen auch auf das westliche Ufer des Flusses in der Zeit ihres weitesten Vordringens nach Westen übergegriffen haben, wird durch den Namen Wendland ebenso erwiesen wie durch die dortige Bevölkerung, die schon in ihrer körperlichen Erscheinungsform auch Merkmale der slawischen, also ostischen Rasse, aufweist.

So vielfach hier Landschaft und Wirtschaftsform den Charakter gestaltet haben, so ist doch der Niedersachsenstamm als Ganzes genommen noch einer der einheitlichsten und geschlossensten in ganz Deutschland. Wenn wir die Abgrenzung des niedersächsischen Kulturkreises nach Sprache und Hausform mit den vorgeschichtlichen Kulturgebieten vergleichen, so sehen wir, daß sich die Grenze nur um wenig geändert hat, so daß wir also feststellen können, daß der Altsachsenstamm durch seine Abgeschlossenheit ein ungestörtes Eigenwachstum gehabt hat. Die Eigenschaften, die der nordischen und fälischen Rasse noch heute als bezeichnend zugesprochen werden müssen, sind auch dem Sachsenstamm eigen. Wortkargheit und Verschlossenheit, oft stärker noch als die Friesen zum Einzelgängertum neigend, und ein ausgeprägter Gerechtigkeitsinn sind seine Wesenszüge. Man darf vielleicht auch die Tatsache, daß die Veränderung, die die mittel- und oberdeutsche Sprache durch die zweite Lautverschiebung erfahren hat, an seiner Südgrenze halt gemacht hat, als ein Kennzeichen dafür nehmen, wie stark dieser Volksstamm am Alten hängt. Daß in ihm nur wenig Dichtungen entstanden sind, entspricht ebenso seinem Wesen wie die Tatsache, daß wir gerade bei ihm eine Neigung zum Schalkhaften, für Humor und Satire finden und daß Werke wie die Erzählungen von Till Eulenspiegel und Münchhausen oder die Tierfabel Reineke Fuchs auf seinem Boden entstanden sind. Bei der Gründung des ersten Reiches wie auch der des zweiten haben es die Niedersachsen den Herrschern und Staatsmännern nicht leicht gemacht, und der Freiheitskampf der Sachsen unter Widukind gegen Karl den Großen liegt in gleicher Linie wie die Ablehnung des hannoverschen Königs, seine Armee unter preussische Hoheit zu stellen, wobei er stolz sprach: „Wer meine Armee nimmt, nimmt mir meine Macht!“ Selbstbewußtsein und Stolz auf den eigenen Wert prägten sich in letzter Zeit, die sich neu dem Volkstum zuwandte, auch darin aus, daß sich das Stammesbewußtsein wesentlich steigerte und daß der Gedanke, dieses Stammesland zu einem geschlossenen Reichsgebiet zu erheben, zum mindesten bekundet wurde. Ihr äußeres Zeichen findet diese Gesinnung in dem überraschend schnell volkstümlich gewordenen Niedersachsenlied.

So wie man von einem norddeutschen Volkscharakter spricht, kann man auch einen mitteldeutschen Gesamtcharakter annehmen und wird unter ihm den der Franken, Hessen und Thüringer zusammenzufassen haben. Die vorherrschende Stellung in dieser Reihe nehmen die Franken ein, von denen die Gestaltung des ersten gesamtgermanischen Reiches ausgegangen ist. Nicht allein der stark westische Rasseinfluß wird den lebendigen Charakter der Franken bedingen. Auch die Landschaft wirkt aufs stärkste dabei ein. Denn es ist ein Unterschied, ob wir die Bewohner der fruchtbaren Täler des Rheines und Maines vor uns haben oder die armen Einwohner auf der Höhe des Hunsrück, der Eifel und der Rhön. Ganz selbstverständlich, daß die Talbewohner heiterer, fröhlicher sind bis zur Ausgelassenheit als die Gebirgsbewohner, die in mühsamer Arbeit dem mageren Boden ihren Lebensunterhalt abquälen. Rassenerbgut und Landschaft wirken auf das entschiedenste auf den Charakter des Rheinländers ein, der wohl der beweglichste aller deutschen Menschen ist. Das prägt sich nicht nur in der Gestaltung seiner Sprache aus, die etwas Singendes und Fröhliches in sich trägt, das zeigt sich auch in seiner Gemütsart, in der Schnelligkeit des Sprechens, in der Schlagfertigkeit zur Antwort, die durch den Genuß des Weines nur allzu häufig eine Steigerung erhält. Daß dabei die Bewohner der einzelnen Täler des Rheines, der Mosel, des Maines wieder ihre Sonderheiten haben, ist selbstverständlich, denn wir unterscheiden ja schon in frühmittelalterlicher Zeit die Rheinfranken von den Moselfranken und wissen, wie vielfältig sich die fränkische Sprache in einzelne Mundarten aufgegliedert hat. Es mag sein, daß diesem geistigen Gepräge ein starkes Ich-Bewußtsein entspricht, das sich auch in der Aufteilung des Landes in unendlich viele einzelne Herrschaften darstellt. Selbst bekennntnismäßig gesehen ist dieses Gebiet durchaus nicht einheitlich. Aber die als erste unter den deutschen Städten zur Selbständigkeit strebenden rheinischen waren meist mehr dem Protestantismus zugeneigt. Es wird behauptet, daß dem Franken der soziale Sinn, den wir in der engen Hausgemeinschaft beim niedersächsischen Menschen schätzen, fehlt und daß er bei weitem nicht in dem Maße auf die Verteidigung seiner persönlichen Freiheit bedacht ist wie der Norddeutsche oder der Alemanne. Wir haben in der Tat auch den Freiheitskämpfen der Sachsen und der Schweizer keine ähnlichen aus den mitteldeutschen Gebieten zur Seite zu stellen. Im Gegenteil, der Franke selbst hat ein großes Anpassungsvermögen, so daß es ihm auch gelingen konnte, unter Ausnahme römischer Verwaltungskunst alle germanischen Stämme zu einem Staate zusammenzufassen. Dazu gehört natürlich auch ein unbestreitbarer Kampfesinn, der sich in den großen Heereszügen von Chlodwig (480—511) bis Karl dem Großen erweist. Wenn man versucht hat, das fränkische Gehöft auf den Charakter der Franken zurückzuführen, indem man ihren Sinn zur Mannigfaltigkeit in der Mehrheit der Gebäude im Gegensatz zum Einheitshaus von Nord- und Süddeutschland wiedererkennen wollte, so scheint mir das zu weit zu gehen. Ich möchte vielmehr in dem fränkischen Gehöft, das seine Gebäude oft genug unter einem zusammenhängenden Dach vereinigt, eine Nachbildung der altgermanischen Wagenburg sehen. Wohl aber ist es richtig, daß wir den Gegensatz zwischen dem sich abschließenden Sachsen und dem lebenszugewandteren Franken darin sehen, daß jener seine Wohnräume in dem der Straßenseite abgewandten Giebelteil einbaut, dieser aber seine Wohnstube ausdrücklich an die der Straße zugewendeten Giebelseite, an die Erde verlegt, daß jener im Einzelhof, dieser in Siedlungen baut. Dieser geistigen Beweglichkeit entspricht natürlich auch ein großer Reichtum an Volksdichtungen, Sprichwörtern, Rätseln, Volksliedern und

Vollstänzen. Und auch die Karten in Madlers Literaturgeschichte weisen eine Fülle von Dichternamen auf. Auch die Kunst in Bau und Bildkunst und in der späteren Zeit auch in der Malerei findet in dem Menschen dieses Schlages ihre Gestaltung. Eine Fahrt von Bamberg bis zur Mainmündung führt uns ja am Schönsten, was mittelalterliche Baukunst geschaffen hat, vorbei.

Als bestes Beispiel für die Beeinflussung des Volkscharakters durch andauernde und stärkste Einwirkungen von außen wie auch durch die Landschaft möchte ich den thüringischen Volkstamm ansehen. Wenn es zutrifft, daß eine Landschaft durch ihren Gebirgscharakter in einzelne Gruppen aufgespalten werden kann, so gilt das für die thüringische. Zudem ist die Lage dieses Landes so, daß von allen Seiten starke Einflüsse in diesen Landschaftsraum einfließen konnten.

Es bleibt außerdem zu beachten, daß dieses Gebiet lange Zeit hindurch Grenzland gewesen ist und mit seiner Ostgrenze an das slawische Volkstum stieß. So ist es nicht zu verwundern, daß der östliche Teil des heutigen Thüringens, den wir Ostland und Vogtland nennen, viel Einflüsse slawischen Volkstums aufweist; allein die Namen vieler Siedlungen auf ih können das erweisen (Wöllnig, Merkewitz, Göschwitz, Röstitz usw.). Im Norden grenzt das thüringische Gebiet an das niederdeutsche, und als die Franken im Jahre 531 das große thüringische Königreich, das einst vom Harz bis an die Donau reichte, im Bunde mit den Sachsen zerstörten, da wurde diesen das Gebiet zwischen Harz und Unstrut gegeben, und die niedersächsischen Volkstumsart hat sich so besonders für dieses Gebiet Eingang verschafft. Noch heute können wir die Sprachgrenze zwischen Niedersachsen und Thüringen etwa in der Linie Rieneburg, Bernburg, Güsten, Harzgerode, Sachsa, Worbis, Heiligenstadt, Wippenhausen feststellen. Von Wippenhausen aber werraaufwärts bis Verla an der Werra verläuft die hessisch-thüringische Sprachgrenze. Das Rhöngebirge, das wir noch immer zur thüringischen Landschaft wie auch zum thüringischen Staat rechnen, liegt schon ganz im hessischen Sprachgebiet. Nach Süden aber grenzt sich das thüringische Sprachgebiet gegen das fränkische in der Linie des alten Rennstieges, vom Inselsberg bis Oberweißbach, ab. Das Gebiet südlich des Rennstieges bis etwa an den Main, das durchaus noch zum thüringischen Volkstum gehört, eigneten sich die Franken nach ihrem Siege 531 an und gaben ihm bis heute nicht nur den Namen, sondern auch einen starken Volkstumsanteil. In der Linie Oberweißbach, Saalfeld, Gera, Raumburg verläuft die alte Ostgrenze, die, sprachlich gesehen, das Thüringische vom Obersächsischen scheidet. Wer Thüringen genau kennt, wird wissen, daß mitten durch diesen eben umschriebenen Raum eine Trennungslinie geht, die von Gera über Lobeda bei Jena, Verla an der Ilm, Riechheimerberg, Steiger bei Erfurt, Fahnersche Höhen und über die Hainleite zur Werra führt und Nordthüringen von Südthüringen trennt. In Nordthüringen haben wir noch teilweise niederdeutschen Sprachbestand. Hier fällt „der Appel uffn Kopp“ und werden „Strempe gestoppt“, während im Süden „der Apfel uffn Kopp“ fällt und die „Strempe gestopft“ werden. Eine ähnliche Trennungslinie kann man von Nord nach Süd ziehen, die von Mansfeld über Müsted, Wiehe, Rastenberg, Buttstädt, Weimar, Verla an der Ilm, Stadtilm nach Rudolstadt führt und von der westlich gesehen man „auch und zwei“ spricht, während man östlich, offenbar unter sächsischem Einfluß, „ooch und zwee“ sagt. Wir sind in diesem Einzelfall einmal den Sprachabgrenzungen nachgegangen und haben dabei schon in diesem kleinen Raum vier Sondergruppen gefunden. Wir können aber, wenn wir den wirtschaftlichen Gegebenheiten nachgehen, zu einer großen Zweiteilung des Gebietes gelangen, die sich in seiner Volkstumsart auswirkt, den armen Waldgegenden (Thüringer Wald und Rhön) und den wohlhabenderen Mittelteilen bis zu dem reichen und fruchtbaren Gebiet der Goldenen Aue. Unschwer läßt sich aus der Tracht dieser Unterschied nachweisen. Denken wir nun daran, daß dieses Gebiet natürliches Durchgangsgebiet von Nord nach Süd und von Ost nach West gewesen ist und daß es in geschichtlicher Zeit politisch in mehr als zehn und bis 1920 noch in sieben Einzelstaaten gegliedert war, so wird uns klar werden, wie zerrissen durch diese Verhältnisse das Volkstum ist. Wenn Tacitus den Hermunduren eine besondere Beweglichkeit zusprach, die die Verbindung zum Römergebiet in den Donau-provinzen erleichterte, so liegt das sicher am Grundcharakter der Rassegruppen und ist auch heute noch ein bemerkenswertes Kennzeichen des thüringischen Menschen. Durch die Lage seines Landes und durch das ganze Schicksal ist er der Wirklichkeit der Welt stärker aufgeschlossen als Gebiete, die in Abgeschlossenheit ihr eigenes Wachstum haben konnten, und schon in frühester Zeit ist der Thüringer vom Walde mit der kostbaren Waidpflanze durch ganz Deutschland bis an das Meer gefahren und hat Land und Leute kennengelernt (Fuhrleute von Finsterbergen). Daß kaum ein Landesgebiet Deutschlands so verschiedenartige Industrien und Gewerbe betreibt, liegt in der gleichen Linie. Von der ersten Glashütte in Laufsha, die von einem Zugewanderten aus dem Böhmerwald gegründet wurde, bis zum Christbaumschmuck, der heute weltbekannt ist, liegt ein weiter Weg harter Arbeit, noch heute größter Armut und bescheidenster Lebensart. Bis die Sonneberger Spielwaren ihren Weltruf von heute errungen hatten, hat es ebenfalls eines solchen mühevollen Weges bedurft. Und das Leben der Strumpfwirker von Apolda ist anfänglich ebenso lüderlich gewesen. Daß sich aber trotzdem alle Zweige durchgesetzt haben, ist ein Beweis für die Fähigkeit und Ausdauer dieser Menschen. Mancher vermag wohl kaum zu verstehen, wie diese ärmliche Bevölkerung eine Zufriedenheit, ja sogar eine überraschende Lebensfröhlichkeit ihr eigen nennt. Und wenn in der thüringischen Ausstellung in der Weihnachtszeit zu Berlin neben den Erzeugnissen thüringischen Fleißes Thüringer Kinder ihre Lieder gesungen haben, so ist das eine ebenso bezeichnend wie das andere. Die Sangesfreudigkeit und Sangesfähigkeit der „Wäldler“ ist ja sprichwörtlich. Das aber entspricht dem dem Thüringer eigenen Wesenszug zur Zufriedenheit, Behaglichkeit, Geselligkeit und zum Familiensinn, den wir für die ostdeutsche Rasse als bemerkenswert erkannt haben. Wenn man dem thüringischen Menschen gelegentlich vorhält, daß

er überraschend schnell dem Fremden aufgeschlossen sei, aber es mit dem gegebenen Wort nicht so genau halte, so daß er in den Ruf gerät, unaufrichtig und falsch zu sein, so mag das seinen Grund darin finden, daß er wohl sehr anpassungsfähig ist, aber doch den verschiedenen Einflüssen, denen er ausgesetzt ist, mit einem gewissen Mißtrauen begegnet.

Der süddeutsche Raum wird nach unserem heutigen Gebrauch in Schwaben und Bayern eingeteilt. Die Österreicher, die einst zu Bayern bis zur Zeit Heinrichs des Löwen gehört haben, haben sich im Laufe der Zeit zu einem eigenen Volkstum entwickelt. Es ist aber wohl richtig, wenn Alfred Kirchhoff diese süddeutschen Stämme nicht mit der Grenzlinie Nord-Süd, also dem Ried, aufteilt, sondern herausarbeitet, daß die Bewohner der Alpen von der Schweiz bis zum Allgäu und von da aus bis zur Sar kaum mehr in Schwaben und Bayern unterschieden werden können, sondern daß die Natur des Landes die Stammesunterschiede zum großen Teil verschwinden ließ. Hier also hätten wir ein treffliches Beispiel, wie die Landschaft den Volkscharakter entscheidend gestaltet. Es ist ganz zweifellos, daß auch das äußere Erscheinungsbild dieses Menschen durch die Landschaft bedingt ist. „Fast jeder Weg bedingt starkes Steigen, mithin größere Körperanstrengung, stärkere Lungentätigkeit, lebhafteren Stoffwechsel.“ So haben wir hier den gesündesten Menschenschlag in Deutschland überhaupt. Wie der Marschbauer ständig in der Gefahr des Meeres lebt, so der „Alpler“ in der Gefahr der Berge. Das schärft die Beobachtung auf die Naturerscheinungen, die Geistesgegenwart im Augenblick drohender Gefahr und die Klarheit des Verstandes. So ist der Alpenbewohner ein Mensch der aufgeschlossenen Sinne. Wir erkennen an ihm leicht einen ganz besonders ausgeprägten Sinn für das Schöne „in Form, Farbe und Können“. Ganz sicher hat die Schönheit der Alpen diese in ihm liegenden Fähigkeiten gefördert. Die Farbenfreudigkeit der Bauernhäuser, die Buntheit der Tracht, die Fröhlichkeit des Tanzes sind ihm eigener als den anderen Deutschen. Das liegt sicher in dem besonders im bairischen Volkstum vorherrschenden dinarischen Rassenerbgut begründet. Daß der katholische Brauch mit seiner Formenschönheit und seiner Farbenpracht hier nicht durch den nüchternen Protestantismus oder die schmutzlose reformierte Kirche beseitigt werden konnte, liegt auf der Hand. Man darf aber nicht zu dem Schluß kommen, daß unter dieser Einstellung für Außerlichkeiten die Innerlichkeit leidet. In der Innigkeit des Gottesglaubens steht der Mensch des deutschen Südens dem des Nordens nicht nach. Dieser Sinn für das Schöne ist jedoch nicht nur aufnehmend, sondern in keinem Stamm so tätig ausgeprägt wie hier. Wie käme es sonst, daß wir hier die vollendetsten Laienspiele vom frühen Mittelalter bis zu den heute noch einzig dastehenden Oberammergauer Passionsspielen haben, daß hier Fastnachtzüge, Schembart- und Perchtenläufe in weit größerem Ausmaße geschehen als anderswo? Auch die herrliche bodenständige Holzschnitzkunst, von den Schwarzwälder Uhren angefangen, zu den wundervollen Mariengestalten, ja vielleicht hinüber bis zu den erzgebirgischen Krippenfiguren, entspricht diesem Drang der Betätigung des Schönheitssinnes. Der Viederreichtum dieser Landschaft besonders für das Volkslied und die Fülle der Dichternamen auf den Literaturkarten von Mabler beweisen das gleiche. Diese Menschen haben also im Gegensatz zum Norddeutschen die große Fähigkeit, ihr starkes Innenleben auch nach außen hin in einer kunst- und volkstunsgemäßen Form zu bringen und haben deshalb zu allen Zeiten das deutsche Geistesleben, in Sonderheit die deutsche Literatur, in einem Maße bereichert, das kein anderer Volksstamm erreicht. Wer aber meint, daß diesen gefühlbetonten Menschen die Härte des Willens fehlt, der vergißt die Landschaft, die sie ihnen ausprägt, der vergißt die Freiheitskämpfe in den Schlachten von Sempach und Morgarten bis hin zum Tiroler Aufstand Andreas Hofers und zum heute noch währenden Freiheitskampf der Südtiroler. Ebenso eigen aber ist diesen Menschen eine große Anhänglichkeit und Treue dem, der es gut mit ihnen meint. Wer aber ihre Heimat angreift, ist ihr Feind bis zur Vernichtung. Und in einer Linie mit dieser Treue zur Heimat steht das Heimweh, das sie erfährt, wenn sie ihre Berge verlassen, und das nirgends ergreifender gestaltet worden ist als in den Worten des Volksliedes:

„Das Waldhorn hört ich herüberfliegen,
Ins Vaterland muß ich hinüberschwimmen,
Das aina nicht an.“

Diese Überwindung der Stammesunterschiede zwischen Schwaben und Bayern, die Kirchhoff für die Alpenbewohner annimmt, kann aber nicht für die Bewohner beider Stämme in den vorgelagerten Gebieten gelten. Vielmehr treten gerade hier die Stammesunterschiede deutlich hervor. Der Schwabe oder besser der Alemanne ist seinem rassistischen Erbgut entsprechend anders geartet als der Bayer. Demnach können wir sagen, daß der alemannische Volksstamm mehr dem lebendigen Leben erschlossen ist als der bayrische. So vermochte auch bei ihm die Reformation sehr bald und anhaltend Eingang zu finden. Ihm ist ein stärkeres Persönlichkeitsbewußtsein eigen als dem bayrischen. Die große Anzahl der freien Städte, die vielfache Aufgliederung der Schweiz in Kantone, die nicht nur durch die Landschaft hervorgerufen ist, und die überaus große Berggliederung des Nderlandes in Württemberg entsprechen einander und sind Beweis dafür. So mag es kommen, daß freiheitliche Gedanken in diesem Volksstamm besonders schnell zur Blüte kamen. Der schwäbische Städtebund ist einer der ältesten in Deutschland gewesen, und von jeher ist ja gerade Württemberg als Hort der freiheitlichen Gesinnung des 19. Jahrhunderts bekannt. In keinem Land hat das religiöse Seltenwesen so fruchtbaren Boden gefunden wie hier. Diesem allen entspricht auch eine bemerkenswerte Aufgeschlossenheit für Handel, Industrie und Einzelhandwerk. Auch der schon oben erwähnte Kampf um die persönliche und die staatliche Freiheit beruht auf diesen Wesenszügen. Es ist kein Zufall, daß der deutsche Dichter, der die Freiheit zum Mittelpunkt aller seiner Dichtungen gemacht hat, Friedrich von Schiller, aus dieser Landschaft stammt.

Die Bewohner der schwäbischen Hochebene und der schwäbischen Alb sind freilich anders geartet als die Schwaben des Neckarlandes, denen die schöne und fruchtbare Landschaft ein noch heitereres Wesen geschenkt hat.

Ganz im Gegensatz zu diesen aufgeschlossenen, weltoffenen Schwaben westlich des Rheins sind die östlich des Rheins angrenzenden Bayern. Man kann von ihnen mit Oskar Weise sagen, daß sie der „konservativste“ der oberdeutschen Volksstämme sind. Ihre Kleidung, Wohnart und ihr Bekenntnis haben im Laufe der Jahrhunderte von außen her wenig Beeinflussung und kaum Veränderungen erfahren. Die Bayern sind aus gröberem Holz geschnitten als die feinsinnigen, grüblerischen Alemannen. Diesem entspricht auch die Kost, die keine feinen Gemüsearten kennt, sondern mit Mehlspeisen, viel Fleisch und dem unerseßlichen Bier auskommt. Es ist auch keinem der deutschen Stämme ein so derbes Wesen bis zur Rauferei nachzuweisen wie ihnen. Daß sie in ihren Braustuben keinen Unterschied zwischen dem einfachen Menschen und dem durch Beruf und Stand Höhergestellten machen, entspricht diesem Wesen. Dem treuherzigen, in seinem Wort offenen und geraden Bayern liegt der Sinn für seine Dichtungen und große weltanschauliche Fragestellungen fern, und ein Blick in die Geschichte der Dichtungen dieses Stammes beweist, daß wir nur sehr wenige Dichter bei ihnen finden, die die großen Lebensfragen behandelt haben; wohl aber ist kaum ein Volksstamm so reich an heimatlichem, bestem Schrifttum wie eben der bairische. Wir sagten, daß die Bayern zäh am Althergebrachten hängen. Von ihnen aus ging für Deutschland der Kampf der Gegenreformation. Bei ihnen haben sich neben dem katholischen Glauben die meisten Sitten und Gebräuche aus vorchristlicher Zeit erhalten, wenngleich sie auch zum großen Teil christianisiert sind, so wie wir das, um ein Beispiel zu nennen, bei den Grenzumszügen sehen, die heute von dem Geistlichen mit der Monstranz geführt werden. Dem bairischen Menschen kann eine große Anhänglichkeit und Treue nachgesagt werden, und kaum ein Volksstamm hängt noch heutigentags an seinem angestammten Herrscherhaus mit solcher Liebe wie die Bayern an den Wittelsbachern. Lebensfroher Sinn und Freude an Spiel, Tanz und Lied sind ihnen eigen, und manches bairische Volkslied ist zum Allgemeingut geworden. Die Heimat der Schnaderhüpfel und Zocker liegt hier. Fröhliche Ländler und überlustige Schuhplattler erfreuen in ihrer Urwüchsigkeit nicht nur sie selbst, sondern die ungezählten Fremden, die die Schönheit ihrer Landschaft aussuchen und denen sie freundliche, treue Gastgeber sind. Zu Handel, Industrie und Handwerk, also zum Erwerbszinn neigen sie nicht allzu stark. Was wir in dieser Hinsicht im bairischen Staatsgebiet finden, verlagert sich mehr in das Siedlungsgebiet der beweglichen Franken. Dagegen ist ihnen von Natur aus ein Sinn für Schönheit und eine Fähigkeit, ihr Form zu verleihen, gegeben, und nicht umsonst nennen wir heute München die Stadt der deutschen Kunst.

Sehr schwer ist es, das Volkstum östlich der Elbe in seinem Charakter zu erfassen. Wohl bleibt es eine unabänderliche Tatsache, daß der Raum zwischen Elbe und Weichsel ursprünglich von den ostgermanischen Stämmen der Goten, Burgunder, Sweben und Langobarden bewohnt gewesen ist. Die vorgeschichtlichen Funde in den Museen Ostdeutschlands liefern trotz aller polnischen Gegenbehauptungen den Beweis. Es ist auch nicht wahr, daß die Slawen in ihrem Vordringen das Germanentum mit Gewalt verdrängt haben, wie eine polnische Geschichtsschreibung heute behauptet, sondern es steht fest, daß aus mancherlei Gründen der Raumnot, der inneren Zwistigkeit und des Zuges nach dem Süden die Germanen dieses Land von 250 nach Christus an geräumt haben, daß es dann lange Zeit gleichsam ein Niemandsland gewesen ist und daß erst seit etwa 400 die Slawen nur sehr langsam in dieses Gebiet einströmten, und zwar noch immer unter Anerkennung des germanischen Besitzrechtes, wie sich das in persönlichen Beziehungen zu germanischen Herrengelechtern und in der slawischen Namenskunde aufs deutlichste erweisen läßt. Von Karl dem Großen an beginnt dann die große Bewegung, an der alle deutschen Stämme beteiligt sind, diesen Raum dem germanischen Volkstum wiederzugewinnen. Nach Baunert können wir die neue Besiedlung des Ostens im Laufe dieser geschichtlichen Ereignisse in verschiedene Gruppen zerlegen. Von besonderer Art ist das Volkstum des preußischen Kernlandes, heute Ostpreußen genannt, das seinen Zuzug aus allen Teilen Deutschlands erhielt, so daß hier Pfälzer neben Thüringern, Schwaben neben Niedersachsen und Schlesiern zu finden sind. Aus allen diesen aber hat sich eine neue Stammesgruppe, die der Ostpreußen, gebildet, deren stark mitteldeutscher Charakter besonders an der Sprache nachzuweisen ist, die man zwischen Alle und Passarge spricht, während wir im Norden niederdeutsche und im Süden polnische Mundarten finden. So ist es verständlich, daß die Wesenszüge der Ostdeutschen Ähnlichkeiten aufweisen mit allen deutschen Stämmen, und es handelt sich für uns darum, nur die Charakterzüge herauszustellen, die aus der Vereinigung aller dieser Volksstämme gleichsam neu entstanden sind. Die geschichtliche Aufgabe, die diesen Menschen mit der Wiederbesiedlung und Wiedereindeutschung dieses Raumes durch das Schicksal gegeben worden ist, hat den ihnen gemeinsamen Wesenszug der Kampfbereitschaft für ihr Volkstum gegen das slawische aufgedrückt. Diese Menschen sind wachsam und einigbereitet. Es ist dadurch der stark militärische Wesenszug bedingt, der diese Gebiete zur Wiege der preußischen Armee und ihrer bedeutendsten Heeresreformen werden ließ. Der Sinn dieser Menschen ist klar und nüchtern, verstandesmäßig und wirklichkeitsnah. Das Pflichtgefühl ist Mittelpunkt ihres Denkens. Die Wissenschaften des Verstandes, wie Naturlehre und Logik, haben durch Menschen aus diesem Bereich für ganz Deutschland ihre entscheidenden Förderungen erhalten. Die beim ostdeutschen Menschen hervortretende Fähigkeit und Ausdauer mag durch die ihrem Volkstum noch heute zugrunde liegende ostische und ostbaltische Rasse ebenso bedingt sein wie durch ihren dauernden Kampf an der Grenze. Mit solchen Menschen konnten Friedrich der Große und Hindenburg das Land gegen die zahlenmäßige Überlegenheit der Feinde schützen. Geniales Führertum, das immer eine große Schwungkraft des Geistes voraussetzt, finden wir in dieser Menschenart

nicht. Ruhig und friedlich, wenn man sie selbst in Ruhe läßt, aber von zäher Beharrlichkeit im Kampf um ihre natürlichsten Rechte sind diese Menschen, und es entspricht dieser Wesensart eine Neigung zur Behaglichkeit, die sich in einem für diese Landstriche besonders bezeichnenden innigen Familiensinn ausdrückt. Daß diese Menschen dem künstlerischen Gestalten in Dichtung, Plastik, Malerei und Baukunst fernstehen, ist selbstverständlich und durch ihren jahrhundertlangen Kampf gegen fremdes Volkstum bedingt. Da, wo sich in den Städten bedeutsame Bauten erheben (Danzig, Lübeck, Marienburg, Elbing, Königsberg usw.), sind sie auf die Anregung einer besonderen Herrschicht, der deutschen Ritter und der Hanseaten, zurückzuführen. Dem allgemeinen Volk liegt so etwas ebenso fern, wie die Armut an Volksliedern seinem Wesen entspricht. Daß wir in dem ganzen Gebiet ein besonders ausgebildetes Rechtswesen und eine straffe staatliche Organisation finden, hat seinen Grund einmal in dem Grenzlandcharakter, der solche Maßnahmen fordert, wie auch z. T. im Wesen seiner neuen Bevölkerung.

Versuchen wir im folgenden, uns nun noch einen Überblick über die Wesenszüge des deutschen Gesamtcharakters zu verschaffen! In seinem trefflichen Büchlein, „Spannweite der deutschen Seele“, prägt Johannes Böhler den Satz: „Das Innen ist Erbgut der deutschen Seele von jeher.“ Damit haben wir den Zug, durch den sich der deutsche Volkscharakter von den Charakteren anderer Völker auf das entschiedenste unterscheidet; und es hängt damit zusammen, daß wir Deutschen immer wieder als das Volk „der Dichter und Denker“ bezeichnet worden sind. Aber diese Wendung nach innen erhält erst dadurch ihre eigentliche Tiefe, daß sie nicht der schnellen Erreichung äußerer Zwecke dient, sondern sich selbst genug ist. So wie es Wagner in die Worte gefaßt hat: „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen treiben.“ Ja, diese Stetigkeit in der Verfolgung des einmal erkannten Zieles, die wir als Wesenszug der nordischen und fälischen Rasse kennen, ist für Fichte gerade das Entscheidende des deutschen Wesens, so daß er zu dem Ausspruch kommen konnte: „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend.“ Aus dieser Grundwurzel der deutschen Eigenart, sich mit den Fragen des Lebens in heißem innerem Kampf auseinanderzusetzen, erstehen die Werke eines Gottfried von Straßburg und Wolfram von Eschenbach, eines Goethe und, in gleicher Volkstumsart wurzelnd, eines Ibsen. Aus diesem Wesenszug deutscher Art ist auch die große Tat der Reformation zu verstehen. Das erkannte schon der päpstliche Gesandte zu Worms, Aleander, als er schrieb: „In Frankreich und Italien finden sich talentvolle Leute; aber beider Länder Völker widmen sich aus schmutziger Geldgier vorzugsweise den Künsten, die schnell Gewinn bringen. Nur Deutschland unternimmt aus Liebe zur Tugend immer wieder Neues und arbeitet zum gemeinsamen Nutzen der Völker.“

Das gibt dem deutschen Menschen, was wir das Faustische nennen und was Böhler als den „ewigen Deutschen“ bezeichnet. Denn es geht von jenem Anfang des Parzival: „Ist zwivel horzens nähgebür, dez muoz der sêle werden sûr“ eine Linie zu Fausts Sehnsucht: „Zu erkennen, was die Welt im Innersten zusammenhält“ und seinem verzweifelten Aufschrei: „Und sehe, daß wir nichts wissen können, das will mir schier das Herz verbrennen.“ Und wie jener Ritter, nachdem ihm die Demut im Herzen erweckt worden ist, durch die Frage des Mitleides für den anderen, des Graues, der höchsten Menschheit, würdig wird, so vollendet sich Faust in der Tat für sein Volk. Es liegt in gleicher Linie, daß das Deutsche Reich, als die staatliche Gestaltung des Volkes, von jeher führend auf dem Gebiete der sozialen Wohlfahrt gewesen ist, von dem aufgeklärten Absolutismus eines Friedrich des Großen über die soziale Gesetzgebung Kaiser Wilhelms und Bismarcks bis zu den bahnbrechenden Gesetzwerken unserer Tage. Daß dieses aber nur geboren werden kann aus einer dem deutschen Wesen gearteten christlichen Frömmigkeit, ist selbstverständlich. Deshalb hat kein anderes Volk so stark um das Wesenhafte des Christentums gekämpft wie das deutsche bis auf unsere Tage.

Man könnte einwenden, daß die eben genannten Erscheinungen nur Einzelpersonen und Einzelgruppen, nicht aber das ganze Volk erfassen. Wir können aber diesem Zug nach innen ebenso gut für das Gesamtvolk nachweisen. Kein Gebiet ist dafür geeigneter als das des deutschen Volksliedes. Sein Wesen hat Marie v. Ebner-Eschenbach aufs feinste gekennzeichnet:

„Ein kleines Lied! wie geht's nur an,
daß man so lieb es haben kann,
was liegt darin? Erzähle!

Es liegt darin ein wenig Klang,
ein wenig Wohlklang und Gesang
und eine ganze Seele.“

Das empfinden wir jedesmal wieder, wenn wir unsre Volkslieder in rechter Einstellung singen, und es ist diese Sangesfreudigkeit überhaupt ein Wesenszug des deutschen Volkes, vornehmlich seiner mittel- und süddeutschen Stämme. Daher kommt es ja auch, daß wir in diesen Landschaften am meisten alte und neue Volkslieder finden. Nur vier Züge, die den Volkscharakter schlaglichtartig beleuchten, mögen erwähnt sein. Da ist zuerst die Freude an der Natur, die am Baum des deutschen Volksliedes die schönsten Blüten getrieben hat. Vom frühen Mittelalter an begegnen wir immer wieder der Sehnsucht nach dem Frühling von jenem ewig schönen „Der Winter ist vergangen“ bis zu Uhlands „Die linden Lüfte sind erwacht“, finden wir die Freude am lachenden Sommer in dem schönsten dieser Art: „Geh aus, mein Herz, und suche Freud“. Auch die deutsche Landschaft wird in diese Naturfreude einbezogen. Wohl jeder Stamm hat ein Lied dieser Art in bevorzugter Stellung. Ob es das schwäbische „Unterland“ ist, das in Gegensatz zum Oberland gestellt wird und in dem es sich heimischer wohnt als droben, ob es die stolzen Burgen an der Saale sind, die uns grüßen, ob es die unendlich vielen Rheinlieder sind, die durch die Volkstümlichkeit dieses Stromes mehr Allgemeingut geworden sind als die anderen, ob wir in die Lüneburger Heide gehen oder in das Seengebiet Ostpreußens, überall tritt uns das landschaftliche Volkslied entgegen und hat als Grundgedanken die besondere

Schönheit dieser Heimat und die Liebe zu ihr. Der Wandervogel, d. h. junge Menschen aus allen Schichten und Gauen des deutschen Volkes, hat in Zeiten, da das Volkslied als Allgemeingut verlorenzugehen drohte, mit weiten Kreisen des Bauerntums diesen kostbaren Schatz erhalten, und unsere heutige einheitliche deutsche Jugend hat dieses Erbe übernommen.

Hat Tacitus schon die Reinheit und Innigkeit der Liebe und Verehrung des Germanen dem Weibe gegenüber besonders hervorgehoben, so zeigt sich dieser Wesenszug nicht minder in den unendlich feinen Liedern deutscher Liebeslyrik. Ob wir Walther v. d. Vogelweides reizendes „Unter der Linde“ als Beispiel anführen mögen oder Goethes „Märlied“ und „Heidenröslein“, ob wir die Vertiefung der Liebe in den Epen Gottfrieds von Straßburg und Wolframs von Eschenbach nehmen oder das an seine Tagelieder anschließende Volkslied „Wach auf, meines Herzens Schöne“, immer klingt uns die naturhafte Innigkeit entgegen.

Es ist kein Wunder, daß in den Liedern des Deutschen, der die Heimat so liebt, sie aber aus einem anderen starken Wesenszug heraus verläßt, auch die Sehnsucht nach ihr immer wiederkehrt. Der alte Waffenmeister Dietrichs von Bern, Hildebrand, ist auf dem Wege zur Heimat begriffen, die Kreuzfahrer im Heiligen Land befahlen nur zu oft, nach ihrem Tode doch wenigstens ihr Herz in die Heimat zu bringen und es dort zur Ruhe zu legen. Es ist dies eine Seite der Treue, die den deutschen Volkscharakter vor anderen auszeichnet. Und wer von uns kennt nicht das sehnsuchterfüllte Lied: „Nach der Heimat möcht ich wieder“, wer ist noch nicht ergriffen worden von der schlichten Weise eines der volkstümlichsten aller Volkslieder „Im schönsten Wiesengrunde“!?

Beiden eben genannten Gruppen ist eine für das deutsche Wesen bezeichnende Eigentümlichkeit nicht immer fremd, das ist die „Sentimentalität“. Sie ist wohl mehr ein Bestandteil mittel- und süddeutschen Charakters, denn die Lieder der Edda und nordischen Sagas sind davon völlig frei. Heute aber ist ja jene Nebewendung volkstümlich geworden: Wenn der Deutsche am lustigsten ist, singt er das Lied von der Lorelei. Mag sein, daß der Zug zum Sentimentalen durch das Christentum und die dadurch bedingten geistigen Bewegungen der Mystik und des Pietismus gefördert worden ist, denn von den religiösen Liedern sind ja die am volkstümlichsten geworden, die diesen Zug aufweisen. Ohne den vielen zarten Marienliedern irgendwie abspredhend entgegenzutreten, muß aber doch gesagt werden, daß gerade sie am stärksten der eben gekennzeichneten Richtung zuneigen. Ihr verdanken aber ganz zweifellos Lieder wie „Meersterne, ich dich grüße“ ihre weite Verbreitung auch in außerkatholischen Gebieten und bezeichnenderweise in der romantischen Jugendbewegung. Von den protestantischen Liedern sind sicher Luthers „Vom Himmel hoch“, das das Wunder von Christi Geburt so ganz in die deutsche Familie hineinträgt, und „Härre, meine Seele“, vielleicht nicht zuletzt durch die dem Volksempfinden so nahe kommende Weise am volkstümlichsten. Das protestantische Lied von der „Festen Burg“ hatte die Kraft in sich, die Fesseln bekennnismäßiger Bindung zu sprengen und für die große Notgemeinschaft der Frontkämpfer Allgemeingut zu werden.

Es leitet uns unwillkürlich hinüber zu dem Wesenszug deutschen Volkscharakters, der heute im Vordergrund unseres Denkens steht, zum Heldischen. Sind auch die Heldenzeiten der Völkerverwanderung einschließlich des Nibelungenstoffes im deutschen Volkslied zurückgetreten oder — wo noch vorhanden — mißverstanden und verweicht worden, so tritt uns doch in den heute vielgesungenen Landsknechtsliedern und in den Soldatenliedern des Weltkrieges (wenn sie auch vom Sentimentalen nicht frei sind) Mut, Stärke und Opfersinn entgegen. In den Liedern der Kampfzeit der Bewegung aber, die uns wieder zum deutschen Volke gemacht hat, feiert der Geist des Heldischen seine Auferstehung und gibt damit dem reichen Schatz der deutschen Volkslieder einen „wesensgebundenen“ Beitrag.

Schon in dem Abschnitt über die Sehnsucht des Deutschen nach seiner Heimat wiesen wir darauf hin, daß er gar oft seine Heimat verläßt, um in anderen Gebieten sesshaft zu werden. Die Gründe für diese in der deutschen Volksgeschichte so häufige Auswanderung sind verschieden. Überbevölkerung, Landnot, Druck anderer Völker mögen gar oft ausschlaggebend gewesen sein. Entscheidender als diese scheint mir aber ebenso die aus dem deutschen Wesen zu erklärende Sehnsucht nach einem Land, in dem die Sonne leuchtender scheint und das Volk schon auf einer höheren Entwicklungsstufe steht, als auch der Wunsch nach einem unabhängigen und freien Leben auf eigenem Grund und Boden zu sein. Aus dem ersten der beiden erklärt sich zweifellos die Tatsache, daß zur Zeit der Völkerverwanderung alle germanischen Stämme den Weg nach dem südlicheren Italien nehmen. Aus dem zweiten haben wir die Ostfahrten in früherer und die Amerikafahrten in jüngerer Zeit zu erklären.

Bei der Berührung mit dem Römerreich offenbaren sich geschichtlich zum erstenmal sichtbar für uns zwei bis heute beim Deutschen vorhandene Eigenschaften: der Nachahmungstrieb und die Anpassungsfähigkeit. Schon in den Quellen damaliger Zeit erfahren wir, daß germanische Volksstämme, die nach einer Wanderung in fremde Gebiete nach ihrer Heimat zurückkehren, nicht mehr die sind, die sie vorher waren. 742 schreibt Bonifazius in einem Brief an den Papst von den Alemannen, Bayern und Franken: daß sie das, was sie in der Fremde für nachahmungswert hielten, mit nach Hause brachten. — Die Entwicklung der deutschen Kultur beweist durchgängig diesen Wesenszug. Das Rittertum, in Frankreich ausgebildet, wird von den Deutschen ebenso aufgenommen wie die Dichtung damaliger Zeit. Nach dem 30jährigen Krieg geht eine gleiche Kulturwelle von Frankreich aus über Deutschland. Es ist dies nicht nur dadurch zu erklären, daß dieser Vorgang in Zeiten politischer, wirtschaftlicher Not sich abspielt. Wenn wir vielmehr einmal darauf achten, was die Deutschen übernahmen und für nachahmungswert hielten, so werden wir meist erkennen, daß es die Form ist. Die Form höfischen Benehmens, die Form der

epischen Dichtung, die Form des Tageliedes usw. wurden übernommen. Aber jeder wird einen grundsätzlichen Unterschied zwischen dem Wesen des französischen und deutschen Rittertums erkennen. Hier die ausgeprägte Form höfischen Benehmens, der Verehrung der Frau bis zur Übertreibung, bei uns die Gelübde des Ritters, Gott zu dienen, den Witwen und Waisen zu helfen, das Recht im Lande zu erhalten. Man vergleiche die Parzival- und Tristanerzählung im Romanischen und in ihrer sittlichen Vertiefung bei Wolfram und Gottfried! Man vergleiche die Lieder der Troubadours und Trouvers mit denen Walthers v. d. Vogelweide und Heinrichs von Mohrungen. Allerdings nicht immer läßt sich das Gesagte aufrechterhalten, und die Verwelschung deutschen Wesens im 17. und 18. Jahrhundert ist sicher aus der Not des 30jährigen Krieges zu erklären und ist weit flacher als der Vorgang im Mittelalter. Deshalb hat es auch nicht an Männern gefehlt, die zum Kampf gegen das Fremde für das Arteigene aufriefen. Namen wie Logau, Christian Weise, Justus Möser, Opitz mögen genügen.

Es ist nicht willkürlich, daß Englands größter Dichter, Shakespeare, so stark in Deutschland Eingang gefunden hat, daß er mehr gelesen und gespielt wird als in seinem Heimatland. Hier ist es nicht die Form allein, die den Gegensatz zur artfremden starren französischen Form überwand, sondern es ist die Frage des Seelischen, die den nach innen gewendeten Deutschen anzog. Denn wir sind ja gewöhnt, Hamlet und Faust in einer Linie zu sehen.

Die Verflachung deutschen Wesens durch französisches hat ihre Wellen bis in das 19. und 20. Jahrhundert geschlagen. Die beschämende Abhängigkeit in „modischen“ Dingen von Paris, London und später Amerika ist Beweis genug dafür, zumal sie ja nicht nur die kulturtragende Oberschicht des Volkes erfaßte, sondern gerade in unseren Tagen allgemein zu werden drohte.

Was wir im großen eben festgestellt haben, läßt sich auch für die kleineren Verhältnisse im Volke selbst erweisen. War es doch lange Zeit so und ist noch heute vielfach Grundsat: daß das, was in der Stadt getan wurde, „gut“ und damit allgemeingültig war. So nur konnte es zu dem Grundsatz kommen: Stadtluft macht frei, den wir heute unbedingt anzweifeln. Diesen Nachahmungstrieb des Bauern dem Städter gegenüber — wie wir ihn schon in anderer Schicht in „Meier Helmbrecht“ haben — hat einen wesentlichen Teil zur Vernichtung bäuerlicher Kultur beigetragen, den wir in Tracht, Haus und Lebensauffassung des Bauern oft sehen.

Es mag sein, daß der dem Deutschen schon seit Römerzeiten nachgerühmte Gerechtigkeitsinn vielfach der Grund für diesen Nachahmungstrieb gewesen ist. Was der Deutsche nach seiner Überzeugung als besser erkannte, nahm er an, oft unter Preisgabe seines eigenen Wesens. Seine Grenze aber fand dieser Trieb immer da, wo Ungerechtigkeit offenbar wurde. Und gerade dem nordischen Menschen ist strenge Rechtlichkeit eigen. Es mag nicht ohne Grund sein, daß gerade in Niedersachsen zum erstenmal das Recht im „Sachsenspiegel“ von Eike von Repkow aufgezeichnet wurde, der auf die Niederschrift der süddeutschen Stammesrechte starken Einfluß gehabt hat. Auch das Rechtswesen des ostelbischen Kolonisationslandes ist von dem norddeutschen Recht (Goslar, Magdeburg, Lübeck) ausgegangen und gestaltet worden. Der Reichtum an „Bauernweistümern“ für Süddeutschland, Leibeigenschaft, Zünfts- und Zunftrechte und der Kampf des Volkes, insbesondere der Bauern, gegen das eingeführte römische Recht, beweisen das den Deutschen arteigene starke Rechtsempfinden. (Diesem trägt die heutige Staatsführung, die ja auf den Grundwurzeln deutschen Wesens aufbaut, durch die Neuschaffung eines deutschen Rechtes gebührend Rechnung.)

Die Ostfahrten der deutschen Stämme haben die Sehnsucht nach persönlicher Freiheit und eigenem Grund und Boden, wie wir schon oben sagten, als Grund. Das alte Ostfahrerlied „Nach Ostland wollen wir reiten, nach Ostland wollen wir gehn, all über die grüne Heiden, da ist eine bessere Stätt“, liegt in der gleichen Linie wie Färrn Jakob Swehns Begründung seiner Amerikafahrt: „Ich wollte eigen Glück haben“. So sind all die Fahrten der deutschen Menschen ins Banat, nach Siebenbürgen, nach Livland und Estland, nach Nord- und Südamerika zu erklären. Da, wo ihnen das dortige Volkstum feindlich entgegentrat, sehen wir sie zu einer Notgemeinschaft für den Kampf um ihr Volkstum zusammenwachsen, der aus der Liebe zum eigenen Wesen, aus der Überzeugung eigenen Wertes und aus dem unbedingten Willen persönlicher Freiheit entsprungen ist und Heldentaten ohnegleichen gezeitigt hat. Ja, wir dürfen sagen, daß in diesen Gruppen das Volkstum oft klarer und reiner sich erhalten hat als im Mutterland (Banat, Siebenbürgen).

Nicht immer glücklich für die Entwicklung des deutschen Volkes und seines Charakters, aber aus dem Wesenszug des Selbstbewußtseins heraus entsprungen, ist die Trennung des Volkes selbst in eine Ober- und eine Unterschicht gewesen. Es mag so sein, daß das Eindringen des Römertums und des Christentums diese Entwicklung eingeleitet haben und daß sich durch diese beiden Mächte, besonders nachdem Bonifazius die deutsche Kirche Rom angliederte, die Trennung des Volkes in Oberschicht und Unterschicht vollzogen hat. Auch das Rittertum ist daran nicht unbeteiligt, und Humanismus und Renaissance haben erst recht diesen Gegensatz vertieft und jene Kluft zwischen „Kür-Geistlichen“ und „Kür-Bauern und Handwerkern“ aufgerissen, die sich erst jetzt langsam zu schließen beginnt. Das Volk aber hat diese Ungerechtigkeit empfunden, und es sind stets große Volksbewegungen gewesen, die sie auszugleichen versucht haben. Im Gegensatz zur herrschenden Kirche entstehen die Bettelmonchorden. Die Reformation und zu ihrer Zeit der Bauernkrieg suchten den Ausgleich. Selbst in den politischen Entwicklungslinien von 1848 über 1914 bis zur größten Volksbewegung unserer Tage sehen wir diesen, dem deutschen Volkscharakter entsprechenden Zug der Beseitigung der Ungerechtigkeit und der Überwindung dieser aus einer schädigenden Eigenschaft des deutschen Volkscharakters entstandenen Gegensätze. Was im frühen Mittelalter im Gegensatz zwischen Kaiser und Fürsten so hem-

mend auf die Entwicklung des Reiches gewirkt hatte, das hat auch die Reformation nicht zur letzten Auswirkung kommen lassen, das hat die Gegenreformation begünstigt, das hat Bismarck die Gründung des Reiches so erschwert, das hat uns nach dem November 1918 in mehr als 20 Parteien zerfallen lassen: Das ist der übersteigerte Gerechtigkeitsfimmel, die überstolze Freiheitsliebe, die zu einem übertriebenen Selbstbewußtsein führen mußte, das in Zeiten größter Gefahr von dem artfremden Marxismus ausgenutzt wurde, bis in unserer Zeit der Mann kam, der der deutschen Zwietracht den Dolch mitten ins Herz stieß.

Wir wissen aber sehr wohl, daß diesem schöpferischen Persönlichkeitswert reiche Geistesgüter entsprungen sind: die deutsche Mystik, die Leistungen der deutschen Aufklärung, die technischen Großtaten von 1870 bis heute sind ohne ihn undenkbar.

So haben wir die Wesenszüge des deutschen Volkscharakters im einzelnen und ganzen wenn auch nur sehr knapp dargestellt, nicht um des Psychologischen oder Geschichtlichen willen, sondern um des deutschen Lebens willen, das heute neu erblühen soll, nachdem der Ader der deutschen Seele von starker Hand aufgerissen worden ist, auf daß neue Saat aus ihm emporwachse. Wenn wir die Schwächen unseres eigenen Selbst erkennen und überwinden und zielsicher und unbeirrt die wertvollsten Kräfte unseres Volkswesens durch starken Willen zum Charakter, und zwar zum Volkscharakter entwickeln, dann hat Fichtes Wort von neuem seinen wahren Sinn erhalten: „Charakter haben und deutsch sein, ist ohne Zweifel gleichbedeutend.“

Schrifttum.

Böhler, Spannweite der deutschen Seele. — v. Giedt, Die rassistischen Grundlagen des deutschen Volkstums. — Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes. — Gerbing, L., Thüringer Trachtenbuch. — Kirchhoff, Deutsche Stämme. — Kistner, Thüringer Mundarten. — Meisinger, Bilder aus der Volkskunde. — Naber, Literaturgeschichte der deutschen Landschaften und Stämme. — Naumann, Grundzüge der deutschen Volkskunde. — Ders., Primitive Gemeinschaftskultur. — Ders., Altgermanischer Schicksalsglaube. — Pfeiler, Deutsche Volkstumsgeographie. — Ders., Niedersächsische Volkskunde. — Ders., Niedersächsischer Kulturkreis. — Riehl, Vom deutschen Land und Volk. — Tacitus, Germania (Übersetzung: Wilfer). — Weise, Deutsche Landschaften und Stämme. — Zannert, Sammlung: Deutsche Stämme — Deutsche Lande.

Das Volkstum des Grenz- und Auslandsdeutschtums.

Von Dr. Max Hildebert Boehm,

Professor der Volkstheorie an der Universität Jena.

Die Sonderlage des Grenz- und Auslandsdeutschtums innerhalb der Gesamtexistenz unseres Volkes hat erst in allerjüngster Zeit eine allgemeinere Beachtung auf sich gelenkt. Auch das ältere Wort „Auslandsdeutschtum“ dürfte vor der Reichsgründung schon deshalb nicht üblich gewesen sein, weil ja in Zeiten der staatlichen Zersplitterung unseres Volkes selbst der Bürger eines thüringischen Staates für den anderen „Ausländer“ war. Immerhin fand namentlich seit der Auswanderung von 1848 das völkische Schicksal des überseeischen Auswanderers stärkere Aufmerksamkeit. Damit war die Voraussetzung dafür geschaffen, den Auslandsdeutschen als Deutschen in fremder Umwelt zu verstehen, wobei freilich späterhin durch staatsrechtliche Verengung des Begriffes „Deutscher“ auf den Reichsangehörigen eine neue Unklarheit entstand. Der Fragenkreis des Grenzdeutschtums wurde, schon ehe nach dem Weltkriege dieser Ausdruck geprägt wurde, durch die bedrohte Lage der Deutschen im Habsburgerreich und durch unsere eigenen Schwierigkeiten in der Ost- und Nordmark dem öffentlichen Bewußtsein nahegebracht. Während das Auslandsdeutschtum bei all der Mannigfaltigkeit seiner Erscheinungsformen seit über 50 Jahren wenigstens als Betreuungsgegenstand eines Verbandes, des „Allgemeinen Deutschen Schulvereins“ und späteren Vereins der Deutschen im Ausland, auf einen Sammelnamen gebracht war, verlief der Grenzkampf im engeren Sinne in isolierten Einzelvorgängen, in denen nicht das Bewußtsein einer das ganze Siedlungsgebiet umspannenden Volksgrenze und Volksfront lebendig wurde. Es bedurfte der Not- und Leistungsgemeinschaft, zu der das Deutschtum der ganzen Welt unter den Schlägen des Weltkrieges erwachte, und weiterhin der Erschütterung durch den Zusammen-

bruch und die Friedensdiktate, um an diesem entscheidenden Punkte Wandel zu schaffen. Eine Neugruppierung der deutschen Volkskräfte von ihrem Raumschicksal her begann sich anzubahnen. Man sah ein Binnendeutschtum, dem der Nationalitätenkampf in jeder Form fremd ist, weil es als Kern unseres geschlossenen Volksbodens keinerlei Grenzgefahr unmittelbar ausgesetzt ist. Um diesen binnendeutschen Kern lagert sich ein Ring von Grenzlanden, die bis zum Umkreis des geschlossenen Siedlungsgebietes reichen, während ihre oftmals verfließende Grenze gegen das eigentliche Binnenland hin dort verläuft, wo militärische, annexionsistische und völkische Bedrohung durch Grenzdruck und Einsiedlung fremder Völker und Stämme aufhören. Dieser Grenzgürtel greift der Regel nach über die heutigen Reichsgrenzen hinüber. Infolgedessen können Grenzdeutsche in diesem Sinne staatsrechtlich formell ebenfogut Reichsdeutsche wie Auslanddeutsche sein. Erst jenseits der Grenze unseres Volksbodens beginnt dann der Bereich dessen, was die einen das „eigentliche“ Auslanddeutschtum, Schicksals- oder Dauerminderheiten nennen, während man anderweitig auch als Parallele zum Binnendeutschtum den neutraleren Ausdruck Außendeutschtum für diesen nach Millionen zählenden Teil unseres Volkes vorgeschlagen hat. Doch auch innerhalb dieser Gruppe noch ist man auf einen entscheidenden Unterschied aufmerksam geworden, wenn man vom Streu- und Inseldeutschtum sprach und damit den bodenständigen, geschlossen siedelnden Außen- deutschen von dem Einzelgänger der Diaspora schied, dem zumeist auch die sog. deutschen „Kolonien“ der großen Handels- und Hauptstädte in aller Welt zuzuzählen sind.

Es entsteht nun die zweifellos bedeutsame Frage, welchen Wert dieser neue Versuch einer Klassifizierung des Gesamtdeutschtums aus seinem raumbedingten Lebensschicksal heraus wissenschaftlich hat und welche Bedeutsamkeit für Fragestellungen der Volkskunde und einer weiter ausgreifenden Volkswissenschaft überhaupt einer solchen Einteilung innewohnt. Zweifellos ist, daß ihr ein politischer, genauer gesagt: geopolitischer Volksbegriff zugrunde liegt, der den formal-juridischen zurückdrängt. Ein Ausdruck, wie „geschlossener Volksboden“, wie immer man ihn abgrenzen will, setzt zwar eine eigenständige Volksexistenz voraus, die man sprachlich, rassisch, nach Rechtsform, Sitte und Brauch oder nach der Gemeinschaftsgesinnung bestimmen mag; aber indem z. B. die akute Bedrohung einer Gruppe diese als grenzdeutsch stempelt, tritt das geschichtliche Schicksal, treten der volkseigene Staat wie auch volksfremde Staaten als politische Kräfte in die Betrachtung ein. Das Volk büßt jene Unpersönlichkeit ein, die ihm unter anderen Gesichtspunkten — und nicht zuletzt denen der zünftigen Volkskunde — anhaften mag. Indem Volk an Volk grenzt oder Völker und Volksteile sich durchdringen, indem Volkstum mit Volkstum ringt oder sich mit ihm verbindet und auseinandersetzt, verlieren beide das unbestimmt Verfließende, das Außergeschichtliche und Passive und werden zu geschlossenen Größen, zu markigen, geschichtsgültigen Gestaltungen, zu aktiven Faktoren. Die „Grenze“ hört auf, nur ein Strich auf der Landkarte zu sein. Der Osten zeigt Beispiele genug, wo die Grenze zwischen Deutschen und Nichtdeutschen nicht im Raum, sondern als Scheidewand zwischen gesellschaftlichen Schichten oder auch religiösen Bekenntnisgruppen verläuft, zumindestens an soziologischem Mauerwerk verschiedenster Art eine Stütze und einen Anhalt findet. Die Grenze zwischen Völkern und Volkstümern wird mit deren Individualisierung und Personwerdung gleichsam mehrdimensional.



106. Versunkene Rutsche. Athanasienhof bei Samotschin. (Aufnahme: Volksdeutscher Bilderdienst, Stuttgart.)

Soweit der Volkskundler gewohnt ist, diese Umrißheit und Grenzscharfe als eine Eigentümlichkeit hochkultureller Güter und Faktoren anzusehen, wird er aus diesen Überlegungen bereits die entscheidende Lehre ziehen dürfen. Er erkennt, daß in einer Kampflage, wie sie für das gegenwärtige Grenz- und Auslandsdeutschtum grundtypisch ist, die Individualisierung des Volkstums, die Personwerdung des Volkes mindestens der Möglichkeit nach bis in jene Schichten volklichen Daseins hinabreicht, in denen ein konturloserer, unpersönlicherer Volksbegriff immerhin eine relative Berechtigung hat. Damit drängt sich ihm besonders stark eine Einsicht auf, die die politische Wissenschaft vom Grenz- und Auslandsdeutschtum leicht verkennt: daß nämlich jene Einteilung in Binnen-, Grenz- und Außendeutsche nicht sowohl Substanzen, als Situationen und geschichtliche Zustände deutschen Volkstums auseinanderhält. Dieser Zustand bewußter völkischer Abwehr kann, wie z. B. bei den Siebenbürger Sachsen, eine große geschichtliche Tiefe, Beharrlichkeit und Überlieferungsstärke aufweisen. Er kann, beispielsweise von den Rheinländern während der Besatzungszeit nach dem Weltkriege, als kurze und schmerzliche Episode empfunden werden, die nur durch bloße assoziative Berührungen mit der ebenfalls vorübergehenden Franzosenherrschaft im Revolutionszeitalter vor über hundert Jahren volkspсихologisch verbunden ist. Für die Volkskunde erweitert sich also die Frage nach der Bedeutsamkeit der raumschicksalhaften Unterscheidung großer deutscher Volksgruppen für die eigene Wissenschaft zu der weiteren, ob und inwieweit überhaupt die flüchtigere oder stetigere Einwirkung geschichtlicher Umstände auf Volk und Volksteile für ihr Arbeitsgebiet von Bedeutung ist, wie sich die enteilende Weltminute in Gestaltungen niederschlägt, denen die erkennende Anteilnahme der Volkskunde zugewandt ist.

Daß an sich die stetigen und langfristigen Einwirkungen auch im Grenzverhältnis zu anderen Völkern die bevorzugte Anteilnahme der Volkskunde erwecken, die es mit Tiefenprägungen in erster Linie und nicht mit oberflächlichen Ritzungen in der Volkssubstanz zu tun hat, wird niemand leugnen wollen. Und doch setzen sich im Grenzkampf auch episodische Erlebnisse, wenn sie eindrucksvoll genug sind, in Spuren um, die zweifellos ins Forschungsgebiet der Volkskunde schlagen. Wir können das zu verschiedenen Zeiten und auf verschiedenen Sachgebieten feststellen. Greifen wir ziemlich willkürlich einige Beispiele heraus. Daß die welschen Söldnerscharen der Armagnaken seit dem 15. Jahrhundert im elsässischen Volkslied — so etwa in einem Liede auf das wehrhafte Kloster Murbach — als „arme Geden“ fortleben, ist bekannt, ebenso, daß das Andenken an die Generäle Ludwigs XIV., die die Pfalz brandschatzten, von den dankbaren Pfälzern z. B. in dem beliebten Hundennamen Melac noch heute treulich bewahrt wird. Als wieder ein Jahrhundert später die Revolutionsbataillone Frankreichs durch Machen marschierten, sangen die Straßungen das Weihelied der großen Revolution, die Marseillaise, auf ihre Art mit. Die Zeilen

Aux armes, citoyens!
formez les bataillons!

klangen dann auf Machener Platt folgendermaßen:

Ihr ärm Zitojengs!
Ihr Lompebataljongs!

und auch die übrigen Teile des Spottliedes, das die Pariser Kulturträger vielleicht kaum als ein solches erkannten, ließen an erfrischender Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Aus der Schweiz von damals und aus dem heutigen Südtirol lassen sich Beispiele für den gleichen Vorgang anführen. Der übertriebene Nimbus der Staatsautorität schlägt in sein Gegenteil um: er wird lächerlich. Der Volkshumor bemächtigt sich der unverständenen Sprache und travestiert sie. Aber die volkstümlichen Auswirkungen der ersten Franzosenzeit im Rheinland reichen weiter. Des Schäfers von Asselborn, der im „Blöppelkrieg“ luxemburgischer Bauern gegen die französische Fremdherrschaft Anführer war und — gleichsam ein im deutschen Volke wenig bekannter Wetter Andreas Hofer — der Übermacht der fremden Truppen tragisch unterlag, hat sich die Volkslegende angenommen. Aber nicht nur die Abwehr, sondern auch die Anpassung an das



107. Wochenmarkt in Samotschin, einer deutschen Stadt im Kreise Kolmar, Posen. (Aufnahme: Volksdeutscher Bilderdienst, Stuttgart.)

fremde Volkstum wirkt nach. Napoleons-Kult, Legionärerinnerungen, Namenstraditionen wären im ganzen Westen als Beispiele einer lange überdauernden Synthese zwischen episodischem Fremdeinfluß und einheimischem Volkstum zu nennen.

Mit der Rheinlandbesetzung, deren Zeugen wir selbst in unseren Tagen waren, ist ein neuer Ansatz deutsch-französischer Volkstumsbegegnung gegeben. Hier kann die Volkskunde Studien recht eigentlich am lebenden Objekt machen, wobei die Analogien der Geschichte wertvolle Verständnishilfen bieten. Ironische Abwehr, im rheinischen Volkscharakter als Anlage vorgebildet, wird dabei als ein durchgängiger Zug der Massenreaktion ebenso sichtbar wie die individuelle Anfälligkeit für die Reize westlicher Zivilisation, denen der einzelne namentlich in bürgerlicher Umwelt erliegt. So hat der westdeutsche Separatismus ebenso seine Geschichte wie die völkische Widerstandskraft, an der er scheitert. Auch in den Gegenwartsvorgängen der Besatzungszeit steht das Heroische dicht neben dem Humor. Die Vorgänge der Separatistenabwehr wurden schnell zum Gegenstande volksliebhafter Verherrlichung durch den Hänkelsang, der bekanntlich im kölnischen Karnevalslied alljährlich neue Blüten treibt. Zugleich aber wird überliefert, daß in einem eben von den Besatzungstruppen freigegebenen Dorf die Burschen dem Stall eines bislang unter fremdem Schutz stehenden Separatisten einen nächtlichen Besuch abstatteten und das lebende Inventar durch einen Zettel ersetzten, auf dem zu lesen stand:

„Du hast dein Vaterland verraten,
du brauchst auch keinen Gänsebraten.“

Das klingt ein wenig leicht. Aber wer sich von den Leuten auf der Eifel erzählen läßt, wie sie einen berüchtigten Verräter im Kleiderschrank eines Hotels aufstöberten, bei kalter Novembervnacht im Nachthemd auf dem Schubkarren durch die Straßen führten, ihn mehrfach in die Mosel tunkten und schließlich auf der Landstraße in dieser mangelhaften Bekleidung mit einigen Schreckschüssen im Rücken laufen ließen, der erkennt in der Volksjustiz jener Tage selbst den grausigen Zug solchen Humors wieder, der dann ebensowenig einer dichterischen Steigerung bedarf wie die Volksüberlieferung, die sich längst des brennenden Rat-



108. Deutscher Hausweber in Dombrawa (Galizien). Der Deutsche webt, der Pole bleicht, der Jude macht's Geschäft. (Aufnahme: Volksschwerbildendienst, Stuttgart.)

schlesier, Sudetendeutsche, Siebenbürger Sachsen: so verschieden sie dem Typus nach sind, sie gleichen sich darin, daß unter ihnen zahllose volkstümliche Anekdoten im Umlauf sind, deren dem Binnendeutschen oft völlig unverständlicher Humor die mangelhaften deutschen Sprachkenntnisse und drolligen Fehler der eingeborenen fremdstämmigen oder halbentdeutschen Unterschichtsbevölkerung aufs Korn nimmt. Auchesböhmisches heißt diese Sprache in Prag, Knotendeutsch nennen sie die Balten. Die Raczmarek-Witze aus Oberschlesien haben diesem Typus von Volkshumor durch Vermittlung des preußischen Militärs eine weitere Verbreitung verschafft. In Riga heißt der entsprechende Typ, der uns an das „Felsch“, den hungernden Hafenarbeiter der Kölner „Kräcker“ erinnert, ein wenig pompös Schanno von Dinakant („Schanno“ = Jeannot vom Ufer der Düna, ist das Seitenstück zum elsässischen „Schangel“). Ein entfernter Vetter dieser Typen aus herabgekommenem Adel ist der Baron Mikosch aus dem Bereiche der k. u. k. Monarchie. Das „gesunkene“ Kulturgut, auf das die binnenländische Volkskunde aufmerksam geworden ist, findet in der kolonialen Lage des östlichen Mitteleuropa eine eigentümliche Parallele im sinkenden, in die fremdvölkische Unterschicht abgleitenden Menschentum. Die Volkskunde sollte sich diesen Beobachtungsgegenstand nicht entgehen lassen. Östliches Volkstum steht im Zeichen einer Dynamik, die in Wanderungen und Umschichtungsvorgängen der verschiedensten Art ihren Ausdruck findet. Diese Vorgänge spiegeln sich in Erscheinungen der Sprache, der Vulgärliteratur und namentlich auch des Volkshumors wieder, reichen aber in ihrer Tragweite darüber hinaus. Der russischen entspricht die geistige Mischung und neue Aussonderung. An die Stelle des „Müßingsch“ der niederdeutschen Gebiete tritt im Osten der Jargon, den die Balten auch Kleindeutsch nennen, ein eigentümliches Kreuzungs- und Verkümmierungsprodukt mehrerer Sprachen. Das Studium der deutschen Jargonbildung, bislang weithin vernachlässigt, würde für sprachliche Zwischenbildungen, wie das Masurische oder das oberchlesische Wasserpolnisch, erst das richtige Verständnis aufschließen. Auch auf den jiddischen Jargon ist in diesem Zusammenhang zu verweisen. Und schließlich werden überhaupt die Beziehungen zum Volkstum der benachbarten Kleinvölker wichtig, für deren Erfassung die Volkskunde weithin die Kategorien zu liefern hätte.

Damit rühre ich an soziologische Vorfragen grenzdeutscher Volksexistenz im Osten, die grundsätzlich zu erörtern und aufzuhellen sind, damit auf dem Neuland lebensnaher ostdeutscher Volkskunde in Grenz- und Mischgebieten Fragestellungen gewonnen werden können, die dem Eigensein des deutschen Volkstums in Ostmitteleuropa und im ferneren Osteuropa wirklich gerecht werden. Dabei dürfte sich dann freilich herausstellen, daß die politisch bedingte Scheidung zwischen Grenz- und Außendeutschen nur ein grobes Schema für eine stichfeste Sonderung der Befunde abgibt, wie die Volkskunde sie hier braucht. Ich will

hauses von Birmaßens mit den eingesperrten Sonderbündlern oder des Volksgerichts auf dem Agidienberg bei Sonnes bemächtigt hat. Als dort die Bauernhaufen aufstanden und mit Flegeln und Sensen gegen die Separatisten angingen, während Priester mit erhobenem Kreuz zügig voranströmten, da wurden in der Wirklichkeit unserer Tage Bilder lebendig, die uns zu dem balladischen Geschehen der Bauernkriege oder der spanischen Besatzungszeit in Flandern einen unmittelbaren seelischen Zugang öffnen. Mancher unschätzbare Fund wartet hier noch auf eine gegenwartsnahe Volkskunde.

Während eine wirkliche Berührung der sprach- und artfremden Völker im Westen wesentlich an zeitweilige geschichtliche Ereignisse geknüpft ist, stellt sie im Osten einen Dauerzustand dar. In Sprichwort, Schwanke und Anekdote spiegeln sich dort die Völkerbeziehungen wieder. Balten, Ober-

versuchen, hierfür noch einige weiterweisende Gesichtspunkte herauszuarbeiten, so klar ich mir der Vorläufigkeit dieser Erkenntnisse bewußt bin. Die dabei gewonnenen Gruppierungen dürften sich aber schwerlich einfach und sauber aneinanderreihen lassen. Es liegt vielmehr eine Durchdringung dieser Gruppen vor, die das Problem außerordentlich verwickelt gestaltet.

Der Grundbefund, von dem aus allein ein Verständnis für die ostdeutsche Volkstumslage gewonnen werden kann, ist das instinktichere Überlegenheitsbewußtsein, mit dem der Deutsche als Missionar, als Kolonisateur, als Gutsherr und Bauer, als Städtegründer, als Träger gewerblichen und geistigen Fortschritts den Osten seit mehr als einem Jahrtausend als zusätzlichen deutschen Lebensraum einem wachsenden Volke erschlossen hat. Am reinsten tritt dieses aristokratische Verhältnis des Ostdeutschen zu seiner Umwelt beim Balten und beim Siebenbürger Sachsen in Erscheinung. Aber neben Adel und bürgerlichem Patriziat ist auch der ostdeutsche Bauer sogar bei den Donauschwaben von einem eigentümlichen Herrenbewußtsein gegenüber seinen engeren Heimatsgenossen durchdrungen. Das bedeutet, daß ein Konmerzium mit der Umwelt gesucht, ein Konnubium jedoch abgelehnt wird oder doch auf starken instinktiven Widerstand stößt.

Kultur und Rassenstolz durchdringen sich und bieten, ohne daß die Kräfte nationaler Bewußtheit dabei überschätzt werden dürfen, die eigentlichen Grundlagen für eine nationale Widerstandsfähigkeit, die in manchen Gebieten erstaunliche Zeiträume hindurch angehalten hat. Dieses echte Ostdeutschtum ist exklusiv, bodenständig, heimatgebunden und vom binnendeutschen Ursprungsland, das für die Ostdeutschen den Heimatcharakter eingebüßt hat, mit Entschlossenheit gelöst. Das Autonomiestreben gründet sich ursprünglich auf Privilegien, deren Zusage die Vorbedingung der Auswanderung war, sucht sich jedoch durch zunächst rechtlichen, später geistig-kulturellen Rückhalt am Mutterland zu sichern. Das seelische Rückgrat bietet ein Sendungsbewußtsein, das allmählich aus dem Religiösen ins Kulturelle und Zivilisatorische abgewandelt erscheint, immer aber seine Kraft aus einem großartigen gesamtvolkischen Zielbild („dem Drang nach dem Osten“) schöpft.

Dieses überlegene Deutschtum des Ostens bejaht also seine fremdvölkische Umwelt und will den plurinationalen Zustand als solchen nicht ändern. Sein exklusiver Rassenstolz verbietet ihm die planmäßige Assimilation der fremdvölkischen Heimatsgenossen, es sucht lediglich seine Vormacht oder doch die Ranghöhe seines Daseins zu wahren. Es ist herrschaftlich oder vorbildhaft auf ein fremdes Volkstum bezogen. Es steht traditionsbewußt in der volkischen Polarität darin. Es verzichtet damit zugleich vielfach auf eigenvolkische Volkstufigkeit. Patriziat und Adel im Baltikum vernachlässigen den deutschen Handwerkerstand, verzichten bis an die Schwelle der Gegenwart auf den Zuzug deutscher Bauern. Die Siebenbürger Sachsen verhindern zeitweise mit Bewußtsein die Entfaltung eines deutschen Adels in ihrem bürgerlich-bäuerlichen Gemeinwesen. Die Donauschwaben bemühen sich erst in jüngster Zeit um die Entwicklung einer eigenvolkischen Intelligenzschicht. Diese Erscheinung sollte des Volkskundlers Aufmerksamkeit erregen. Sie verweist nämlich auf den eigentümlichen Tatbestand, daß der ostdeutsche Vorposten gerade in seiner grundtypischen Struktur die Fülle der volkhaften Existenz nie ganz aus Eigenem schöpft, sondern daß er notwendige Rückgriffe auf fremdes Volkstum vollzieht. Er adoptiert es gleichsam. Der Gegenstand der Volkskunde weist im Osten Züge einer zwischenvolkisch-komplementären Gestaltung auf. Gerade das entlehnte Volks-



109. Deutscher Korbflechter in Tereſawla, Galizien. (Aufnahme: Volksdeutscher Bilderdienst, Stuttgart.)



110. Die Dorpater Universität, bis 1883 eine deutsche Hochschule, eine Gründung Gustav Adolfs II. von Schweden (1632). (Aufnahme: Volksdeutscher Bilderdienst, Stuttgart.)

gut vermittelt dem Ostdeutschen Wärme, ist ihm heimatlich vertraut, er hegt es geradezu mit einer scheuen Liebe, die durch die Romantik, dies Kind des kolonialen Ostens, bewußt gemacht und auf das ganze deutsche Volk übertragen worden ist. Der Überlegenheitsdünkel einer ursprünglichen Herrschicht findet an dieser Liebe seine Grenze, seinen inneren Ausgleich. Und so wird dem Ostdeutschen das Fremdeste zum Eigensten und rückt seinem Herzen besonders nahe.

Wilhelm Pleyer schildert mit feiner Beobachtungsgabe in seinem vortrefflichen Grenzlandroman „Der Buchner“, einer wahren Fundgrube lebendiger Grenzlanderfahrung, wie eine sudetendeutsche Mutter dem grossenden Vater verständlich zu machen sucht, warum die Kesi als Dienstmädel in Dresden ausgerechnet einem tschechischen Kellner in die Arme laufen mußte: „Wie sie den hat kennenlernen, da ist ihr der mit dem Powidalen und dem schecketen Deutsch wie ein Stüdel aus der Heimat gewesen, hat sie mir gesagt, und so ist es angangen. — Es ist doch recht traurig, wenn sich Deutsche fremder sein können als Deutsche und Tschechen. Am End ist das deutsche Volk zu groß, und die Tschechen sind besser daran, weil sie viel weniger sind . . .“

Welcher Ostdeutsche wüßte nicht um den Zauber dieses „schecketen Deutsch“, in dem der Binnendeutsche eitel Barbarei sieht? Uns bedeutet es eine Quelle seelischen Reichtums und bleibt uns auch nicht auf das Sprachliche beschränkt. Die Trauer Österreichs um den verlorenen bunten Völkerteppich ist auch dem Deutschen aus dem äußersten Nordosten aus tiefster Seele verständlich, und unser östliches Mischdeutsch, in dem wir uns in vertrautem Streife gehen lassen, um uns volksnah zu fühlen, ist uns ein beglückendes Gegenstück zu jener anderen Sprachen- und Gedankenkreuzung humanistischen Ursprungs, die den gebildeten Deutschen an das Erbe der Mittelmeerkultur, an Rom und an den Westen fettet, dem eigenen Volk aber geradezu entfremdet. Als sprachliches Gut, an dem Kindheits Erinnerungen haften oder das dem Städter Schollengeruch zuträgt, wird das fremde Idiom geradezu zu einem Stück ostdeutscher Mundart, für diejenigen deutschen Volksgruppen im Osten insbesondere, denen, wie den Balten, die eigene Mundart verlorengegangen ist. Es ersetzt ihnen das arteigene Mutter-schichtliche, zu dem der rauhe Pionier als solcher ein gebrochenes Verhältnis hat. In diesem Seelenraum kannten wir keinen Haß der Nationalitäten, wie er im Nationalismus des 19. und 20. Jahrhunderts seinen Ausdruck findet. Wäre es einige Jahrzehnte später noch möglich gewesen, daß die 1807 gegründete stolze Euronica an der Universität Dorpat sich das lettische Draugs tam draugam („Freund dem Freunde“) zum Wahlspruch setzte? Natürlich erweitert sich dies gemüthafte Verhältnis vom Sprachlichen auf andere Bestandteile primitiver Gesittung. Fast möchte ich sagen: Teilhabe am fremden Volkstum erlöst den Grenzkämpfer im Osten vom Kampf eines ständigen Überlegenseins, das ihn zur Haltung, zum Informsein verpflichtet und das eben doch — nehmt alles in allem — keine leichte Sendung ist.

Eine völlig andere Form deutschen Daseins findet sich ebenfalls im Osten. Hier ist das Deutschtum nicht herrschaftlich und beispielhaft auf seine Umwelt bezogen, sondern inselartig gegen diese abgeschottet. Es ist die Form der passiven Isolierung, soziologisch gesprochen, die sich in der Sprach- und Volkstumsinsel ausprägt. Hier strömt eine Fülle ganz andersartiger volkskundlicher Befunde. Es ist kein Zufall, daß Ausgliederungen



111. Deutsches schwäbisches Ansiedlungshaus in Ruma (Sirmien), Lorenzgasse. Es wurde 1747 gebaut und war ursprünglich rohgedeckt. (Aufnahme: Volksdeutscher Bilderdienst, Stuttgart.)

gen solcher Art nicht selten mit jektiererischen Bestrebungen zusammenhängen. Teile des deutschen Volkes, die schon im Mutterland durch religiöse Sonderstellung isoliert waren und im Meere der „ungläubigen“ Volksgenossen ein inselhaftes Dasein führten, geraten aus Gründen irgendwelcher Art in Bewegung, wandern aus und schaffen sich im weiträumigen Osten ein neues Asyl, das zellenartig neue Tochteriedlungen mit ähnlicher innerer Abgeschlossenheit aus sich her austreibt. Im Südosten, in der Dobrudscha etwa, dem Regat und Bessarabien, aber auch in überseeischen Gebieten kann die religiöse Volkskunde Studien an deutschem Volkstum machen, die ihr im Mutterland weithin verwehrt sind. Denn in diesem inselhaften Dasein gedeihen und überdauern bis in unsere gleichmacherische Zeit hinein merkwürdige Vereinsseitigungen deutscher Volksart, die man in gewisser Hinsicht als Verkümmierungen, zugleich aber oft als besonders knorrige Verhärtungen und reizvolle Spielarten des Deutschtums begreifen kann. Wenn uns aus deutschen Dörfern der Dobrudscha noch während des Krieges berichtet wird, daß dort nicht nur jeglicher Tanz und das Anstoßen mit Weingläsern verpönt ist, sondern auch, daß den Kindern ihre Spielbälle als „unchristlich“ weggenommen wurden, dann nimmt die Schrumpfung des Volkslebens unter religiösem Einfluß freilich ziemlich beängstigende Formen an. Immerhin bleiben selbst solche Verschrobenheiten lehrreich. Vor allem aber hat die Volkskunde die Möglichkeit, wenigstens in gewissen Sprachinseln sich noch eine lebendige Vorstellung von längst vergangenen geschichtlichen Durchgangsstufen des Deutschtums zu machen. Denn es gibt Siedlungen, die in der Entwicklung kaum über den Stand hinausgekommen sind, der zur Zeit der Auswanderung erreicht war. Bis zu einem gewissen Grade ist es überhaupt für das Auslandsdeutschtum bezeichnend, daß es im Zeitmaß der Entwicklung bis an die Schwelle der Gegenwart wenigstens mit dem Mutterlande nicht Schritt hielt und daß urtümlichere Formen unseres Volkstums sich in der Fremde zäher erhielten als in der alten Heimat, was ja größtenteils schon in dem überwiegend agrarischen Charakter der meisten Auslandsgruppen eine gewisse Erklärung findet. Alte Sitten, die treulich bewahrt werden, wie das Neujahrsschießen, Hochzeitsgebräuche, Beschwörungsformeln und abergläubische Anschauungen weisen deutlich auf die alte Heimat zurück, selbst wenn die betreffende Gruppe auf mannigfachen Umwegen den derzeitigen Siedlungsort erreicht hat. In der Einstellung zum Volkslied, das an manchen Orten als Gassenhauer verachtet wird, kann man eine charakteristisch-vorromantische Einstellung zum alten Volksgut nicht selten feststellen. Aber



112. Der Bettlerkirch oder Kirchenträger Südlärntens. Er handelt mit Andachtsfachen und Weihgaben. (Aufnahme: Landesamt für den Fremdenverkehr. Burg. Südlärnten.)

neben den durch Frömmerei verdüsterten stehen ausgesprochen tanz- und sangesfrohe Siedlungen, wobei sich freilich gerade in der Musik ein Einfallstor fremden Einflusses öffnet.

Denn die Abgeschlossenheit der Volkstumsinseln ist natürlich immer nur relativ und wirkt sich gradweise ganz verschieden aus. Raum- und Verkehrsverhältnisse spielen dabei eine entscheidende Rolle, auch Verfassungseinrichtungen des Wirtsstaates, wie beispielsweise die Form des Militärdienstes und der Schuleinrichtungen. Ein eigentümlicher Sonderfall ist die Sprachinsel Gottschee im slovenischen Sprachgebiet, deren Einwohner seit Jahrzehnten vom Häusierhandel leben und im ganzen Südosten dadurch bekannt sind, daß sie zu später Stunde in den Wirtshäusern auftauchen, mit ihren volkstümlichen Späßen die Gäste unterhalten, um dann gewisse Räscherien von Tisch zu Tisch feilzubieten. Diese unstete Lebensform hindert nicht, daß die Gottscheer außerordentlich an ihrer Heimat hängen und sogar als Auswanderer in Amerika sich eine ausgeprägte landsmannschaftliche Gesinnung und Sonderart bewahren. Aber selbst in die entlegensten Inselniedlungen bringt allmählich nicht nur der moderne Verkehr, sondern in zunehmendem Maße auch mit der staatlichen Schule der Entnationalisierungswille der heutigen Mehrheitsvölker. Der idyllische Dornröschenschlaf von ehemals nimmt ein Ende, die völkische Überlieferung droht abzubrechen und auch das Streu- und Inseldeutschtum ist vor die bewußte nationale Entscheidung gestellt. Auch die Isolierung

gegenüber dem Mutterlande geht zurück und macht einer Wiederanknüpfung gesamtvolkischer Beziehungen Platz. Der Nachwuchs nimmt die Ausbildungsmöglichkeiten des Mutterlandes wahr und zieht volksgenössischen Verkehr ins Land. Die bündische Jugend aus dem Mutterlande und ihre Fahrtenromantik haben namentlich seit dem Kriege nicht wenig dazu beigetragen, das vegetative Deutschtum des Ostens, soweit es heute nicht der bolschewistischen Vernichtung ausgesetzt ist, aus einem Schlafzustand aufzurütteln, der zeitweise einen Volkstumsschutz bedeutete, heute aber in ein Element ausgesprochener Volkstumsgefährdung umzuschlagen droht.

Es ist kein Geheimnis, in wie weitem Maße das Deutschtum des Ostens tatsächlich im Laufe der Zeit der Entdeutschung erlegen ist, die wir im allgemeinen auf den Zeitpunkt des Verlustes der deutschen Muttersprache zu datieren pflegen, wogegen sich freilich gerade vom volkswissenschaftlichen Standpunkte aus gewisse Bedenken geltend machen. Die Kirchhöfe, auf denen nur alte, verwitterte Grabsteine noch die deutschen Inschriften tragen, Siedlungs- und Hausformen, manchmal auch noch deutsche Familiennamen in sprachlich entfremdeten Siedlungen legen gerade für das volkswissenschaftlich geschärfte Auge ein beredtes Zeugnis solcher Volkstumsverluste ab. Manchmal liegt die fremde Sprache, die heute an unser Ohr klingt, nur wie ein dünner Schleier über einem Daseinszustand, der uns in seinen sonstigen Formen noch völlig vertraut anmutet. In solchen Fällen mag eine rückläufige Bewegung möglich sein, wie sie sich heute beispielsweise

in dem weitgehend magyarisierten Gebiete von Szatmar vollzieht. Aber diesen Entdeutschungsverlusten stehen auf der anderen Seite auch gleichsam organische Assimilationsgewinne gegenüber. Mit Staunen stoßen wir in deutschen Bauerndörfern Ungarns auf französische, manchmal freilich der Schreibung nach schon eingedeutschte Namen, die uns daran erinnern, daß an dem „Schwabenzug“ unter Maria Theresia und Joseph II. auch manche Lothringer französischer Zunge teilnahmen, die lieber dem Rufe des Kaisers



113. Trodenständer für Heu (Harpfen) im Besachtal (Närnten). (Aufnahme: Volksdeutscher Bilderdienst, Stuttgart.)

in den unwirtlichen, von den Türken verwüsteten Südoften folgten, als in der alten Heimat das neue französische Regiment zu ertragen, das ihnen sprach-, aber nicht seelenverwandt war. Erst in Ungarn wurden diese „Reichsromanen“ ihrem Volkstum nach zu reinen Deutschen, um dann mit den deutschstämmigen „Schwabern“ in die neue Überfremdungszone der Magyarisierung zu geraten. Seltsames Spiel durcheinanderwirbelnder Volkstumskräfte! Wo aber öffnet sich die Tür, die fremdem Volkstum den Einlaß gewährt? Ist es die Staatsautorität, die im schnauzbärtigen Herrn Dorfnotär und dem gewaltigen Herrn Stuhlrichter in der Komitatshauptstadt verkörpert ist? Ist es der Militärdienst bei den Honveds, sind es die spärlichen Sprachkenntnisse, die die seit Jahrzehnten planmäßig magyarisierte Schule vermittelt? Vielleicht wird man hier und anderen Orten sagen dürfen, daß diese scheinbar größte Gefahr dadurch erheblich gemindert wird, daß das Fremde im Schulzwang ohne weiteres als solches erkannt wird. Gleitet man nicht viel unmerklicher in jenen gerade dem Volkskundler vertrauten Bezirken in fremde Art hinüber, wo sie gleichsam anonym auftritt und sich einschmeichelt: in Grußformeln, in Lieblings Speisen, die man mit dem fremdstämmigen Landsmann teilt, im Banne der feurigen Klänge des Gzardas, zu dem vielleicht gar nicht einmal der Magyare selber aufspielt, sondern der Zigeunerprimas aus der Pusta oder der böhmische Musikant? In der Tat befinden wir uns im ureigensten Element der Volkskunde, wenn wir den Formen des Volkstumswechsels nachspüren, wie er sich wirklich abspielt: naiv in kaum merklichen Übergangsstufen, bis dann ein greller Umschlag in fremdbölkischen Chauvinismus erfolgt oder aber in den gefährdeten deutschen Volksgruppen die Widerstandskräfte sich regen und das Volksbewußtsein, die betonte Volkstreue, zum obersten Gebot erheben.

Durch diese unsere Zeit bestimmenden Vorgänge kann das zu Anfang erwähnte Überlegenheitsbewußtsein auch der räumlich abgeschiedenen ostdeutschen Volksgruppen gegenüber ihrer Umwelt eine neue Kräftigung erfahren. Zugleich freilich werden damit, daß die Volksgruppen überhaupt zur nationalen Entscheidung erzogen und aufgerufen werden, auch die Entnationalisierungsgefahren gesteigert, die in der staatlichen Machtfülle und im Opportunismus, vor allem aber in latenten Minderwertigkeitsgefühlen geschwächerter Volksgruppen ihre Wurzel haben. Zudem dem einzelnen soziale und wirtschaftliche Aufstiegsmöglichkeiten und Erfolgchancen eröffnet werden, sofern er zum herrschenden Volk übergeht oder sein erwachendes



114. Deutscher Bauernhof aus dem Dörflein Verschneid, Gemeinde Mölten bei Bozen in Südtirol. (Aufnahme: Volksdeutscher Wilderndienst, Stuttgart.)

ursprüngliches Volksbewußtsein neutralisiert, gerät sein ganzer Eigenbestand an ererbtem Volkstum in dieselbe Krise, an der im Mutterlande seit den Zeiten der Aufklärung so vieles an urtümlichem Erbgut unseres Volkes unwiederbringlich zugrunde gegangen ist. Der erwachende Intellektualismus und Rationalismus ist aber — im Rahmen zeitgültiger Bindungen des Menschen an seine Nationalität — Volkstumsbewahrung und sublimen Volkstumsgefährdung in einem. Und dabei ist die nächstliegende Gefahr,

wenn wir vom Wechsel der Muttersprache absehen, noch gar nicht einmal der Übergang in die Fülle eines fremden Volkstums, sondern eine starke Einbuße an echtem Volkstum überhaupt. Denn der Krisenzustand, in dem die heute zu staatlicher Macht gelangten Kleinvölker des östlichen Mitteleuropas sich weithin befinden, ist durch einen Nationalismus bestimmt, in dessen Bewußtseinschelle das organische, überlieferungsgebundene Volkstum dieser Völker selber dahinschmilzt und sich verflüchtigt. Volkstum und Nationalität geraten hier in Gegensatz, statt sich zu suchen und gegenseitig zu durchdringen. Tschechen und Slowaken, Serben, Kroaten und Slowenen, Rumänen Siebenbürgens, des Altreichs und Bessarabiens sind gerade in ihrem Volkstum durch Abgründe getrennt. Um trotzdem zu einer „Nation“ werden zu können, suchen sie sich in einer Bewußtseinschicht über die völkischen Spannungen hinweg zu einigen, die sich über die urhafte Wirklichkeit volkhafter Gebundenheit des Menschen hoch erhaben dünkt. Und in derselben Schicht vollzieht sich auch der Assimilationsvorgang, durch den gebundenes Deutschtum die Nationalität wechselt, wobei der Faktor sozialer Emanzipation für den einzelnen nicht selten den Gelegenheitsmacher spielt. Höchstens die Romantik, die beispielsweise für die Tschechen, aber auch für die meisten anderen Kleinvölker des Ostens entscheidend zur „nationalen Wiedergeburt“ beigetragen hat, bietet auch dem nationalen Überläufer die Brücke für mehr oder minder ehrliche Wiederverwurzelungsbemühungen in seinem neuen Volkstum. Aber tief pflegen solche Wurzeln nicht zu schlagen, was sich schon durch die rückläufigen Bewegungen, die Wiedereindeutschungsbemühungen nachfolgender Generationen anzeigt.

Damit tritt die Volkskunde selber in die Gefechtslinie des Nationalitätenkampfes. Das „eigene“ und das „fremde“ Volksgut wird streng geschieden, wie es das nationalpolitische Interesse verlangt. Man veranstaltet Razzien nicht nur auf Fremdwörter, sondern auf übernommene Gebräuche, Speisen, Trachten usw., um das „Nationale“ kultisch zu verherrlichen, das Lehngut aber in Acht und Bann zu tun. Indem die naive Symbiose früherer Zeiten sich lockert, das Überlegenheitsbewußtsein unterhöhlt ist, die Insel ihre Abgeschlossenheit verliert, der Mischling sich in den Vordergrund drängt, breitet sich eine mißtrauische Feindschaft aller gegen alle aus. Es tritt gerade im Bereich des Volkskundlichen eine Unsicherheit des

nationalen Besitzstandes ein, die einerseits zu Fälschungen in dieser oder jener Richtung verleitet, zugleich aber zu einer beiderseitigen Verarmung des farbenfrohen, unmittelbaren Volkslebens führt.

Die Fragen, die damit aufgerührt werden, sind sehr ernst zu nehmen. Ich deutete sie schon zu Eingang an. Der selbe Bewußtseinszustand der europäischen Völker, aus dem die Scheidung in Binnen-, Grenz- und Außendeutsche ihren eigentlichen Sinn erhält, steigert zwar das volkshundliche Interesse der Gebildeten und gibt ihm eine unmittelbare kämpferische Note, aber zehrt dabei in tragischer Verquickung den Lebensgehalt, die Lebensmächtigkeit jener menschlichen Daseinsschichten auf, denen die überkommene Volkskunde ihr Interesse zugewendet hat. In völkischen Mischgebieten erweist sich dieser gefährdete Bereich weithin als ein Bezirk von Volkstumskreuzungen und Volkstumsstärkungen. Das Kulturgut sinkt und steigt nicht nur zwischen den Schichten eines und desselben Volkes, sondern wandert auch zwischen den Nationalitäten in unruhigem Umtrieb hin und her. Wie soll die Volkskunde da jene eindeutigen Zuordnungen treffen, die die Zeit verlangt? So droht ihr die Gefahr, im Binnenland als Element der völkischen Erneuerung begeistert gefeiert, an der Front des Grenzkampfes jedoch als „dauernd untauglich“ in den Garnisonsdienst des Mutterlandes zurückberufen zu werden.

Ganz besonders deutlich wird diese Fragwürdigkeit der Volkskunde in ihren Beziehungen zum Grenzkampf im Hinblick auf die Frontabschnitte, die bisher übergangen wurden: die Kampfgebiete im Norden und im Süden des deutschen Volkstums. Der Lage unseres Volkstums in Nordschleswig und Südtirol ist bei allen Unterschiedenheiten dies gemeinsam, daß wir in beiden Gebieten einem völkischen Gegner gegenüberstehen, der mit uns auf einer Stufe der Gesittung und der Geschichtstiefe steht. Auch andere Unterscheidungsbehelfe fehlen: deutsche und dänische Schleswiger sind evangelisch, deutsche Südtiroler und ihre welschen Landsleute aus dem Trentino sind gleichermaßen katholisch. Der Übergangserscheinung der „Heimdeutschen“ im Norden entsprechen in Tirol die Ladinier, die romanische Sprache und Art mit ausgesprochener Heimattreue und Hinneigung zur deutschen Hochkultur verbinden. Auch rassistisch gesehen stellen beide Landschaften Übergangsgebiete dar.

Das hindert nun nicht, daß deutsches und dänisches Kulturbewußtsein und Nationalgefühl im Norden, deutsches und italienisches Volksbewußtsein im Süden sich leidenschaftlich gegeneinander absetzen, und auch in den herkömmlichen Forschungsbereichen der Volkskunde treten hier wie dort die Unterscheidungen von Volkstum zu Volkstum so deutlich auf, daß unsere Wissenschaft schon das Ihrige zur Abwehr fremder Ansprüche auf deutsches Land beizutragen vermag. So fällt es in dem besonders schmerzlichen Falle Südtirols einer ernsten Forschung nicht schwer, etwa die Fälschungen und Verhunjungen von Berg-, Fluß- und Ortsnamen, mit denen Tolomei das Material für Täuschungsmanöver gegenüber den Amerikanern auf der



115. Gesamtansicht von Sappada (Bladen in Oberitalien) gegen den Monte Terzo. Es war seit alters deutsches Dorf. (Aufnahme: Volksdeutscher Bilderdienst, Stuttgart.)



116. Grabstein in Salurn, dem südlichsten Ort des deutschen Sprachgebiets Tirols, an der Etsch.
(Aufnahme: Volksdeutscher Bilderdienst, Stuttgart.)

Friedenskonferenz lieferte, als frivole Spielereien zu entlarben, die mit echtem Volksgut nichts zu tun haben. Und gegen die dänischen Versuche, die Friesen auf Grund von zeitweiligen Augenblicksstimmungen winziger Splittergruppen unter ihnen für dänisches Volkstum zu beanspruchen, können wissenschaftliche Beweisgründe zur Genüge ins Feld geführt werden, die zum großen Teil der vergleichenden Volkskunde entstammen.

Trotzdem läßt sich gerade aus den Erfahrungen dieser Frontabschnitte eine Nutzenanwendung ziehen, die für das Verhältnis zwischen Volkskunde und Grenzkampf im weitesten Sinne und damit für das Bewußtsein des Volkstums unserer Grenz- und Auslandsdeutschen entscheidende Bedeutung hat. Jede Verengung der Begriffe Volk und Volkstum auf einen vegetativ unpersönlichen Lebensbereich ist für den Grenzkampf eine Gefahrenquelle ersten Ranges. Die Zeit, wo Völkergrenzen lediglich auf die Kräfte getreuer oder auch dumpfer Beharrung im Überlieferten angewiesen sind, ist vorüber. Volkskunde des Grenzkampfes soll, wie am rheinischen Beispiel gezeigt wurde, gerade auch auf werdendes und sich wandelndes Volkstum ihren Blick lenken. Was ihr in Elementen und Formen vertraut ist, weil es immerdar so war, soll sie im Gegenwärtigen, in statu nascendi zu greifen und zu deuten wissen.

Und sie muß sich klar sein, daß sie an den Grenzen vor Aufgaben einer politischen Volkskunde gestellt ist. Das bedeutet, daß sie dort gleichsam zweischichtig zu arbeiten hat. Denn natürlich gibt es auch im Grenz- und Auslandsdeutschtum Erscheinungen, die gleichsam einen volkskundlichen Allweltstoff darstellen. Auch an ihm wird die Volkskunde nicht vorbeigehen können. Nur trifft sie dabei nicht das Wesentliche. Denn Grenz- und Auslandsdeutschtum ist als solches situationsbestimmt, und nur aus dem Verständnis für seine Situation, das ein politisches und damit wesentlich aktuelles Verständnis ist, lassen sich die Kategorien auch für eine volkskundliche Betrachtung gewinnen, die — standortsbezogen und wirklichkeitsnah zugleich — deutsches Volkstum in den Randgebieten als kämpfend und wehrhaft begreift. Nationalitätenkampf, Volkstumsbehauptung auf gefährdetem Posten ist uns als ein überaus gegenwärtiges Anliegen deutscher Völkerverneuerung drängend vor Augen gestellt. Meldet die Volkskunde überhaupt aktuelle Bedeutung für die Volkwerdung der Deutschen im Dritten Reich an, dann wird sie mit aufmerksamen Ohren auch darauf zu lauschen haben, was das mitten im Kampf stehende Grenz- und Auslandsdeutschtum in dieser Entscheidungsstunde deutscher Existenz in der Welt von ihr als der deutschen Volkskunde erwartet.

Schrifttum.

Alnor, Geschichtsunterricht, 1935. — Bahr, Volk jenseits der Grenzen, 1933. — Barta u. Bell, Geschichte der Schularbeit am deutschen Volkstum, 1930. — Boehm, Die deutschen Grenzlande, 2 1930. — Ders., Das eigenständige Volk, 1932. — Ders., Volkstheorie und Volkstumspolitik, 1935. — Ruhn, Sprachinselforschung, 1934. — Lemberg, Wege und Wandlungen des Nationalbewußtseins, 1934. — v. Loesch, Das Nullklima der Grenzlande, 1933. — Ders., Deutsche Rüge im Antlitz der Erde, 1935. — Staat und Volkstum, hrsg. v. Loesch, 1926. — Volk unter Völkern, hrsg. v. Loesch, 1925. — Pfeiler, Deutsche Volkstumsgeographie, 1931.

Die Volkskunde an den deutschen Hochschulen.

Von Dr. Martin Wähler,

Professor an der Hochschule für Lehrerbildung, Hannover.

Erst der Weltkrieg mit seinen Nachwirkungen hat die äußere und innere Gefährdung des deutschen Volkstums aufgezeigt. Die Volkskunde, die bisher um die Anerkennung als selbständige Wissenschaft ringen mußte, wurde endlich in ihrer Bedeutung erkannt.

Von der einsehenden Besinnung auf das deutsche Volkstum spürte man zuerst etwas bei der Jugend-erziehung auf der höheren Schule. Die 1925 erschienenen „Richtlinien“ für den Unterricht an höheren Schulen Preußens berücksichtigten ausgiebig das volkskundliche Lehrgut. Sonderbarerweise ging mit der praktischen Durchführung dieser Bestrebungen im Lehrbetrieb der höheren Schule die Vertretung der Volkskunde an den Universitäten nicht Hand in Hand. Da die Philologen, von wenigen Ausnahmen abgesehen, auf der Universität keine volkskundliche Ausbildung erfahren hatten, war dieser Teil der Schulreform notwendigerweise zum Scheitern verurteilt.

An den Universitäten war es bis dahin nur dem Zufall überlassen, ob ein Germanist, Historiker, Geograph oder Altphilologe die Volkskunde in seinen Vorlesungen und Übungen berücksichtigte oder nicht. Den Anfang mit einer hauptamtlichen Vertretung machte die Universität Hamburg im Jahre 1923 mit der Errichtung eines Ordinariats für deutsche Altertums- und Volkskunde. Das Land Bayern, das erfreulicherweise schon 1923 in der bairischen Prüfungsordnung für das höhere Lehramt von jedem, der in Deutsch, Geschichte und Erdkunde geprüft wird, den Nachweis „eines Mindestmaßes von Kenntnissen in der bairischen Mundart und Volkskunde“ bei der mündlichen Prüfung verlangte, hat bis zum heutigen Tage keine hauptamtliche Vertretung der Volkskunde an den bairischen Hochschulen erhalten. Immerhin ist in den letzten Jahren eine Besserung insofern eingetreten, als die meisten deutschen Universitäten die Volkskunde wenigstens in Verbindung mit einem anderen Fach vertreten lassen. Es besteht auch begründete Aussicht, daß noch im Sommer 1935 der Reichskultusminister ordentliche Lehrstühle für Volkskunde an einigen größeren deutschen Universitäten einrichtet und besetzt.

Im Sommersemester 1933 waren es nach Angabe der Vorlesungsverzeichnisse nur noch 9 Universitäten, an denen die Volkskunde nicht betrieben wurde, im Wintersemester 1933/34 nur noch 4. Auch haben sich in den letzten Jahren Dozenten für Volkskunde habilitiert in Berlin, Bonn und Breslau; in Halle ist 1933 ein ordentlicher Lehrstuhl für deutsche Volksheitskunde (in Verbindung mit der Vorgeschichte) geschaffen worden. Sieht man rein auf die Stundenzahl, so wird die Volkskunde 1933/34 nach ihrem äußeren Umfang am stärksten betrieben in Breslau (5 Vorlesungsstunden + 5 Übungsstunden), Freiburg i. Br. (4 V.), Heidelberg (8 V. + 1 Ü.), Köln (5 V. + 3 Ü.), Bonn (2 V. + 4 Ü.), Graz (3 V.) und Wien (6 V. + 3 Ü.), während Berlin, Leipzig und Marburg mit regelmäßig 2 Vorlesungs- und 2 Übungsstunden den normalen Betrieb kennzeichnen. Auch Technische Hochschulen pflegen die Volkskunde, unter ihnen besonders diejenigen, die sich kulturwissenschaftliche Abteilungen angegliedert haben, wie z. B. Dresden und Braunschweig, in erfreulichem Maße.

Es entspricht in Deutschland einem von der Jakob Grimm'schen Schule übernommenen Zuge, daß die Volkskunde zuallermeist mit der deutschen Philologie verkoppelt ist. Die Folge ist freilich, daß die literarische Seite der Volkskunde, wie Volksdichtung, Sage, Märchen, Volkslied und neuerdings auch Volkssprache, ihre besondere Behandlung erfahren, während die sachliche Volkskunde, der Volksglaube und Volksbrauch eine bedeutend geringere Pflege finden.

Das fällt auf gegen die allseitige Behandlung an den Hochschulen außerhalb des Reiches, etwa in Wien, Graz und Prag, besonders aber an den nordischen Universitäten. Nach dem Jahrbuch der Gelehrten Welt „Minerva“ von 1934 lehren an der finnischen Universität Helsingfors (Helsinki) 3 beamtete Professoren und 2 Dozenten die gesamte Volkskunde; ein Ordinarius vertritt die finnisch-ugrische Ethnographie, ein Ordinarius die finnische und vergleichende Volksdichtungsforschung, ein außerordentlicher Professor die vergleichende Volksdichtung, ein Dozent finnischen Volksglauben und Volks Sage und ein Dozent die finnische und

vergleichende Volksdichtungsforschung. In Dorpat (Tartu) sind ein Ordinarius für estnische und vergleichende Folklore, ein Dozent für Folklore und ein Dozent für estnische Folklore tätig. Am Herderinstitut in Riga wirkt ein Ordinarius für deutsche Philologie und Volkskunde; an der norwegischen Universität Oslo ein Ordinarius für nordische Folkloristik. In der schwedischen Universität Lund wird die Volkskunde durch einen Dozenten für nordische und vergleichende Folkloristik, in Uppsala durch einen Ordinarius für skandinavische Ortsnamenforschung, einen Dozenten für schwedische Mundartenforschung und Volkskunde und einen Dozenten für skandinavische Ortsnamenforschung vertreten. Selbst die kleine schwedische Universität Åbo (Turku) in Finnland hat für 264 Studenten einen Ordinarius für nordische Kulturgeschichte und Volkskunde und einen für Musikwissenschaft und Volksdichtung.

Die Vertretung der besonders mit der Germanistik verbundenen Volkskunde hat sich auch auf die Gestaltung der Prüfungsbestimmungen ausgewirkt. Am 28. Dezember 1927 hat der preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung eine Verfügung erlassen, nach der die Volkskunde als Zusatzfach bei der wissenschaftlichen Prüfung für das Lehramt an höheren Schulen zugelassen ist.

Der neu eingeschobene Paragraph (24c) der noch gültigen Prüfungsordnung in Preußen hat folgenden Wortlaut: „Von Kandidaten, die deutsche Volkskunde als Zusatzfach wählen, ist zu fordern: Einsicht in die Lebens- und Entwicklungsbedingungen der volkskundlichen Erscheinungen, in die stammheitlichen Eigenarten und in die allgemeinen deutschen Wesenszüge. Vertrautheit mit den Erscheinungen über das Verhältnis zwischen den Volksschichten, Kenntnis der wichtigsten Haus- und Siedlungsformen im Zusammenhang mit der Bodenbebauung; Kenntnis der Volkstracht, der Bauernkunst (Geräte, Werkzeuge), der volkskundlichen Bräuche und Sitten; Einsicht in die primitive Denkart und in die Psychologie des sog. Aberglaubens; Bekanntschaft mit den Hauptergebnissen der Mundartforschung (!) sowie dem Verhältnis der Mundarten zur Schriftsprache; Vertrautheit mit Wesen und Eigenart der Volksdichtung, insonderheit des Volkschauspiels, des Volksliedes und seines Verhältnisses zum Kunstlied, des Volksbuches, des Rätsels, des Sprichworts, des Märchens und der Sage; Fähigkeit, etwa ein Märchen, eine Sage, ein Lied stofflich, stilistisch, psychologisch zu erläutern. Überblick über die Geschichte der Volkskunde, ihre Methode und ihre Ziele, Vertrautheit mit den wissenschaftlichen Hilfsmitteln und genauere Kenntnis einiger wichtiger volkskundlicher Werke.“

Das sind bestimmt nicht geringe Anforderungen, die von einem Kandidaten verlangt werden, der sich überhaupt in einem Zusatzfach prüfen läßt. Denn die geringe Bewertung eines „Zusatzfaches“, das wie andere Zusatzfächer (philosophische Propädeutik, Archäologie, Staatsbürgerkunde, Polnisch, Dänisch) an Stelle eines Nebenfaches treten kann, und die noch geringere Bewertung im praktischen Lehrdienst, wobei die tatsächliche Verwertungsmöglichkeit stark unterschätzt wird, schrecken die allermeisten Kandidaten von einer solchen mehr dekorativen Prüfung ab. Schon bald nach der ersten Verfügung vom 27. Dezember 1927 sah man sich veranlaßt, wenigstens von den zukünftigen Deutschlehrern ein gewisses Maß volkskundlicher Kenntnisse in der deutschen Prüfung zu verlangen. In einer Verfügung vom 26. März 1928 fordert man von den Kandidaten „Vertrautheit mit dem Wesen und den Zielen der deutschen Volkskunde und den Haupterscheinungsformen volkstümlichen Lebens auf geistigem und gegenständlichem Gebiete“.

Bei aller Anerkennung dieser notwendigen Forderungen, die einen Fortschritt gegen früher darstellen, muß doch die Selbständigkeit der Volkskunde als wissenschaftliche Disziplin auch im akademischen Unterricht betont werden. Wenn bis heute vor allem die deutsche Philologie die deutsche Volkskunde als ein Anhängsel der deutschen Sprach- und Literaturforschung betreut, so ist das aus der Geschichte der Volkskunde, die ja zum Teil auf das schätzenswerte Wirken Jakob Grimms zurückgeht, zu verstehen. Eine innere Rechtfertigung der Verbindung beider Fächer ist kaum mehr zu finden, wiewohl einzelne Gebiete, wie Märchen- und Liedforschung, Volksdichtung und Volkssprache, zu guten Händen von der deutschen Philologie betreut werden. Nur richtet sich ihr Blick mehr auf andere Zusammenhänge, auf stilistische, ästhetische Fragen, als auf die für die Volkskunde bestimmenden. Die stammlichen Eigenarten und die allgemeinen deutschen Wesenszüge vor den Studierenden zu erörtern, ist eine wundervolle und eine brennende nationale Aufgabe. Bisher hat, nach den Vorlesungsverzeichnissen, nur ein einziger Germanist und Volkskundler diese in der Verfügung von 1927 gestellte Forderung zu erfüllen versucht. Mit derartigen volks- und stammescharakterologischen Fragen nähert sich die deutsche Volkskunde auch einer „nationalen Lebenskunde“, wie sie A. Haberlandt verlangt.

Es ist notwendig, die Volkskunde aus dem Gefolgschaftsverhältnis zu einem anderen Fach zu befreien und ihr einen weiteren Aufgabenkreis zuzuweisen. Es empfiehlt sich aus politischen und volkserzieherischen Gründen, mit ihr die Lehre vom Volk und Volkstum zu verbinden und damit weiteste und tiefste Einsicht in die Volkseigenart zu gewinnen. Die Volkskunde bedarf einer stofflich und methodisch ausgedehnteren

Pflege, wie sie von Justus Möser und W. S. Riehl schon gesehen und nach der jetzt noch übersehenen sozialen Seite hin auch verwirklicht wurde. Das heißt, von den beiden hervortretenden Grundzügen der deutschen Volkskunde muß der kulturelle und der soziale beachtet werden. Einmal muß die Volkskunde das Volk in seinem Verhältnis zu den großen Kulturmächten, zu Religion, Wissenschaft, Erziehung, Kunst, Wirtschaft und Politik untersuchen und so an ihrem Teil die Dynamik des Kulturablaufs feststellen; dann muß sie die geistigen Triebkräfte und seelischen Grundströme der gesellschaftlichen Gebilde von den Stämmen und Ständen an bis zu den kleineren Berufs- und Mentalitätsgruppen aufdecken. Die historisch-soziologische und die geographische Betrachtungsweise muß mit der psychologischen verknüpft werden. Nur auf diese Weise gelingt es, das Hauptproblem der Volkskunde, das sich auf Gemeinschaft und Einzelwesen in der Volksgemeinschaft bezieht, zu lösen. In Vorlesungen und Übungen, die wenigstens in bestimmten Abständen alle Gebiete der Volkskunde behandeln, muß den Studierenden ein volles Bild des deutschen volkstümlichen Denkens, Fühlens und Handelns, zusammen mit den Tatsachen des Volkslebens, näher gebracht werden.

Jahrzehntelang hat man von den Lehrern der höheren Schulen, welche Fächer sie auch immer studierten, die Kenntnis der philosophischen Anschauungen der großen Denker aller Zeiten verlangt. Ohne daß wir den bildenden Wert dieser weltanschaulichen Blickweitung verkennen, dürfen wir doch nicht übersehen, daß diesem Bildungsgut gegenüber viele recht skeptisch geworden sind. Sollte man nicht einmal den Versuch machen, im Wettbewerb mit der Philosophie Volkskunde im Sinne einer Volkscharakterkunde zu lehren und zu prüfen? Bildung hat heute nur insofern wahren Wert, als sie der Ganzheit und Gemeinschaft unseres Volkes schöpferische Kräfte vermittelt und für die Entscheidungen der Gegenwart innerlich festigt. Auch die akademische Bildung weiß sich als ein Teil der Volksbildung an die äußere und innere Wohlfahrt des Volkes gebunden. Aber nicht bloß die Lehrer an den höheren Schulen, welche Fächer sie auch immer vertreten, brauchen einen „Einblick in die volkstümlichen Erscheinungen“, nicht nur die Pfarrer, für die in einigen theologischen Fakultäten Vorlesungen über religiöse Volkskunde gehalten werden, bedürfen der Kenntnis des Volksglaubens, sondern von jedem Gebildeten, der beruflich mit dem Volke zu tun hat, muß gefordert werden, daß er sich ein Wissen vom Volke und seiner Art, zu denken und zu handeln, verschafft, daß er von der Beeinflussung der deutschen Volksmenschen in Massen und Gruppen etwas erfährt.

Alles, was die Menschheit zur Beschaffung ihrer Bedürfnisse braucht, hat man der wissenschaftlichen Erforschung und Behandlung unterworfen. Wenn man jahrtausendlang Früchte angebaut, Brot gebacken und Felle gegerbt hat, ohne diese Dinge einer wissenschaftlichen Bearbeitung zu unterziehen, so hat man diesem problemlosen Tun schon längst das Ende bereitet. Vom Landwirt, vom Bierbrauer, vom Forstmann verlangt man, wie Eduard Hahn sehr drastisch einmal ausgeführt hat, wissenschaftliche Kenntnisse. Soll man ausgerechnet die Wissenschaft vom Volke und seinem Wesen der natürlichen Begabung und Veranlagung des Einzelnen überlassen? Soll man den Verwaltungsbeamten, Richtern, Geistlichen, Lehrern, Ärzten ausgerechnet das wissenschaftliche Rüstzeug für die Behandlung des Volkes vorenthalten? Gerade heute, da von der deutschen Reichsregierung das deutsche Volk als die alleinige Grundlage des gesamten Staatslebens betrachtet wird! Alle in der sozialen Fürsorge Arbeitenden müssen von den Grundströmungen, von denen der deutsche Volksmensch beherrscht wird, etwas erfahren, müssen das Volksleben in voller Anschaulichkeit und von der Wirklichkeit des flutenden Lebens aus, nicht bloß nach gedanklich abgezogenen Begriffen und Strukturgesetzen kennen lernen, sonst bleibt alle Volkspflege und -hilfe ein leeres Wort. Vom Volk der Heimat aus, das in seiner Wirklichkeit anschaulich und überprüfbar ist, muß der Weg hinführen zum Volksganzen. Was das Wesen des deutschen Volkes in seinem besten Stern ausmacht, wie die Deutschen heute geartet sind, welche Möglichkeiten und Anlagen ihnen geschenkt sind, welche Hochziele sie erreichen können und sollen, das muß ihnen die volkskundliche Wissenschaft nahebringen.

Das Volkstum bedarf derselben wissenschaftlichen Betreuung wie die Rasse. Gerade von führender Seite der nationalsozialistischen Bewegung ist darauf hingewiesen worden, daß Aufzucht und Rassenhygiene nur halbe Arbeit bedeute, wenn nicht Seelenhygiene mit ihr parallel ginge, wenn nicht alle Seelen- und Geisteskräfte eine echte, tiefe Wiedergeburt einleiteten. Diese Wiedergeburt erfordert eine Besinnung auf das Wesen volksmäßigen Denkens, Fühlens und Handelns. Die Volkskunde ist als eine Geisteswissenschaft, die zwischen den Fakultäten ihren Platz hat, berufen, allen, die ihr Beruf in lebendigen

Zusammenhang mit dem deutschen Volk bringt, die Wissenschaft vom Volk zu vermitteln, und darum auch imstande, zur inneren Festigung des deutschen Volkstums und der deutschen Volksgemeinschaft beizutragen.

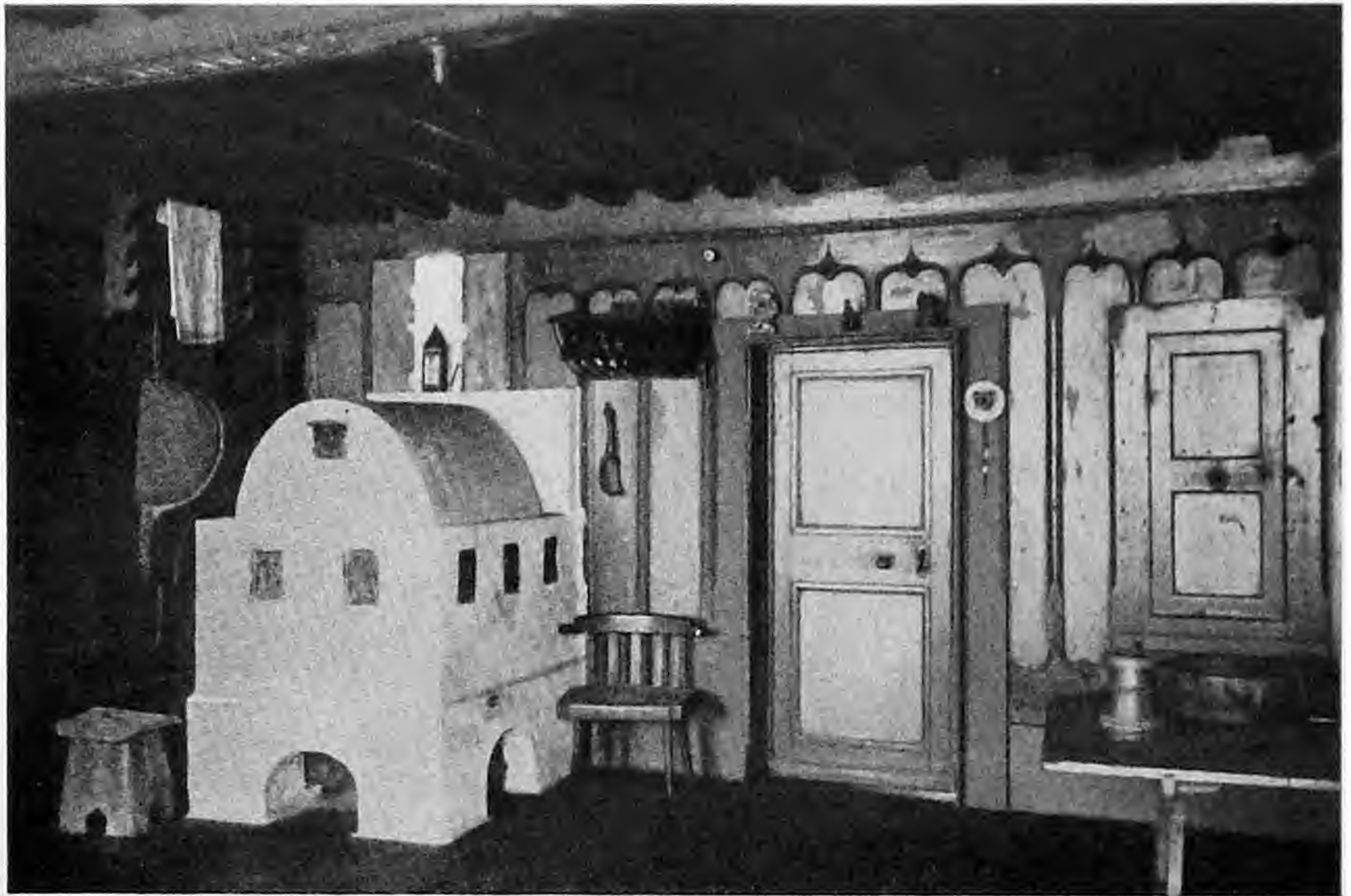
Daß daneben die Errichtung von Instituten für Landes- und Volkskunde an den Landes- oder Provinzialhochschulen und für vergleichende Volkskunde an einigen größeren Universitätsorten mit Archiven, Fachbibliotheken, Museen und Fortbildungslehrgängen für die schon im Amte Stehenden eine Notwendigkeit darstellt, sei in diesem Zusammenhange nur erwähnt. Von diesen Instituten aus muß die Kunde vom deutschen Volk immer erneut und wissenschaftlich gereinigt hineingetragen werden in die weitesten Kreise der Bevölkerung.

Wenn an Technischen Hochschulen hier und da die Volkskunde eine Vertretung gefunden hat, so ist das bloß einem glücklichen Zufall, daß nämlich ein zuständiger Volkskundler am Hochschulort tätig war, zu danken gewesen. Es ist klar ersichtlich, daß für den Techniker nicht die für den Germanisten wichtige Motivforschung in Sage, Märchen, Volkslied von Bedeutung ist, daß jedoch die Siedlungskunde und Volkskunst eine besonders tiefgehende Behandlung verlangen und von hier aus die Grundfragen volkstümlicher Denk- und Handlungsweise, die stammlichen Eigenarten und der deutsche Volkscharakter miterörtert werden. Es kommt, wie schon W. S. Riehl betont hat, dabei nicht auf Besonderlichkeiten und Kuriositäten, die als Reste vergangener Glaubensvorstellungen geblieben sind, an, sondern vor allem auf ein Bild des Volkslebens am All- und Feiertage.

Während für die höhere Schule zunächst die „Richtlinien“ die lehrplanmäßige Einbeziehung der Volkskunde in den Unterricht bestimmten, ohne daß von den Universitäten bei dem Mangel volkskundlicher Lehrstühle die Lehrer an den höheren Schulen genügend geschult worden wären, ging man im Volksschulwesen den umgekehrten Weg. Man verzichtete auf einen fiktiven Einbau der Volkskunde in die „Richtlinien“, man dachte vielmehr zuerst an die volkskundliche Schulung der Lehrer während ihres Studiums, das ja auf eine völlig neue Grundlage gestellt worden ist. An den preußischen Hochschulen für Lehrerbildung, die 1926 als Pädagogische Akademien begründet wurden, hat die Volkskunde von Anfang an ihre Pflege gefunden. Klar und zielbewußt war ihnen in der Preußischen Denkschrift über die Neuordnung der Lehrerbildung vom Jahre 1925 die Aufgabe gestellt, „Volkskunde als Wissenschaft zu pflegen und als Bildungsgut der Volksschule in den Dienst bodenständiger Kultur und gesunden deutschen Volkstums zu stellen“. „Einführung in die heimische Volkskunde“ war eine Vorlesung, die alle Studierenden pflichtmäßig zu hören hatten. Die weitere Beschäftigung mit ihr war dem freien Ermessen der Studierenden überlassen. Im Jahre 1930 kam ein Rückschlag insofern, als gerade in diesem Punkte die einheitliche Haltung der Akademien aufgegeben wurde; einige Akademien führten nämlich statt der Volkskunde Soziologie, die sich der besonderen Förderung des damaligen preußischen Kultusministeriums erfreute, ein. Gegen die Volkskunde als eine verdächtige nationale Disziplin sollte der Todesstreich geführt werden. Da brachte die neue nationalsozialistische Regierung 1933 die Entscheidung in dem Sinne, daß sämtliche Hochschulen für Lehrerbildung ihre volkskundliche Vertretung erhielten, daß die Volkskunde mit der Jugend- und Rassenkunde als eine für die Erziehungswissenschaft grundlegende Wissenschaft anerkannt worden ist, daß alle Studierenden an mehreren volkskundlichen Vorlesungen und wenigstens an einer Übung teilgenommen haben müssen. Die Prüfungsordnung, die noch aussteht, wird voraussichtlich auch ihr die gebührende Stelle in der wissenschaftlichen Prüfung geben. In Ländern, wie Braunschweig und Sachsen, wo die Lehrerbildung an schon bestehende Technische Hochschulen oder Universitäten angegliedert ist, findet die Volkskunde eine sehr gute Vertretung.

Schrifttum.

J. Bolte, Die Volkskunde als Prüfungsgegenstand in Schweden. Ztschr. f. V. 23 (1923), S. 91. — A. Haberlandt, Zur Stellung der Volkskunde im akademischen Unterricht. Wiener Ztschr. f. V. 31 (1926), S. 73 ff. — A. Wrede, Die Errichtung von Instituten für Volkskunde an deutschen Hochschulen. Niederdeutsche Ztschr. f. V. 4 (1926), S. 65 ff. — Fritz Boehm, Volkskunde als Prüfungsfach in Preußen. Ztschr. f. V. 37—38 (1927), S. 248 ff. — R. Schulte-Nemminghausen, Volkskunde und Schule. Deutsche Volkskunde als Prüfungsfach. Ztschr. f. Rhein. u. Westfäl. V. 25 (1928), S. 113 ff. — M. Wähler, Die Volkskunde an den preußischen Hochschulen für Lehrerbildung. Ztschr. f. V. IV (1933), S. 263 ff.



117. Meraner Stube mit Getäfel. Wien, Museum für Volkskunde.

Volkskundliche Museen und Vereine.

Von Dr. Wilhelm Pögl,

Direktor des Vaterländischen Museums, Hannover.

Von besonderer Bedeutung für die Pflege der Volkskunde sind die volkskundlichen Museen, die mit den Vorzügen jedes Museums noch den Vorteil vereinigen, daß ihre Bestände von deutschem Volkstum zeugen.

Alle kulturgeschichtlichen Museen, einerlei, ob sie der Volkskunde oder Stadtgeschichte, der Urgeschichte, Landesgeschichte oder Landeskunde dienen, bergen in der Fülle ihrer Gegenstände wertvollsten Stoff, der hier, vor Zerstörung und Verschleppung gesichert, Überschau und Vergleich ermöglicht. Zu dieser grundlegenden Tätigkeit der Denkmalspflege treten dann noch streng wissenschaftliche Forschung, künstlerische Aufstellung und volksbildende Belehrung, um aus einer bloßen Sammlung ein Museum zu machen. So wirken hier die Vielheit der Gegenstände, die Ursprünglichkeit der Urstücke (Originale), das Hervortreten der wissenschaftlichen Zusammenhänge und die gleichermaßen unterrichtende wie künstlerisch befriedigende Aufstellung zusammen, um ein gut geleitetes Museum zu einer Unentbehrlichkeit im Kulturleben von Stadt und Land zu machen.

Mit wieviel größerem Eifer und wieviel größerer Freude werden wir uns all dieser Vorteile museumsmäßiger Tätigkeit bedienen, wenn es gilt, durch Inhalt und Vorführung des Museums dem deutschen Volkstum zu dienen und dieses möglichst vielen Volksgenossen verständlich und vertraut zu machen. Wie



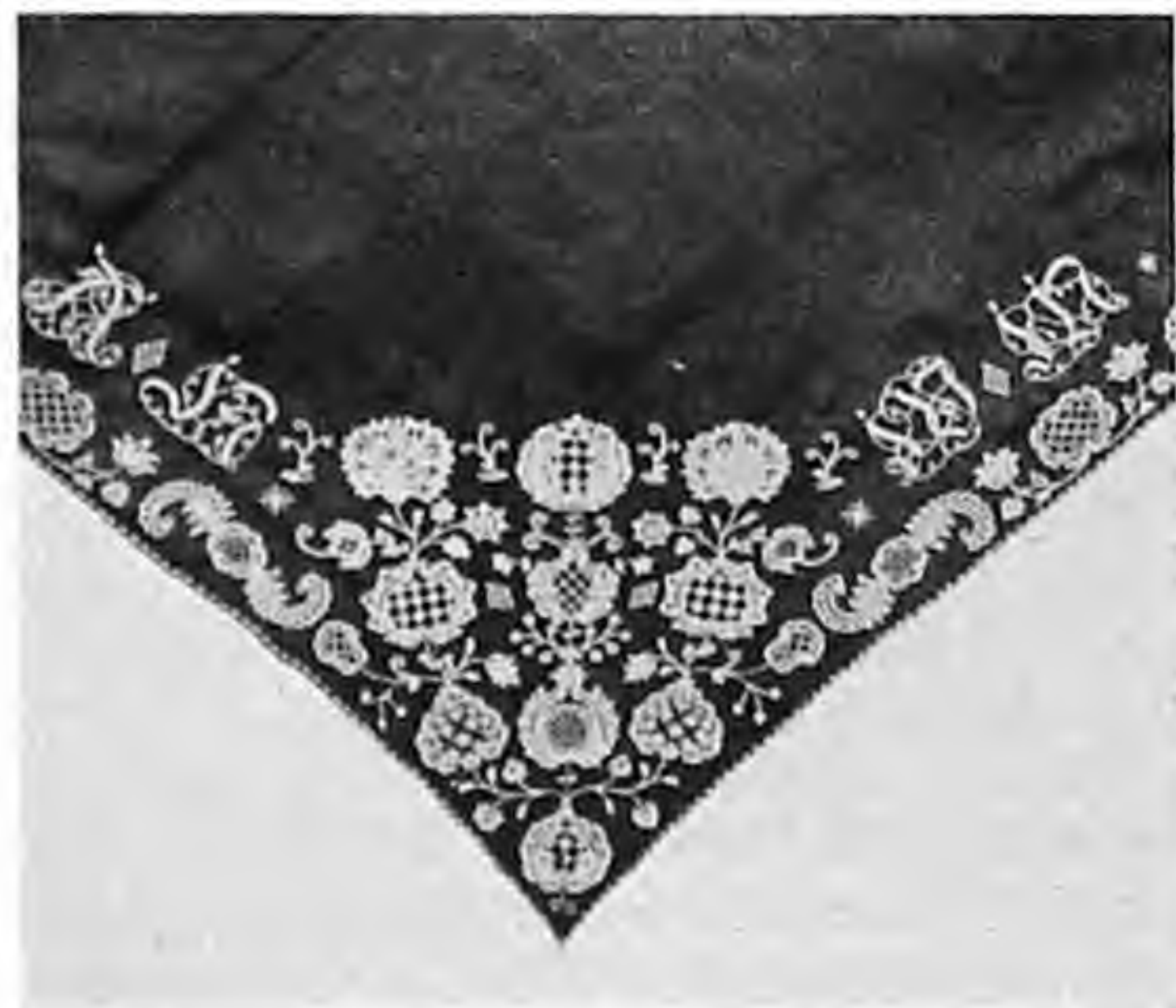
118. Oskar-Schjert-Museum in Dresden. Landesmuseum für sächsische Volkskunst. (Aufnahme: Sächsischer Heimatschutz.)

Du unter allen Ländern der Erde, o heilig Herz der Völker, Vaterland, uns am nächsten stehst, so wird auch das der Erkenntnis Deines Volkes gewidmete Museum uns besonders lieb und wert sein!

Den Inhalt eines vollständigen Volkskundemuseums hat das gesamte Volkstum mit all seiner Vielgestaltigkeit zu bilden. Entsprechend der Vierteilung volkstümlicher Erscheinungen in solche körperlicher, geistiger, sprachlicher und sachlicher Art, werden wir im Volksmuseum nicht

nur die sachliche Kultur und die zahlreichen Ausdrucksformen geistiger Volksart suchen, sondern auch das Rassenmäßige und Erbbiologische als Träger der geistigen Erscheinungen und ebenso das Sprachliche als Ausdruck des Volksgeistes und als Begleiter von Sache, Glaube, Recht und Brauch. Damit ist das Ideal eines Volkskundemuseums gezeichnet, das noch nicht überall verwirklicht werden konnte.

Am weitesten voran steht in den Volkskundemuseen bis jetzt die Sachkunde, die nirgends so gut gepflegt werden kann wie hier und bis jetzt schon in etwa zweitausend Museen des deutschen Sprachgebiets zu glücklicher Geltung kommt. Was hier an Schätzen aufgespeichert ist, das kann erst ganz allmählich ausgewertet werden. Schon jetzt zeigen fast alle diese Museen, wie deutsches Volkstum sich in dem ihm zugewiesenen Lebensraume eingerichtet hat, wie Bodengestalt und Bodenschätze, Pflanzenwelt und Klima, politische und geistige Geschichte mit ihren Grenzziehungen und Kulturwellen auf Wesen, Werden und Wandern von Volk und Volksgut eingewirkt haben. Ein Vergleich dieser Museumsbestände miteinander ist ein Vergleich von Volkstum und Kultur der betreffenden Landschaften und Ortschaften.



119. Stiderei aus der Winter Elbmarsch. Hannover, Vaterländisches Museum.

Das führt uns zu der Frage des Sammelgebietes nach erdkundlichem Umfang und ständischer Gliederung. Nach dem räumlichen Bezirk des Sammelns unterscheiden wir Orts- und Kreismuseen, Provinzial-, Landes- und Reichsmuseen; hinzu treten Sammlungen, welche den gesamten deutschen Volksboden zu betreuen haben, wie das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg, das Deutsche Volkskundemuseum in Berlin und — für das Auslandsdeutschtum geltend — das mit Museum verbundene Deutsche Auslandsinstitut in Stuttgart. Was die ständische Gliederung anbetrifft, so steht mit Recht das deutsche Bauerntum im Vordergrund; daneben kommen natürlich je nach der Landschaft Fischer, Berg-

leute, Weinbauern und die zahllosen Zweige von Volkskunst und Handwerk zu gebührender Geltung.

Mannigfach sind die Arten der museumsmäßigen Vorführung volkstümlicher Dinge. Der höchste Grad der Anschaulichkeit und Wirkung geht natürlich von den Urstücken selbst aus, die in dieser Beziehung durch keine Nachbildung und keine Abbildung ersetzt werden können. Des sind Zeuge die Volkstrachten und die Schnitzereien, die Arbeiten aus Edelmetall, aus Eisen und Messing, die Malereien auf Holz und auf Glas und die vielen andern volkstümlichen Gegenstände, welche durch den Werkstoff, durch die ihm angepasste Bearbeitung, durch die ihn ebenso wie den Gebrauchszweck berücksichtigende Form höchste Eigenart besitzen.

Zur Ergänzung sind Modelle unentbehrlich, deren Hauptvorteil in der durch viel kleineren Maßstab ermöglichten Überschaubarkeit liegt; was solche Modelle zu leisten vermögen, weiß jeder, der die Bauernhausmodelle in Berlin und Stettin, in Hamburg und Altona, in Hannover und Linz und den anderen großen volkstümlichen Sammlungen gesehen hat. Wertvolle Ergänzungen sind in Abbildungen gegeben, die den betreffenden Museumsgegenstand in den größeren Zusammenhang seiner ursprünglichen Umwelt, seines Gebrauches, seiner zeitlichen Entwicklung stellen; höchsten Grad der Verständlichkeit erreicht hier natürlich die kinematographische Vorführung. Maßvolle Erklärungen treten hinzu, um das Einzelstück und die ganze Gruppe dem Verständnis des Museumsbesuchers näherzubringen.

Die beste Grundlage für die schnelle Einfühlung des Museumsbesuchers in die Welt heimischen Volkstums ist natürlich die zweckmäßige Art der räumlichen Anordnung der Museumsgruppen, welche die mannigfachen Zusammenhänge aufzeigt, in denen jedes einzelne Museumsstück seinem Wesen nach steht. Solche Zusammenhänge sind gegeben durch den Werkstoff, durch Gebrauchszweck und Lebensgebiet, durch Entstehungszeit und Stil, durch den Ort der Herkunft; alle diese Gesichtspunkte haben ihre Berechtigung im Volkstummuseum; im Vordergrund aber stehen Lebensgebiet und Heimatlandschaft. Infolgedessen bestreben sich die Heimatmuseen mit Recht, ihre volkstümlichen Bestände hauptsächlich in zwei großen Abteilungen vorzuführen, nämlich einer solchen, welche die Sachen nach dem Lebensgebiet, und einer solchen, welche die Dinge nach der Landschaft, der sie entstammen, ordnet. So finden wir einerseits die großen Museumsgruppen: Bauernhaus, Hausrat, Flachsbearbeitung, Volkstracht, Erntebrauch, Amulett, Spielzeug usw., andererseits die einzelnen Landschaften, welche im Sammelprogramm berücksichtigt sind, in Form ausgeprägter Formenkreise oder geschlossener Kulturkreise vorgeführt. Beide Arten der Vorführung sind als gegenseitige Ergänzung unbedingt notwendig. Innerhalb der einzelnen Lebensgebiete gewinnt die entwicklungsgeschichtliche Anordnung hohen Wert, indem sie entweder die Entstehung des Einzelstückes durch Bild, Modell oder lebenden Betrieb oder die allmähliche Entwicklung einer Form durch Aneinanderreihung der



120. Schrank von 1788 aus Degerndorf (Oberbayern). München, Bayerisches Nationalmuseum.



121. Bettwärmer aus Ostfriesland. Hannover, Vaterländisches Museum.

verschiedenen Entwicklungsstufen zeigt. Die beste und lebendigste Art für ein Volkstummuseum ist natürlich das Freilichtmuseum; denn dieses bietet im höchsten Maße die Möglichkeit, Haus und Wirtschaft, Hausarbeit und Verkehrsgerät, Möbel und Tracht im Rahmen des Gehöfts gleichermaßen naturgetreu wie verständlich und anziehend vorzuführen. Das größte deutsche Freilichtmuseum befindet sich in Königsberg; solche geringeren Umfanges bilden eine Hauptsehenswürdigkeit in Wesermünde, in Rudolstadt und anderen Orten.

Sehr wichtig für die Förderung der Volkskunde in deutschen Landen sind auch die volkstündlichen Vereine, welche die Anteilnahme für heimisches Volkstum durch Vorträge, Ausflüge und Zeitschriften dauernd wachhalten und in ihren Archiven wissenschaftlich unterbauen. Durch ihre Wirksamkeit weithin bekannt sind der 1890 von Karl Weinhold gegründete Verein für Volkskunde in Berlin, die Schlesische Gesellschaft für Volkskunde von 1894, der Verein für Bahrijsche Volkskunde und Mundartenforschung, der Verein für Sächsische Volkskunde und die Hessische Vereinigung für Volkskunde. Von den auslanddeutschen Vereinen sind die Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde und der Verein für Volkskunde in Wien die wichtigsten. Die

Zusammenfassung all dieser wertvollen Kräfte zu großzügiger Gemeinschaftsarbeit bildet der Verband der deutschen Vereine für Volkskunde von 1904, dem 1933 der Bund für deutsche Volkskunde sich zugesellte, jener mehr der volkstündlichen Wissenschaft, dieser mehr der volkstündlichen Volksbildung dienend.

Schrifttum.

Lehmann, D., Das Altonaer Museum. Im Sammelwerk: Die Museen als Volksbildungsstätten, Berlin 1904, S. 36. — Bomann, W., Das vaterländische Museum in Celle, ebenda, S. 51. — Voß, A., Verzeichnis von volkstündlichen Sammlungen und Museen in Deutschland und den Nachbarländern (Mitteilungen aus der Sammlung der deutschen Volkskunde, Bd. 2, Berlin 1905, S. 99). — Hoffmann-Kraher, E., Ideen über ein Museum für primitive Ergologie (Museumskunde 6, Berlin 1910, S. 13). — Peßler, W., Die wissenschaftlichen Grundlagen für ein deutsches Volkstummuseum (Museumskunde, Bd. 10, 1914, S. 181). — Führer durch das ostpreußische Heimatmuseum, Königsberg 1913. — Brunner, R., Die Entwicklung der Sammlung für deutsche Volkskunde seit 1904 (Mitteilungen aus der Sammlung für deutsche Volkskunde, Bd. 4, Berlin 1914, S. 129). — Weinig, F., Das Landesmuseum für sächsische Volkskunst in Dresden (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde, Bd. 24, Berlin 1914, S. 361). — Führer durch die Sammlung für deutsche Volkskunde, Berlin 1914. — Gründungsversammlung des deutschen Auslandsmuseums Stuttgart (Stuttgart 1917). — Führer durch das Museum für Volkskunde Wien (Wien 1919). — Führer durch das ammerländische Bauernhaus (Zwischenahn 1922). — D. Steilen, Volkstündliche Museen Niedersachsens (Jahrb. d. Männer vom Morgenstern XXI Geestemünde 1923). — Peßler, W., Was uns die Dinge im Museum vom niedersächsischen Volkstum erzählen (Pädagogische Warte, Bd. 33, Osterwieck 1926, S. 17). — Müller-Wulldow, W., Niederdeutsche Volkskunst im Oldenburger Landesmuseum (Sonderabdruck aus Belhagen und Masings Monatsheften, Bielefeld 1926). — Hoffmann-Kraher, E., Über Museen für vergleichende Volkskunde (Jahrbuch für historische Volkskunde, Bd. 2, Berlin 1926, S. 76). — Peßler, W., Das Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur (München 1927). — Lehner, H., Das Heimatmuseum in W. Schöenichen, Heimatmuseen, Wesen und Gestaltung (Berlin 1928, S. 1). — Lehmann, D., Das Heimatmuseum im Dienste landeskundlicher Forschung (ebenda, S. 163). — Lauffer, D., Die Sammlung heimischer Altertümer (ebenda, S. 199). — Peßler, W., Die volkstündliche Forschung im Dienste der Heimatmuseen (Zeitschr. Geschichtliche Landeskunde, Bonn 1929, S. 381). —

Lehmann, O., Die volkskundlichen Aufgaben der Heimatmuseen (Zeitschr. Museumskunde, N. F. I, Berlin 1929, S. 51). — Pfeiler, W., Die Forschungsaufgaben der kulturgeschichtlichen Museen (Im Sammelwerk Forschungsinstitute, ihre Geschichte, Organisation und Ziele, hrsg. von Bauer, Mendelssohn-Bartholdy und Meyer, Hamburg 1930). — Ders., Das Heimatmuseum als Spiegel der Stadtkultur und des Volkstums (Nachrichtenblatt für rheinische Heimatpflege I, 11, Düsseldorf 1934). — Lehmann, O., Museen für deutsche Volkskunde (Volkskundliche Gaben, Festschrift John Meier, Berlin 1934, S. 121). — Jacobi, A., Die museale Behandlung der deutschen Volkskunde, Museumskunde, N. F. 6, Berlin 1934, S. 96). — Schramm, A., Jahrbuch der deutschen Museen, Bd. 6 (Wolfenbüttel 1934).

Volkskunde und Erziehung.

Von Dr. Leo Weismantel,

Leiter der „Schule der Volkshaft“, Forschungsinstitut für Volkstumskunde und Erziehungswissenschaft in Marktbreit a. Main.

Das wissenschaftliche „Fach Volkskunde“ und die Schule als „Stätte der Erziehung“ erfahren in der Gegenwart einen Umbau von Grund auf, so daß es berechtigt ist, zu sagen: in der Frage nach dem Wesen der Volkskunde und den Aufgaben der Erziehung liegt die Frage nach dem Weg der zukünftigen deutschen Geschlechter beschlossen.

Bisher war „Volkskunde“ ein „Fach“, das sich mit Gegenständen einer erstorbenen oder nur noch in weit entlegenen Gegenden das Leben fristenden Welt der Väter und Großväter beschäftigte. Was Volkskunde war und vielfach heute noch ist (aus ihrem teils richtig verstandenen wie auch verkannten Wesen heraus), wollen wir lieber nicht mit geistreichend philosophierenden Begriffen umreißen, wir wollen es uns vor Augen führen: gehen wir in ein volkskundliches Museum. Dort erschließt sich uns dies Wesen der Volkskunde. Wir finden eine Sammlung von Gütern einer alten Kultur, die dem deutschen „Volke“ eigen war, aber wir müssen hier schon feststellen: nicht dem ganzen Volke, sondern einzelnen Ständen oder Stämmen, dem Bauerntum, dem einfachen Handwerkertum. Wir finden da:

bäuerliche Trachten nach Stämmen und Landschaften geordnet, das bäuerliche Haus als aus der Eigenart seiner Landschaft und seinem Stamme erwachsen —

aber wir finden nicht die Kleiderschöpfungen der Reichen der Jahrhunderte, der Könige und Patrizier, wir finden nicht das Kleid der „Dame“ der Zeit der Befreiungskriege oder des Jahres 1934/35.

Wir finden das Bauernhaus, aber nicht die Bauschöpfungen der neunziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, auch nicht die „klassischen Bauwerke“ vom Anfang des 19. Jahrhunderts, denn sie sind nicht „volkhaft“, sie sind „volksfremd“, Einbrüche fremder Kulturen in deutsches Leben.

Als volkhaft finden wir etwa den Grundriß einer „altdeutschen“ Stadt, wie Nördlingen, Rothenburg, Alt-Mürnberg, aber wir finden nicht einen Bauplan einer Stadt wie Mannheim mit seinen gradlinigen, nicht von der deutschen bauenden Seele, sondern von einem rein intellektuell gewissermaßen „international“ denkenden Gehirn gezogenen Straßenlinien mit Buchstaben und Zahlen als Benennungen. Wir empfinden es als „unvolkhaft“, zu bauen, wie das Bauhaus Dessau in der Nachkriegszeit es gelehrt hat: aus dem „Gesetz der reinen Sachlichkeit“, so daß der Bau „rein zweckmäßig“ ebenfogut in NeuYork stehen könnte wie in Wien oder München oder Breslau; überall ist diese Konstruktion zu treffen, nirgendes zeugt sie von „Art“, nirgendes ist sie „beheimatet“, nirgendes schafft sie „Heimat“.

So finden wir im Volkskundemuseum Handwerkszeuge alter Volkshandwerke: etwa die Flachsbreche, das Spinnrad, den alten Handwebstuhl, aber wir finden nicht die moderne Webmaschine, nicht die Jacquardmaschine noch irgend etwas späterer Konstruktion, wir finden nicht die Fabrik des deutschen Arbeiters unserer Tage —

ahnen wir nicht schon, daß der Begriff „Volk“ und „Volkskunde“ irgendwie zu eng, zu romantisch mit einer vergangenen Durchgangsepoche unserer Volkstumsentwicklung gefaßt ist?

Oder wir finden: die „volkstümlichen“ Bauernschmuckereien aus der Rhön, aus Thüringen, aus dem Erzgebirge, aber wir finden nicht die Schnitzwerke eines Riemenschneider; wir finden die „primitiven“ Malereien auf „volkskundlichem“ in Wahrheit müßten wir sagen: bäuerlichem Hausrat, auf Truhen und Schränken, auf Totibildern, und wir finden nicht: das Werk von Albrecht Dürer oder Grünewald, die doch auch des Volkes Meister gewesen sind.

Wir finden das „Volkslied“, aber nicht das Lied Schuberts, nicht die Musik Beethovens —

wir finden die Volksfage von Faust, aber nicht Goethes Faust —

wir finden Zeugnisse des „Aberglaubens“, aber nichts von der Philosophie eines Kant oder Schleiermacher — und beide gehören zum „Glauben“ des Volkes.

An sich besagt das Wort „Volkskunde“: Kunde vom Volke. Das aber ist das ganze Volk in all seinen Ständen und Schichtungen, so wie es als schicksalhafte Gemeinschaft von Menschen gleicher rassistischer Herkunft, also blutmäßig bedingt besteht, sein Da-Sein hat. Da ist eine Gemeinschaft zwischen allem, was „deutsch“ ist, seine Art wird erkannt am Gegensatz zum Art-fremden: dem Französischen, dem Italienischen, dem Asiatischen usw. Diese Gemeinschaft ist auch zeitlich nicht einzuengen auf einen früheren Daseinszustand von Einzelteilen unseres Volkes, denn das Schicksal schreitet weiter, der Webstuhl entwirrt sich hinein in die heutige Textilfabrik und zieht das Volk in den Strudel seines Gewebes.

So muß die Volkskunde ihr engbegrenztes Gebiet, das die volkskundlichen Museen zeigen, ausweiten, um die kulturellen Erscheinungen des ganzen Volkes zu umfassen, so daß also in die „Volksmusik“ ebenso das einfache Bauernlied fällt wie eine Symphonie Beethovens — ein Bauernmarterl ebenso wie eine Statue des Naumburger Doms, und die Volkskunde hätte uns zu lehren, wie diese deutschen, artbedingten Schöpfungen unserer Kultur sich von allem unterscheiden, was auf anderer ebenfalls artbedingter Grundlage der Franzosen, der Italiener, der Asiaten usw. in immer stärkeren Gegensätzen erwächst, wobei die Gegensätze größere werden, je fremder sich die „Arten“ sind.

Denn das deutsche Bauernhaus — Alt-Mürnberg —, der deutsche gotische Dom sind eine einzige volkhafte Einheit — im Gegensatz zu anderen Volkseinheiten: etwa Indiens oder schon Frankreichs, wobei wir in diesen Beispielen noch innerhalb der Grenze der indogermanischen Rasseneinheit bleiben.

Wird so die Volkskunde zur Lehre von der deutschen Lebens- und Kulturercheinung in allen Äußerungen aller Stände, so mag sie erforschen und ergründen, was dann innerhalb der einen artgebundenen Kulturwelt die Bauernschmuckerei und das Werk Riemenschneiders eint und scheidet — wo „Volkhafte“ in einem engeren Sinne wieder neu zu scheiden ist von „Hochwerfen“ unseres einheitlichen kulturellen Lebens, die wir, obwohl sie aus Fleisch und Blut des Volkes geboren sind, nicht mehr als „volkstümlich im engeren Sinne“ bezeichnen.

Verstehen wir Volkskunde so, dann wird sie zur Hauptträgerin eines neuen Schul- und Erziehungswezens; denn die Erziehung hat ja die Aufgabe, diese volkhafte Art einmal vor Zerstörungen zu bewahren und andererseits ihre höchstmögliche Entfaltung herbeizuführen.

Wenden wir uns kurz der Welt der Erziehung zu.

Die bisherige Schule, die wir die „alte“ nennen wollen, ist nicht „volkstümlich“. Auch die sog. „Volkschule“ trägt ihren Namen nur davon, daß alle Glieder des Volkes sie besuchen und durch sie hindurchgehen müssen; das bezeugt noch nicht, daß sie von „volkhafte Art“ ist. Sie ist Lernschule und nicht Erziehungsschule, wenn auch einzelne Erziehungsmomente in sie eingeflochten sind, solche religiös-weltanschaulicher oder volkhafte-vaterländischer Art. Diese Erziehungsmomente sind aber nur zufälliger Art in der alten Schule, die ihrem tiefsten Wesen nach zivilisatorische Lernschule ist und statt Erkenntnisse aufzuschließen ein internationales Wissen, ein nicht volkhafte geprägtes Wissen überliefert: Schreiben, Rechnen, Lesen und mit aufsteigenden Schulklassen eine immer stärker werdende Kompliziertheit einer abstrakten, „internationalen Wissenschaft“. Nirgends ist diese Wissenschaft geprägt durch den Geist der Nation, sie gehört den Chinesen so gut wie den Deutschen. Japanische Studenten können auf deutschen Hochschulen natürlich nicht die Vollendung ihres geistigen Wesens, aber die Handhabung der zivilisatorischen Waffen des Lebenskampfes kennenlernen, aber auch die Deutschen lernten auf den bisherigen Hochschulen nicht mehr und nichts anderes als die Japaner, d. h. auch sie erhielten nicht eine letzte geistige Prägung ihrer Art als Deutsche sondern sie studieren „Fächer“. Erziehung aber geht nicht auf Erlernung von Fachkenntnissen, sondern auf geistigen Adel.

In dieser überkommenen alten Lernschule war auch die Eingliederung der Volkskunde nur in der Form eines „Faches“ neben vielen anderen Fächern möglich. Dabei wurde die „Volkskunde“ als höchst „peripherisch“ erachtet. Als eigenes „Fach“ wurde sie wegen der geringen Bedeutung, wegen des mehr „sentimental-romantischen“ als „lebenswichtig-praktischen“ Gehaltes seiner Stoffe nicht zugelassen. Der Stoff tauchte brockenweise da und dort im „Deutschkunde-Unterricht“, in der „Geschichte“ oder auch einmal als Volkslied im Musikunterricht auf. An Hochschulen gab es keine Lehrstühle für Volkskunde, die Beschäftigung mit den Gegenständen der Volkskunde durch Hochschullehrer geschah im Sinne einer Liebhaberei nebenamtlich und nicht im Sinne ganz ernstzunehmender Wissenschaftlichkeit. Noch im Jahre 1927/28 hat die Philosophische Fakultät der Universität Würzburg durch ein dem bayerischen Kultusministerium für den Landtag erstattetes „wissenschaftliches Gutachten“, das in Verkenntnis der Bedeutung dessen, um was es schon fünf Jahre später in der deutschen Revolution, die auch das Bildungswesen ergriff, gehen sollte, die Errichtung eines den heutigen Aufgaben gewachsenen volkskundlichen Institutes an einer bayerischen Universität verhinderte. Die Lehrpläne und Lehrordnungen, mehr noch die den Lehrplänen beigegebenen Erläuterungen triefen dabei zuweilen von Aufforderungen an die Lehrerschaft, die Volkskunde allenthalben innerhalb aller Fächer,

die dazu Gelegenheit böten, zu pflegen, aber weder Hochschulen noch Lehrerausbildungsstätten boten die dazu nötigen Voraussetzungen. Was in pietätvoller Erhaltung an alten volkskundlichen Gütern erwirkt wurde, von Lehrern und Geistlichen, Landärzten und „Liebhabern“ aus allen Ständen, mußte sich der Organisation von einzelnen oder von privaten Vereinen und Verbänden bedienen. Der Staat, die Volksgemeinschaft in ihrer organisierten Form hatte daran so gut wie keinen Anteil; gar die Kräfte des Schöpferischen, welche eine neue Volkskultur hätten begründen können, wieder in Fluß zu bringen, wurde kaum versucht, obwohl schon vor hundert Jahren in der deutschen Romantik unserer Gegenwart eine Zeit vorausgegangen war, welche den Sinn für wesenhafte Volkstumsgüter: für die alte Heldensage, das Volksmärchen, das Volkslied, die alten Volksbücher usw. in ganz großem Ausmaß zu wecken geeignet gewesen war.

Was die alte deutsche Schule an volkskundlichen Schätzen der Jugend weitergab, schöpfte sie fast durchweg aus diesem Erbe der Romantik — von ihr her auch, aber außerhalb der Schule, entstand nach dem Krieg in der Jugendbewegung der erste Herd einer Erneuerung, der nicht lediglich sich mit Ausgrabungen begnügte, nicht nur auf Erhaltung alter „Andenken“ ausging, sondern auf einzelnen Gebieten — vom „bündischen“ Kleid bis zum Lied, vom Spiel bis zum Versuch einer Lebensgestaltung sich um neuwachsendes Volkstum bemühte —, gewiß zunächst nur in Einzelzellen, so wie der Gärtner in besonderen Beeten Pflanzen züchtet, die erst zur Zeit, die es ermöglicht, dann als Zuchtgut in die freien Felder wandern. In den geistigen Aufgabengebieten der Staatsjugend nach der nationalen Revolution kommt der Erneuerung der Volkskunde eine ganz besondere Bedeutung zu. Von der deutschen Romantik — über die Nachkriegsjugendbewegung — bringt die Volkskunde als Leben gestaltendes Prinzip über die Staatsjugend der Gegenwart in die Schule ein. Nicht die Schule war Ausgang der Erneuerung — die Schule wurde in eine andernorts entstandene Bewegung hineingezogen. Die von den bisherigen Volkskundlern gesammelten und in Archiven wie in Volkskundemuseen aufbewahrten Erbgüter werden vom Schiff neuen Lebens an Bord genommen.

Dies Erbgut aber muß gemehrt werden durch Schöpfungen des Heute auf allen Gebieten des Lebens. Denn es lebt nur ein Volk, das den Gütern der Ahnen die Werke des eigenen Erwerbs und der eigenen Schöpfung hinzufügt.

Es wird die Königsaufgabe der neuen Schule sein, solcher neuen volkhaften Schöpfung die Wege zu bereiten. Wie könnte das geschehen?

Die Lage der „Volkskunde“ und des „Erziehungswesens“ ist im Zeitpunkt, in dem dieser Bericht niedergeschrieben wird, bestimmt durch Umstände, wie sie durch die Folgen der „nationalen Revolution“ seit Frühjahr 1933 eingetreten sind. Vom politischen Gebiete her wurde die Schule aufgerüttelt; die neuen Aufgabengebiete, der Aufruf des heutigen Staates, sich der Volkstumskunde hinzugeben, traf auf eine Erzieher-schicht, in der wertvollste Kräfte einen solchen Ausbruch vorbereitet hatten, die aber zahlenmäßig das gewaltige Mädel, das mit einem Male bereit lag, nicht zu bestellen in der Lage ist. Organisation und Speeresbefehl setzten ein — ganz naturgemäß ergibt sich dies aus dem Atem revolutionärer Zeiten! —, ehe noch die Gesamtmannschaft der Erzieher den Aufgaben gewachsen oder für sie ausgebildet wäre.

Hier müssen wir zwei Aufgabengebiete der Volkskunde und der Erziehung scheiden, deren Bewältigung von sehr verschiedener Schwere ist: die Überlieferung des Erbgutes und der planmäßige Neuaufbau des Volkslebens auf volkhafter, artgebundener Grundlage.

Für die Überlieferung des Erbgutes ist sehr viel vorgesorgt gewesen. Der entfesselte, rein materialistische Lebensgeist, der zeitweise das Land und die Völker beherrschte, hat nicht vermocht, die Liebe zu dem „alten Stam“ zu ersticken, der so ganz wertlos vor den Zivilisationsgütern der „Moderne“ erschien. Wie groß blieb das Volk der „Altmodischen“, die noch Bauerntruhen und bemalte Schränke, alte bedruckte Bauernstoffe wie Röstlichkeiten bewahrten und so auch alte Lieder, alte Sagen, altes Glauben und Hoffen. Dies alles wurde zeitweise zu Museen und Literatur, die überaltet schienen und die nun heute als kostbare Schätze in unserer Mitte sind, daß wir sie unter uns austeilen und besitzen dürfen. Die Lehrer und Geistlichen, alle Stände, die mit Schule und Jugend in Berührung sind, haben an diesem Werk der Erhaltung und Bewahrung mitgearbeitet, also sollen wir nicht zweifeln, daß der neuen Schule die Bewältigung dieser ihrer schon früher gesehenen, jetzt nur riesenhaft gewachsenen Aufgabe gelingt. Auch das alte deutsche

Jahr, das zumeist mit dem heidnisch-christlichen Bauernjahr zusammenfällt, wirkt gestaltend in unsere Tage und bringt eine erste Ordnung. Sonntwende des Sommers und des Winters, Johannistag und die zwölf heiligen Rauhnächte der Weihnacht nach den Wochen des Advent, — Winteraustragung und Ostertag — sommerliche Wallfahrt und Erntetag sind wie die Sterne im deutschen Volkskalender festgenagelt. Von hier aus begegnen sich bereits Bewahrung alten Erbgutes und Verpflichtung zu neuschöpferischer Ausweitung des Überkommenen. Wir werden später dies an Einzelbeispielen belegen. Aber es ist ein neues Fest im deutschen Kalender erschienen, das uns die Notwendigkeit der Entwicklung der Volkskunde wie kaum etwas anderes zeigen kann: der Tag der Arbeit — aus dem alten, von der Volkskunde bisher umhegten Raum des bäuerlichen Deutschland ist der Industriestaat geworden. Dieser Entwicklung hat auch die Volkskunde zu folgen. Sie muß dem Volk folgen, will sie dem Volk einen Dienst tun, ja es muß die Stunde kommen, in der sie dem Volke voranschreitet, in der sie beginnt, den Weg in die Zukunft zu lehren. Erst dann hat sie ihr letztes Recht auf Schule und Erziehung erwiesen, die Erbringung dieses Erweises liegt noch vor ihr. Suchen wir nur einen Pfad, ein kurzes Stück Wegs in dieses Neuland vorzudringen:

Im Augenblick, in dem oft organisch aus der Mitte bäuerlicher Landschaft hervorbrechend, öfter noch durch zugewandertes „Kapital“ (wie seltsam das klingt: nicht durch Menschen, sondern durch „Kapital“) alte Bauernhöfe wie wertlos weggeräumt und auf ihrem Grund und Boden Fabriken und Städte errichtet wurden, verwandelte sich Landschaft und Volkstum. Ein altes bäuerliches Volkstum starb, etwas Neues, was aber kein „Volkstum“ war, trat an seine Stelle.

Mitten im Lande begann die Auswanderung aus dem Gebiet deutsch-volkhaften Bauerntums in die „ungeprägte“ Stadt der Fabriken. So wie die Landschaft sich verwandelte, die Schutthausen Wiesen und Felder zerstörten, die giftigen Abwässer die Fischwasser vernichteten, daß die Fischleichen mit weißen Bäuchen nach oben dahinschwammen, so wie an Stelle der Gassen des Bauerndorfes mit den Gärten voller Blumen der Steinhäuser der Mietskasernen und der lichtlosen Hinterhöfe trat, so verwandelte sich der Mensch aus dem gewiß sorgenvollen, aber ins volkhaft germanisch-christliche Jahr des Lebens und Glaubens eingebetteten Häusler in den „wurzellosen, hoffnungslosen Proletarier“; seine Heiligtümer wanderten unter den Qualen der Not der Heimatlosigkeit auf den Schutthausen, eine letzte Scherbe mit einem verkümmerten Gewächs vor der blinden Fensterscheibe seines Hinterhofwohnlöches war oft die letzte Erinnerung an das Gärtchen des Dorfes. Seine Seele zog unter der Schwere des Schicksals Eiter, aus dem Volk der Bruderschaft wuchs die Brut der Klassenkämpfer, die den Bruder und sich erschlugen. (Die Entwicklung, die hier angedeutet ist, findet der Leser für das Gesamtvolkstum im Spiegelbild des Schicksals eines Dorfes dargestellt in der Romantrilogie des Verfassers: Leo Weismantel, „Das alte Dorf“ / „Das Sterben in den Gassen“ / „Die Geschichte des Hauses Herkommer“, Sebaldisverlag, Nürnberg.)

Was will hier der Volkskundler? Er mag noch feststellen, wie hier sich in der Blumenscherbe am Hinterhausfenster der städtischen Mietskaserne noch die Sehnsucht des schlesischen Gebirgswebers verrät, der seinen Handwebstuhl verließ, um in die „Fabrike“ zu gehen, er mag noch feststellen, daß dieser Weber auch in der Stadt an seiner Ein-Zimmerwohnung, an die er von „daheim“ her gewohnt ist, unwandelbar festhält, obwohl er ja nun kein Gärtchen und kein „Draußen“ hat, weder er noch die Frau noch die Kinder, denn sein Ein-Stubenhaus im Dorf war keineswegs ein „Zuchthaus“ wie das Mietskasernenloch der Asphaltstadt, denn alle Müdigkeit, nach der Arbeit, aller Verdruß, der im Dorf entwich, so man nur vor das Häuschen trat, die Kinder einmal fortschickte, der bleibt jetzt in dieser einen Stube, rüttelt an den Nerven, zerstört wie Giftschwaden, die sich sammeln, Leib und Leben und Liebe.

Der Volkskundler kann auch noch feststellen: daß infolge seines „Naturells“ der schlesische Weber „schwerfälliger“ ist als der rheinländische und daß dies „Naturell“ zur nächsten Folge hat, daß der flinkere rheinländische Weber drei, ja vier mechanische Webstühle bedienen kann, während der schlesische nur deren zwei bedient und sich sehr schwer tut, soll er noch einen dritten dazunehmen — das aber geht im Wettkampf der Industrien ans Brot, so daß der eine durch sein „Naturell“ schon bedroht ist . . . Man denke sich den harten Kampf um das Leben aus.

Die Volkskunde hat also die Aufgabe, nicht nur zu lehren, wie die Väter lebten und webten, sie hat die gleiche Aufgabe auch den heute lebenden Geschlechtern gegenüber und muß eine „Volkskunde der heute schaffenden Werkstände“ schaffen, die den Tag des Klassenkampfes in den „Tag der Arbeit“ wandeln, d. h.

Lehre neuer Volksordnung so wie in der Welt des Bauern, die durch das Erbhofgesetz vor dem Zusammenbruch bewahrt werden soll, so auch die Industrieordnung des in ihm schaffenden Volkes.

Es ist kein Fleck, an welchen deutsches Schicksal hinkommt, an dem nicht auch die Forschung und Lehre der Volkskunde gleichfalls sich erheben müßte.

Die großen Mißlinien einer solchen neuen Volksordnung beginnen sich in der Gegenwart vor unseren Augen zu zeigen, für die Erziehung ins Werksetzen der Stände hinein aber ist der mühevolle Weg der Kleinarbeit zu suchen, auf dem die Lehrmethoden der alten, unorganischen und damit unvolkhaften Lernschule umgewandelt werden müssen in die Lehrweisen einer organischen volkhaften Erziehung.

Im Schul- und Erziehungswesen, mit dem wir unsere Kinder und Jugendlichen erfassen wollen, genügt es sonach nicht, Volkskunde als „Lehrfach“ neben anderen „Fächern“ einzugliedern und in einer bestimmten Wochenstundenzahl die Stoffgebiete der Volkskunde zu behandeln, es genügt auch nicht, daß diese Stoffgebiete die übrigen Schulfächer nach Möglichkeit ebenfalls „durchdringen“, es genügt so weder das Wissen vom Erbgut noch das Wissen von heutigem Volksleben darzubieten, es sind vielmehr in den Kindern und Jugendlichen jene Kräfte zu wecken, die den schöpferischen-neuschöpferischen Akt des Erwirkens neuen Volksgutes ermöglichen, wollen wir nun dies neue Volksgut in den Erzeugnissen eines neuen Handwerks oder in neuem Brauchtum, neuer Sitte oder neuem Tugendbesitz, neuer körperlicher, seelischer und geistiger arteigener Ertrüchtigung sehen, mit der wir als Volk den Schwierigkeiten des Lebens im eigenen Leben und in den Lebensgemeinschaften der Ehe, der Gemeinde, des Staates usw. begegnen.

Begnügen wir uns zunächst, an einigen Beispielen zu zeigen, wie das volkstümliche Werkgut als volkseigenes, artgewachsenes Werkgut unter uns neu erstehen kann.

Erstes Beispiel.

Im sog. Kunstunterricht unserer Schulen ist in den letzten drei Jahrzehnten eine Bewegung entstanden, welche die „Kräfte der Bildgestaltung“ aus den Kindern und Jugendlichen zu lösen versucht. So vorsichtig die Proklamation einer organischen Bildung aufgenommen werden muß, weil zu leicht das Wesen des Organischen innerhalb der geistigen Bezirke von Pseudoorganismen verdrängt werden kann, so können wir auf diesem Gebiet der Kunsterziehung klar und eindeutig dies Wesen organischer Bildung feststellen und die Wege verfolgen, auf denen wieder deutsches Bildgut „erwächst“, denn das Wesen des Organischen ist gekennzeichnet durch die Entfaltung eines Wachstumsprozesses. Alles Organische wächst. Was nicht in Wachstumsprozessen sich zu entfalten vermag, ist unorganisch und somit auch unvolkhaft, denn „Volk“ ist selbst eine gewachsene Einheit im Gegensatz zur mechanistischen „Masse“, der ungeformten Vielheit des Unorganischen.

Das Organische und das Unorganische in der Erziehung etwa zum Bildnerischen läßt sich, wie erwähnt, klar aufzeigen. In diesem einen Beispiel gewinnen wir aber die Erkenntnis des Grundsätzlichen, die sich auf alle Gebiete des Lebens übertragen läßt.

Im Unterricht der alten, der anorganischen Lernschule stand an der Spitze jeder bildnerischen Unterweisung die sog. „Genie-Lehre“, die besagte, daß Bildnern im Sinne der Kunst abhängig sei von der Voraussetzung einer besonderen Begabung, der Begabung zum Genialen. Nur eine kleine Auswahl besonders Begnadeter sei von Natur aus zu diesem schöpferischen Werk entandt, das Volk als solches nähme am Zustandekommen dieses genialen Werks nur insofern teil, als es das Genie hervorbringe. — Die sog. „Volkskunst“ war, von hier aus gesehen, „gesunkenes Kulturgut“, nicht in primär schöpferischem Akt, sondern aus dem Trieb einer Nachahmung entstanden, die das Vorbild naturgemäß nicht erreichte und weit hinter ihm zurückblieb. Kunst galt als nicht lehrbar, lehrbar erschien hier nur die „Technik“, und so lehrte diese alte Schule „Techniken“.

Über wozu sollten die „Techniken“ an sich schon führen, wenn die „Kunst“, die allein erst das Werk der Hände zur Kostbarkeit macht, doch „unlehrbar“ war?

So lehrte diese alte Schule etwa unsere Jugendlichen einen Körper oder Raum „perspektivisch richtig“ darzustellen. Es handelt sich dabei um eine Darstellungsart des Räumlichen und Körperhaften auf der

Bildtafel, die sich erst zum Ende des Mittelalters anbahnte, und die mit dem Durchbruch der Renaissance „entdeckt“ wurde. Dabei müssen wir deutlich scheiden zwischen der mathematischen Perspektive, die ein rein wissenschaftliches Problem darstellt und der zunächst keinerlei künstlerische Wertqualitäten innewohnen, und der künstlerischen „Ausdehnungsveränderlichkeit“, jenem neuen künstlerischen Gestaltungsprinzip des Räumlichen und Körperhaften, das in der Tat eine neue künstlerische Stufe darstellt, die aber eben als künstlerische Stufe nicht erlernbar und auch durch Anwendung der mathematischen Perspektive nicht erreichbar ist. (Siehe hierüber Gustaf Britsch: „Theorie der bildenden Kunst“, Verlag Bruckmann.)

So lehrt es die Wissenschaft.

Trotz dieser Einsicht, daß die technischen Darstellungsmittel der wissenschaftlichen Perspektive mit den künstlerischen Darstellungsproblemen des Räumlichen und Körperhaften, die von Laien mit der Perspektive häufig verwechselt werden, nichts zu tun haben, trotz der weiteren Einsicht, daß diese gehobenen, zuerst von Geistern wie Lionardo, Michelangelo, von den deutschen Künstlern etwa von einem Dürer gehandhabten Darstellungsmittel geistig solche Großtaten sind, daß diese „Sprache der Bilder“ naturgemäß den Kindern und Jugendlichen versagt ist, verlangte man auf der Schule, dies Unmögliche zu „lernen“ und wie ein Schulpensum zu absolvieren.

So ist die alte Lernschule, die mit dem Volkstum und mit der Volkstumspflege keine Gemeinschaft hat, gekennzeichnet durch die unvollhafte Genielehre und durch die Art des Lerngutes der Jugendlichen: dieses Lerngut besteht in der Anlernung von Techniken, die nach den wissenschaftlichen Einsichten der Zeit den Zweck, den sie erreichen wollen, nach der Kunstlehre der gleichen Zeit gar nicht zu erreichen vermögen, jedoch vermochte sich diese Schule von diesen ihren verfehlten, unvollhaften Bildungsweisen und Zielen nicht zu trennen. Sie begründete dies mit dem Hinweis auf „praktische Forderungen“, die angeblich „das Leben stellt“, weil sie den wahren Grund weder anzuerkennen noch einzugestehen vermag: dieser wahre Grund ist die Ohnmacht der Bewältigung der hier vorliegenden Aufgabe der Erziehung unserer Volks- und Staatsjugend zu einem volkhafte Leben und Wirken. Diese alte Erziehergeneration behauptet, das alte volkstümliche Bildungsgut, wie es vorliegt in bemalten Bauerntruhen und Schränken, in Volksstidereien der Trachten usw. ebenso zu schätzen wie die Werke der großen Kunst unseres Volkes, eines Dürer, eines Matthias Grünewald, aber sie lehrt die Kinder weder das eine noch das andere zu vollbringen, sondern sie bringt den Kindern je nach dem Alter auf dem Gebiet der bildenden Kunst sog. Techniken bei, die weder zur Schaffung eines noch so schlichten Werkes der Volkskunst noch zur Vollbringung eines Werkes der Hochkunst führen können.

Diese Techniken sind gewissermaßen Form und Symbol geworden in der Forderung nach der sog. Typenzeichnung des Kleinkindes und nach der Anlernung der schon erwähnten perspektivischen Zeichenmethode für die heranwachsenden Schüler der höheren Schulklassen und des angehenden handwerklichen Berufslebens. Die Typenzeichnung, die viel-



122. Paradiesdarstellung eines 8jährigen Kindes.



123. Paradiesdarstellung eines 11jährigen Knaben.

fach auf den Schulen noch den Kindern beigebracht wird, ist eine künstlich konstruierte, sog. „vereinfachte“, bildnerische Form, die von den Lehrern aus der Erwägung heraus erfunden worden ist, daß das Kind etwa der Volksschule natürlich etwa „einen Menschen“ oder „ein Tier“ „noch nicht richtig“ darstellen könne. Darum erfand man Hilfslinien, so etwa wie ein Häuschen zu zeichnen sei unter Zuhilfenahme dreier ineinander verschlungener Kreise oder wie ein Männchen zu zeichnen sei usw.

In Wirklichkeit aber vollzieht sich der Prozeß der bildgestaltenden Kraft im Kind naturhaft in einer Metamorphose der Erscheinungen, die nicht berührt ist von dem Lernziel der Herstellung eines sog. „richtigen“ Bildes. Der Forscher-Pädagoge, der also etwa in diesem bildnerischen Kunstunterricht nicht von dem Gedanken ausgeht, erst ein Ziel aufzustellen, wie das für Kinder unerreichbare Ziel der Darstellung irgend-eines Objektes im Sinne der optisch-mathematischen Richtigkeit, sondern der zunächst einmal untersucht, wie im Kind selbst die

Fähigkeit reift, eine innere geistige Bildvorstellung auch mit dem Stift oder dem Pinsel in der Hand zu einem Bild werden zu lassen, dieser Pädagoge als Forscher entdeckt das Gesetz, daß in einer naturhaften Abwandlung von Erscheinungen die inneren Bildvorstellungen sich genau so entwickeln, wie etwa aus dem gestaltlosen Keim durch eine Metamorphose sich die Gestalt der Blume erst in der Form der Blüte, dann in einem weiteren Wandel hinein in die Gestalt der Frucht sich aus dem Stoff herauschält. Dieses feimhafte Anfangsstadium der Bildvorstellungen sehen wir in den ersten Strichelgebilden der Kleinkinder vor uns. Es fällt außerhalb des Rahmens dieser unserer Darstellung, nun den gesetzmäßigen Verlauf der Bildentwicklung zu beschreiben, wie er etwa vom Strichelstadium hinein in die Schöpfungen der Hochkunst verläuft, und im einzelnen darzutun, wie die

Volkskunst diesen Weg aus einfachsten Gebilden, die zu schaffen jedem Menschen möglich sind, gegangen ist. Hier muß der Leser auf die Spezialforschungen verwiesen werden, die diese geistesbiologischen Vorgänge in der menschlichen Entwicklung und auch der Entwicklung unseres Volkes darstellen. Wir verweisen hier auf die Sammlung „Vom Willen deutscher Kunst-erziehung in Selbstdarstellungen“, vornehmlich Band I/II Leo Weismantel: „Von den Grundlagen einer volkhaften



124. Paradiesdarstellung eines 14-jährigen Knaben.



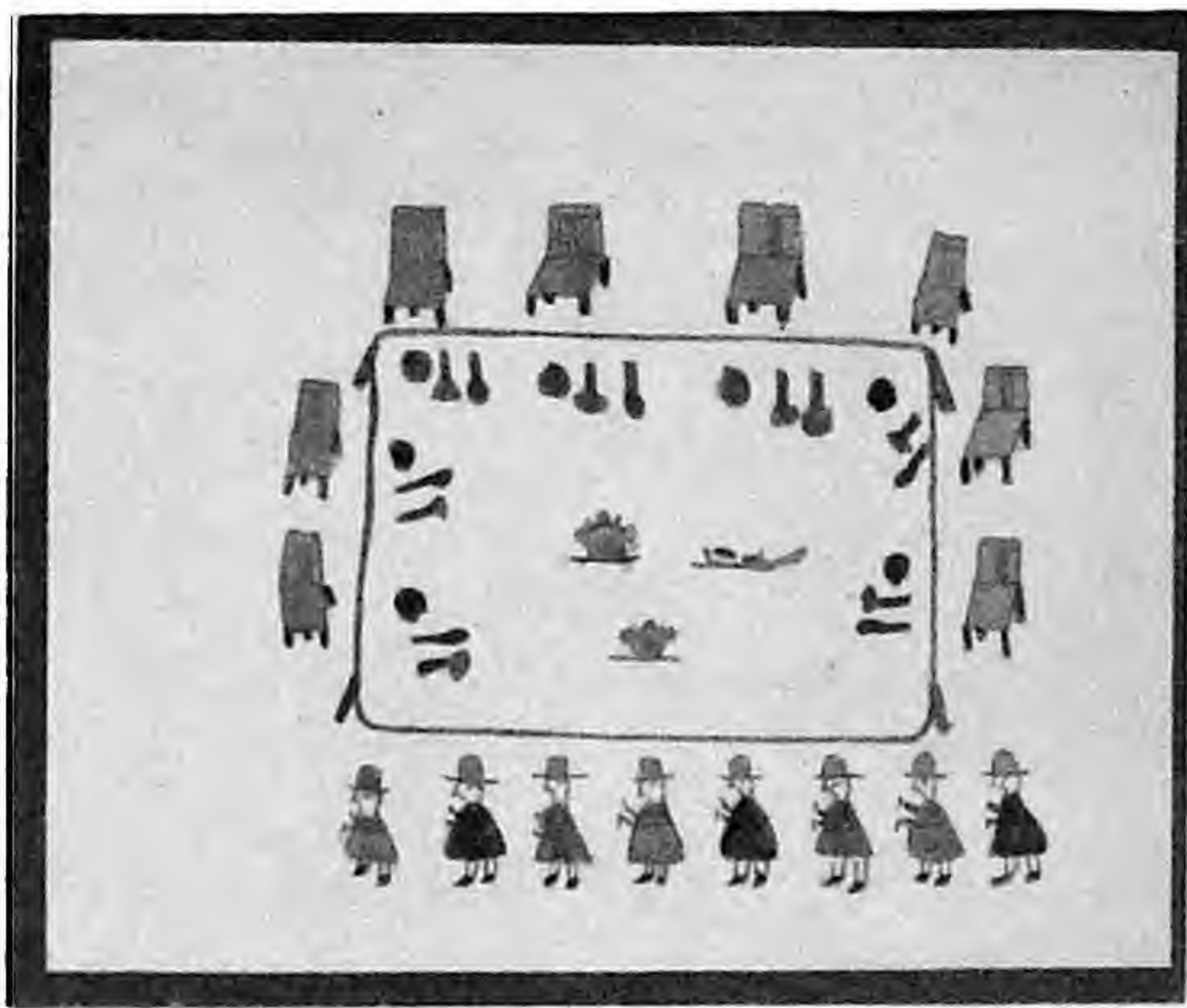
125. Paradiesdarstellung eines 16-jährigen.



126. Sogenannte „Typenzeichnung“, unorganische, damit unechte „Einfachheit“, welche durch konstruierte Gebilde die differenzierten Kunstformen des Abendmahls Leonardos (siehe Abb. 130) in das Zugriffsbereich der Kinder bringen soll. (Beispiel einer pädagogischen Irreführung der kindlichen Bildkraft.)

Entwicklung durchläuft, wobei diese Stufen in einem bestimmten Stadium der Entwicklung die Formbestände der Volkskunst hervorbringen, so daß die Volkskunst keineswegs als gesunkenes Kulturgut, sondern als die bildnerische Frucht einer ganz bestimmten Entwicklung unserer geistigen Volkskräfte auf diesem Gebiet des Bildnerischen anzusehen ist. In der Weiterentwicklung dieser gleichen volkhaften Kraft wächst dann die Hochkunst mit ihren Werken aus der Volkskunst hervor, so wie etwa die Krone aus dem unteren Astwerk des Baumes sich erhebt.

Mit dieser Feststellung ist zugleich auch der Weg aufgezeigt, den die Schule gehen muß, will sie unser volkskünstlerisches Bildwerk im Volk wieder lebendig machen. Die Schule darf also nicht irgendwelche von außen gesehene Techniken der Hochkunst auf wissenschaftlichem Wege den Kindern des Volkes als reine Kenntnisse andrücken, weil ja diese Formen der Kunst überhaupt nicht anlernbar sind, sondern von innen her erwachsen und weil des weiteren die Hochformen der Kunst eben nur dann echt und von Wert sind, wenn sie als Schöpfungen des Hochkünstlers vor uns erscheinen. Dem Kind des Volkes aber, d. h. der Jugend des Gesamtvolkes ist eine bildnerische Kraft eigen, die zum Teil sehr hohe Stufen der Gestaltung erreichen kann. Man vergleiche unsere Bildbeilagen Abb. 122, 123, 124 mit 125. Diese vier Abbildungen zeigen Arbeiten von Kindern und Jugendlichen. Es ist auf sämtlichen vier Abbildungen der gleiche Gegenstand: der Baum des Paradieses mit Adam und Eva dargestellt. Es ließen sich Bilder der Abb. 122 voranstellen, welche die Ent-



127. Echte Kinderzeichnung. (Einfache Aufzeichnung der Gegenstände im Sinne der Frühkunst, siehe auch Abb. 128.)

deutschen Kunsterziehung“, Verlag L. Schwann, Düsseldorf. Hier genügt es, auf das Ergebnis dieser Forschungen hinzuweisen, und dieses Ergebnis ist dies: daß die bildgestaltende Kraft vom Krikelstadium des Kindes bis zu den Werken der Hochkunst eine strenge Folge von Stufen der

Entwicklung etwa des Paradiesbildes vom Krikelstadium bis in die Form der Abb. 122 aufzeigten, und ebenso ließen sich zwischen Abb. 122 und 123 und des fernerer zwischen Abb. 123, 124 und 125 Übergangsleistungen aufzeigen, und es ließen sich an Abb. 124 Leistungen noch höherer Differenziertheit anschließen. Diese vier Abbildungen aber zeigen, wie die Kraft und die Fähigkeit, Raum darzustellen, sich mit reisendem Geiste bei Kind und Jugendlichen verändert. Auch die primitivste Kinderzeichnung kennt schon eine Darstellung des Räumlichen. Gegenstände, wie etwa beispielsweise ein Wald oder beispielsweise eine Landschaft, werden vom Kleinkind, aber nicht nur von ihm, sondern ebenso vom Bauernmaler und vom Volkskunsthändler, aber auch ebenso in der Kunst der alten Ägypter

in der Form dargestellt, daß die einzelnen Bestandteile des Bildes (bei einem Wald sind dies die Bäume, in einer Landschaft sind dies einzelne Häuser, einzelne Bäume, einzelne Berge) nebeneinander und in Reihen übereinander auf das ganze Zeichenblatt verteilt werden. Die einzelnen Bestandteile werden noch aneinandergereiht und das Hintereinander in der Natur wird in der Bilddarstellung des Kindes, wie in der Volkskunst und in der „primitiven“ Kunst überhaupt, noch zu einem Übereinander. Im Laufe der Entwicklung, die sowohl das Kind, jedes einzelne Kind unseres Volkes ebenso nimmt, wie wir als ganzes Volk diese Entwicklung durchlaufen haben, erhebt sich gewissermaßen der Geist und sucht die Vielheit der Einzelelemente des Räumlichen in eine Einheit eines geschlossenen Bildes zusammenzufassen. Es tauchen Bildformen auf, die oft (irrtümlicherweise) als aus der „Vogelperspektive“ gesehen, bezeichnet werden. Es liegt aber keine optische Gestaltung vor, also keine Perspektive aus der Vogelschau, sondern das Erzeugnis einer erhöhten geistigen Zusammenschau. Wir nähern uns den Formen von Abb. 125. Diese Formen aber sind gleichzeitig die Formen der mittelalterlichen Kunst der Raumdarstellung, die sich allmählich dann hinüber entwickelt hinein in die höher differenzierten Formen, die über der Volkskunst liegen und nach den Forschungen auch der Gegenwart jenseits der Bestände der Volkskunst nur von jenen einzelnen ausgewählten Gestaltern erreicht werden, die wir den Hochkünstlern unseres Volkes zuzählen. Im Augenblick aber, in dem die Schule auf das völlig irrtümliche Ziel verzichtet, dem einfachen Kind unseres Volkes von außen eine Fingerfertigkeit im Jonglieren mit differenzierten Formen der Hochkunst beizubringen, und im gleichen Augenblick, in dem das Erziehungsweisen sich zur Aufgabe stellt, aus dem Kind des Volkes die Kräfte der eigenen Bildgestaltung auf dem Wege der organischen Entwicklung, wie sie die Natur selbst vorschreibt, hervorzuholen, wird die Schule mit zur Befreierin jener Kräfte, denen wir das kostbarste Volkskunstgut unserer volkstümlichen Museen verdanken und die immer und immer wieder von den Quellen der Natur her eine Erneuerung der Kunst unseres Volkes hervorbringen können.



128. Eine Tischgemeinschaft in den Frühformen der Kunst. (Martyrium Johannis des Täufers. Niederländ. Stickerel, 1. Hälfte des 14. Jahrh. Berlin, Kunstgewerbemuseum.)

Zweites Beispiel.

Zeigt so Abb. 122 mit 125 eine Entwicklung der bildhaften Kräfte des Menschen, die in den meisten gefunden Menschen als Volksbestände durch eine organische Erziehung erreicht werden könnte, so zeigen wir in den Abb. 126—131 den ganzen Formenablauf zwischen volkstümlichem Formenschatz und dem Formenschatz der Hochkunst. Abb. 127 zeigt eine organische Kinderzeichnung, eine Tischgemeinschaft. Wir sehen die von uns oben beschriebenen Gestaltungsprinzipien angewandt: das Hintereinander von Tisch und Stühlen und Menschen wird zu einem Übereinanderreihen der Einzelelemente des Bildes. Wir sehen die Anwendung derselben Prinzipien, wie bereits betont, aber nicht nur bei Kinderzeichnungen, sondern auch in den Malereien der Volkskunst und in der frühmittelalterlichen Malerei. Die Entwicklung verläuft von hier ganz analog, wie wir dies bei Abb. 122 mit 125 gezeigt haben, zu Abb. 128 und 129 (Meister Bertram). Die weiteren Abb. 130: Das Abendmahl von Leonardo, und Abb. 131, ein Bild von Rembrandt, zeigen im Gegensatz zum Gestaltungsprinzip, das noch Meister Bertram anwendet, eine völlig veränderte Darstellungsform des Körperhaften und Räumlichen. Während der Weg von der Kinderzeichnung (Abb. 127) zum Meister Bertram noch an der Oberfläche verläuft, so daß wir den Gestaltungswandel gewissermaßen mit dem Finger verfolgen können, treten nun jene Gestaltungskräfte mit Leonardo (Abb. 130) und Rembrandt (Abb. 131) auf, die jenseits des Darstellungs- und Gestaltungsvermögens des einfachen Volksmenschen



129. Meister Bertram. Hochzeit zu Kana. Bugehuder Altar. Hamburg, Kunsthalle. (Aufnahme: Kunsthalle, Hamburg.)

ergänzender Beispiele verstärkt. In den Abbildungen Taf. VI, die noch durch Abb. 132, das Bild eines Fahnes, ergänzt werden, sehen wir Vogelbilder, von denen Abb. a der Volkskunst zugewiesen werden kann,

liegen, so daß auch die Zusammenhänge, die zwischen Kinderzeichnung und Bauernkunst noch klar zutage liegen, vollkommen überwunden erscheinen.

Abb. 126 nun zeigt das Beispiel einer sog. Typenzeichnung, eine Bildform, die von Lehrern für Kinder zurechtgemacht wurde aus der Vorstellung heraus, das Kind müsse, allerdings vereinfacht, die Gestaltungsform eines Leonardo (Abb. 130) durch irgendeinen Trick erlernen. Es handelt sich also bei Abb. 126 nicht um eine organische Bildform, denn diese ist, wie Abb. 130 zeigt, nur Leonardo und dem Geschlecht der Hochkünstler nach ihm erreichbar. Der Weg für die Volkserziehung läuft in der Stufenentwicklung der Abb. 122 mit 125 bzw. 127 mit 129. Unternimmt es nun diese Schule unter Verzicht auf die Wegführung, wie sie durch unsere Abb. 122 mit 125 und 127 mit 129 gezeigt ist, das Volk den organischen Weg der Entwicklung seiner bildhaften Kräfte zu führen, so verzichtet die Schule zugleich darauf, das Volk zu einer werteschaffenden Kulturgemeinschaft zu erziehen, und an Stelle des Volkskünstlers und Könners tritt der fingerfertige Taschenspieler, der Nisch- und Ramschfabrikant, der sich von den Großen der Kunst die Formen stiehlt, um Werte vorzutäuschen, wo in Wirklichkeit nur unechte Truggebilde vor uns liegen.

Drittes Beispiel.

Die große Bedeutung dieses von uns hier behandelten Problems sei noch durch die Beigabe einiger



130. Abendmahl von Leonardo da Vinci. Man beachte das Fortschreiten der Raumgestaltung im Vergleich mit Meister Bertram (Abb. 129) und Rembrandt (Abb. 131).



Vogelbild

Oben: einfache volkskünstlerische Gestaltung (ohne Anwendung der Mittel der „Lichtmalerer“).
 Mitte: „impressionistische“ Pseudokunst (Ziel geht auf „malerische Wirkung statt auf Klarheit“).
 Unten: Knabenarbeit auf der Stufe der Volkskunst.

Abb. c dagegen ist die Arbeit eines fünfzehnjährigen Knaben, während Abb. b unserer farbigen Tafel die Arbeit eines Pseudokünstlers ist. Von diesen drei Abbildungen haben Abb. a und c, also die Volkskunstarbeit und die Knabenarbeit, ihre Gestaltungsformen miteinander gemein. Der Volkskünstler wie der Knabe kennen ihr Objekt, den Vogel, der auf einem Ast sitzt oder zwischen Gräsern steht, sehr wohl, und sie suchen die Form wiederzugeben, die ihnen entspricht, eine künstlerisch-bildnerische Form, die von der Natur her ihren Ausgang genommen hat, denn jede Feder wird mit einer Hingabe gezeichnet, die kaum zu übertreffen ist. Dabei kann als Gestaltungsprinzip das bezeichnet werden, daß dem Knaben wie dem Volkskünstler es vor allem darauf ankommt, ihr Anschauungsbild so klar wie nur möglich zur Darstellung zu bringen. Klarheit ist das Prinzip, mit dem hier Feder von Feder des Flügels sich abhebt. Ganz im Gegensatz dazu zeigt Taf. VI Abb. b des Pseudokünstlers den Willen zur Ver-un-klärung der Erscheinung in der Absicht, dadurch „malerische Effekte“ zu erzielen, ein typisch unkünstlerisches, dem bildnerischen Hochstapler eigentümliches Ziel. Man vergleiche die Liebe, mit welcher der Volkskünstler von Abb. a oder der Schüler von Abb. c das Gefieder etwa eines Flügels oder des Kopfes darstellt, mit dem Farben- und Formenunsinn von Abb. b. Ebenso mag man vielleicht den Zweig, auf dem der Vogel sitzt, mit dem Geschmier, das in Abb. b einen Ast „genialisch“ gestalten soll, vergleichen. Während Abb. b eben als unechtes Gemälde weder der Volkskunst noch der Hochkunst angehört, vermag die Knabenarbeit als durchaus volkhafte Leistung der Volkskunst einverleibt zu werden. In gleicher Weise wie Abb. c ist auch Abb. 132 zu beurteilen (das Bild des Hahnes auf schwarzem Grund ist aus metallischem Goldpapier geschnitten, auf dem dann mit Tuiche das Federwerk aufgetragen ist). Für Abb. a, c und 132 existiert (und dies gilt ganz allgemein für die Volkskunst) das Problem des Lichtes noch nicht. Das Objekt, hier der Vogel, ist gewissermaßen völlig unabhängig davon gesehen, wie er im Licht der freien Natur lebt. Bei Abb. b weiß der Pseudokünstler um das Lichtproblem, jedoch nicht aus eigener Erfahrung und nicht aus eigener Erkenntnis. Er hat es lediglich der Hochkunst abgeguckt und beherrscht infolgedessen auch die Gestaltung der Lichtmalerei in keiner Weise. So führt überall die äußere Anwendung hochdifferenzierter Formen durch den Nichtkünstler zur Mehrung des bildnerischen Ramsches, und die Erziehung und das Bildungswesen stehen vor der Frage, das eine oder das andere zu fördern und zu wollen.

Wie aber eine organische Pflege der Bildkraft der Kinder und Jugendlichen ganz von selbst wieder in köstliche Schöpfungen der Volkskunst ausmündet, möge Abb. 133 und 134 zeigen. Was ist das für ein Krug auf Abb. 133? — was das



131. Tischgemeinschaft Jesu (Die Jünger von Emmaus) von Rembrandt. (Das Fortschreiten der Raumgestaltung ist erwirkt durch die Mittel der Lichtmalerei, die Lionardo noch fehlen.)



132. Hahn, Arbeit eines 14jährigen Knaben.



133. Steinzeugkrug. „Volkskünstlerische Arbeit“, wie sie wieder von Kindern geschaffen werden kann.



134. Schrankmalerei eines 17 jährigen Jugendlichen.

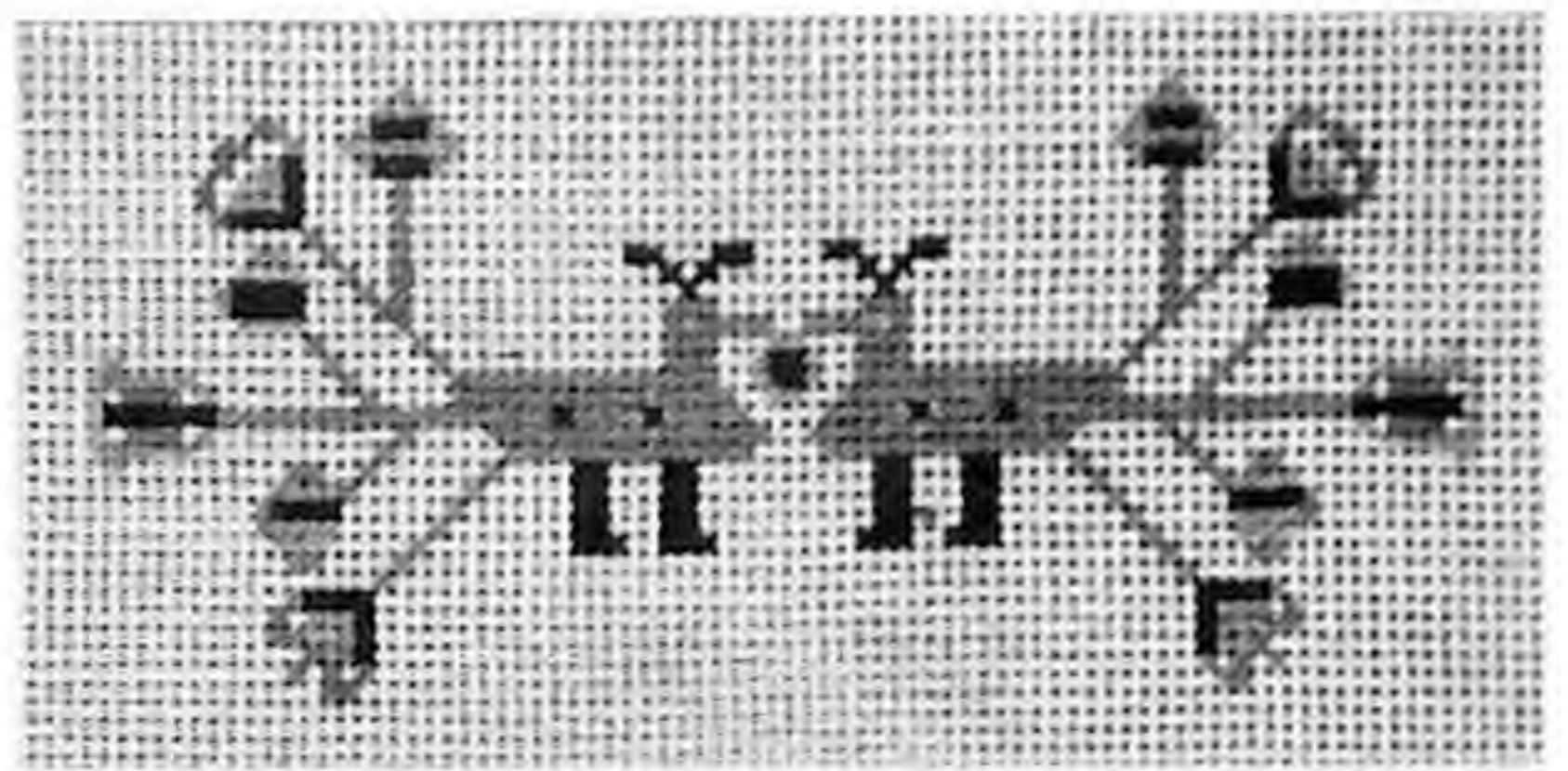
für eine Truhe auf Abb. 134? Aus welcher deutschen Stammesvolkskunde sind sie erwachsen? Es sind beide Arbeiten auf volkskünstlerischer Stufe. Sie zeigen beide den Weg, den die Schule zu gehen hat, wenn sie sich zum Volkstum bekennen will.

Viertes Beispiel.

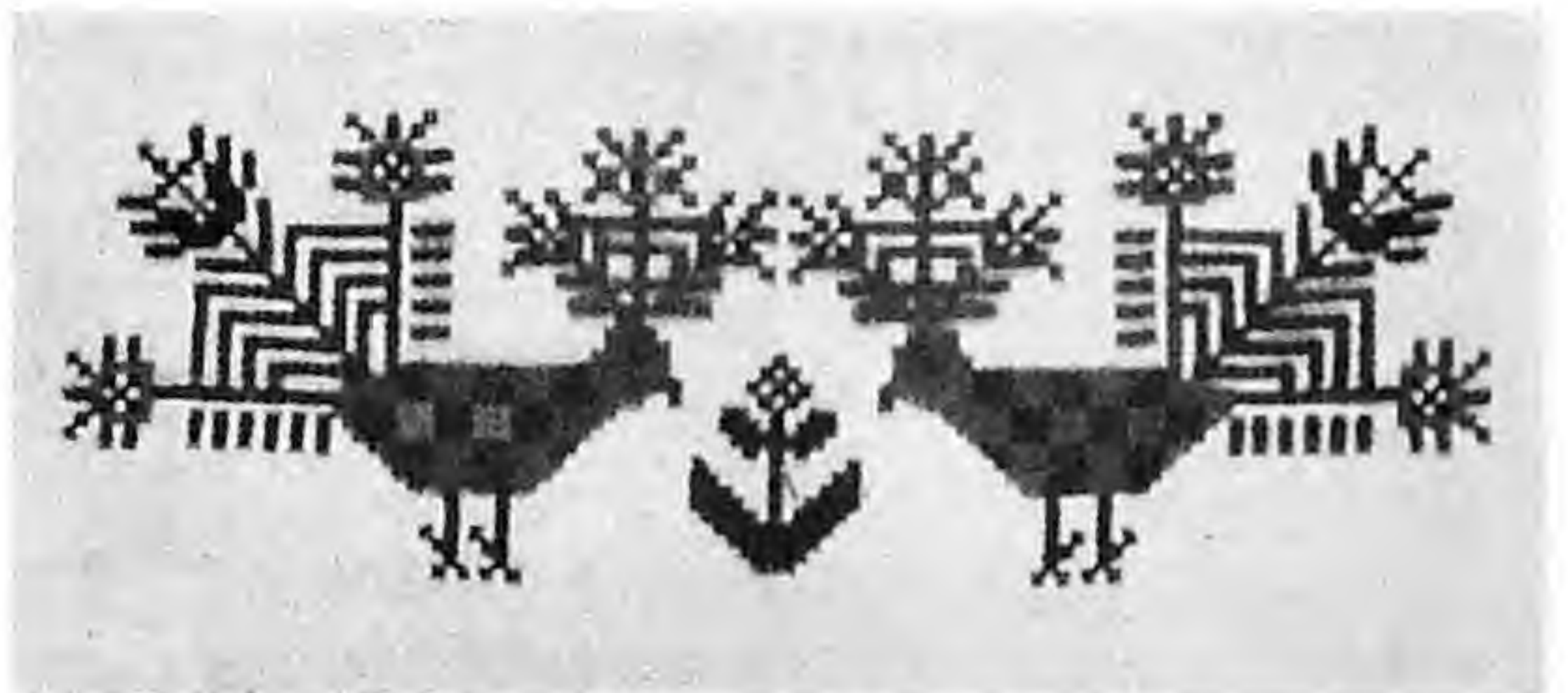
Ein weiteres Beispiel sei einem etwas anderen Gebiet entnommen. In Abb. 135, 136, 137 haben wir Kinder-

stickereien vor uns, und zwar zeigen die Abb. 135 und 136 zum Teil außerordentlich hochwertige Volkskunstleistungen. Mit bewundernswerter Gestaltungskraft ist hier von Kindern das gewaltige Problem gelöst, eine Naturerscheinung (hier bei Abb. 135, 136 je ein Pfauenpaar) in jener künstlerischen Form darzustellen, die dem Gestaltungsmaterial, hier der Kreuzstichstickerei, angemessen ist. Wir sehen, daß nirgends in diesen zwei vorgenannten Stickereien versucht ist, etwa ein sog. „naturwahres“ oder „richtiges“ Bild eines Pfauen zu stiften, denn der Pfau der Kreuzstichstickerei hat die nur dieser Technik eigene künstlerische Form. Diese Form aber widerspricht der sog. „naturwahren“ Form. Mit wirklich genialer Kraft hat so ein kleines Schulfmädchen in der Stickerei (Abb. 136) die Pfauenfedern auf dem Kopf und den Schweif in die Form übersetzt, die ganz von innen heraus für diese Stickerei gefordert wird. So liegt also wirkliche Volkskunst vor, denn diese Gebilde sind nicht entstanden in Nachahmung etwa einer Bauernkunst, die von den Kindern noch in ihrer Umgebung oder in einem Museum gesehen worden wäre, sondern diese Formen entstehen gewissermaßen „von selbst“, d. h. eben nicht von selbst, sondern aus den Gesetzen der Gestaltung, die in jedem unverbildeten und in der Schule organisch geführten Kind wieder hervorbrechen. Wie hoch die Leistung etwa einer Stickerei, wie sie in Abb. 136 vorliegt, zu werten ist, mag das Gegenbeispiel Abb. 137 zeigen, wo gleichfalls ein Kind, eine sog. Eidetikerin, versucht hat, eine „naturwahre“ Darstellung zweier Pfauen in Kreuzstichstickerei zu geben. In der Arbeit Abb. 137 ist die Naturerscheinung des Pfauen und des federngeschmückten Kopfes

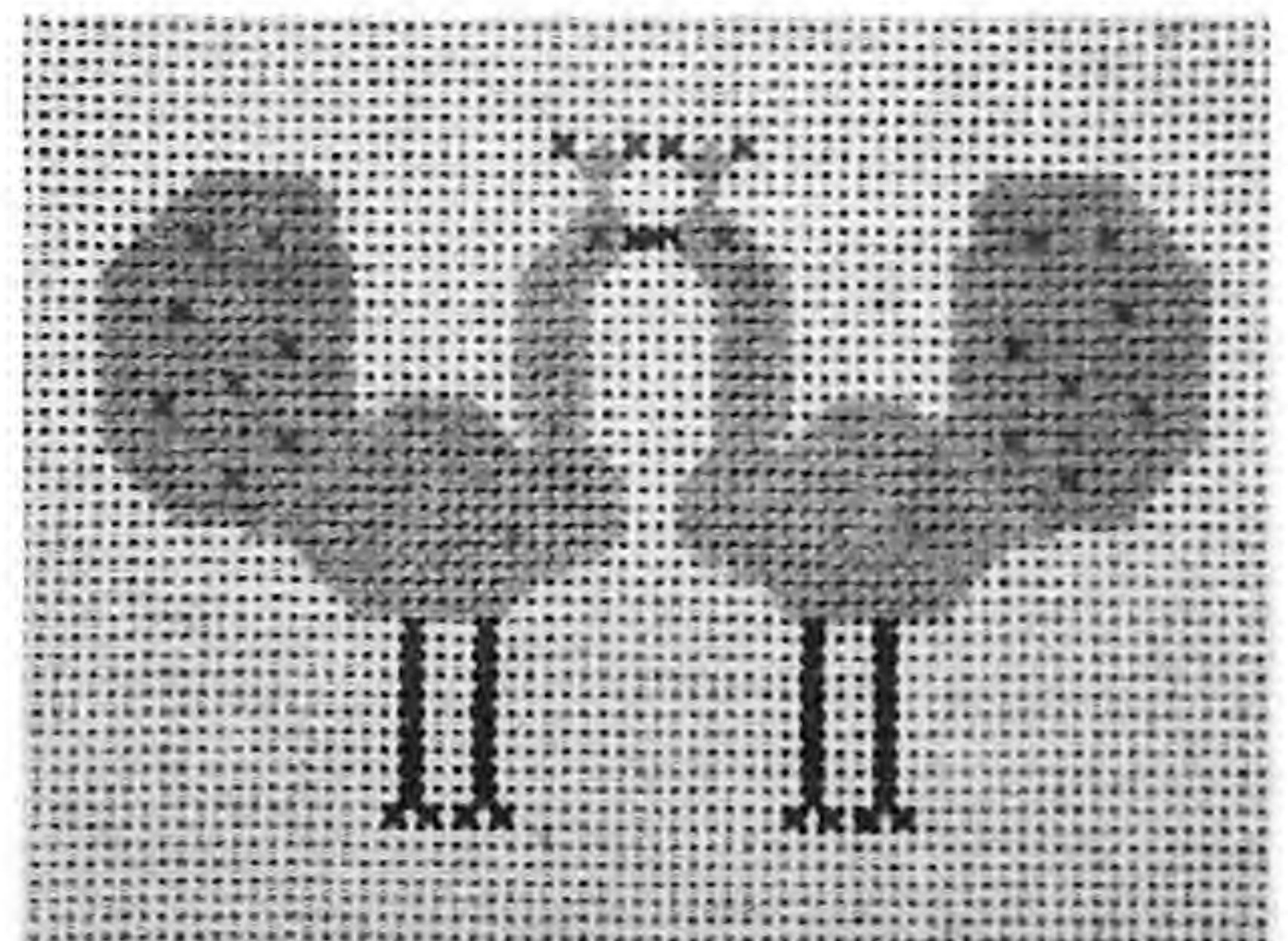
nicht in die Kunstform der Kreuzstichstickerei übersetzt; deshalb wohnt dieser Arbeit im Gegensatz zu den beiden andren Stickereien kein künstlerischer Wert inne. Aber es liegt in dieser Gegenüberstellung der beiden Kinderarbeiten (Abb. 136 und 137) eine folgenschwere Erkenntnis: nur der organisch gefundenen schöpferischen Kunstform, sei sie noch so einfach, wie die Stickerei Abb. 135, wohnt ein unvergänglicher Wert inne. Daß in Abb. 137 mehr gewollt als gekonnt ist, wird dieser Stickerei, auf die der gleiche Fleiß und die gleiche Hingabe verwendet worden ist, zum Verhängnis, denn gewollt ist hier nicht ein Pfau, „wie er schön gestickt werden kann“, sondern hier ist die Absicht, mit Hilfe der Kreuzstichstickerei, was die Kreuzstichstickerei nicht kann, das Bild eines „naturalistisch gesehenen“ Pfauen zu „malen“. Es ist im Grunde genommen dasselbe falsche Ziel der Erziehung, wie wir es oben schon bei unserem Hinweis auf den Willen der alten Schule ganz allgemein gekennzeichnet haben, mit Hilfe von Typenzeichnungen und mathematisch wissenschaftlicher Perspektive den Kindern und Jugendlichen beizubringen, ein „naturhaft richtiges“ Bild zu geben. Der alte Erzieher fragt entsetzt: ja, soll denn das Kind und der Jugendliche über diese einfachen Formen nicht hinausgeführt werden, daß sie „Fortschritte“ machen und „weiterkommen“, hinein in das Vermögen der sog. „perspektivisch richtigen“ Darstellung? Das Leben verlangt von uns „Leistung“! Gewiß, das Leben verlangt von uns Leistung, und darum gehört zu den Grundprinzipien der Erziehung, Leistung und Scheinleistung voneinander zu scheiden, und weil das Leben Leistung von uns fordert, müssen wir uns versagen, Scheinleistung für Leistung hinzunehmen und anzuerkennen. Nach allem vorher Dargelegten und nach den Gesetzen der Natur, die zu ändern ja gar nicht in der Macht des Verfassers dieses Referates liegt, straft die Schöpfung jeden, der sich unterfängt, Unehntes zu produzieren, indem vor dem Auge des Kenners das Unehnte als Scheinleistung und wertlos in Nichts zerfällt. Werke, die an sich echt, aber weniger differenziert sind, sind deshalb immerhin als Leistungen zu nehmen. Solche Gebilde aber, welche noch so differenzierte Formen anwenden mögen, die aber in Wahrheit unecht sind, verfallen dem Müllleimer der Zeit, seien es Bilder, seien es ganze Systeme von Schulen. Das ist so Gottes Wille, weil es ein Gesetz der Natur und keine



135. „Pfauen“, Stickerei einer 14jährigen Volksschülerin (Niel).



136. „Pfauen“, Stickerei einer 14jährigen Volksschülerin (echte Volkskunstgestaltung).

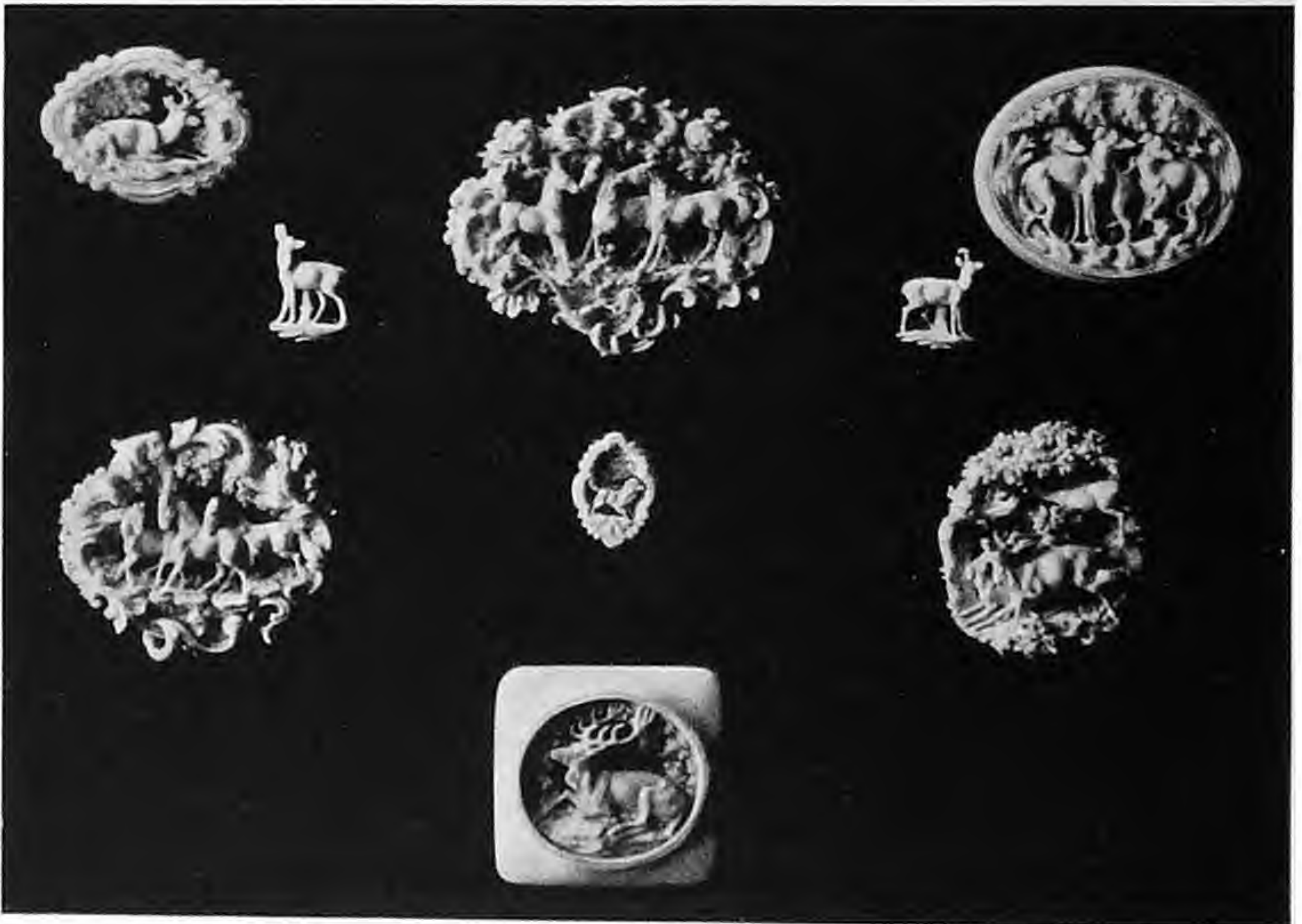


137. „Pfauen“, Stickerei einer 14jährigen „Eidetiklerin“ (gestörte Gestaltung; Triebbild).

Erfindung des Verfassers dieses Berichtes ist. Darum muß das Volk, das seiner Jugend ein Bildungswesen geben will, darauf achten, daß die Schule und daß die Unterrichtsweisen eines solchen Schulwesens nicht durch Fehlleistungen das Volk um die Substanz seiner Kultur bringen. Wie gewaltig und schicksalhaft diese Fragen vor uns stehen, mögen wir aus einem letzten Beispiel ersehen.

Fünftes Beispiel.

Vor jetzt ungefähr 150 Jahren entstand im Odenwald in den Städtchen Erbach und Michelstadt und in den umliegenden Ortschaften eine neue Volkskunst: die Elfenbeinschnitzerei. Die Anregung war damals von dem Erbacher Erbgrafen Franz ausgegangen, der selbst das Schnitzerhandwerk aus Liebhaberei erlernt hatte und nun nach antiken Vorbildern Elfenbeinschnitzereien ausführte. Er verschaffte den Drechslern und Schnitzern in den vorgenannten Städtchen und Odenwaldorten den ausländischen Werkstoff. Aber in den Bauernschnitzern des Odenwaldes lagen deutsche Formen, deutsche Bilder und nicht jene des alten Griechenland und des alten Rom, die dem klassizistisch gebildeten Landesherrn als Vorbilder gedient hatten. So verließ denn die bodenständige deutsche Schnitzerei des Odenwaldes sofort diese klassizistischen Vorbilder und schuf, was die fabelnde deutsche Seele schaffen konnte. Sie schnitzte zum Teil auch in „bodenständigem“ Werkstoff, in Hirschhorn und Bein, wie auch in dem fremdländischen Elfenbein für Odenwälder Jäger und Pfarrherrn Pfeifen und Dosen, die mit Hirschbildern und Bildern von Hunden und Pferden geschmückt waren. Deutsche Blumen entstanden, so die berühmte „Elfenbeinrose“. Es wuchs eine bodenständige deutsche Volkskunst empor, deren wertvolle Erzeugnisse nun selbst in den großen Städten der Welt, in Wien und Paris, ihren Absatz fanden.



138. Alte Elfenbeinschnitzereien aus Erbach (Odenwald).



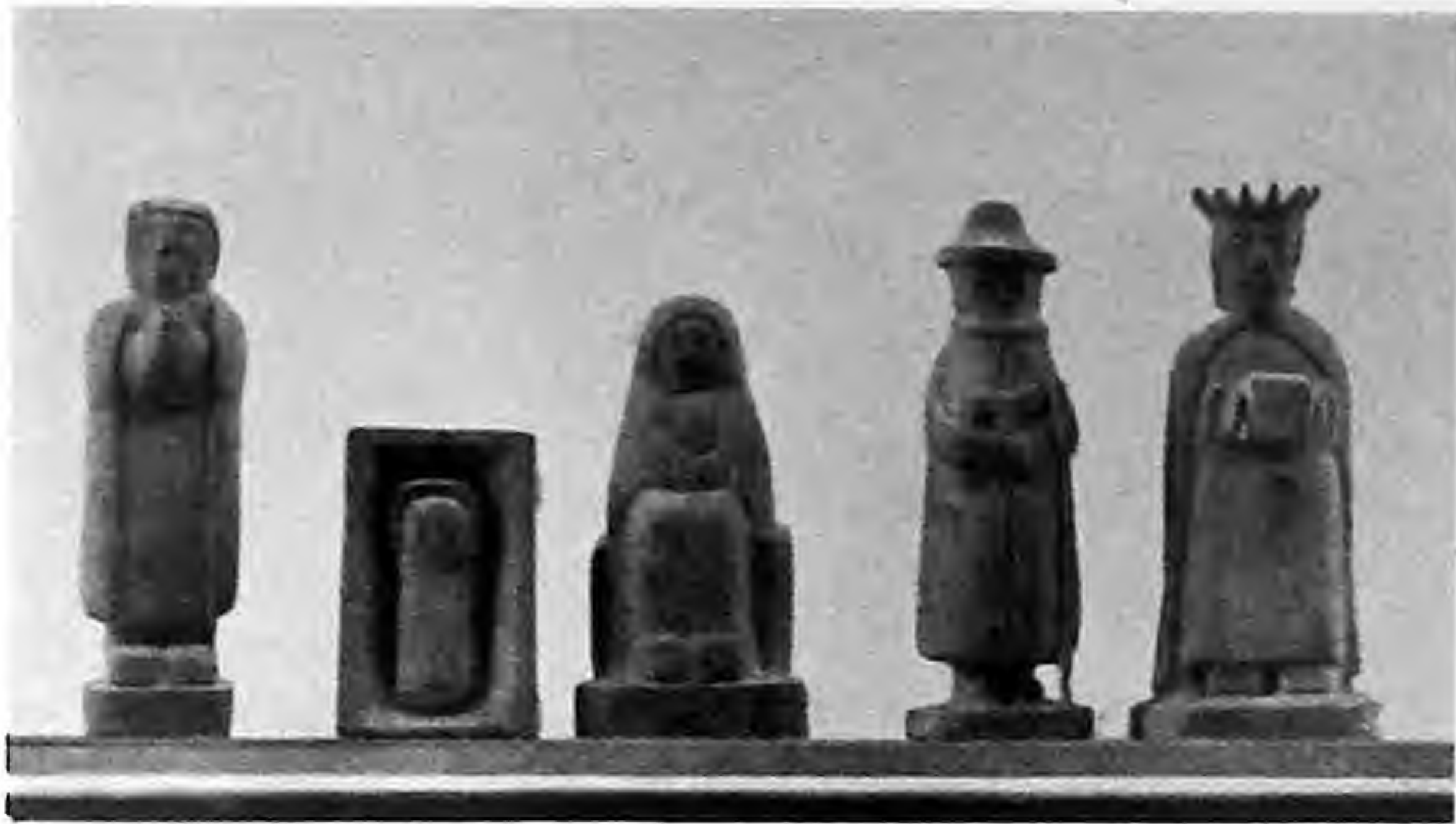
139. Verlauf der Entwicklung der plastischen Kraft bei einem heutigen Jugendlichen (14.—16. Lebensjahr).

Da drohte dieser Volkskunst eine erste Gefahr, und zwar von dem fremden Markt, von der Absicht her, zur Förderung des Absatzes sich nach Geschmack und Bildformen großstädtischer, auf ganz anderen Zivilisationsstufen lebender sozialer Schichten zu richten. Man schnitzte „nach Wiener und Pariser Art“, man schnitzte auch indische Buddhas, kurz man verließ das eigene Seelenland um eines materiellen Aufstiegs willen. Die zweite Gefahr, die sich mit der ersten paarte, war das Aufkommen der Maschinenindustrie, der Schnitzmaschine, sie ermöglichte die Massenfabrication, und an diesen beiden Gefahren ging der volkskünstlerische Wert der Erzeugnisse restlos verloren. Wir sehen diese schicksalhafte Lage im Laufe der letzten 150 Jahren aber nicht nur in dieser Elfenbeinschnitzerei sich entwickeln; genau so ließe sich der Zerfall etwa der altbayerischen, der Oberammergauer Schnitzerei oder der Volkskunst in Thüringen und Schlesien beschreiben. Wir könnten auch zur Darstellung des Schicksals anderer Erzeugnisse übergehen, etwa des volkskundlichen Gewebes und seiner Musterungen. Es zeigt sich immer der gleiche Vorgang des Zerfalls der alten volkhaften und dem Volkstum eigenen Formen zugunsten einer formlosen, künstlerisch wertlosen Massenproduktion, ohne daß diese Massenherstellung in der Lage gewesen wäre, die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse dieser Volksschichten zu bessern. Im Gegenteil, die Verelendung ist immer größer geworden.

Wie hat hier die Erziehung eingesezt? Schon gegen Ende des vorigen Jahrhunderts entstanden vielfach Fachschulen, in den Städten sog. Kunstgewerbeschulen, die bei ihren Erziehungswegen nicht jene organischen Stufen verfolgten, die wir in den von uns angeführten Beispielen beschrieben haben. Diese bisherige alte Kunstzerziehung wies nur auf die große Kunst



140. Elfenbeinschnitzereien von Jugendlichen aus Erbach (Odenwald), die eine Ausbildung auf organischer Grundlage erhielten.



141. Anfangsschnitzereien eines 14jährigen Knaben (Erbach, Odenwald).

als Vorbild hin und mußte sich im übrigen, wie wir dies gleichfalls eingehend dargelegt haben, mit der Anlernung von „Techniken“ begnügen. So wurden denn die Elfenbeinschnitzer des Odenwaldes oder die Schnitzer von Oberammergau und anderen Orten wie „akademische“ Bildhauer unterrichtet, sie erhielten Unterricht in Anatomie und im „Perspektivisch-richtig“-Zeichnen, sie wurden in die Kunst Griechenlands und Roms, wohl auch in die Hochkunst Deutschlands eingeführt, also in Gebiete, die weitab von jenen Feldern liegen, auf denen die Früchte ihrer eigenen Gestaltungskräfte hätten reifen können. Die Folge davon war ein Geschlecht von Kopisten oder Ergentrifern, deren Werke weder der Volkskunst noch der Hochkunst eingereiht werden können. Es entstanden modische Nachwerke, die heute hoch im Kurs, morgen ins Nichts versanken. Die „Kunst“ gerade der Hochblüte dieser akademischen Fach- und Gewerbeschulen mit Naturalismen und Jugendstil zeigt uns heute noch die Musterbeispiele für die Erzeugung künstlerisch wertloser Gebilde.

Der organische Weg der Erziehung, den wir in unseren Beispielen bisher beschrieben haben, ist unseres Wissens auf dem Gebiet des volkskünstlerischen Handwerks, in der Schnitzerei, nur einmal versucht worden in einem vierjährigen Versuchslehrgang von Ostern 1929 bis Ostern 1934 in der Staatlichen Fachschule für Elfenbeinschnitzerei und verwandte Gewerbe in Erbach im Odenwald. Und wie wir oben geschildert haben, wie bei einer organischen Pflege der Bildkräfte in der Malerei oder in der Stickerie wieder die Formensätze der Volkskunst, ja selbst die Formensätze unserer mittelalterlichen Künstler hervorstachen, so zeigte auch der Erbacher Unterrichtsversuch auf dem Gebiet der Kleinplastik, wie unter den Händen der werkenden jugendlichen Schnitzer köstliche Gebilde der Volkskunst erwachsen, einer Volkskunst, deren Formenbestände jedoch weit über das hinauswachsen, was wir bisher als Volkskunst auf diesem Gebiet ansahen, denn es reichte hinein bis in die Leistungen, wie wir sie von mittelalterlichen Meistern der damaligen Hochkunst kennen. (Ein ausführlicher Bericht über diesen bis jetzt einzig dastehenden Schulungsversuch auf diesem Gebiet mit vielen Bildern findet sich in: Leo Weismantel: „Von den Grundlagen einer volkhaften deutschen Kunsterziehung“, Verlag L. Schwann, Düsseldorf.)

Mit diesem schulischen Versuch der Erbacher Fachschule ist eine grundsätzliche Frage der volkhaften Kunsterziehung gelöst, und es gilt nun, die hier auf einem Gebiet gemachten Erfahrungen auf alle Gebiete des geistigen Lebens auszudehnen und Fach für Fach der alten anorganischen Lernschule durch die volkhaften Lehrgebiete einer neuen organischen Bildung zu ersetzen. So wäre es Aufgabe der Volkskunde, in die Erziehung einzubrechen und deren Arbeitsweisen und Ziele von innen her zu revolutionieren, denn nicht die Schule stellt die Aufgaben, sondern der Schule werden die Aufgaben gestellt. Ihre vornehmste Aufgabe aber ist die Schaffung der Grundlagen für eine Erneuerung des Volkstums durch Erziehung.

Schrifttum.

Weismantel, Leo, Von den Grundlagen einer volkhaften deutschen Kunsterziehung. (Im Rahmen der Sammlung: Vom Willen deutscher Kunsterziehung in Selbstdarstellungen, Verlag L. Schwann, Düsseldorf.) — Kornmann, Egon, Die Theorie von Gustaf Britsch als Grundlage der Kunsterziehung.

Die einzelnen Phasen der Entwicklung der organischen Bildkraft der Jugendlichen wurden in Einzelbänden dieser Sammlung dargestellt.

Für das Alter des Kleinkindes: Weinreb, Gertrud, Das Zeichnen des Kleinkindes.

Für das Volksschulalter: Daiber, W., Das Eigengestalten des Kindes im Zeichenunterricht einer Volksschulklasse. — Wommelsdorff, O., Die Gemeinschaftsarbeit einer Hamburger Grundschulklasse. — Sörensen, Iver, Neun Jahre vorstellungsmäßiges Zeichnen an einer Kieler Volksschule.

Für Jugendliche (Knabenentwicklung): Herrmann, Hans, Theorie und Praxis im Zeichenunterricht einer höheren Schule. — Hedmann, Erwin, Wege zur Erweckung der Bildkräfte.

Für Jugendliche (Mädchenentwicklung): Gottschow, Albert, Bildnern an einer höheren Mädchenschule.

Zu beachten ist ferner: Urkunden deutscher Volkskunst, Heft 3: Anfänge neuer Jugendkunst, herausgegeben von Egon Kornmann, Leiter des Gustaf Britsch-Institutes für Kunstwissenschaft in Starnberg, in Verbindung mit der Schule der Volksschaft, Forschungsinstitut für Volkskunst und Erziehungswissenschaft, Leiter Dr. Leo Weismantel, in Marktbreit a. Main.



142. Rippenfigur aus Holz. Arbeit eines Jugendlichen aus Erbach (Oberrhein).



Hl. Kümmernis. Andachtsbild aus der Rheinpfalz.

Privatbesitz von Prof. D. Bornhausen in dessen Sammlung Väterglauben des Religionswissenschaftlichen Instituts, Universität Frankfurt a. M. (Vgl. S. 214 f).

Zweite Abtheilung:

**Lebensäußerungen
des deutschen Volkstums**

Volksglaube.

Von D. Karl Bornhausen,
ord. Professor an der Universität Frankfurt a. M.

Symbol.

Der deutsche Volksglaube verbindet innig in sich zwei Elemente der Religion: symbolische Vorstellung und sinnliche Anschauung. Beides gehört offenbar im Arierthum zusammen, die hohe Intellektualität und die reiche Phantasie. Indien hat aus ihnen sowohl seine Religionsphilosophie wie seinen gemütsreichen Volksglauben gebildet, beides aus Ursprüngen heraus: alten Volksglauben und Spitzenleistung der Geistesbildung. Mit ihm kann sich der nordische Volksglaube nach jahrtausendelanger Sonderentwicklung nicht vergleichen. Aber in einem ist Gleichlaut. Das symbolische Denken ist im Norden wie im Osten nicht etwa der sinnlichen Anschauung nachgeordnet, sondern geht ihm metaphysisch voraus. Ob es ihm historisch-chronologisch vorzuordnen ist, ist unentscheidbar und auch gleichgültig, wenn wir die prinzipielle Überordnung des Symbolglaubens in der arischen Geisteswelt erfaßt haben.

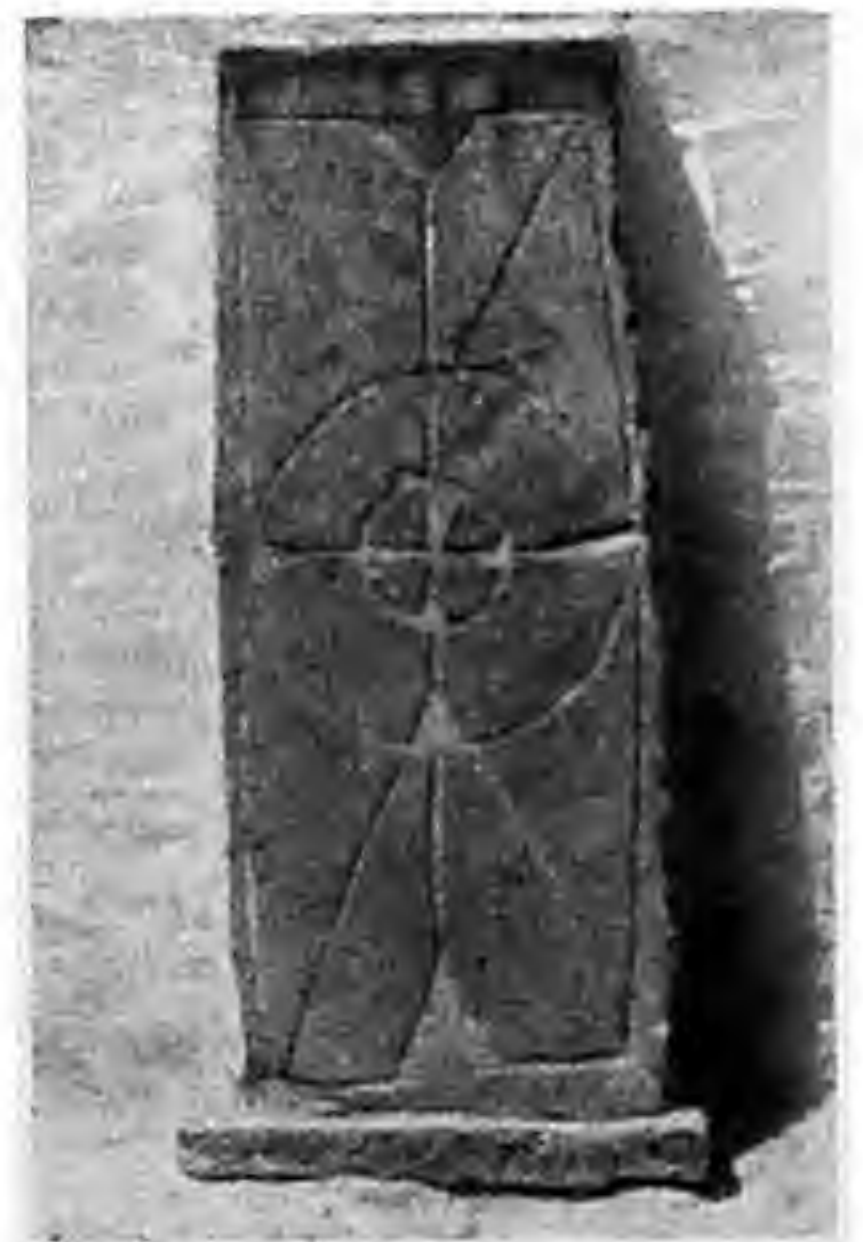
Der nordische Glaube hat eine Metaphysik der Symbole ausgebildet, die der Physik sinnlicher Ausdeutung zugrunde liegt. Daher kommt es, daß die Symbole bleiben, ihre Deutung im Volksglauben wandelt. Oftmals wird im deutschen Volksglauben ein Symbol, obwohl völlig mißverstanden und abergläubisch verzerrt, festgehalten, weil seine metaphysische Lebendigkeit im Urbewußtsein beharrt und die Erinnerung durch die Jahrtausende unbewußt weitergegeben wird von Geschlecht zu Geschlecht. Volksglaube ist Bewußtwerdung der Erinnerungen.

Der nordische Urglaube hat eine bedeutende Fähigkeit zur Abstraktion, die im Laufe der Jahrtausende der Allgemeinheit verlorengegangen ist. Ganz einfache Beobachtungen werden zu metaphysischen Symbolen für übermenschliche und die Menschen verpflichtende Vorgänge. Der Bogen und das Kreuz sind die symbolischen Grundlagen für den nordischen Volksglauben. Der Bogen ist der Weg, den die Sonne des Tages über der Erde wandelt, das Kreuz sind die vier Windrichtungen, die der Mensch auf seinen Kreuzwegen auf der Erde wandelt.



143. Bruchstück eines Grabsteines, eingemauert im Eingang der Universität Greifswald.

Daher erregen Bogen und Kreuz die Gefühle der Ehrfurcht. Der Bogen ist die überweltliche, das Kreuz die weltliche Erscheinung; insofern steht das Kreuz unter dem Bogen. Der Mensch, der die Arme ausbreitet, bildet ein Kreuz. Die alte nordische Phantasie versetzte diesen Kreuz-Menschen in die Sonnenscheibe und ließ ihn das Sonnenrad über das Himmelsgewölbe rollen. Diese kreisende Sonnenscheibe wurde als Hakenkreuz dargestellt. Dazu kam die Beobachtung der sich stark verändernden Sonnenhöhe im Laufe des Jahres. Wieder stellte der Volksglaube sich diesen Vorgang so dar, daß der Kreuz-Gott in



144. Thingstein an der Kirche von Groß-Zwülpfstedt bei Borsfelde (Kr. Helmstedt).



145. Lebensbaum unter dem Urbogen. Tympanon der Kirche Frauenchiemsee.



146. Stilisierte Lilien und Kreuz auf Urbogen. Tympanon der Kirche Tiefenort an der Werra (Kr. Eisenach-Land).
(Aufnahme: Dr. Franz Stoeckner, Berlin.)

der Sonne von der Winterjonnenvende an bis in den Sommer die Arme hebt, von Mitte Juni aber bis in den Dezember hinein die Arme senkt. Aus dieser Schrägstellung der Arme, bald nach oben, bald nach unten, entsteht zusammen mit dem Kreuz die 8-Teilung des Jahres. Im Hausgang der Universität Greifswald befindet sich ein Grabstein von 1605, der oben die Hagall-Rune, dann den Kreuzquerbalken und unten die nach unten

gekehrten Arme zeigt. Also noch um diese Zeit war die Erinnerung des nordischen Sonnenglaubens lebendig (Abb. 143 und 144).



147. Die Lebensrune in der Hand der Gottesmutter wird von dem göttlichen Kind mit den erhobenen drei Fingern der rechten Hand wiederholt. Skulptur. Petersberg bei Fulda. 12. Jahrh.
(Aufnahme: Dr. Franz Stoeckner, Berlin.)

Der nordische Volksglaube verband diese metaphysische Symbolik mit seinem sittlichen und rechtlichen Gefühl; er sah in den dauernden rhythmischen Schwankungen der Sonnenwärme und des Sonnenlichts eine Bewährung, die ihm den Eindruck der Beständigkeit, Zuverlässigkeit und Treue hervorrief. Infolgedessen war der Gott in der Sonne die Macht der Treue, auf die man sich auch in der Not der Winterjonnenvende unbedingt verlassen konnte. Und so wurde die Sonne die Garantin des Rechts. Das Kreuz mit dem vor ihm stehenden Gott ist das Thingkreuz, bei dem der Deutsche schwört. Er schwört die Wahrheit zu sagen, so wahr die Sonne ihm leuchtet, und des zum Zeichen hebt er die drei Finger der rechten Hand, das ist das Symbol des Gotteshauptes mit den zwei emporgehobenen Armen oder das Symbol der Weltesche oder der Ilge (= Lilie), ein Glückszeichen, das bis in die heutigen Tage hinein als Erinnerung gebraucht wird (Abb. 145, 146 und 147). Ein Stein aus dem 1. Jahrtausend nach Christus, der heute an der Totenkapelle des Dorfes Hasling ob Meran eingemauert ist, zeigt, wie diese Erinnerung in christlicher Zeit noch wiederholt wurde; der Sonnengott mit gespreizten Armen und Beinen hält seine eigene Rune in beiden Händen, daneben das Sonnenrad mit beiden Jahreschlangen. Die falsche Speichenzahl beweist, daß der Darsteller vom Sinn dieses Symbols nichts mehr wußte (Abb. 148). Das germanische Museum in Nürnberg besitzt ein Kreuz, auf dem eine

bekleidete Königsgestalt befestigt ist, deren rechter ausgestreckter Arm die drei Schwurfinger der Deutschen zeigt, während der vierte und fünfte Finger eingeschlagen sind. Dieses Kreuz, das aus der deutschen Renaissancezeit stammt, kann unmöglich Christus darstellen, sondern ist der alte Thinggott, der deutsche Kummernuß (Abb. 149). Das eine Thinggottkreuz, das noch vorhanden ist, ist ein Steinkreuz, der sog. Herrgott von Bentheim (Abb. 150), und der älteste letzte Kummernuß ist in Oberwinterthur in der Schweiz (Abb. 151), wo der vor dem Kreuz stehende König unter dem Urbogen steht, dessen Enden in zwei Lilien auslaufen.

Ganz besonders wichtig ist das alte steinerne Kreuz im Merseburger Dom in der Vorhalle, das erst jetzt seine richtige Deutung findet. Es wurde vor etwa 40 Jahren außerhalb des Domes gefunden, wie die Maurer zu Protokoll gegeben haben. Also war es wohl außerhalb der Kirche aufgestellt und bot die Verbindung von Sonnengott und Christus, die in der karolingischen Zeit und dem 10. Jahrhundert volkstümlich war. Die Darstellung des vor dem Kreuz stehenden Gottes läßt zunächst nicht an Christus denken. Der Kopf ist bartlos, umgeben mit einem für den Sonnengott typischen Zadenkranz, dahinter die Sonnenscheibe mit dem Kreuz, der Vierteilung des Jahres. Und damit man die Darstellung nicht mißverstehe, ist über dem Haupt noch einmal das sich drehende Sonnenrad dargestellt. Hände und Füße sind ohne Nägel und Nagelwunden, der eine erhaltene Arm erhoben in Haltung der Sommer Sonnenwende und Jahreshöhe. Es ist deutlich, daß der Körper an diesem Arm nicht hängt, sondern daß der Gott den Arm hochhält. Die beiden Beine stehen nicht nebeneinander, sondern voreinander, wobei die Absicht vorliegt, die Gestalt einbeinig erscheinen zu lassen. Diese scheinbare Einbeinigkeit ist Symbol der Winter Sonnenwende, wo dem Sonnengott die Kräfte schwinden und er des zum Zeichen Bein oder Arm verliert. Dieser Verlust, der bei dem Kummernuß später durch den Verlust des Schuhs symbolisiert wird, ist hier auf älterer Stufe sehr geschickt und merkwürdig durch die scharf

voreinander gestellten Beine dargestellt. Die einzige Konzession, die an diesem Kreuz dem Christentum gemacht ist, besteht in der nackten Brust und in dem kurzen Lendenschurz. Mir ist nicht zweifelhaft, daß in der Herstellungszeit der Doppelsinn des Christuskreuzes und Sonnenkreuzes beabsichtigt war; zugleich aber ist deutlich, daß damals der Sonnenkreuzglaube noch überwog (Abb. 152).

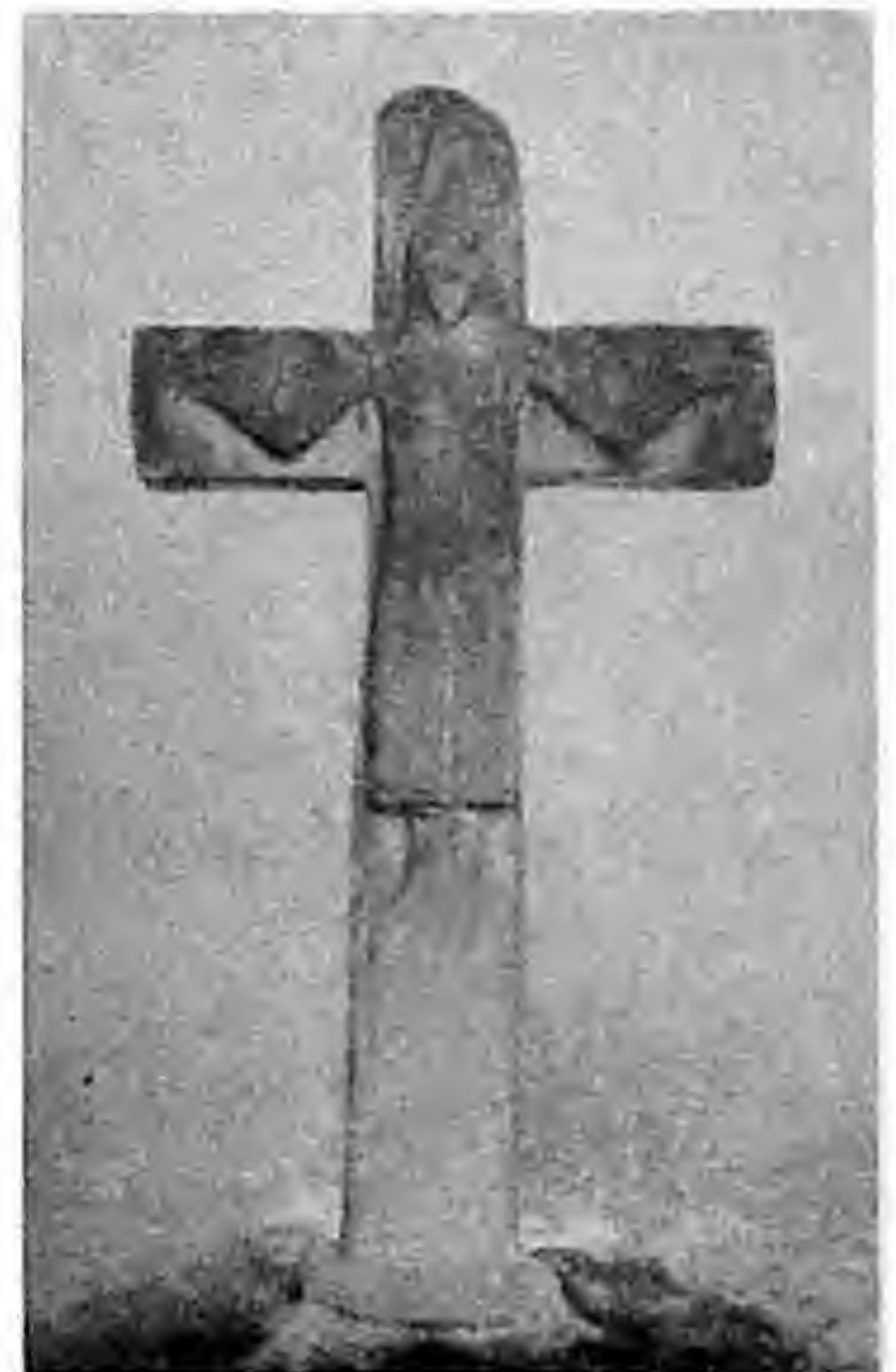
Dieser männliche Sonnengottglaube hat erst in der Reformationszeit ein Ende gefunden, entstand aber in der Notzeit des 30jährigen Krieges neu, und zwar nun in der volkstümlichen Abwandlung: der Mann vor dem



148. Sonnengott aus der Langobardenzeit. Stein an der Totenkapelle in Hasling ob Meran.



149. Deutscher Schwurgott vom Niederrhein, 16. Jahrh. Nürnberg, Germanisches Museum.



150. Der Herrgott von Bentheim. Der gesenkte Oberarm und der gehobene Unterarm zeigen, daß nicht ein Gekreuzigter, sondern der Gott der Winter- und Sommer Sonnenwende dargestellt ist.



151. Der Sonnengott Kummernuß. Relief in Oberwinterthur (Schweiz). Nach dem Abguss im Landesmuseum Zürich.

belohnt wird, erklärt. Die Kultbilder der keuschen Jungfrau Kummernuß, auf denen der verunstaltende Vollbart immer kleiner wurde und verschwand, waren im deutschen Volksgebiet weit verbreitet. Infolge der Verfolgung dieses Volksglaubens seit 1800 durch die katholische Kirche ist der Bestand an Andachts- und Motivbildern stark verringert und beträgt heute etwa 300. Meist sind es Bauernmalereien. Das schönste Andachtsbild stammt aus der Rheinpfalz und wurde von mir aus dem Nachlaß des Prälaten Schlecht in Freising erworben (Tafel VII). Es ist ganz im Hoftil der Zeit Maria Theresias gehalten und bringt die

Kreuz sei eine gekreuzigte Frau. Die besondere Not, die der Krieg den jungen Frauen und Müttern bereitete, fand hier einen starken religiösen Ausdruck, so daß die Verehrung dieser gekreuzigten Frau, die für ihre Jungfrauschaft ihr Leben opferte, Vorbild und Trost für die gesamte deutsche Frauenwelt wurde. Es ist, als ob die deutsche Sonne, die nun einmal weiblichen Geschlechts in der Sprache ist, ihre Reinheit und Unbeflecktheit in den Frauenseelen durchsetzte, in einer ursprünglichen Nachwirkung (Abb. 153).

In den habsburgischen Landen hat sich dieser Volksglaube mit der Fürstenverehrung verbunden, und die Sonne ist zu einer Prinzessin geworden, der von dem alten Sonnenkreuzgott nur der Bart und die Einschuhigkeit blieb. Denn der abgeworfene Schuh tritt an Stelle des dem Sonnengott zur Wintersonnenwende abgebissenen Fußes (vgl. Abb. 180) und wird später durch die Hinzufügung des Geigers, der der Prinzessin in ihrer Todesnot ein Trostlied spielt und von ihr mit dem goldenen Pantoffel belohnt wird, erklärt.



152. Karolingisches Kreuzifix im Merseburger Dom. Vorhalle.



153. Sankt Ower. Holztafel in Frauendhiemsee. 16. Jahrh. Ower ist derselbe Name wie Quere bei den drei Jungfrauen von Meransen und Abeln. Vgl. Abb. 201.

Märchenprinzessin mit ihrem Opfertod den Frauen und Mädchen des Volks in der ihnen eindrucksvollen Weise nahe. Der häßliche Vollbart ist kaum noch sichtbar. Um diese Zeit war der Kultus der Kummernis am Rhein noch sehr stark; Mainz hatte drei verehrte Kummerniskreuze, eins davon im Dom. Dietersheim bei Bingen war ihr Wallfahrtsort. Im 19. Jahrhundert ist die Mainzer Kurie besonders scharf gegen diesen Kultus vorgegangen, dessen Praxis seitdem am Rhein erloschen ist. Trotz aller Verfolgung hat sich der Glaube an die heilige Jungfrau Kummernus oder Wilgefortis (virgo fortis) in Bayern, Tirol und Schlesien bis heute in letzten Nesten gehalten und ist Beweis, daß auch die Erinnerung an die Gottesmacht der Sonne in unserem Volke noch nicht völlig erloschen ist (Abb. 154).

Stein.

Der Stein ist im deutschen Volksglauben eine älteste und noch heute verehrte Macht. Er hat sich diese Anerkennung durch seine Widerstands- und Leistungsfähigkeit erworben. Der Fels, der vom Berge rollt und Menschen erschlägt, ist stark. Die Steinart, mit der man Holz bearbeiten kann, ist mächtig. Ihr Bild ritzt man in den Totenschädel als göttliches Kraft- und Lebenszeichen. Der aufrechte Stein, der Menhir, der Regel und der Obelisk, sind daher Abbilder der Menschengestalt, die eben mächtiger sind als der Mensch und deshalb verehrt werden (Abb. 155). Die Menhire, wie z. B. die Bamberger Gößen, zeigen daher in roher Bearbeitung Menschengesichter und Menschengestalten (Abb. 156). Das Himmelsgewölbe ist fest aus Felsen gebaut, daher Firmament, um die Macht des Himmels auszudrücken. Der arisch-persische Gott Mithras ist felsen geboren (Abb. 157). Mithras heißt Treue, die Treue soll also so fest sein wie Stein. Daher gibt man gern den Namen Steinmann neben dem weicheren Namen Erdmann (Adam). Steinmann ist ja Petrus. Also auch das Evangelium hat durch die Macht des Namens die Schwäche des Erdgeborenen überwinden wollen. Die Grenzsteine sind im Volksglauben heilig und unverrückbar, sie werden gesalbt und verehrt. Ihre Form ist schon frühe das Kreuz. Es kann unmöglich das christliche Kreuz sein, sondern es ist das gleichschenklige Wege- oder Sonnenkreuz, das einen Menschen darstellen soll (Abb. 158—160). Diese Steinkreuze sind zugleich Kennzeichen der alten Gerichtsstätten, sie haben häufig den Sonnenkreis oder die Sonnenscheibe als Hintergrund (Abb. 161). Zuweilen findet man auf ihnen auch das Sonnenrad selbst abgebildet (Abb. 162 und 163). Im Mittelalter kam dann der Brauch auf, daß der Totschläger als Sühne für seine Tat ein Steinkreuz selbst anfertigen mußte; später konnte er dieses Kreuz anfertigen lassen. Auf dem Kreuz wurden dann je nachdem die Mordwerkzeuge des Täters oder die Handwerkzeuge des Erschlagenen (Abb. 164) oder die Gerichtswerkzeuge, denen der Täter entgangen war, dargestellt. Die mittelalterliche, in den Händen der Kirche liegende Justiz hat diese Kreuze als Abbildung des Kreuzes Christi, als Kreuzfixe aufgefaßt. Diese Auffassung ist irrig und tendenziös; denn die Sonnenkreuze haben den Sinn, daß sie die Menschengestalt des Getöteten in Kreuzesform wieder erstehen lassen



154. Kummernus als Kriegerdenkmal 1914/18 in der kath. Pfarrkirche von Bertolzhausen (Bl. Oberriedlach, Oberpfalz). Das Gewand ist mit Sonnensymbolen bemalt.



155. Menhirstein mit Sonnenzeichen. Museum Dublin (Irland). (Aufnahme: Dr. Franz Stöckner, Berlin.)



156. Die Bamberger Götzen. Museum Bamberg.

und dadurch in festerem Material als Fleisch und Blut Ersatz schaffen. Das ist der naive volkreliöse Sinn, deutsche Justiz, und wenn die deutsche Frömmigkeit mit einer Zähigkeit sondergleichen

auch auf den Gräbern von nicht christlich gesinnten Menschen das Kreuz richtet und nicht die gebrochene Säule der südlichen Antike, so handelt sie dabei aus jener uralten Erberinnerung, daß der Stein und die Kreuzgestalt die Ewigkeit des Menschen verbürgt. Bei zwei Trägern der Rückverbundenheit an die Vorzeit, der Anamnese und religio, ist die Erberinnerung an die Steinzeit besonders stark: Bei Jesus: wenn diese schweigen, werden die Steine schreien (Luk. 19 V. 40); bei Goethe: oben die Geister und unten der Stein (Werke, Sub.-Ausg. Cotta Bd. 3, S. 28).

Baum.

Das Holz eignet sich zur Darstellung der Menschengestalt in alter Zeit mehr als der Stein. Dabei hat der Holzkloß eine Festigkeit, die der Macht des Steins nahekommt. Die Eiche und die Linde sind im



157. Felsgeburt des Mithras, Museum Trier. Auf dem Firmament der Tierkreis, die 4 Köpfe stellen die Windrichtungen dar, die das legende Himmelskreuz bilden.



158. Steinkreuz mit Menschendarstellung in Zahnschädel bei Penig (H. Rochlitz) in Sachsen.



159. Thingstein von Hehersum (Kr. Gronau, NB. Hilbesheim.) Das Kreuz steht auf dem Sonnenbogen.



160. Thingstein bei Baugen mit Sonnenrad und aus Sonnenbogen gebildeten Kreuzen (späteren Ulrichskreuzen in Augsburg).



161. Grenzstein von Hemmendorf (Kr. Hameln) bei Elze mit Sonnenkreuz.



162. Thingkreuz mit zwei Sonnenrädern zu Seiten eines Kreuzes in Stolpen (H. Pirna).



Tafel VIII.



163. Thingkreuz bei Pirna mit Sonnenrädern.

deutschen Volksglauben von besonderer Heiligkeit umgeben, da sie den Blitzstrahl von den Menschen abwenden und damit einen Verkehr mit der Gottheit zeigen. Zunächst ist der Baum als solcher göttlicher Art. Er gewährt Schutz vor Unwetter und vor Sonnenhitze. Man lehnt sich an den Baum an, um Gottes Kraft zu erhalten. Man pflanzt Bäume auf die Gräber, da man in dem Gewächs die Kraft des Verstorbenen vermutet und sogar noch in den Blättern verehrt. Daher sind

immergrüne Blätter, Efeu und Wacholder Unsterblichkeitssymbole und der Efeukranz noch heute der deutsche Grabschmuck. Während das immergrüne Ölblatt und Lorbeerblatt dem Süden angehört, ist der deutsche Efeu nicht vom Dionysoskult abhängig, sondern eigenes deutsches Unsterblichkeitssymbol. Götter in den Bäumen lebendig sein zu lassen, ist erst eine späte Glaubensform. Sie hat sich in den christlichen Volksglauben umgewandelt, in dem Maria häufig ihren Sitz in Bäumen hat (Maria zur Eich im Elsaß). Auch sonst ist das Anheften von Kreuzfiguren und Motivbildern an Bäume im christlichen Volksglauben der Deutschen noch sehr gebräuchlich (Abb. 165 und 166). Es geht auf die Verehrung des Baumes selbst zurück, die eine Visitation des Bischofs von Brigen 1658 in Valles verbot. Also noch damals war in Südtirol der Baumglaube der Väter vorhanden. Und auf Gannball oder dem Lüzner stand noch um 1800 eine Wettertanne, in die das Volk Weihgaben mit der Bitte um Gesundheit hing, Abbilder von menschlichen Gliedmaßen und Haustieren. Eine Statue Jakobus des Älteren an dem Baum sollte diesen vorchristlichen Glauben verchristlichen. Nach dem Absterben des Baums kam Jakobus 1844 in eine dort erbaute Kapelle; das ist ein schönes Beispiel, wie noch heute Christenglaube und deutscher Volksglaube enig sind. Bei dem Kloster Weißenstein in Südtirol steht der Schicksalsbaum des Klosters, ein Kirschbaum, dessen Gedeihen und Verderben das Geschick des berühmten Wallfahrtsorts anzeigt. In Tacitus Germania (Buch X) wird das Baumorakel mit Stäbchen als deutsch geschildert. Baumgelübde haben sich seit jenen Zeiten bis heute erhalten. Mir ist ein Vorkommnis aus der Gegend von Landeck



164. Sühnekreuz mit Handwerkzeug des Erschlagenen: Schere und Nadel. Colbiger Wald (H. Grimma, Sachsen).



165. Linde bei Sondershof bei Tölz. Die Kränze sind Wittgaben um gute Ernte.



166. Maria an der Esche. Neuforge-Schlegel. Grafschaft Glaz.
Vor Joseph Wittigs Haus.

göttin Nerthus zu sein, über die uns Tacitus berichtet hat. Die Heilige gilt auch heute noch als Beschirmerin der Fluren und des Viehs und wird durch Darbringung von frischen Wald- und Feldblumen verehrt (Abb. 167) (vgl. Bayerischen Heimatschutzkalender, 25. Jahrg. 1929, S. 109ff.; Max Höfler, Wald- und Baumkult).

Besonders bemerkenswert ist, daß im deutschen Volksglauben auch Jesus mit einer Pflanze verbunden ist, mit dem Weinstock. Gewiß ist das durch das Johannes-Evangelium überliefert, aber stark geworden ist im Weinbauervolk der Glaube, daß des Heilands Blut in die Kelter fließt. An der Mosel, in Franken und



Edigna halt die Euangelijs Christe Sitt Sei Gott das miß
auch ermahnen und erlücke auch Sei Gott das er uns verschone

167. Motivbild der Edigna in der Kapelle des
Strasserbauern bei Tölz. Die Widmung bezeichnet die
Heilige als Verwalterin der Consilia evangelica, der evan-
gelischen Räte.

in der Grafschaft Glaz aus der Gegenwart bekannt, bei dem ein Mann ein Gelübde bei einem bestimmten Baum tut. Der Mann wird durch irgendwelche Schicksalsschläge zum Selbstmord getrieben, den er in der katholischen Kirche frevelhafterweise vollzieht; der Baum ist einige Zeit darauf abgestorben. Mein Gewährsmann, ein Förster, hat den Baum untersucht und keine äußeren Gründe zum Absterben gefunden. Der bayerische Volksglaube hat auch eine Baumheilige, die Edigna. Sie wird in einer Linde in Buch bei Fürstenseld-Bruck verehrt (s. Abb. 215). Der ihr dargebrachte Kult, der in einer Umfahrt auf einem Ochsenwagen gipfelt, scheint eine Erinnerung an die Umfahrten der Frühlings-

Südtirol ist dieser Glaube noch überliefert. Die berühmteste dieser Darstellungen ist das Altarbild von Hans Baldung Grien, nach einer Zeichnung Albrecht Dürers gemalt. Es befindet sich in der Schwanenritterkapelle der evangelischen Gumbertuskirche in Ansbach (Bayern-Franken) und steht dort vorn rechts vor einem Steingrab. Die Darstellung ist nicht volksgemäß, sondern eine theologische Darlegung der Blutsühne Christi. Der Heiland steht gebückt mit flugenden Mienen und Gebärden in der Presse, deren oberen Balken Gottvater links zudreht. Maria steht vor ihm, von sieben Schwertern durchbohrt, und stützt jammernd den Sohn in der Kelter, an der rechts oben Engel flagen. Unten strömt in der Mitte das Blut, in dem eine Anzahl Hostien weiß schimmern; und Blut und Oblaten fängt Petrus päpstlich bekleidet in einem Kelch auf. Dogmatisch beschriebene Spruchbänder zur Erklärung vollenden den unfünstlerischen, unbefriedigenden Eindruck trotz Gold und schöner Farben.

Die Weinbauern wußten aus dem Gegenstand Schöneres zu machen. Fröhlich kniet der Heiland auf der Kelterplatte in dem Bilde, das ich 1933 in Bozen erwerben konnte. Es stammt von der Katterer Höhe, ist ein Ölgemälde auf

Holz, datiert von 1753, 70 × 85 cm groß und eher für eine Weinstube und ein Bauernhaus als für eine Kapelle bestimmt gewesen. Der wohlhabende Winzer konnte sich derzeit eine solche christliche Verherrlichung seines Standes leisten (Tafel VIII). Der Kreuzquerbalken über Jesu Schultern hat die Löcher, durch die die Führungsstangen der Presse gehen mußten. Aus der Seitenwunde springt ein dünner Blutstrahl in den Kelch. Paulus und Petrus stehen links neben der Kelter. Hinten sammeln andere Apostel die Trauben. Über der Kelter schweben die Taube und Gottvater. Rechts unten fährt der Evangelist Johannes das Erntesäß auf dem mit den drei anderen Evangelistieren bespannten Wagen. Darunter steht:

Wie der Aposteln Arbeit und Lehr
den Weinberg Christi vermehrt,
steht vor Augen dieses Gemehls.
Sollich beacht, o fromme Seel.

Links hinter dem Saß stehen Ambrosius, Augustin, Hieronymus und Gregor:

Der heiligen Kirchenlehrer vier
beschreiben mit großer Zier,

Oben links Matth. 20 v. 1—7:

Der Hausvater Arbeiter dingt;
die Müßigen zum Weinberg zwingt.

wie Christus die Frucht seiner Leiden
den Menschen läßt angedeihen.

Oben rechts Matth. 20 v. 8—16:

Die Arbeiter belohnen wollt,
Die Letzten wie die Ersten besold'.

Das Bild ist besonders bezeichnend für die Einverleibung des christlichen Erlösungsglaubens in das deutsche Bauernleben, wobei der außerchristliche Naturglaube, dionysische Überlieferungen ganz naiv benutzt werden. Auf der Katterer Höhe hängen zur Weinlese die schönsten Trauben am Kreuzifix (Abb. 168).

Ebenso ausdrucksvoll ist der Brauch der Pestkreuze: die Gestalt des sterbenden Heilands wird an ein natürliches Kreuz gehängt, einen Baum mit drei Zweigen nach oben, Symbol der Welt-
esche, des deutschen Lebensbaums. Das gesunde Leben des Baumes soll die Ansteckungsgefahr der Pest überwinden. Auch hier ist der alte deutsche Baumglaube deutlich (Abb. 169).

Art.

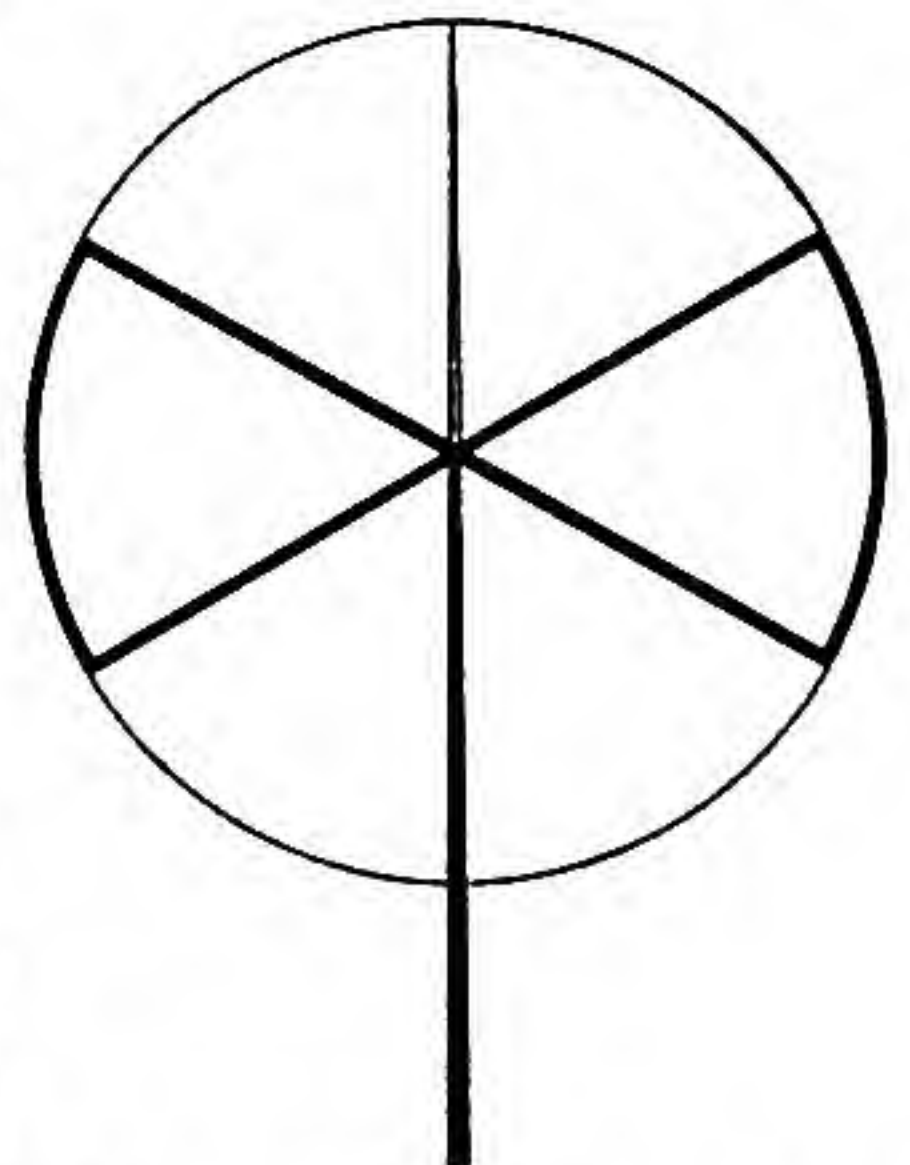
Der Hammer und die Art sind ursprünglich doppelteilig entstanden, und zwar sowohl aus symbolischen wie aus praktischen Gründen, wobei über die Priorität nicht zu entscheiden ist. Daß man zuerst das Loch



168. Kreuzifix mit Weintrauben. Katterer Höhe (Südtirol).



169. Christus am Lebensbaum. Kloster Altenhofen am Inn bei Rosenheim (Ob.-Bayern).



170. Entstehung der Doppelart aus dem Sonnenrad.

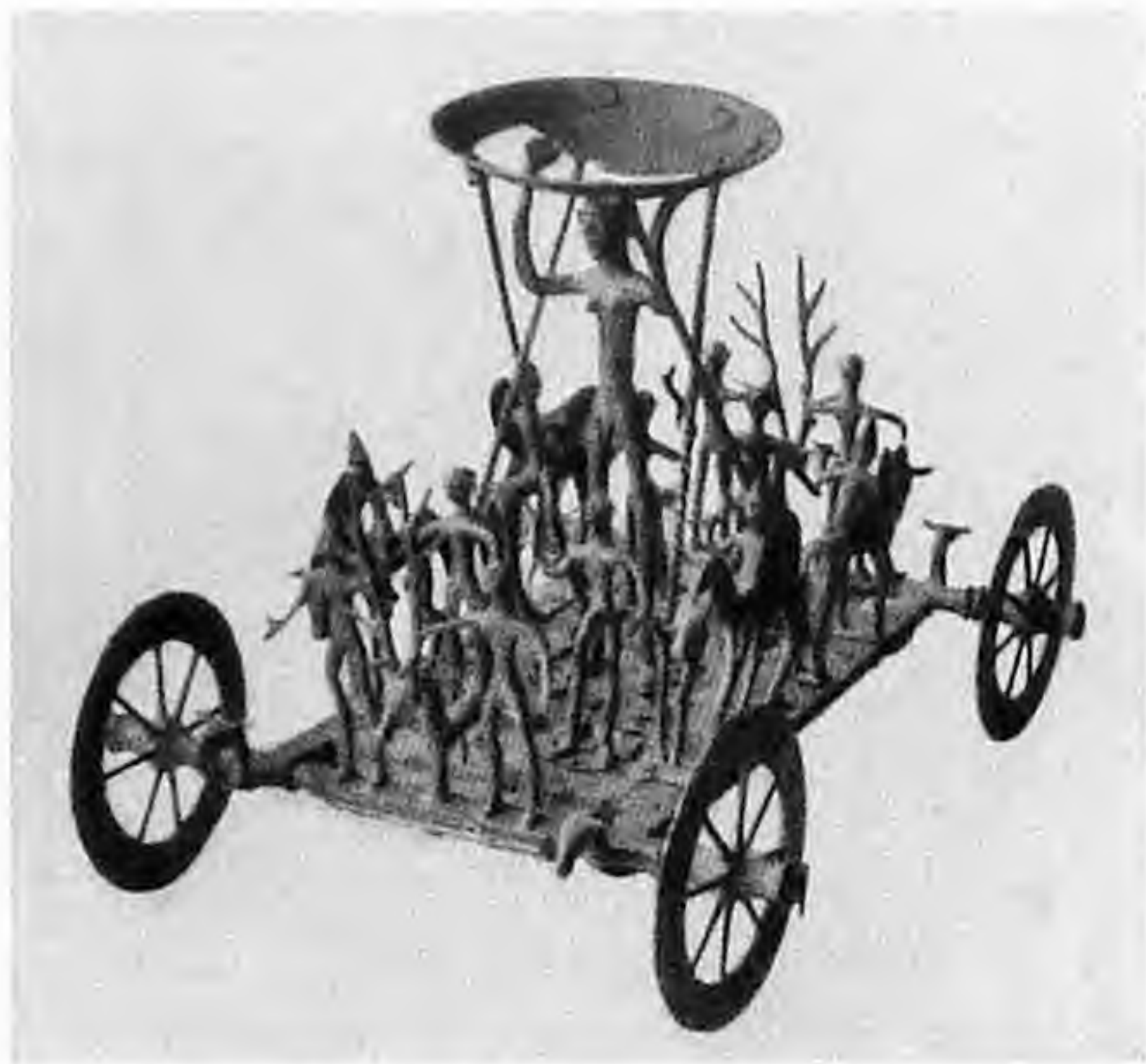


171. Indogermanische Prunkart aus Kupfer. (Aufnahme: Naturwissensch. Museum, Wien.) Einzelfund aus Puschitz in Mähren. Blatt und Stiel aus einem Guß. Stiellänge 47 cm. Bei der damaligen Seltenheit des Kupfers wurden Einzelstücke vielfach in Stein nachgebildet. Diese Art diente religiösen Zwecken.

zur Winter Sonnenwende das Jahr in zwei Hälften, und dadurch entsteht die Doppelart. Daher führt der Sonnengott des Südens Jupiter-Dolichenus diese Doppelart, und aus dem Urthieb in das Haupt Zeus entsteht Athena, die Göttin der Klugheit und des Handwerks. Noch in dieser späten griechischen Ausdeutung kommt der produktive Sinn zum Ausdruck, den die Steinzeit der Art beilegt. Die Art ist göttlich, weil sie Macht hat, und sie übt diese Macht aus als Streitart, als Heilart und als Werkart. Diese drei Bedeutungen gehen in der Geschichte dann immer mit- und ineinander. Die germanische Mythologie hat als Artgott Donar=Thor. Hier ist die Art Mjölnir das Kampfmittel gegen die Gewitterriesen. Dabei wandelt sich der Gott Donar selbst zu einem Wettergott, dem als Opfergeschenke kleine Beile aus Feuerstein oder Bernstein, später aus Bronze und Eisen dargebracht werden (Abb. 171). Daß die Art auch Fruchtbarkeitsbedeutung im Norden hat, beweist die Brautweihe auf einer schwedischen Steinrikung. Im Thrymslied sagt Thor: Bringt mir den Hammer, die Braut zu weihen; legt den Mjölnir in des Mädchens Schoß, weicht uns zusammen in der Treue Hand. Auf der Brust des nordischen Christus ist dreimal die Art als Treuezeichen bis in den Tod (Abb. 174). Die christliche Mythologie hat sich vergeblich bemüht, den germanischen Artgott zum hinkenden Unhold zu machen. In allen Waldgegenden ist St. Wolfgang zu dem Heiligen geworden, der mit der Streitart die wilden Tiere, Wölfe des Waldes erlegt und mit der Werkart die Bäume fällt und aus dem Holz Kirchen baut. An St. Wolfgang knüpfen sich daher die seltsamsten Gebräuche mit dem Beil. Das Beil wird geworfen, um die Grenze des Landbesitzes festzustellen, später auch, um die Stelle zu ermitteln, wo eine Kapelle gegründet werden soll. In den Neubau wird ein Wolf hineingeschickt, der ja dem Wodan heilig ist, damit der Teufel seine Beute habe. Das Beil wird als Schutz in Gebäude eingemauert. Es ist noch heute am Turmhelm der Kirche zu Eisenberg in Schlesien und auf einigen Bauernhäusern Oberbayerns (Abb. 172) zu sehen. So ist die Wolfgangsgart Schutz gegen Blitzschlag. Wolfgang ist der Heilige der



172. Thors Art am Giebel des Gustav Vogelschen Hofgebäudes in Lieberhof bei Ober-Tegegnsee. Ein solches Beil findet sich auch noch in der Nähe von Tölz in Anger a. d. Isar und in Sachsenham sowie am Turm der katholischen Kirche in Eisenberg, Kr. Sagan.



173. Kultwagen der Frühlingsgöttin aus Strettweg bei Judenburg (Steiermark) Museum Graz. (Schmid, Der Kultwagen von Strettweg.)

Holzfäller und der Hirten, die er gegen die wilden Tiere schützt. Kleine Bleiarzte mit seinem Bild werden als Amulette getragen und an die Stalltüren geheftet.

Rad, Wagen, Schiff.

Die Vorstellung vom Rad ist älter als die des Wagens. Der Wagen der Urzeit hat Radscheiben, keine Speichen. Wieder ist also der seltsame Zwiespalt zwischen dem Symbolischen und dem Historischen. Die Radspeiche stammt aus dem Symbolischen vom Sonnenrad und ihrem Achsenkreuz. Viel später erst wurde aus dem Sonnenrad der Sonnenwagen, von Pferden gezogen, als man die uralte Symbolik des Sonnenrades mit den 4, 6, 8 oder 12 Speichen nicht mehr verstand. Daß das Sonnenrad als eine Feuererscheinung gefaßt wurde, ist durch die Wärmewirkung der Sonne begreiflich. Daß unsere Vorfäter aber die Drehung dieser Sonnenscheibe beobachteten, ist eine ganz erstaunliche Einsicht. Die alten Steinsetzungen, die im Norden Europas sich vorfinden, sind Sonnenbeobachtungseinrichtungen, die durch Jahrhunderte hindurch mit einer bewundernswerten Exaktheit durchgeführt wurden und sich den babylonischen Leistungen auf diesem Gebiet an die Seite stellen. In ganz unpersönlicher Art muß durch Generationen diese Kalenderweisheit weitergegeben worden sein, um für den Norden eine Zeitbestimmung aufzustellen, die den Charakter der Heiligkeit hatte. Es war ein symbolischer Sonnenkultus, der in der geregelten Wiederkehr der Zeiten die

175. Sonnenrad als Zeichen der Beständigkeit über dem Portal des alten Rathauses in Miltenberg a. M. Als kurmainzisches Wappen ist das Sonnenrad in dieser Gegend häufig.



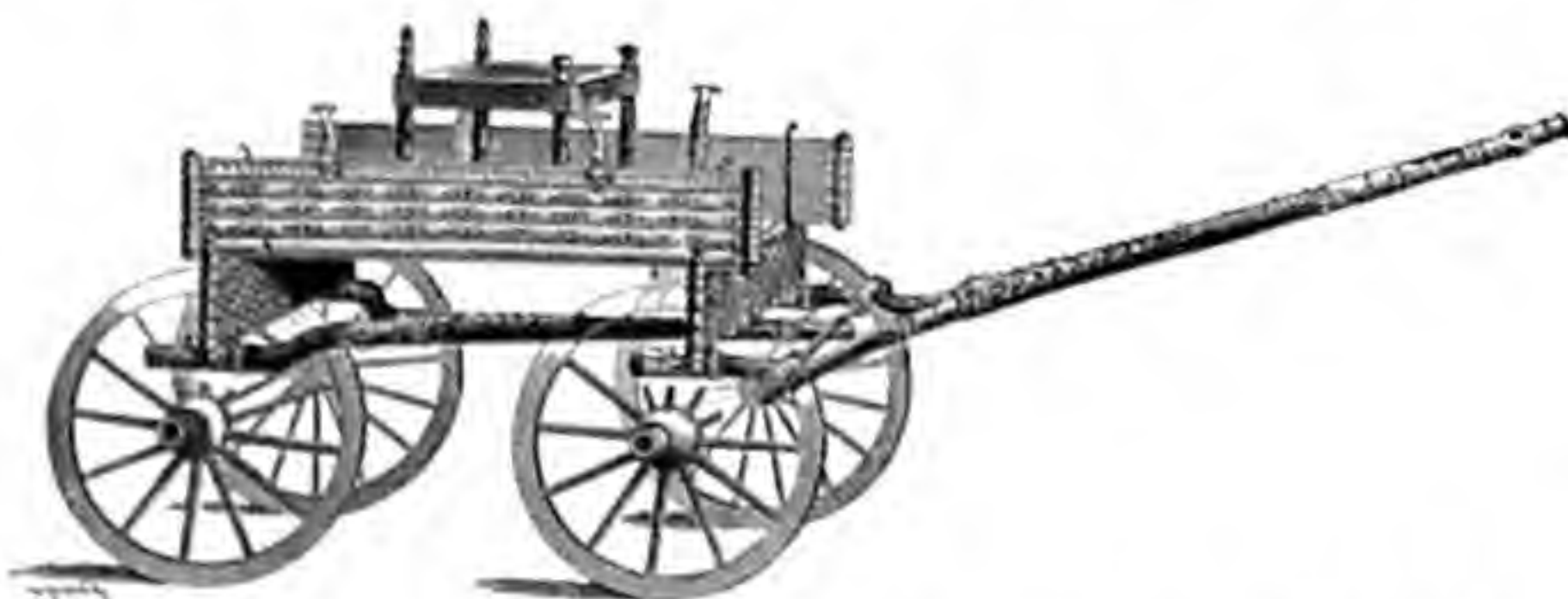
174. Altnordische Christusplakette mit irischem Einfluß aus Athlone. Nationalmuseum Dublin. Auf der Brust trägt Christus dreifach das stilisierte Urtymbol.





176. Fronleichnamsprozession in Wadersberg bei Tölz. Der Kultus Christi und der Natur Hingen zusammen.

Trene der Sonnengottheit einsah und die Standhaftigkeit des Sonnengottes in seinem Wandel zum Vorbild für den menschlichen Charakter nahm (Abb. 175). Das Hakenkreuz verdankt diesen Beobachtungen seine Entstehung. Die kurzen gebogenen Widerhaken an den vier Radspeichen sind nicht etwa als Überreste der Radsfelgen zu deuten, sondern sie sind die in der Drehung des Rades zurückgeworfenen Flammen, so daß das Hakenkreuz also in dieser der Rückbewegung entgegengesetzten Richtung sich dreht. Die Jugend in der Rhön pflegt zum Sonnenwendfest im Sommer Feuerräder aus Stroh den Berg hinab zu rollen. In anderen Gegenden trägt man ein brennendes Rad auf einer Stange. Alle Umfahrten und Prozessionen auf Wagen haben diese Hindeutung auf die Sonne. So sind auf einem bei der Leonhardsfahrt bei Tölz alljährlich benutzten Wagen die vier Jahreszeiten dargestellt. Auch der Karnevalumzug hängt mit diesem Sonnenglauben zusammen. Der Name kommt ja von *Carrus Navalis* und wird daher als eine Nachwirkung der im alten Rom üblichen Fruchtbarkeitsprozessionen aufgefaßt, bei der die Maienbraut und der Bräutigam in einem Schiff vom Meer her landen und auf einem Wagen zum Artemistempel gefahren werden. Es ist irrig, zu meinen, daß der nordische Brauch, bei dem ein Schiff auf einem Wagen gefahren wird, von diesem römischen Brauch aus der Kaiserzeit abhängig sei. Viel-



177. Hölzerner Kultwagen mit Bronzebeschlägen aus dem Dejbergmoor in Jütland.

mehr ist eher das Umgekehrte anzunehmen. Im Norden war der Umzug der Nerthus im Wagen zum Frühling Volksbrauch (Abb. 173 und 177). An der Küste des Meeres ergab sich ohne weiteres, daß das Schiff für die Küstenbewohner an die Stelle des Wagens trat. Ebenso wie die Sonne für den Küstenbewohner in einem Schiff über den Himmel fährt. Infolgedessen trat am Niederrhein die Verbindung des



178. Die Flußheiligen Johann von Nepomuk und Nikolaus auf der Tsarschleuse bei Tölz. Nepomuk ist den Schiffern heilig, weil er im Wasser sein Martyrium fand, und Nikolaus, weil er ein Schiff aus Seenot rettete.

Glaubens des Inlandsbewohners und des Küstenbewohners ein, das Sonnenschiff erhielt die Sonnenräder und hat sich in dieser Form im rheinischen Karneval als Erinnerung erhalten.

Zwar ist in der Fronleichnamsprozession der Wagen weggefallen, aber der Sonnenschein des Herrn Jesus Christus liegt immer noch über Bergen und Menschen (Abb. 176). Und die Heiligen Nepomuk und Nikolaus stehen Rück an Rück auf der Tsarschleuse oberhalb Tölz, um ihre Macht über das böse Wasser den Flößern zugute kommen zu lassen (Abb. 178).

6. Wasser, Schlange.

Das Wasser ist im Volksglauben das uralte Symbol für die Unendlichkeit. Die Toten fahren übers Meer an neue Ufer, die kein Lebender je erreichen kann; es ist der selbstverständliche Glaube aller Menschheit, daß es ein anderes Ufer gibt, an dem die Seelen weiterleben (Abb. 179). Das Wasser in seiner ewigen Bewegung ist Symbol der Unsterblichkeit. Das Wasser ist ebenso Ursprung des Lebens, denn es befruchtet die Erde. Daher kommen auch die Menschenfinder aus dem Wasser, Perchta holt sie aus dem Schilfteich. Alles Leben schwimmt im Wasser. Daher ist das Wasser heilig, man wirft zu Pfingsten Blumen und Brot in den Brunnen. Die Burschen begießen zu Ostern die Mädchen des Dorfes mit Wasser. Geweihtes Wasser sprengt man auf die Gräber oder segnet sich damit beim Betreten der heiligen Orte. Das Gleichnis vom lebendigen Wasser,



179. Grabstein von Tjan gride in Götland. Totenroß mit 8 Reinen und Totenschiff. Denn die Toten reiten und fahren schnell.



180. Brakteaten aus der Völkerwanderungszeit. Die Midgardschlange ober der Fenriswolf beißt dem Sonnengott Fuß oder Hand ab.



181. Drachentöter auf schleswigischen Kirchenskulpturen in Norderlügum (Kr. Tondern) und Nieblum (Kr. Südtondern).

Odilienberg in den Vogesen. In der jetzt evangelischen Klosterkirche zu Heilsbrunn (Mittelfranken), der Gruftstätte der fränkischen Hohenzollern, sprudelt unter dem Hochgrab der Kurfürstin Anna von Brandenburg († 1512) noch heute eine klare Quelle.

Die Schlange ist als Wasser- und Erdtier heilig. Da sie in Gräbern lebt, ist sie Seelentier, Sitz der Ahnenseele. Daher hält man sie als Haustier etwa unter der Hauschwelle. Die Hausotter wird in Schlesien noch gepflegt. So ist dieses Tier Symbol der Weisheit und der heilenden Kräfte. Ebenso ist aber die Schlange unheimlich, ihr Gift tödlich, daher ist sie das Tier der Vernichtung und der Verführung und umgeben mit Schauder und Grauen. In den germanischen Landen, in denen die Schlangen weder die Gefährlichkeit noch die Verbreitung wie im Süden haben, sind diesen Tieren mehr gute Eigenschaften beigelegt worden. Im Märchen der Deutschen spielt die gekrönte Schlange, die weiße Matter, die schöne Rolle des heimlichen Wunders, sie legt sich im Ring und wird Symbol des Bruderbundes und der Ehe. Als böses Prinzip wird im deutschen Volksglauben die Schlange zum Drachen. Die Midgardschlange bekämpft zur

das Jesus im Johannesevangelium verkündet, ist uraltes volks-religiöses Gut.

Die Verehrung von Quellen ist vorgeschichtlicher deutscher Brauch; denn daß Wasser Heilkraft hat, ob es nun besonders warm oder kalt ist oder eigentümlich schmeckt, ist eine unseren Vorfahren viel näher liegende Beobachtung als uns. Die drei heiligen Jungfrauen von Meransen (bei

Mühlwald im Pustertal) sind gewiß vorchristliche Quellgottheiten. Denn auf dem steilen Weg von Mühlwald nach Meransen ist bei der Jungfrauenrast ein Brunnlein, das auf Bitten von Rubet, Rubet und Querre entsprungen sein soll; noch heute ist es den Wallfahrern Labjal (vgl. Abb. 199—201). Die Quellen der heiligen Ottilie, die gegen Augenleiden helfen, sind zahlreich und bekannt, am berühmtesten die am



182. St. Peter bei Straubing. Tympanon des Westportals. Der Sonnenheld rettet vor der Nacht des Bösen.



183. Heidenportal am Dom in Reglar. Die zwei Jahreschlangen des deutschen Sonnenglaubens sind zwar nicht mehr verstanden, aber festgehalten.

Winter Sonnenwende den Sonnengott und beißt ihm Hand oder Fuß ab (Abb. 180). Und der Sonnengott wird im Wandel der Zeiten zum Ritter Georg, der dem Drachen der Nacht seine Beute entreißt (Abb. 182, 184). Diese Darstellung wurde besonders an den christlichen Taufsteinen Norddeutschlands sehr beliebt (Abb. 181).

Der deutsche Volksglaube stellte sich die Erdmacht der Fruchtbarkeit als eine Schlange vor, die im Winter in den Wurzeln der Welteiche schlummert und, im Frühling von der Sonne geweckt, langsam sich am Stamm des Baumes emporringelt, Kennzeichen des steigenden Saftes. Diese Schlange wurde dann auch als zwei Schlangen aufgefaßt, von denen die eine die steigende Hälfte des Jahres, die andere die fallende Hälfte des Jahres darstellt (Abb. 183). Und diese beiden Schlangen ringeln sich um den Askulapstab als Symbol der Fruchtbarkeit und Gesundheit, noch heute Kennzeichen der Arzneikunst. Dieses Tier ist also im alten Mythos der gute Gott des Lebens, der sich am Baum des Lebens emporringelt und dem neben dem Baum stehenden Weib das Zeichen der Fruchtbarkeit, den Apfel mit den vielen Kernen, zureicht. Und aus diesem gütigen Tier macht der semitische Mythos das Tier der Verführung und den teuflischen Urheber des Sündenfalls und der Erbsünde der Menschheit.

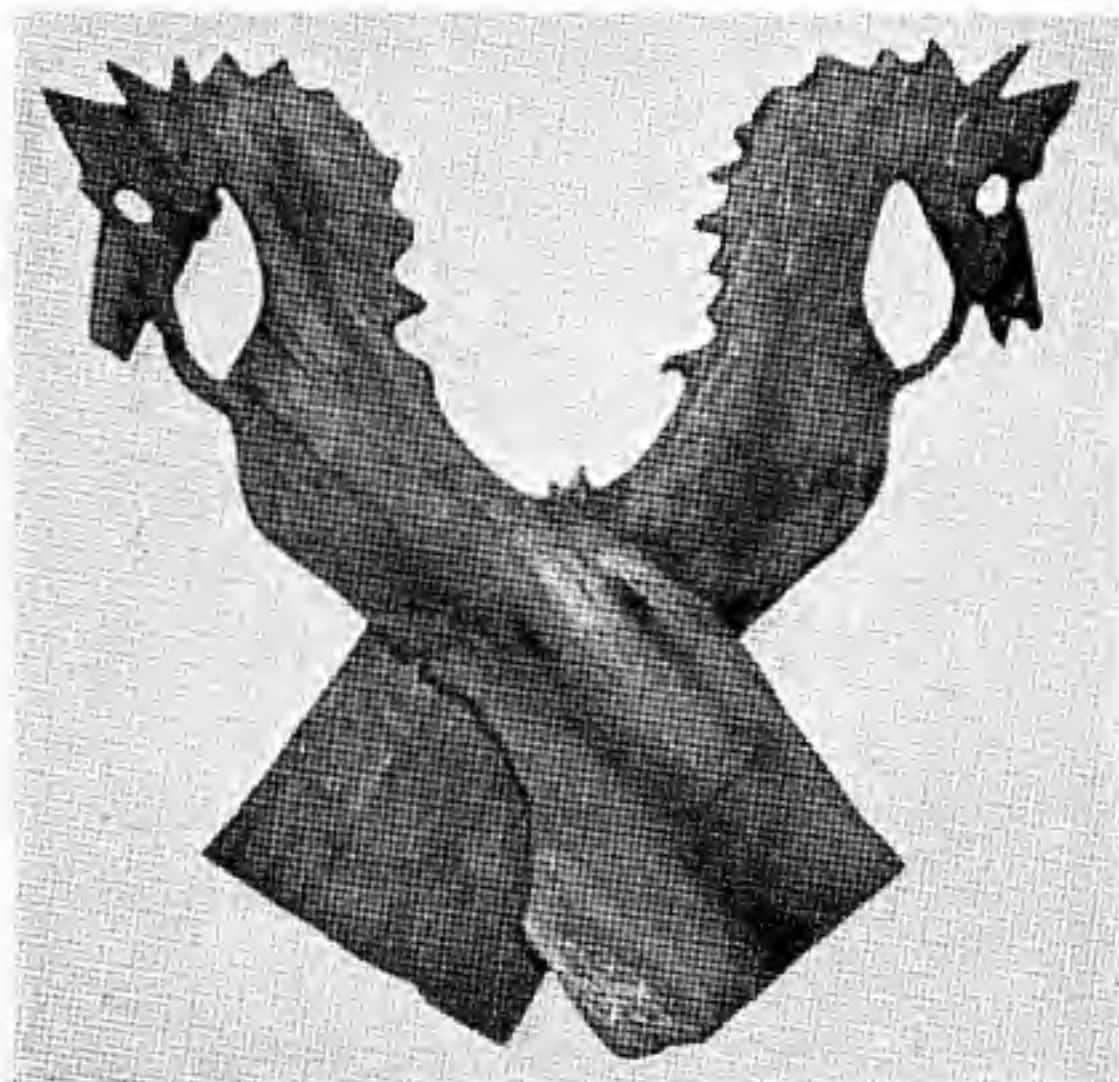
Der deutsche Bauer sah in der Arbeit auf der Erde keine Strafe, sondern glaubte, daß die Erde den Menschen segne. Daher bittet er um Fruchtbarkeit. Flurs Segen und Flurumgänge sind zu allen Jahreszeiten alter Brauch, Fruchtbarkeit des Landes zu erbitten. Diese Bräuche sind zwar verchristlicht. Die Holzpäne, die zu Ostern an die Ecken des Feldes gesteckt werden, sind in Kreuzform gebunden; aber die Weidenkätzchen dran sind vorchristlich. Und der Priester besprengt die Flur mit Weihwasser: ist das deutscher Fruchtbarkeits- oder christlicher Segensbrauch? Ganz gewiß beides zugleich. Und die drei heiligen Könige Caspar, Melchior und Balthasar, sicherlich aus dem Neuen Testament, müssen die Häuser, Ställe, Scheunen segnen; C + M + B ist in allen deutsch-katholischen Gegenden an den Gebäuden zu lesen. Der Dreikönigstag als erste Hoffnung auf Frühling muß den Sommer Segen auch für jede besondere Frucht vorbereiten. Es gibt sowohl in der Ostmark wie in Südtirol den Flachs Segen, daß er hoch und lang wachse.

„In den Seitentälern Antholz und Gieß im Pustertal wird am Vorabend vor Dreikönig ungefähr um 4 Uhr nachmittags das traditionelle ‚heilige Mahl‘ mit der Hausräucherung gehalten. Wenn die ganze Familie und die Gäste in der Stube beisammen sind, kommt der Hausvater mit der Glutpfanne; alle halten der Reihe nach Hut oder Kopftuch zuerst dicht über die rauchende Glut und dann hoch empor. Die Erwachsenen heben die Kinder auf, daß diese mit dem Kopf am Oberboden anstoßen, und indessen rufen alle: ‚Haar lang, Haar lang, hoch auf, hoch auf, so lang muß der Haar wachsen!‘ Wenn dann die Hausräucherung und das ‚heilige Mahl‘ vorbei sind und die Nacht gekommen ist, beginnt das ‚Haar-lang-Fahren‘. Die Männer nehmen einen großen Schlitten, der älteste Sohn des Hauses oder der Großknecht hat die Führung. Vorzeiten gingen auch die weiblichen Hausleute mit, und die Wanderung führte zwei Stunden weit auf den Berg. Heute ist der Weg kürzer, aber immer noch wird in größter Eile heruntergefahren und dabei laut gerufen: ‚Haar lang, Haar lang, noch länger, noch länger!‘ Je eiliger die Fahrt und je lauter das Rufen, um so besser wächst nach dem Glauben der Leute der Flachs“ (H. Mang).



184. Nordportal der Klosterkirche in Windberg (M. Bogen, Niederbayern). Kampf des Lichtes gegen die Nacht.

7. Tier.



185. Nordischer Wetterschuh. Vaterl. Museum in Hannover.

Das Tier steht im deutschen Volksglauben in dreifacher Heiligsbeziehung. Es gibt eine Heiligkeit der Tiere, es gibt Tierheilige und Heilige, die vor Tieren schützen. Die Heiligkeit der Tiere ist wohl die älteste Vorstellung. Jedenfalls ist im nordischen Glauben das Tier als Symbol für das Heilige uralt. Daher steht unter den heiligen Tieren das Pferd obenan, und zwar nicht, wie man früher rationalistisch meinte, wegen seiner Seltenheit im Norden, sondern wegen seiner Bedeutung als Wassertier. Ebenso wie der Stier in der Antike als Tier der Zeugungskraft zum Wassertier wird, wird das Roß im Norden zum Brunnengott. In der Nähe von Nürnberg gibt es einen Willibalds-Born, der auch Reiterbrünnlein genannt wird. Aus Roßhufgefäßen gießt man Trankopfer, aus Pferdetrappen trinken die Hexen. Sleipnir, das spätere Roß

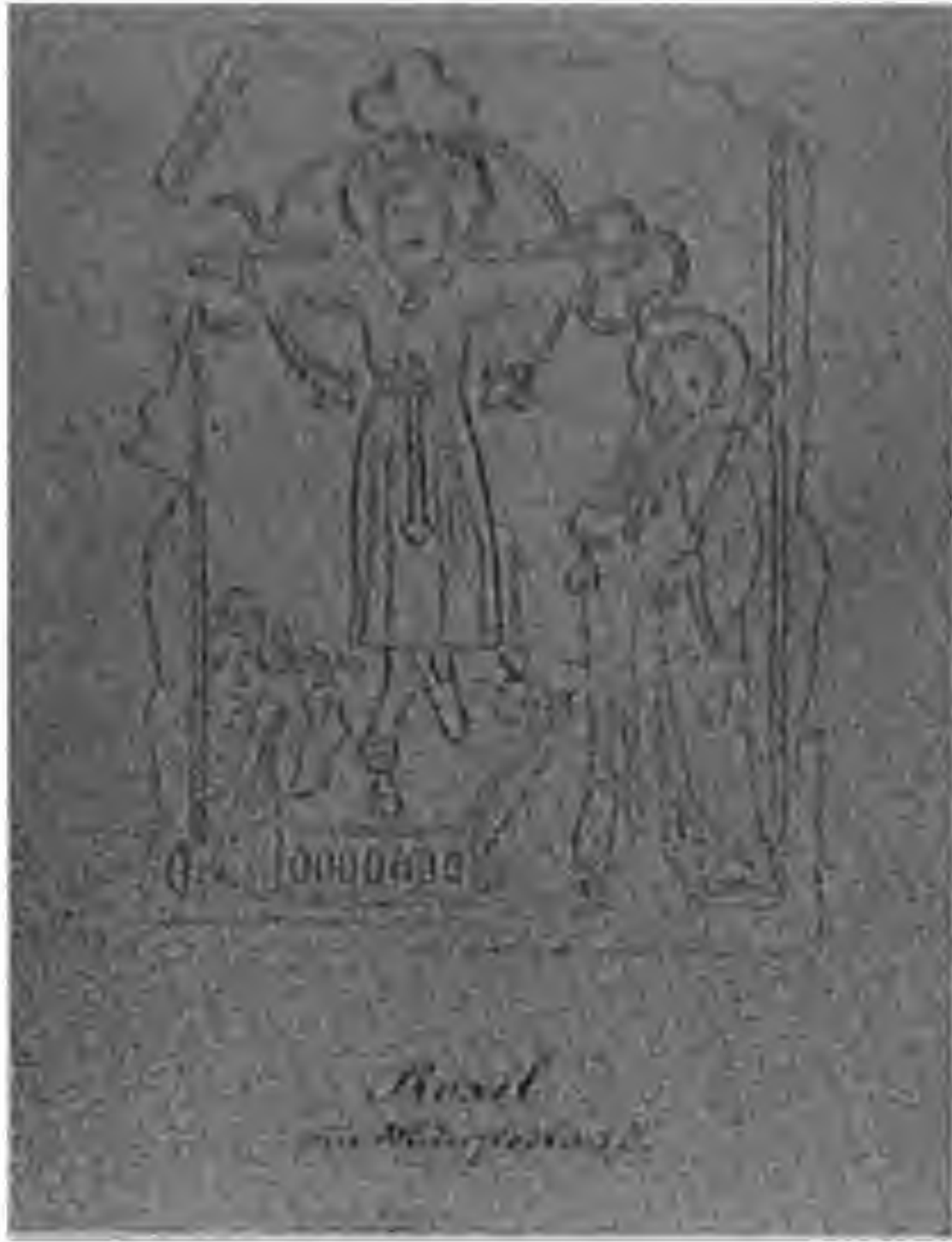
Wotans, ist ursprünglich selbst Gottheit und trägt auf seinen acht Beinen in schnellem Lauf die toten Helden von der Walstatt nach Walhall (Abb. 179). Beim heiligen Roß schwören die Goten dem Marich Treue und Gefolgschaft. Durch den Umritt auf einem Schimmel, Wotans heiligem Tier, erwarb man sich den Landbesitz und Bodenständigkeit.

Dieses wertvollste Tier wird nun auch als Opfer dargebracht. Der alte Deutsche steckt den Kopf des geschlachteten Rosses auf die Wetterstange oder den Hausgiebel, dem Wettergott zu zeigen, daß ihm das gebührende Opfer dargebracht ist (Abb. 185). Dem heiligen Leonhard bei Bruck schenkten die bayerischen Fürsten alljährlich die schönsten Pferde des Hofstalles zum Opfer als Dank für Befreiung des Landes von einer verheerenden Viehseuche (Abb. 186).

Heilig ist im Norden seltsamerweise auch das Schwein. Mag sein, daß seine Nützlichkeit zu dieser Verehrung geführt hat. Das Antonius-Schwein hat in Deutschland an der Kirche seinen Stall, wurde auf Gemeindefosten gehalten und lief frei in Stadt und Land umher. Im Winter wurde es geschlachtet, in der Kirche geweiht und den Armen geschenkt. Das freie Umherlaufen erhielt sich in München bis Anfang des 19. Jahrhunderts. In Bamberg sollten nach Ratsbeschluß 1481 nicht mehr als sechs Rennsäue laufen (Abb. 187).



186. Der Wotanschimmel. Deckengemälde in der Pestkapelle zu Bairawies. B. A. Tölz. Unter den von der Seuche befallenen Tieren bleibt das Götterroß allein am Leben.



187. Der heilige Antonius mit Schwein und Kümmerniß. Nach einer Zeichnung von einem Bild in Vogel Nr. Münster Land (Westfalen). Welche sind Tierbesitzer.

Der Göttin Freya war die Ake heilig. Ihr Wagen ist mit diesem Tier bespannt. Die Ake gilt als Liebling der Frauen. Der Hahn ist Verkünder des Morgenrots und daher in der religiösen Symbolik das Auferstehungstier. Daher die Hähne auf den Kirchtürmen, die keineswegs christlich sind. Die heilige Edigna führt als Adergöttin den Saathahn; das Erntepferd ist der Hahn (Abb. 188, 167). Sein Sinn hat immer etwas mit dem Begriff Leben zu tun. Daher ist der heutige Volkspruch: „kein Hahn kräht danach“ noch heute die Erinnerung daran, etwas aus dem Leben Ausgeschiedenes zu bezeichnen.



188. Pfingsthahn der Konfirmanden aus Leese a. d. Weser (Nr. Stolzenau). Hannover, Vaterländisches Museum.

Diese als heilig verehrten Tiere werden im Volksglauben allmählich durch die Tierheiligen verdrängt. Der heilige Wolfgang heilt dem kranken Pferd den Fuß. Der heilige Georg bekämpft vom Pferd herab den Drachen. Der heilige Leonhard schützt die Pferde vor aller Krankheit. Eine Kette schlingt sich zu seinen Ehren um die Kapelle, und die Pferde halten ihm den Umzug, nicht die Mädchen auf den Wagen (Abb. 190—192). Der heilige Martin sitzt auf dem Wotanstroß, und diesem wird der Martinshafer zum Opfer



189. St. Wendelin. Statue in der Wallfahrtskapelle Gügel bei Bamberg. Die Reliquien dieses Herdenschützers sind in St. Wendel (Saar).



190. Die Kettenkirche St. Leonhards in Tölz. Um die Kirche ist St. Leonhards Kette gelegt.



191. Leonhard als Schutzpatron für die Gefangenen (daher Kette) und das Vieh. Statue im Museum zu Tölz.



192. Leonhardsfahrt um die Kettenkirche in Tölz am St. Leonhardstag (6. November). Der Pferdeumzug wird vom taftmäßigen Knallen der Umgeißeln begleitet. Um die Kirche ist eine Kette gelegt, da der Heilige in der christlichen Legende Beschützer der Gefangenen, in der vorchristlichen Überlieferung Schützer der Pferde ist. Vgl. die keltische Pferdsgöttin Epona.

gebracht. Stellt sich am Martinstag schön Wetter ein, so heißt es in Bayern, der Heilige muß für seinen Schimmel noch ein Winterhen dörren. In der Martinskirche zu Landshut in Bayern teilt der manteltragende Martin mit St. Kastulus, dem Schimmelpatron, die Verehrung. Der Bauer reitet die Stute, die ihn das erstemal mit einem Fohlen beschenkt, samt diesem um die St.-Leonhards-Kapelle. Hölzerne und eiserne Botivbilder werden zur Gesunderhaltung dem Heiligen zum Opfer gebracht (Abb. 193). Diese Heiligen dehnen ihren Schutz vom Pferd her über das gesamte Vieh aus. Auf den Botivbildern für Leonhard, die Kümmerneis und andere wimmelt es von Schweinen, Kälbern, Eseln bis zum Federvieh herab (Abb. 194). Neben Leonhard tritt als besonderer Viehheiliger St. Wendelin, der die Schafe weidet, der deutsche gute Hirt (Abb. 189). Aber in der Oberpfalz kennt man auch die böse Grid, die als Herdgöttin fünthe Graite heißt. Sie ist in die heilige Margret verwandelt worden, die als Nothelferin den Lindwurm, den Träger der Pest, gefesselt mit sich führt. Neben der Verehrung der zahmen Tiere und ihrer Schutzheiligen steht die Heldenverehrung, die den Besiegern des Bösen in Gestalt des Tieres gezollt werden. Auch hier ist die symbolische Vorstellung sichtlich im deutschen Volksglauben die ältere und bezieht sich auf



193. Botivgaben in der St. Leonhardskirche von Tölz.



Als Anno 1714. in der gemein Weirabiß der schädliche Vuchfall Galiert
 hat sich Sebastion gery und sein weib auger in dem 14. Nothhelfern ber.
 lobt / ist sein vich vor der leidigen suchte befreit worden. e. m.

194. Votiv an die 14 Nothelfer und Jesus als guten Hirten in der Mitte. Pfarrkirche von Bairawies (BA. Tölz).

den Kampf der Sonne mit der Finsterniß. Der Drache und der Löwe werden Vertreter des Bösen, das den Menschen verschlingen will und durch den Sonnenhelden besiegt wird. An zahlreichen christlichen Kirchen finden sich noch solche Darstellungen aus romanischer Zeit. Aus dem Siegfried, dem alten Drachentöter der Deutschen, wird St. Magnus am Staffelsee, der den Lindwurm tötet, und andere christliche Heilige. St. Clemens tötet eine Menge Schlangen bei Trier. Pirmin reinigte die Bodenseeinsel Reichenau, und ähnlich Honorat und St. Julia. Der Rattenfänger zu Hameln von 1224 hat überall seine christlich segensreiche Analogie, nämlich in der Befreiung von Ratten- und Mäuseplagen.

In der Augsburger Gegend hat der heilige Ulrich diese Tiere gebannt. In seinem Stab laufen die Mäuse hinauf, und selbst Erde von seinem Grab vertreibt diese Schädlinge. Benediktiner von St. Ulrich

handelten mit diesem Rattenpulver. Ulrich ist auch gegen die Fliegen hilfreich. Am Nikolaustag schreibt man den Namen dieses Heiligen auf einen Zettel oder an die Tür, um die Mäuse zu vertreiben. In Irland verbannt Kolumban die Ratten, Mäuse und Erdwürmer und St. Patrick die Schlangen und Kröten. St. Stephan, Benedikt und Gregor haben Gewalt über die Heuschrecken und St. Sebald in Nürnberg verhindert, daß das Fleisch von Fliegen verdorben wird.

Wenn auch diese ganze Entwicklung sich als eine Rationalisierung durch Jahrtausende erweist, daß nämlich von der Verehrung des heiligen Tieres schließlich nichts mehr übrig zu bleiben scheint als ein Insektenpulver, so ist diese Meinung für den verständnisvollen Beobachter des religiösen Volkslebens doch falsch. Zweifellos lebt in der Leonhardsverehrung des bayerischen Volkes noch heute eine bedeutende religiöse Kraft, die, von den katholischen Geistlichen sorgsam gepflegt, die Zuversicht der Menschen auf die Gottesgabe des Tieres erhöht und zu dem sinnvollen Seelenverkehr zwischen Tier und Mensch, der dem deutschen Wesen gerade so nahe liegt, Gutes beibringt.

Der Mensch und seine Glieder.

Daß der deutsche Volksglaube die Gestalt des Menschen als etwas Heiliges vorstellte, ist früh. Thorbilder waren auf den Hauptsäulen des Hauses eingeschnitten, und die göttliche Kraft wurde im Norden wesentlich als männlich dargestellt. Der Körper hat im religiösen Leben den Sinn, der Sitz aller übersinnlichen und magischen Kräfte zu sein. Infolgedessen werden vom Körper diejenigen Ausdrucksglieder am meisten hervorgehoben, die irgendwie Heil oder Unheil bedeuten können. Zunächst ist das Auge für diese Auswirkungen magischer Kräfte bedeutsam. Der gute und der böse Blick sind volksreligiöse Erinnerungen, die noch heute ihre Nachwirkungen haben. Gewiß wird der Kulturmensch heute nicht ohne weiteres einen schielenden Menschen als schlecht bezeichnen. Hat doch unser Dichter Schiller schließlich in der Erbfolge seinen Namen von diesem Körperfehler eines seiner Vorfäter herzuleiten. Wie gut, daß solche unechte Erinnerung im Volksleben vergessen worden ist. Trotzdem ist aber im bäuerlichen Leben der Glaube an den guten und bösen Blick nicht auszurotten und ist auch eine keineswegs unhaltbare Seelenkenntnis. Denn es ist schon so, daß der Mensch von allen seinen Funktionen seine Blicke am wenigsten verfälschen kann. Viel größere Zucht ist dem Menschen über seine Hände möglich. Und so ist die Hand das nächstwichtige Organ der Volksreligion. Sie ist Mittel des Empfangs und der Ausgabe göttlicher Kräfte sowohl der guten wie der bösen. Die Schwurhand der Deutschen reckt die drei Finger der rechten Hand empor, während sie den vierten und fünften Finger einschlägt, und damit bildet sie die Rune des Sonnengottes und auch das Symbol des Menschen selbst, der mit erhobenen Armen die Gottheit anruft

(Abb. 195). So kehrt die Gebetshaltung der Antike wieder in dem Wahrheitsymbol des Nordens. Handauflegung bedeutet Besitzergreifung; daher ist der Segen der Hand aber ebenso der Griff des Arztes mit der Hand Mitteilung göttlicher Kräfte, indem das Göttliche von dem Menschlichen Besitz ergreift. Im Volksglauben lebt die Überzeugung von der heilenden Kraft der Hände noch in vielen Bräuchen fort. Der österreichische Bauer streicht mit dem Handrücken den Tau über den Rücken der Kühe auf der Weide, um ihnen reichlich Milch zu verschaffen. Von diesen gesunden Vorstellungen geht dann der Glaube über auf die besondere Kraft der toten Hand, die Augenleiden, Rückgrat-



195. Hand Gottes auf dem Tympanon der Kirche in Lohde (Kr. Minden). Die gleiche Gotteshand auch an den Domen von Mainz und Goslar. (Aufnahme: Dr. Franz Stoedtner, Berlin.)

verkrümmung, Geschwüre ausheilen soll. Aber die tote Hand soll auch dem Feind Schrecken und Schaden bringen: aus der weißen Magie wird schwarze Magie. Besondere Bedeutung in der deutschen Volksreligion hat der Handschlag, der an Stelle des gesprochenen oder geschriebenen Wortes den Vertrag schließt. Er ist eine im germanischen Rechts- und Religionsleben ganz entscheidende Gebärde und leider in der Gegenwart zu abgebraucht, um seine metaphysische Bedeutung wieder zu erwecken; denn das Wesentlichste beim Handschlag ist die magische Kraft der Berührung. Sie stellt die Gesinnungsverbindung zwischen verschiedenen Wesenheiten dar, die als eine nur durch die Gottheit mögliche aufgefaßt wird.

Die Heiligkeit des Fußes steht im deutschen Volksleben unter dem Sinn der unmittelbaren Berührung mit der Erde. Die Erde hat sowohl freundliche wie feindliche Einwirkungen auf den Menschen. Um die guten Wirkungen der Erde zu empfangen, geht der Mensch barfuß, will er sich vor dem gefährlichen Einfluß schützen, geht er beschuht. Vor allem wirkt die Fruchtbarkeit der Mutter Erde durch den Fuß. Fußabdrücke von heiligen Frauen auf Felsen oder an Quellen werden als Mittel der Fruchtbarkeit verehrt. Zahlreiche Mädchentrappen sind als segensreiche Fußspuren der Frühlingsgöttin in der Sage zu erklären („Mägdesprung“ im Harz). Ähnlich wie bei der Hand vermögen durch Berührung mit dem Fuß Kräfte des einen auf den anderen überzugehen. Wer einem mit übernatürlichen Kräften ausgestatteten Menschen auf den Fuß tritt, bekommt dessen Eigenschaften. Hier liegt also wieder jener Berührungszauber vor, der auch im Evangelium eine Bedeutung hat, wenn das Weib, das Jesu Gewand berührt, gesund wird. Eine Auswirkung davon hat sich in der Vorschrift des Pontificale Romanum erhalten, die verlangt, daß der Firmling bei der Weihe seinen rechten Fuß auf den rechten Fuß des Paten setzen soll.

Von anderen Gliedmaßen des Menschen, die einen heiligen Sinn bekommen haben, sei wegen der wichtigen ethischen Bedeutung die Zunge erwähnt. Sie hat nicht nur in der berühmten Berufung des Jesajas Kap. 6 eine hohe Bedeutung empfangen, sondern in der deutschen christlichen Mythenbildung spät eine ethische religiöse Bedeutung bekommen. Weil Nepomuk als Beichtvater der böhmischen Königin das Beichtgeheimnis wahrte und deswegen den Märtyrertod erlitt, ist das Symbol der Zunge als Abwehrmittel von Verleumdung und übler Nachrede zu volksreligiösem Ansehen gekommen. Die Nepomukzunge ist in deutschem katholischem Volksbrauch heute noch ein vielgebrauchter Abwehrzauber, dem man seinen echten sittlichen Sinn nicht absprechen kann.

Besondere Ehrfurcht genießt das Gesicht oder der Kopf; sind sie doch der gesammelte Ausdruck der Gottheit und des Menschen. Da der Kopf als glückverheißend gilt, steht er am Wege als Hilfe der Wanderer und wird zum Wegweiser. Sowohl der Doppelkopf als auch der Dreikopf haben diese ursprüngliche Schutzbedeutung (Abb. 196). In Brigen steht noch heute an dem Treffpunkt der drei Straßen nach dem Brenner, dem Pustertal und Bozen „der wilde Mann“ mit drei Köpfen. Diese Sinngebung ist nun auf den deutschen Heiland Jesus, den Wegführer, übertragen worden, und vielfach finden sich im deutschen Bauernhaus die Dreigesichtsbilder Jesu, die jetzt von der katholischen Kirche verboten worden sind (Abb. 197, 198).



196. Frühzeitlicher Wegweiser. Worms, Paulus-Museum.



197. Dreigesichtiger Christus als Weltenherrscher mit der Dreifingergeste des deutschen Lebens. Innsbruck, Tiroler Volkskunstmuseum.



198. Dreigesicht. Wien, Volkskundemuseum.

die seltsamen Namen: Kubet, Gubet, Quere. Sie sind Gestaltungen des deutschen Symbolglaubens und stellen die drei Ehrfurchtsregungen dar, nach oben, unten und den Seiten (Goethe, W. Meisters Wanderjahre). Und die Quere ist die wichtigste; sie vertritt die Caritas mit den aus-



200. Die drei heiligen Jungfrauen Embede, Warbede, Wilbede (Quere). Relief am Wormser Dom um 1400. Die eine hält das Buch nach unten, die andere nach oben, die dritte quer.

Diese Dreiköpfigkeit ist in der Volksdarstellung auf drei einzelne Personen verlegt worden, die dann häufig alle drei den Christustypus haben, also nicht Vater, Sohn und Geist im Sinne des Dogmas darstellen. Und zu dieser dreimaligen Darstellung des Heilands tritt die Jungfrauentrinität, die nicht, wie in Südfrankreich, die drei Marien bedeutet. Vielmehr haben diese drei Jungfrauen, die von den drei heiligen Frauen der Germanen abstammen (Abb. 199) und im Wormser Dom ihr klassisches Denkmal haben (Abb. 200),



199. Die drei germanischen Frauen. Römisches Relief an der Ottilienkirche in Rüdenau, BA. Miltenberg, Unterfranken.

gestreckten Armen zur Seite und erscheint daher gekreuzigt wie Jesus (Abb. 201 und 153). Das ist die seltsamste Vereinigung von urdeutschem und urchristlichem Sozialgefühl.

Der Wunsch, für den Körper des Menschen in Notzeit Hilfe zu haben, hat zu dem Glauben an die Vierzehn Nothelfer geführt, deren größtenteils orientalisches-christliche Legenden über vorchristliche deutsche Schutzpatrone gedeckt worden sind. Das Volk hält mit großer Zähigkeit an diesen alten deutschen Schutzgeistern fest, deren wichtigstes Heiligtum gegenüber Kloster Banz bei Staffelstein im Obermainthal liegt. König Ferdinand von Bulgarien, der in Koburg lebt, hat Vierzehnheiligen seine besondere Gunst zugewandt, Beweis, wie Fürst und Volk einig sind im deutschen Nothelferglauben (Abb. 158). Dieser Glaube ist nicht nur am Main, sondern im Rheinland, in Bayern und Tirol zu Hause.

Wenn die Winter Sonnenwende naht, werden die Toten wach. So ist es alter deutscher Glaube, daß die Entscheidung zum Licht auch die Ahnen alljährlich ergreift. Und das ist gefährlich. Die Sagen vom wilden Jäger und der wilden Jagd sind Erinnerung daran. Man stellt ein Schüsselchen mit Milch vor's Fenster, damit die Seelen den Trank finden. Und durch allerhand Opfer will man sich Segen verschaffen. Das Bleigießen zu Silvester ist eine Zukunftserforschung, die aus dem Opferbrauch entstand.

Von Ostpreußen bis Südtirol geht das alte Brauchtum

des Glücksgreifens. Sinnbilder für gute und schlechte Gaben oder Ereignisse der Zukunft werden geraten oder gegriffen. In Südtirol werden, wenn möglich, die Symbole selbst, ein Ring, ein Schlüssel, versteckt. „Manche Symbole fordern ihrer Natur nach eine Nachbildung; so wird für die Kuh eine Holzfigur, für helles und trübes Wasser ein neuer oder ein alter Löffel verwendet. In allen Fällen erscheinen die Symbole in der Zahl Neun, zugedeckt werden sie meist mit Schüsseln oder Hüten, und der Brauch heißt Schüssellucken oder Hutumlucken oder auch Losziehen. Der Brauch wird nur an ganz bestimmten Abenden geübt, und zwar in der Zeit der längsten Nächte, entweder in den drei Mitternächten, das sind die drei letzten Donnerstage im Advent, oder am Thomasabend, das ist der 20. Dezember, oder an den Vorabenden von Weihnacht, Neujahr und Dreikönig. Das Schüssellucken geschieht gewöhnlich in der Weise, daß einer der Beteiligten aus dem Zimmer geht; unterdessen werden die Symbole durcheinandergeschoben, dann darf er hereintreten und eine Schüssel oder einen Hut abdecken. Noch zweimal geht er hinaus und kommt zum Abdecken wieder herein, und wenn er dreimal dasselbe Symbol abdeckt, dann trifft das Verjüngte im neuen Jahr gewiß ein.

In allen Fällen verwendet der heimische Brauch neun Symbole, aber sie wechseln nach den Orten, und verschieden ist in manchen Gegenden auch die Deutung desselben Symbols. Nachstehend folgen die im Gebiet südlich des Brenners gebrauchten Symbole mit ihrer Deutung.

Zaler: reich werden; Ring: heiraten; Schlüssel: heiraten oder Beisitzer werden; Brotstück: Bettler werden oder mit Essen versorgt sein; Wanderbüchel: Dienstplatz wechseln; Kreuz: Unglück; Rosenkranz: ins Kloster gehen; Kerze: sterben; Kamm: verlaufen; Puppe: ein Kind bekommen; helles Wasser: Glück; trübes Wasser: Unglück; Kohle: Hölle; Knochen: sterben.

Nach Südtirol ist dieser Brauch vom Norden gekommen; die Einbruchsstelle ist aber nicht der Brennerpaß, sondern der Übergang vom Zillertal ins Tauferertal; er geht vom Tauferertal durch das ganze Pustertal bis nach Innichen und durch alle Seitentäler, auch durch das ganze ladinische Gadertal, weiter durch das Eisacktal bis fast vor die Tore von Bozen.

Von Südtirol bis nach Ostpreußen ist eine weite Entfernung, doch fehlen nicht die Zwischenglieder; für Kärnten, Salzburg, Egerland in Böhmen, für Thüringen und Schlesien ist das Vorkommen dieses Brauches bezeugt, vielleicht auch für andere Gegenden. Und ganz sicher läßt er sich noch für weitere Gebiete nachweisen“ (H. Mang, Brixen).

Obdach.

Im Nordland hat das Haus ganz besondere religiöse Bedeutung gewonnen, da es Schutz von Leben und Eigen-



201. Votivtafel aus Albeins bei Brixen. Sie wurde aus dem dortigen Museum vor einigen Jahren entwendet. Die Angleichung der Quere an Christus durch sparsame Bekleidung ist einzigartig.



202. Bäuerlicher Gedenkstein der Vierzehnheiligen mit Jesus in der Mitte. Arnstein bei Schweinfurt a. M.

tum gewährt. Infolgedessen ist für den deutschen Volksglauben die Wohnstätte nur da heilig, wo sie bewohnt ist. Das leere Haus ist gefährlich. Daher muß der Fremde, der zu einem Haus kommt, sich vergewissern, ob in dem Haus Menschen sind: er klopft an. Hört er keine Antwort, so wird er schleunigst dieses Haus, ohne zu öffnen, meiden; denn das Haus ist von Dämonen bewohnt. Diesen uralten Volksglauben hat Jesus, Matth. 12, 43—45, ausgesprochen, wenn er darauf hinweist, daß für den innerlich leeren Menschen immer die Gefahr bestehe, daß sein Herz von dämonischen Neigungen erfüllt sei. Im Faust klopft Mephisto vorsichtig beim Philosophen an die Tür, um sich davon zu überzeugen, ob er zu Hause sei, und als Faust herein sagt, antwortet der Dämon, du mußt es dreimal sagen. So ist auch bei dem Teufel im Laufe der Jahrhunderte aus dem Tabu eine bloße Höflichkeit geworden.

Wenn das Obdach für den Menschen solche Bedeutung hat, so ist es klar, daß seine Gründung von besonderen religiösen Gebräuchen umgeben ist. Wir hören in der germanischen Überlieferung von Bestattungen unter der Schwelle des Hauses. Der Geist des Hausgründers sollte segnend dem Haus nahe bleiben. Bei der Wahl des Bauplatzes muß ermittelt werden, ob ein guter Geist an dieser Stelle waltet. Der Platz wird dreimal ausgemessen, bleibt das Maß gleich, ist es ein gutes, schrumpft es ein, ein schlechtes Zeichen. Hat der Blik in ein Haus eingeschlagen, darf es nicht mehr aufgebaut werden. Es ist gefährlich, über einen Brunnen zu bauen, ebenso wo ein Hollunder gestanden hat. Dabei ist offenbar die Beobachtung der Anziehungskraft auf den Blik wirksam. Bis in neueste Zeit hat sich die Vorstellung von der Notwendigkeit eines Bauopfers erhalten. Lebende Wesen, sogar Menschen in den Grundstein einzumauern, ist alter Brauch. Bis in die Gegenwart werden Hunde, Ragen, Hühner geopfert, auch Gegenstände werden als

Weihungen in das Fundament gebaut. Um Unglück fernzuhalten, vermauert man Mörtel von Kirchenwänden oder Splitter eines Kirchenfensters. Das Nichtfest des Dachstuhls ist letzter Rest solcher Erinnerung. Am Vorabend wird von den Zimmerleuten ein Balken hohlgelegt, dann wird mit dem Hammer in verschiedenem Takt darauf geschlagen. Sicher soll der alte Brauch die bösen Geister vom Hause verschrecken. Der Dachgiebel trägt besondere Schutzzeichen in Norddeutschland, vor allem die Pferdeköpfe (Abb. 185), aber man sieht auch Schwäne, Sterne, Ragen, Blumen, auch Menschenköpfe als Abwehr an den Häusern. Heilig ist nun auch die Inneneinrichtung des Hauses, und zwar im nordischen Volksleben besonders der Herd und der Tisch. Daß die Feuerstelle aus klimatischen Gründen in Deutschland in das Gebäude selbst verlegt werden mußte, bahnt eine ganz eigene religiöse Haltung gegenüber dem Feuer an. Durch diese Notwendigkeit wurde die Hauskultur des Nordens viel reicher entwickelt, da der Schutz vor Feuergefahr ganz bestimmte bauliche Sicherungen verlangt. Die arische Feuerverehrung Persiens, die sich im Freien vollzieht, ist also im Norden in die Gebäude verlegt und führt zu jener Familienreligion, die ihren Kultort am Herd hat. Das Herdfeuer ist der segenspendende Gott. Jedesmal, wenn Gefahr drohte oder man das Haus verließ, wurde es angebetet. Man brachte ihm Opfer und hütete sich davor, in seiner Nähe strafbare Handlungen zu begehen. Am Herd



203. Votivtafel von 1730 in St. Margaret am Walchensee. Die Gottesmutter hellte den Sohn der Anastasia Zwirgerin von seinem Augenleiden.

fanden auch die Verfolgten Schutz. Die ständige Unterhaltung und einmal jährliche Erneuerung des Feuers zur Winter Sonnenwende war wichtigste religiöse Handlung. Den Trunk beim Mahl reicht man sich über dem Herdfeuer zu, wodurch das Getränk geheiligt wurde. Vom Herd geht der heilige Sinn auf die Speisen über, die auf ihm bereitet werden, und auf den Tisch, an dem sie eingenommen werden. Über dem Mahl liegt göttlicher Segen. Die Weihung von Speise und Trank ist in deutschem Volksbrauch vorchristlich, das Tischgebet der Deutschen ein uralter Volksbrauch.

Die Gefahr, die seitens des Feuers der Behausung droht, wird durch Opfer beschworen. Diese gehen in christlicher Zeit über auf bestimmte Heilige, die das Haus schützen sollen. Das Haus wird gesichert dadurch, daß man ihm einen Namen gibt und es einem Gott weiht. Man schreibt Segensprüche an das Haus. Noch heute gibt es in Hessen kein Bauernhaus, das nicht einen Schutzspruch hat, und zwar sowohl bei evangelischer als auch katholischer Bevölkerung. Und der heilige Florian ist ein Hauschutz, der über alle konfessionelle Spaltung auf vorchristliche Erinnerung zurückgreift, daß der Wettergott mit seinem Holzkeimer den löschenden Wasserstrom über das vom Blitzstrahl entzündete Obdach ausgoß.



204. Altarbild (Johannes Ev., Sebastian, Petrus, Rochus und Anna selbtritt) in der Pestkapelle bei Wadersberg (Bl. Tölz). Sebastian und Rochus sind Pestheilige.

Amulette und Botive.

Zwar wird das Wort Amulett im deutschen Volk nicht gebraucht, aber die Sache ist im Volksglauben immer gebräuchlich gewesen. Schutz und Hilfsmittel zauberischer Art zu verwenden, ist ursprünglich in aller Volksreligion, und das Christentum hat auch in Nordeuropa vergeblich dagegen geeifert, dieses Brauchtum aufzuheben. Amulette begleiten den Menschen von der Wiege bis zur Bahre. Ja schon vor der Geburt wird das Kind von seiner Mutter durch irgendwelche zauberischen Schutzmittel geschützt. Zu den Gefahren, die dem Menschen schon im Mutterleibe drohen, gehört der böse Blick. Gegen ihn schützt der Mensch sich durch eine Handgebärde, bei der der Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger der geballten Hand gesteckt wird. Die Bäuerin hält mit dieser Gebärde die Hand unter die Schürze, um ihr Kind, von dem man spricht, vor bösem Einfluß zu schützen. Nachbildungen dieser Faust werden an der Uhrkette noch heute getragen. Für den deutschen Volksglauben ist aber charakteristisch, daß diese Faust auch das Liebeszeichen ist, mit dem der Bursche um sein Mädel freit, und dieses beantwortet die Werbung zustimmend mit einer Hand, die ein brennendes Herz hält. Weitverbreitet ist auch der Schutzbrief oder Schutzettel, auf dem heilsame Sprüche stehen und die der Mensch dauernd bei sich trägt. Daß sogar die höchste europäische Kulturbildung solchen Schutz und solche Erinnerung in Anspruch nahm, beweist das Amulett Pascals, ein Pergamentstreifen, auf dem er die Erinnerung seiner Bekehrung aufgeschrieben hatte und das er in doppelter Ausfertigung in seinem Rock eingenäht bei sich trug. Erst nach seinem Tode wurde dieser Zettel gefunden und bekannt. Solche Zettel werden auch als Heilmittel benutzt und sowohl von dem Heilungsbegehrenden gegessen als auch dem Vieh ins Futter gemengt. Diese Amulette haben in christlicher Zeit dann häufig Kreuzform angenommen und sind von besonderen Heiligen geweiht. So das Benediktuskreuz, das alle Zauberei abwehrt und vor allen Leiden schützt, oder das Ulrichkreuz, das den Bischof Ulrich in der Schlacht auf dem Lechfelde als Sieger darstellt und in seiner romanischen Fassung den Bischof mit dem Doppelbeil und in seiner gotischen Fassung mit einem kleinen Kreuzlein in der Hand zeigt. Das Kreuz selbst



205. Stalltür im Gaisbach (N. Tölz) mit St. Leonhard und sämtlichen Milchprämien, die den Erfolg des Heiligen beweisen.



206. Wallfahrtskapelle Giegel bei Bamberg. Für die Gesundheit von Kindern sind Puppen geweiht.

hat die Form des eisernen Kreuzes, ist gleichschenkelig und eine Erinnerung an das Sonnenkreuz. Sehr gern wird Wasser oder eine andere der Erde entquellende Flüssigkeit als Schutzmittel gebraucht. So hilft Wasser aus den Odilienbrunnen gegen Augenleiden (Abb. 203), und das abscheulich schmeckende Gewässer des neuzeitlichen Herzheilbades Wießsee ist seit Jahrhunderten im Volksglauben der Gegend als St. Quirinsöl gegenjessend bekannt. Sebastianpfeile helfen gegen die Pest (Abb. 204), das Wolfgangshackl gegen ansteckende Krankheiten, die Sichel der heiligen Notburga, des braven Tiroler Dienstmädchens, gegen Beherung und Zauberei. Das dem Leonhard geweihte Hufeisen wird an den Stall genagelt, um das Vieh zu schützen, und auch der heutige Stadtmensch noch wirft das auf dem Wege gefundene Hufeisen nicht fort, sondern nagelt es als Glückszeichen auf seine Schwelle; selbstverständlich mit der offenen Seite nach außen, damit keine bösen Geister in die Tür hinein können. Solche Amulette werden dann zu ganzen Ketten



207. Votivbild in St. And, Steiermark.

zusammengefügt und getragen, um vor allen möglichen Gefahren zu behüten. Diesen Zaubermitteln gleichen sich die Gaben an, die die deutsche Frömmigkeit seit alters den Heiligen darbringt. Es sind entweder die Gaben selbst oder Abbilder der Gaben. An Stelle des früher geopfertem oft künstlerisch eigenartig ausgeführten eisernen, hölzernen oder wächsernen Tieres tritt ein Gemälde dieses Tieres, auf dem zugleich der Stifter und der betreffende Heilige, dem man sich zum Schutze empfiehlt, dargestellt sind (Abb. 205). Der alte Volksglaube tritt hier wieder auf, daß das, was dem Abbilde geschieht, auch dem Urbilde zuteil wird. Weiht man der Gottheit also ein Bein oder einen Arm oder Kopf, so werden diese ebenso gesund werden wie die Abbilder normal sind (Abb. 206). Dieser ursprünglich fromme Gedanke ist in manchen deutschen Volksteilen glücklicherweise noch außerordentlich stark, er gehört zu den kräftigsten Lebensäußerungen der Volksseele. Und das Votivbild zur heiligen Kummernis, das ich in einem kleinen Bauerndorf an der Grenze Steiermarks nach Ungarn aufgesucht habe, auf dem die Bäuerin für die Gesundheit ihres

Mannes und Säuglings zu der Heiligen betet (Abb. 207), ist noch heute für dieses Dorf eine Glaubensquelle lebendigerer Art als die Bilder von spanischen Heiligen, die zum Volksleben keine Beziehungen haben. Eine kluge religiöse Volkspflege weiß daher die erdgeborenen und erdgebundenen Heimatskräfte der Volksreligion heute in ihrer ursprünglichen tiefen Sittlichkeit und Frömmigkeit neu ins Bewußtsein zu bringen.

Schrifttum.

Als wichtigste Quellen für die noch sehr unentwickelte religiöse Volkskunde der Deutschen sind zunächst die zahlreichen heimatkundlichen Zeitschriften zu nennen, deren in jeder Landschaft es heute eine ganze Anzahl gibt. In Schlesien und Sudetenland hat fast jeder größere Ort ein solches Organ; am bedeutendsten: Das Jahrbuch des Deutschen Riesengebirgsvereins (Sitz Hohenelbe) und „Der Oberschlesier“ in Oppeln. Das lebendigste Gut des schlesischen Volksglaubens bietet Joseph Wittig in seinen Werken. „Der Bayerische Heimatschutz“ ist für dieses Land Sammelort der Volksreligion, in Südtirol die Zeitschrift „Der Schlern“. Für Österreichs Heimatglauben ist bezeichnend Viktor Geramb, „Von Volkstum und Heimat“, 2. Aufl., Graz 1922, wo der Verfasser Direktor des schönen volkskundlichen Museums und Professor an der Universität ist.

Als Stoffsammlung ist unentbehrlich J. N. Sepp, Religion der alten Deutschen, München 1890, da der Verfasser Überlieferungen zusammenfaßte, die heute größtenteils verschollen sind; der Ausdeutung, die Sepp den Stoffen gab, muß man kritisch gegenüberstehen. Bahnbrechend für die neue religiöse Volkskunde sind die Werke des Ehepaars Andree-Élys, von ihm „Votive und Weihgaben“, 1904, von ihr „Volkskundliches aus dem bayerisch-österreichischen Alpengebiet“, 1910. Auf deren Weg arbeitet weiter Dr. Rudolf Priß, Privatdozent in Wien: „Volkskundliches aus altbayerischen Gnadenstätten“, 1930. Zu dieser katholischen Gruppe von Forschern gehören drei Priester, die ich mit Dank für zahlreiche Anregungen nenne: P. Roderer in Altbaching (Oberbayern), P. Tremmel in Scheffau am Wilden Kaiser (Nordtirol), Domherr Mang in Brixen (Südtirol).

Die andere Gruppe kommt vom nordischen Glauben her und bringt bedeutame Beiträge. Ich nenne den Professor der Rechte E. Jung in Marburg, „Germanische Götter und Helden“, 1922; H. BIRTH, „Die Heilige Urschrift der Menschheit“, deren Vervollendung 1935 in Aussicht steht; Wolfgang Schulz, „Altgermanische Kultur“, 1934.

Katholische Volksreligiosität.

Von D. Dr. F. P. Steffes,

Professor an der Universität Münster i. Westf.

1. Beim Aufbau des Volkes treten zu den naturhaften Kräften: Vererbung und Umwelt, die auch schon die geistige Entfaltung und Gestalt bis zu einem gewissen Grade vorbedingen, vor allem wesentlich geistig bestimmte Faktoren selbst, wie Sprache, Brauch, Schicksal, Erlebnis, Geschichte; oder anders ausgedrückt: das gemeinsame geistige Bewußtsein. Innerhalb dieses aber kommt der Religion als einer die Seelen in besonderer Stärke volkhaft zusammenschließenden Macht eine eigene hervorragende Rolle zu. Denn gerade sie mit ihrer Welt- und Lebensdeutung, mit ihrer Verwurzelung im Grunde der Seele und ihrer Erstrahlung über die seelischen Räume des Denkens, Fühlens und Wollens; sie mit ihrem gemeinsamen Kult und Brauchtum, ihrer das Individuelle überbrückenden Symbolkraft und ihrer Bedeutung für alle Schicksalslagen des Lebens, einschließlich der dunkeln Tatsachen von Geburt und Tod, hat eine besondere Möglichkeit und Fähigkeit, die Geister und die Herzen der Menschen im Tiefsten und Letzten gleichzurichten und in die substantielle Einheit eines Volkskörpers hineinzubinden.

Betrachten wir nun den Katholizismus in seiner volkbildenden Kraft und in seiner Erscheinung als Religion im deutschen Volke, so mag dem von außen herantretenden Beschauer ein zwiespältiger Eindruck entstehen: einmal drängt sich seinem unmittelbaren Wahrnehmen die Tatsache einer teilweise außerordentlich volkstümlichen Religionsbetätigung auf, andererseits enthüllt ein Besinnen auf die Aufbau-

momente des Katholizismus Wesenszüge, die ihn irgendwie ungeeignet machen könnten, tiefer in die Volksseele einzudringen. Letzteres gilt besonders inbezug auf folgende drei Motive: inbezug auf seinen Universalismus, bzw. seine Katholizität im formalen Sinne, inbezug auf das Dogma und die in der Kirche sich auswirkende hierarchische Autorität.

Der Universalismus der Kirche, der alle Völker umgreifen und übergreifen will, hindert sie scheinbar daran, sich einer vollen Volkstümlichkeit hinzugeben. Besonders in außerchristlichen Religionen ist häufig zweierlei deutlich sichtbar: erstens, wie die göttliche Würde der Stammväter und Führer, ferner der sakrale Charakter der das Leben des Volkes bedingenden oder doch irgendwie bestimmenden Naturgewalten (Ströme, Berge, klimatische Verhältnisse usw.) und geschichtlichen Erlebnisse und Ereignisse (Eroberungen, Siege, Niederlagen u. a. m.) menschenverbindend und volksgründend wirken; zweitens, wie die Religion in ihrer Entfaltung, sei es in Form von religiösen Vorstellungen oder besonders von kultischen und rituellen Übungen und Gepflogenheiten, immer irgendwie ein Spiegel des Volkslebens ist, alle Vorgänge innerhalb der Volksseele sich einen Ausdruck in der Symbolsprache oder -handlung der Religion schaffen. Diese tiefgehende Einformung des Volk- und Naturhaften in die Religion, die oft genug eine Verschmelzung des Volkhaften und Religiösen bis zur Identität mit sich bringt, verbietet sich beim Katholizismus infolge jenes Universalismus. Denn dieser Universalismus setzt eine fundamentierende Einheitsbasis voraus, die über der Besonderung der einzelnen Völker hinausliegt und diese mehr in dem zu erfassen scheint, was allgemein gültig ist, als in dem, was Eigenständigkeit und Eigenart ist.

Die in Rede stehende enge Verknüpfung, bzw. Identifizierung zwischen Religion und Volkstum verbietet sich im Katholizismus des weiteren durch das Dogma. Einmal, weil auch das Dogma die Geister der Gläubigen durch allgemeingültige übervölkische Normen bindet und sie so der Zentralgewalt der völkischen Eigennatur entzieht; dann aber auch, weil das Dogma mit seinen zum Teil metaphysisch sehr schwierigen Gedankengängen nicht von jedem Volksgenossen voll erfaßt und, seiner Sonderart entsprechend, geistig durchdrungen werden kann. Vielmehr droht, wenigstens für eine erste Überlegung, die Gefahr, daß durch das Dogma die Religion eine tiefgehende Spaltung erfährt, indem sich eine Religion des Volkes bildet, die vom Dogma nur geringe und kümmerliche Notiz nimmt, und eine unvolkstümliche Religion der an der dogmatischen Spekulation sich orientierenden Gebildeten.

Endlich könnte man meinen, daß der an sich schon autoritative Charakter der katholischen Religion namentlich in der Gestalt, wie er durch die Konzilien und die kirchliche Amtshierarchie vom Papste bis zum letzten autoritären Pfarrer vertreten wird, ein Hemmnis für echte Volksgestaltung wäre. Denn solche religiöse Amtsführung und autoritäre Seelenleitung könnte leicht den Zug des rein Äußerlichen und Fremden, des Allgemeinen und Abstrakten, des Mechanischen und Seelenlosen an sich haben und den eigenschöpferischen Kräften der Volksseele entgegen sein.

Indes wird sich zeigen, daß unbeschadet dieser Motive, ja gerade unter ihrer wesenhaften Mitwirkung und Einbeziehung ein echter Volkskatholizismus sich herausentwickelt hat. Das bedarf einiger Vorbemerkungen.

Nach katholischer Auffassung senkt sich die erlösende Heilskraft des Evangeliums wie ein Senforn als neuformendes Prinzip in die Menschennatur ein. Es setzt diese ihre Kräfte und Auswirkungen also schon irgendwie voraus; es benützt und ergreift sie, um sie im Sinne des Christentums zu entfalten und zu orientieren. Die natürlichen Gegebenheiten der Menschennatur bilden also die äußere Gestalt, an der das Wirken des Evangeliums sichtbar wird; sie sind das Material, aus dem das Christentum seinen sichtbaren Leib formt, diesem indes über seine reine Natürlichkeit hinaus einen neuen Sinn und Wert verleihend.

Das historische Nutzlitz der Kirche wird also je und je besondere Züge tragen, entsprechend der eigenen Artung von Volk und Raum, in denen sie wirksam ist. So ergibt sich vom Grunde aus die Möglichkeit einer volkstümlichen Katholizität. Zugleich ist damit aber auch schon die besondere Form katholischer Volksreligiosität angedeutet. Es kann sich nicht um jene Volkstümlichkeit handeln, die, wie vielfach bei außerchristlichen Religionen, darin besteht, daß das Volk als alleiniges schöpferisches Prinzip Inhalt und Form religiöser Lebensgebilde schafft. Es gibt demgegenüber vielmehr eine Volkstümlichkeit, die sich dadurch charakterisiert, daß sich eine bestimmte Kraft am Volkskörper auswirkt, die nicht aus ihm stammt, sich ihm aber in seiner Eigenart anpaßt, um ihn dennoch in seiner seelischen Ausformung grundsätzlich mit zu bestimmen, bzw. neu zu orientieren. Nur von einer solchen Art von Volkstümlichkeit kann innerhalb des Katholizismus die Rede sein; denn seine wesentlichen Inhalte leitet er aus Offenbarung und nicht aus der schöpferischen Volksseele her; dieser aber kann er sich in der sichtbaren Ausgestaltung so weit anpassen, als es ohne eigene Wesensverletzung möglich ist.

2. Entscheidend ist also für die katholische Religiosität in erster Linie die hinter den äußeren Erscheinungen stehende Glaubenswelt mit ihrer Ausformung in Gedanken, Vorstellungen und Willensakten oder das religiöse Bewußtsein. Für dieses sind zwei Momente besonders charakteristisch: einmal die inhaltliche Bestimmtheit durch das Dogma, zum andern die dem Katholizismus typische Zueinanderordnung von Sichtbarem und Unsichtbarem. Beide Momente bedürfen einer näheren Betrachtung, die uns zugleich tief in die katholische Volksreligiosität hineinführt.

Freilich liegt die theologisch-spekulative Durchdringung des Dogmas so hoch, daß sie als solche nicht jedem restlos eingeht. Indes ist die Volksseele, wie sich sofort zeigen wird, tief vom religiösen Gehalte des Dogmas durchdrungen und lebt in ihm.

Vor allem ist das Wissen um Gott dem Bewußtsein des Volkes unauslöschlich tief eingeprägt. Es sieht Gott allerdings nicht so sehr abstrakt, in Form gedanklich-philosophischer Spekulation, sondern es ist seiner immer ganz konkret, unmittelbar und unreflektiert gewärtig. Es weiß ihn fühlbar nahe als Urgrund und Lenker aller Dinge, als Ausgangs- und Zielpunkt aller Wesen, als bedürfnislosen Herrn von Zeit und Ewigkeit, dessen alle bedürfen.

In Geburt und Tod, in Schicksal und Ruhe, im Wachsen und Werden, im Wandel der Jahreszeiten, in Gedeihen und Verderben spürt das Volk die wirkende Hand Gottes, seinen lebendigen Atem. Überaus stark ist bei ihm ausgeprägt der Glaube an die göttliche Vorsehung, deren weise lenkende Führung es in allem, auch den härtesten Geschehnissen, zu sehen vermeint und von dem aus ihm eine oft äußerst bewundernswerte Geduld und Ausdauer im Ertragen schwerster Lebenslagen erwächst.

Ob schon dem Volke im allgemeinen eine tiefere, rein gedankenmäßige Reflexion über Gottes Wesen fern liegt, so spielt doch die trinitarische Auffassung Gottes, die es mit dem Dogma festhält, bei ihm für seine praktische Frömmigkeit insofern eine Rolle, als es in gewissen Wirkungen der Heilsgeschichte jeweils die besondere Art einer der göttlichen Personen wiederfindet: so in den Werken der Allmacht den Vater, in der Erlösung, Langmut und Vergebung den Sohn und in der Erleuchtung und Heiligung den heiligen Geist. Die Eigenschaften und Wirkungen Gottes, die vor allem die Religiosität des katholischen Volkes bestimmen, sind Allmacht, Allgegenwart, Vorsehung, Gerechtigkeit, Güte, Weisheit, Heiligkeit und Liebe.

Ist die mehr oder minder unreflektierte Glaubensgewißheit sowie das Gefühl der unmittelbaren Gottesnähe ein charakteristisches Merkmal der volkhaften Frömmigkeit, so ist diese weiterhin gekennzeichnet durch das lebensvolle Bewußtsein der göttlichen Transzendenz. Trotz der lebhaft gespürten Nähe Gottes wird der wesentliche Unterschied von Gott und Mensch außerordentlich stark betont. Sein und Leben fassen dualistisch (zweifpältig) auseinander in der grundsätzlichen Gegenüberstellung: Jenseits — Diesseits. Bei aller festen Verwurzelung des Mannes aus dem Volke in seiner Erde und Weltwirklichkeit ist er doch zutiefst erfüllt von dem Gedanken ans Jenseits, das ihm unter zwei Gesichtspunkten immer lebendig vor der Seele steht: als die Sphäre des ewigen Gottes, vor dessen alldurchbringendem Auge sein Leben sich abspielt und in dessen Händen die Leitung seiner Schicksale liegt; ferner als Ort der im Tode ihm Voraufgegangenen und seiner eigenen ewigen Vergeltung. Diese jenseitige Welt ist ihm nachdrücklich gegenwärtig, ist immer auf dem Hintergrunde seines Bewußtseins irgendwie wirksam.

Das Jenseits entbehrt naturgemäß beim Volke klarer Vorstellungs- und Anschauungsgehalte. Es wird als vom Diesseits völlig abweichend empfunden, wenn auch Bilder und Motive des Diesseits, freilich entsprechend umgewandelt, dazu dienen, es vorstellungsmäßig in etwas nahezubringen. Aber da es mit dem Diesseits in mannigfacher engster Verbindung steht (als seine Ursache, seine verborgene Leit- und Zielkraft, als die Stätte des endgültigen Ausgleichs und der Vollendung), so wird von hier aus, also vom Ewigen her, alle Gegenwart und jedwede Weltwirklichkeit her aufgelockert und durchleuchtet, alle Zeit in das Licht des Überzeitlichen gerückt. Das gläubige Volk ist wirklich ein Wanderer zwischen zwei Welten.



208. Das heilige Kreuz in Finkenried. (Ausnahme: Kaplan Thaler, München.) Es wurde zwischen 1150—1170 von Bruder Albanus (+ 1206 als Abt in Seeon) gefertigt; sollte 1229 in Kriegswirren nach dem Kloster Seeon gebracht werden, „konnte aber mit 6 Pferden nicht weitergebracht werden“. Als eine für die damalige Zeit seltene romanische Skulptur auch kunstgeschichtlich bedeutsam, zeigt es als erstes deutsches Kreuzifix die beiden Füße nicht neben-, sondern übereinander genagelt.

Als unmittelbare Nähe und zugleich als unerreichbare Ferne wird das Jenseits empfunden; als nah in seiner Wirkung, als fern in seiner Wesensart. Die Virtuähe des Jenseits bleibt dem Volke ständig vor Augen infolge des starken Erlebnisses seiner Abhängigkeit von Natur, Schicksal und Lebensflügung. Die unabänderlichen Daten und Bedingungen seiner Existenz lassen ihn die „höheren Mächte“ ständig ahnen. Die Ferne kommt ihm namentlich zum Bewußtsein durch ein doppeltes Moment: einmal infolge der Unergründlichkeit von Welt und Leben, vor allem aber wegen des Dunkels, das geheimnisvoll um den Urgrund aller Dinge, um den so nahe gefühlten und gewußten Gott lagert. Hier stellt sich ihm die Notwendigkeit einer göttlichen Offenbarung dar, das Bedürfnis nach einer autoritären Aufhellung und Führung. Darum ist er durchgängig tief erschlossen für Gottes Wort, für religiöse Mitteilung und Belehrung.

Dann aber wird das Distanzgefühl zwischen Diesseits und Jenseits besonders gewedt und lebendig erhalten durch das Sündengefühl des religiösen Volkes und die Macht des Bösen, von dem es sich gefährdet sieht. Man kennt die alle Menschen-gewalt übersteigende Herrschaft von Satans Reich, die sich vor allem im Gebiete des Sittlichen, aber auch darüber hinaus, schädigend und zerstörend auswirkt, weil es in allem gegen Gott und sein Werk, die Heils- und Schöpfungsordnung, gerichtet ist. Von dieser Tatsache zeugen über die kirchliche Lehre und Praxis hinaus, sie erweiternd und ausschmückend, viele Volks-erzählungen und Bräuche, die bald die Macht des Bösen illustrieren, bald seine trotz aller angewandten Heimtücke doch definitive Ohnmacht zur Darstellung bringen. Man ist weiterhin tief überzeugt von der Tatsache menschlicher Verschuldung, von der völligen Unzulänglichkeit, Unfertigkeit und Mangelhaftigkeit alles irdischen Tuns und aller Unheiligkeit vor den Augen Gottes. Man weiß, daß man die Gerechtigkeit Gottes zu fürchten hätte und nur auf seine Güte und Barmherzigkeit hoffen kann.

Im Vordergrunde des religiösen Volksbewußtseins steht darum auch das Bild des Gekreuzigten, das ihm den Glauben an die Erlösung und die göttliche Erbarmung gibt. Der Gedanke, durch Christi Lebenstat und Todesgang grundsätzlich erlöst zu sein von Tod und Teufels Macht und auf die verzeihende Barmherzigkeit Gottes rechnen zu können; ist für das katholische Volk, das trotz aller Sinnenfreude, besonders in seinen südlichen Stämmen, doch in seinem Innern nie frei ist vom Bewußtsein der mit seiner Sündhaftigkeit gegebenen Verantwortung, ein starkes Motiv der Hoffnung und Zuversicht.

Ebenso vermittelt dem katholischen Volke die dogmatische Lehre von der Auferstehung, die Christi eigene Auferstehung dem Gläubigen garantiert, neben Gesichtspunkten einer aus Verantwortung und ewiger Vergeltung sich ergebenden tiefsten Lebensauffassung, eine Fülle von Trost, harrender Hoffnung und froh und stark ertragender Geduld. Nach getanem Lebenswerk nimmt der Gläubige darum den Tod willig und ergeben aus der Hand Gottes entgegen, voll Zuversicht, daß er nicht Vernichtung sei, sondern eine Pforte zu neuem und höherem Leben.

Mag das Dogma auch, wie bereits betont, in seinen tiefsten philosophischen Spekulationen dem Volke nur in geringem Maße eingehen, sein eigenes Denken und Erleben, seine Einstellung und sein Verhalten ist innerlich doch ganz und gar durch dasselbe bestimmt, unbeschadet aller Nuancierung und Färbung, die stammliche und nationale Eigenart den allgemein gültigen Glaubenssätzen, ohne sie in ihrer letzten Intention zu verletzen, in der konkreten Vorstellungswelt und Lebensgestaltung geben. So wird das Dogma zu einer geistigen Formung, in der die naturhaften gesunden Gegebenheiten mit der überindividuellen dogmatischen Orientierung zu organischer und fruchtbarer Einheit sich innerlich zusammenfinden.

Das Dogma und damit die charakteristische Form seiner Religion ist dem katholischen Volke in seiner Kirche gegeben. In ihr sieht es die von Jesus Christus gestiftete und beauftragte Instanz, die ihm die jenseitige göttliche Welt immer wieder neu erschließen und den Zugang zu ihr ermöglichen und sichern soll. In ihr sieht es darum weiterhin seine Führerin für die letzte Welt- und Lebensdeutung, in ihr die Wegweiserin für seine Stellungnahme in den verschiedensten Situationen des Lebens, in ihr die Trägerin der göttlichen Gnaden-, Heils- und Segenskräfte, die den Himmel mit der Erde verbinden. Die Kirche garantiert ihm das ständige Wohnen Gottes in seiner Mitte, das Fortleben und Weiterwirken des Auferstandenen und des von ihm gesandten heiligen Geistes.

Die kirchlichen Autoritäten sind ihm das Unterpfand solch göttlicher Nähe, die Werkzeuge höherer Leitung und Führung. Sie erscheinen dem Volke daher nicht fremdartig, zumal der Priester und Bischof seinen eigenen Reichen entnommen ist und es ihren Dienst als eine unschätzbare Wohltat, Bereicherung und Sicherung empfindet. Die Autoritäten erschließen ihm kraft ihrer göttlichen Sendung neue Lebensdimensionen, die es mit der Fülle und der Fruchtbarkeit vollstümlicher Vorstellungsbilder sich konkret zu eigen macht und zu plastischer Anschaulichkeit erhebt.

So erweist sich auch der Universalismus nicht als ein Zerstörer der Volksgemäßheit, da er, unbeschadet der über-vollsten Gültigkeit, doch den vollstümlichen Ausdruck in Wort und Tat nicht verwehrt.

3. Um nun von diesem mehr theoretischen Hintergrunde aus die praktischen Frömmigkeitsäußerungen des katholischen Volkes zu verstehen, muß man ein dem Katholizismus wesenseigenes Formprinzip im Auge behalten. Die katholische Frömmigkeit hat zur Voraussetzung die Zueinanderordnung von Natur und Übernatur, von Schöpfungsbereich und Heilsbereich und darum auch von Sichtbarem und Unsichtbarem. Die sichtbare sinnliche Welt ist, weil von Gott geschaffen, um Schauplatz und auch irgendwie Mittel des Heilsprozesses zu sein, nach katholischem Dafürhalten geeignet, das Geistige und auch das Göttliche bis zu einem gewissen Grade kundzutun, zu symbolisieren, zeichenhaft zu bedeuten. In einer zweifachen Weise ist dieser Tatbestand bestimmend für die religiöse Einstellung des katholischen Volkes geworden. Einmal mehr erkenntnistächtig, indem es auf Grund des Daseins und der Ordnung des Universums schon in rein natürlicher Schau der Wirklichkeit Gottes als solcher sowie seiner Nähe bewußt bleibt; ferner indem es, gestützt auf den Glauben, in der menschlichen Erscheinung Jesu Christi die unter uns erschienene zweite göttliche Person und in der Kirche mit ihren sichtbaren Sakramenten, Segnungen und autoritativen Heilsordnungen den mystisch unter den Gläubigen fortlebenden und fortwirkenden Gottmenschen sieht.

Damit aber wird schon eine weitere Eigentümlichkeit sichtbar; es wird das praktische Bedürfnis des katholischen Menschen deutlich und verständlich, seine Gottesverehrung und seine religiösen Betätigungen auch irgendwie in Raum und Zeit sinnlich wahrnehmbar zu vollziehen.

Mehrere Motive noch verstärken das Bedürfnis. Wie der einzelne Mensch, als eine Totalität aus Sinnlichkeit und Geist bestehend, seinen geistigen Vorgängen naturgemäß einen sinnfälligen Ausdruck in Schrift, Sprache, Kunst usw. verleiht und wie die Gemeinschaft sich Symbole, Zeichen und sonstige Äußerungen ihres inneren gemeinsamen Lebens schafft, so ist auch für das katholische Volk die nach außen in die Erscheinung tretende Kultübung ein seinem Denken und Empfinden völlig entsprechender Vorgang. Und wie alles Volkhafte sich durch Freude am freien Schaffen, phantasievoller, sinnlicher Ausschmückung, die nicht durch kühle Reflexion und unpersönliche scharfe Kritik gehemmt wird, charakterisiert, so erweist sich auch die katholische Frömmigkeit, unbeschadet ihrer autoritären Begründung und Orientierung, im einzelnen und konkreten Falle oft gespeist von einem breit dahinfließenden, warmen Gefühlsstrom, ausgestaltet von einer aus tiefem und lebendig religiösem Denken und Erleben angeregten Vorstellungstätigkeit und Volkspantasie, die bodenständig, traditionsgebunden der autoritären christlichen Grundhaltung das typisch lokale und stämmliche Kolorit verleiht.

In einer vierfachen Beziehung tritt das Bedürfnis, das Göttliche in Zeichen und Symbolen zu besitzen, zutage: in der Heiligung des Raumes, in der Heiligung der Zeit, im liturgisch-rituellen, bzw. persönlich-religiösen Vollzug sowie in Kunst und Brauchtum.

4. In der Heiligung des Raumes steht vornean das Gotteshaus, das alle Architekturformen durchläuft vom anspruchslosesten Kapellenbau bis zur künstlerisch vollendeten Kathedrale.

Das Kirchengebäude ist dem gläubigen Katholiken nicht etwa nur ein religiöser Versammlungsraum und eine Gebetsstätte, sondern vor allem ein Wohnhaus Gottes im realsten Sinne des Wortes, insofern dort das Santissimum (= die heilige Eucharistie in Brotsform) aufbewahrt wird, was das „ewige Licht“ (= eine vor dem Altar brennende Lampe) dem Kundigen zum Bewußtsein bringt. Es ist darum zugleich auch Stätte des Gottesdienstes und des Gebetes.

Die Kirche ist indes nicht nur der Wohnraum des unsichtbaren Gottes und Gebetsstätte der Gläubigen; ihre Ausschmückung mit Statuen, Bildern und Lichtern soll die jenseitige Welt wie die Heilsgeschichte in Ausschnitten und Symbolen der betrachtenden Schau gegenwärtig und das Gefühl der göttlichen Nähe und ihrer Hilfe lebendig erhalten. Sie bringt durch ihre vom Wohnhaus und weltlichen Bau in Form und Schmuck so weit absteigende eigene Gestalt die völlig andere Artung des göttlichen Bereiches zum eindrucksvollen Erlebnis und vereinigt in ihrem Innern mit starker Zurückstellung aller Klassen- und Standesunterschiede die Gläubigen in der innerlichen Verbundenheit, wie sie nur tiefer gemeinsamer Glaube und das Bewußtsein um die gleiche Not und Sündhaftigkeit, um die gleiche Kreatürlichkeit und Erlösungsbedürftigkeit sowie das gemeinsame Heil schaffen kann.

In der Dorfgemeinde und kleineren Stadt bildet die Kirche meist den beherrschenden Mittelpunkt, um den sich die Siedlungen oft in organischem Anschmiegen herumgruppieren. Sie überragt nicht nur Dorf und Umwelt durch ihre Größe, ihren Turm; sie prägt auch dem äußeren Leben einen bestimmten Rhythmus ein. Sie reguliert mit ihrem Uhrenschlag und dem mehrfachen Geläute während des Tages (außer zum täglichen Gottesdienst noch dreimal: am Morgen, Mittag und Abend zum Angelusgebet [Erinnerungen an die Botschaft des Erzengels Gabriel an Maria]) den Tageslauf. Viele Städte erhalten durch



209. Weihnachtskrippe von Stud. Hans Schreidter.
(Aufnahme: Maria Diefenhofen, München-Solln.)

ihre Dome, Kathedralen und Kirchen ihre besondere Physiognomie (z. B. Köln, Trier, Mainz, Hildesheim, Bamberg, Würzburg, München u. a.), ganze Landschaften durch Klöster oder deren Ruinen — erinnert sei nur an die vielen Benediktiner- und Zisterzienserabteien — ihr Gepräge. Und in alledem hat sich besonders auch das deutsche Dorf, die deutsche Stadt, die deutsche Landschaft einen eigenen charakteristischen Ausdruck gegeben.

Die räumliche Versinnbildung des Göttlichen reicht aber noch weiter. Neben den Hauptkirchen findet sich eine Fülle von Nebenkirchen, Kapellen, sog. Heiligenhäuschen, Bildstöcken, die verschiedensten religiösen Motive darstellend, welche durch die Siedelungen und über die Felder hingebreitet sind. In Wohn- und Schlafzimmer, ja fast in allen Räumen des Privathauses finden sich Kruzifixe, Heiligenfiguren, religiöse Bilder, bisweilen kleine Altäre, besonders im Mai zu Ehren Mariens als Marienkönigin und im Juni zu Ehren des Herzens Jesu. Weihnachten bringt Krippendarstellungen und Weihnachtsbaum. Namentlich bei den südlichen deutschen Stämmen, so vor allem in Bayern, hat das Haus im Innern den sog. Herrgottswinkel und zeigt auch häufig an einer seiner Außen-

wände ein farbenprächtiges religiöses Bild oder eine Statue. Reicher wie im Norden sind hier auch Felder, Berge und Wege mit Kreuzen, Statuen und Marterln geschmückt, bald zur Erinnerung an den Tod, der hier einen Menschen unerwartet ereilte, immer um dem religiösen Bedürfnis des Volkes stattzugeben, überall den überirdischen Bereich in Bild und Zeichen nahe vor sich zu sehen, die Verbindung mit dem Sakralen stets herzustellen und in Gedanken an die Ewigkeit gemahnt zu werden. So erstrahlt das „Heilige“ weit über den eigentlichen Kirchenraum hinaus in die kosmische Räumlichkeit und bezieht auch sie noch irgendwie hinein in die sakrale Sphäre — dabei aber im außerkirchlichen Raum weit mehr der freischöpferischen Volksseele in der Gestaltung überlassen, als im öffentlichen und offiziellen Kirchengebäude selbst.

Eine eigene Kategorie heiliger Räume stellt der Wallfahrtsort dar, eine Stätte, die vom gläubigen Volke deshalb besonders aufgesucht wird, weil Gott sich hier in außerordentlichen Gebetserhörungen kundtat oder weil dort eigene Erinnerungen an Gottes Wirken, seine Geheimnisse, seinen gottmenschlichen Erdenwandel oder an Heilige leben, bzw. Reliquien von ihnen aufbewahrt werden. Vielfach enthalten die Wallfahrtskirchen Kultbilder oder -statuen, denen die religiöse Verehrung vor allem gilt. Gebetserhörungen, Danksgungen, Bitten und Anliegen aller Art werden an den Wänden der Kultstätte in mannigfachen Formen angebracht. Eine Fülle von Devotionalien, die etwa eine wunderbare Heilung bezeugen, wie Krücken usw., oder sonst eine Hilfe zum Ausdruck bringen und die nicht vom ästhetischen Standpunkte aus zu beurteilen sind, läßt tief hinabblinden in die leibliche und geistige Not des Volkes und sein gläubiges Vertrauen. Und beides: Not und Vertrauen, wozu dann noch die Tradition des Wallfahrtsritus kommt, machen es erspürbar in der näheren Ausgestaltung und Ausformung der Wallfahrtsstätte.

5. Ähnlich heiligt sich dem gläubigen Volke die Zeit. Neben dem rein bürgerlichen Jahr hat es sein Kirchenjahr. Dies zerlegt sich ihm in die drei großen Festkreise, in deren Mittelpunkte Weihnachten, Ostern und Pfingsten stehen. In ihnen spielt sich die jährliche Erneuerung der Heilsgeschichte ab, gewissermaßen in parallelem Ablauf zu dem Gang des natürlichen Jahres mit seinen Sonnenwenden und Lichtwandlungen, seiner Aussaat, Reife und Ernte, seinem ewig erneuten Werden und Vergehen.

Aus dem Kreise der Tage, die sich um die drei Hochfeste herumlagern, ragen die Sonntage und gewisse heilige Feste, die als gebotene Feiertage durch feierlichen Gottesdienst und Arbeitsenthaltung ausgezeichnet sind, bemerkenswert hervor. Letztere haben zum Inhalte besondere Heilsveranstaltungen, wie z. B. Geburt und Himmelfahrt Christi, die Verehrung der heiligen Eucharistie am Fronleichnamstage mit seiner großen theophorischen Prozession oder die Verehrung hervorragender Heiliger,



210. Krippe in St. Michael zu München von Kunstnaler Gämmerler, „Haus Nazareth“. (Aufnahme: Maria Diebenhofen, München-Solln.)

namentlich der heiligen Jungfrau und Gottesmutter Maria, deren unbefleckte Empfängnis, Geburt, Verkündigung, Opferung und Aufnahme in den Himmel, namentlich im Süden Deutschlands festlich begangen werden, ferner die Erinnerung an den Todestag der Apostelfürsten Petrus und Paulus als der tragenden Säulen der Kirche, das Gedächtnis Allerheiligen. Der Sonntag erhält über seinen individuellen Charakter, den ihm seine Stelle im jeweiligen Festkreis und die ihm zuerteilten heiligen Lesungen vermitteln, noch jedesmal eine besonders freudige Note dadurch, daß er das Gedächtnis an die Auferstehung Christi in sich enthält sowie die Versicherung und die Vorfreude der eigenen Auferstehung der Gläubigen. Er ist daher wie die gebotenen Feiertage nicht nur ein Ruhetag; er ist von allem ein sakraler Tag voll heiliger Erinnerungen und großer Hoffnungen.

Auch die Jahreszeiten tragen eine besondere religiöse Weihe an sich und werden durch ein dreitägiges Fasten am Mittwoch, Freitag und Samstag (Quatembertage) sowie durch besondere liturgische Gebete und Lesungen beim Gottesdienste, die sich zum Teil auf die Heilsgeschichte, zum Teil auf irdische Anliegen und die Gaben Gottes in der Natur beziehen, eingeleitet. Der größte Teil der Werktage ist durch das Gedächtnis einer außerordentlichen religiösen Tatsache oder irgendeines Heiligen ausgezeichnet, das vor allem in der täglichen Messe am Morgen begangen wird. Jeder Freitag hebt sich aus dem Gleichlauf der Tage heraus als Erinnerungstag an den Tod Christi und wird als solcher durch Enthaltung von jeglichem Fleischgenuß gekennzeichnet. Der Vorbereitung auf gewisse hohe Feiertage dienen vorherige Fasten, wie z. B. die vierzigstägigen Fasten vor Ostern — sie werden eingeleitet durch die Zeichnung eines Kreuzes aus Asche, die aus den am Palmsonntag zur Erinnerungsfeier des Einzuges Jesu in Jerusalem verwandten Palmen stammt, auf die Stirne der Gläubigen, wobei der Priester die Worte spricht: Gedenke, o Mensch, daß du Staub bist und wieder zum Staube zurückkehren wirst —, die Vigiliafasten vor Weihnachten, Pfingsten, Peter und Paul, Allerheiligen usw., oder besondere Gebets- und Bußzeiten, wie die vier Adventswochen vor Weihnachten. Der möglichst intensiven Aufbarmachung der großen Feiertage, wie Weihnachten, Ostern, Christi Himmelfahrt, Pfingsten, Fronleichnam, Unbefleckte Empfängnis, Peter und Paul, Allerheiligen usw., dient die Oktav, wodurch die auf den



211. Kardinal Ropp spendet in einer Landgemeinde die hl. Firmung. Die Frau hinter dem Mädchen, das gerade getauft wird, legt als Firmpatin die Hand auf die rechte Schulter.

Feiertag selbst folgenden sieben Tage noch besonders in die Verlebendigung und Realisierung des Festgedankens mit hineinbezogen werden.

Alle diese Zeiten sind mit ihrem besonderen Charakter außerordentlich tief in der katholischen Tradition, im Lebensstil und im allgemeinen Bewußtsein verankert, und das gläubige Volk erlebt sie, wenigstens an den Sonntagen und höheren Festen, sehr intensiv mit, sie da und dort auch durch besondere Veranstaltungen, wie Prozession usw., auszeichnend.

Außer den allgemein als heilig geltenden Tagen gibt es örtlich noch besonders betonte Feiertage, wie etwa das Patronsfest des Ortes, Tage oder auch Wochen, in denen, wie namentlich an Wallfahrtsorten, bestimmten Heiligen oder außerordentlichen Geschehnissen und Erinnerungen eine lokal

umgrenzte eigene Festzeit gewidmet wird, zu der oft Pilger aus fernen und entlegenen Gegenden hereilen.

Noch mehr partikulären und individuellen Charakter, weil wesentlich nur einen kleineren Kreis von Menschen berührend, tragen die Tage der Taufe, der Erstkommunion, der vom Bischof unter großen Feierlichkeiten gespendeten Firmung, der Trauung, der Beerdigung, der Primiz (= der ersten feierlichen Messe des neugeweihten Priesters, die unter Teilnahme der ganzen Gemeinde, manchmal sogar der ganzen Umgegend, außerordentlich feierlich begangen wird), wie teilweise auch ihre späteren Erinnerungstage; ferner Gedenktage, welche das Gedächtnis an große Heimsuchungen, wie Hungersnöte, Epidemien, Feuersbrünste usw. sowie die Errettung daraus religiös festhalten. Ein sprechendes Beispiel dafür bietet etwa die alljährliche große Brandprozession in Münster, die viele Jahrhunderte zurückreicht und 1934 über 13000 Teilnehmer zählte, oder auch die Echternacher Springprozession, von der in anderem Zusammenhange noch die Rede ist. Endlich dienen auch Jubiläen, bezogen sie sich nun auf die ganze Kirche, wie das Anno Santo, oder auf engere Bezirke, der Heiligung der Zeit.

Aber die kirchlich-autoritäre Ordnung der heiligen Zeit hinaus, aber von dieser innerlich immer orientiert, gestaltet sich so das Volk, entsprechend der Eigenart seiner Erlebnisse, seiner Bedürfnisse, seiner Landschaft und seiner Überlieferung, die Zeit unter religiösem Aspekt, den religiös mannigfaltigen Begehungsformen oft profane verknüpfend, die bisweilen uralten, teilweise nicht mehr verstandenen Brauch festhalten.

6. Wird, wie wir sahen, der gesamte Kosmos und Lebensraum des Menschen durch Heraushebung besonderer Momente sakralisiert, so läßt uns doch erst der liturgisch-rituelle Vollzug, bzw. die persönlich-religiöse Übung ganz tief in die katholische Volksreligion hinabblenden. Die religiösen Akte selbst lassen sich gliedern unter dem Gesichtspunkt, ob sie von der Kirche geboten sind oder aus eigenem Antrieb erfolgen; und letztere wiederum unter Beachtung des Umstandes, ob sie von einem einzelnen privat oder in irgendeiner Gemeinschaftlichkeit, ob sie ständig und regelmäßig oder nur ab und zu und ausnahmsweise vollzogen werden.

Es gibt eine durch Kirchengebote normierte, pflichtmäßige Religiosität, die sich durch eine bestimmte Regelung des Sakramentenempfanges (z. B. jährliche Beichte und Kommunion), des Besuches der Messe an Sonn- und gebotenen Feiertagen, Beobachtung der vorgeschriebenen Fasten usw. charakterisiert. Es liegt in dieser Normierung ein pädagogisch-seelsorgerliches Moment. Der Mensch, der allzu leicht von den Ansprüchen seines Berufes, seiner Umwelt usw. absorbiert und ganz ins Irdische versenkt wird, soll durch eine gewisse Nötigung immer wieder aus der Zerstreuung in das Weltliche und Zeitliche herausgerissen und an das Ewige gemahnt und gebunden werden. Eine Mindestgrenze wird von der Kirche gezogen, unterhalb welcher der Gläubige nicht herabsinken soll, wenn er Wert darauf legt, lebendiges Glied der Kirche zu bleiben. Darüber hinaus aber nimmt die Mehrzahl der Gläubigen noch viel mehr religiöse Übungen freiwillig auf sich, sei es, daß diese in gemeinschaftlichen Gottesdiensten, wie heiligen Messen, Andachten usw., in gemeinsamem Sakramentenempfang, in Prozessionen u. a. m. oder in völlig privater Gebetsübung bestehen.

Besonders in Schätzung steht der Besuch der heiligen Messe, auch an Werktagen, in der der Katholik die geistig-symbolische Erneuerung und reale Fruchtbarmachung des Erlösungstodes Christi sieht und in der er vielfach täglich, sonst doch meist häufiger im Jahr die heilige Kommunion empfängt, um so noch enger an dem heiligen Vorgange und seiner Begnadung teilzunehmen. Zugleich dient ihm die heilige Messe zur Dankagung und Bitte, zur Verehrung der Heiligen, zum Gedächtnis seiner Toten und der Fürbitte für sie. Alle diese Motive stehen für den katholischen Gläubigen in innerer Verbindung mit dem Mysterium der heiligen Messe: Der Heilige ist für ihn eine köstliche Frucht aus dem Erlösungswerk Christi, dessen Vergewärtigung die heilige Messe dient; das Erbarmen, das er für die Toten erfleht, sowie die Hilfe Gottes, die er für seine oder anderer Anliegen und Bedürfnisse erwartet, haben in der Liebe Gottes, wie sie im Kreuzestode Christi zutage tritt und in der heiligen Messe unter Dank und Preis gefeiert wird, ihre letzte Motivation.

Oft findet die heilige Messe als Festgottesdienst statt. Alsdann erscheint die Kirche in üppiger Ausschmückung mit Blumen und Lichtern, an der das Volk sich oft selbst durch Spenden von Blumen und Kerzen beteiligt. Feierliches Geläute leitet dann den heiligen Dienst ein. Der zelebrierende wie die assistierenden Geistlichen amtierend in besonders festlichen Gewändern, und oft höchst künstlerisch durchgeführte Musik mit Gesang begleitet die liturgischen Vorgänge. Gaben der physischen und geistigen Welt sind aufgeboten, um als Repräsentanten des Universums in der Liturgie am Lobpreis Gottes teilzunehmen: *benedicite omnia opera Domini Domino*. Alle Sinne werden zugleich mit angesprochen und angeregt, damit der Mensch in seiner Totalität ergriffen, inmitten einer irdischen Umwelt das Göttliche und Ewige erschauernd erlebe und nahe fühle, alles Äußere nur als Mittel und Gleichnis des sich vollziehenden Mysteriums verspürend.

Einen Höhepunkt liturgischer Messeseier bildet das Pontifikalamt, das der Bischof unter Assistenz vieler Geistlichen feiert.

Neben der feierlichen gibt es die Messe mit deutschem Gemeindegesang oder gemeinsamem Gebete, die alle Anwesenden in der Einmütigkeit einer einheitlichen seelischen Stimmung und Verfassung auch äußerlich zusammenschließt; ferner die stille, private Messe, in der sich der einzelne, stille für sich betend, dem zelebrierenden Priester beim Opfer geistig vereinigt.

Bei Anlässen mit besonders großer Volksbeteiligung, wie oft bei Wallfahrten, bei Katholikentagen, Primizen usw., findet die heilige Messe mitunter unter freiem Himmel, bisweilen unter Verwendung von Lautsprechern statt, so daß die vom Himmelsgewölbe umschlossene Erde selbst gewissermaßen zum Kirchenraume wird.

Außer der heiligen Messe ist die sog. Andacht in der Kirche, meist vor exponiertem Sanktissimum, mit dem der Priester die versammelte Gemeinde am Anfang und Ende (oder nur am Ende) segnet, beim Volke sehr beliebt. Die dabei verrichteten Gebete und Meditationen gelten den großen Geheimnissen der christlichen Religion, der heiligen Eucharistie, der Trinität, dem Gottmenschen in seiner Geburt, seinem Leiden und Sterben — besonderer Pflege erfreut sich die Kreuzwegandacht, bei der der Gläubige allein oder gemeinsam mit andern an den draußen oder an den in fast allen Kirchen aufgestellten vierzehn Stationen, die den Leidensweg des Herrn von der Verurteilung zum Tode bis zur Grablegung darstellen, betend vorbeigeht, an jeder Station innehaltend und den Herrn im Geiste auf seinem Schmerzensweg begleitend —, seiner Auferstehung, dem Heiligen Geiste, den Engeln, besonders den Schutzengeln, in deren Obhut jeder einzelne Mensch gestellt ist, den Heiligen, vor allem der Mutter Gottes, dem heiligen Josef, dem Kirchenpatrone usw. Man betet für die großen Bedürfnisse und Nöte des öffentlichen und privaten Lebens: bittet um günstige Witterung für Saat und Ernte, um Abwendung von Unheil und Krankheit von Mensch und Vieh, vor allem aber um Gnade für das Heil der Seele. Den gleichen Zielen dient die Privatandacht, die der einzelne für sich allein still in der Kirche oder zu Hause vollzieht, oft in Erfüllung eines Gelöbnisses mehrere Tage hintereinander, wie z. B. die „Neuntägige Andacht“.



212. Feierliche Messe in der St. Michaelskirche zu München. (Aufnahme: Huber und Spiess, München.)



213. Primiz in Triebswetter (Banat). Der neu-
geweihte Priester auf dem Weg zu seiner ersten Messe.
(Aufnahme: Prof. Dr. Max Meinerz, Münster i. W.)

und seinem Erlösungswerke, dann aber auch von ihrer persönlichen — menschlichen Seite her: als Jungfrau und Mutter ist sie dem katholischen Volke zugleich die Verkörperung seelischer Keuschheit und reiner opferstatte Gottesliebe wie das große Beispiel menschlichen Dienens und Leidens in mütterlicher Selbstvergessenheit. Zu ihr nimmt das gläubige Volk in allen Lagen seines Lebens seine bittende Zuflucht; ihr Bild schmückt Kirche und Heim, Arbeitsraum und Straße — besonders während des Maimonates, der ihr geweiht ist. Ihr gilt das volkstümliche Rosenkranzgebet, das mit der Betrachtung des freuden-, schmerzen- und glorreichen Lebens Jesu und Mariens die fortwährende Anrufung Mariens verbindet. Bei diesem Gebete versenkt sich der Katholik in die Meditation der Erlösungsgeheimnisse und bemüht sich, die Ereignisse, Nöte und Drangsale seines Lebens im Lichte der heiligen Rosenkranzgeheimnisse zu sehen, zu verstehen und auszuwerten. Der Rosenkranz wird gemeinsam in der Kirche als Wechselgebet sowie privat verrichtet. Es gibt Gegenden, in denen die katholische Familie an jedem Winterabend den Rosenkranz gemeinsam am häuslichen Herde verrichtet und wo während des übrigen Teiles des Jahres wenigstens an Sonntagen der Rosenkranz von der Gemeinde am Abende in der Kirche gebetet wird. Darum trägt der Katholik auch den Rosenkranz fast ständig bei sich und hat ihn noch, auf der Totenbahre liegend, um die gefalteten Hände geschlungen.

In alledem kommt u. a. das unbegrenzte Vertrauen zum Ausdruck, das im gläubigen Volk der Gottesmutter gegenüber lebt. Die große Macht ihrer Fürbitte bei ihrem göttlichen Sohne sowie die besonderen Bedürfnisse und Notlagen der verschiedenen Volksgruppen und Landesteile haben es mit sich gebracht, daß die heilige Jungfrau hier für diese, dort für jene Hilfeleistungen besonders angegangen wird, wobei sich die Verbindung von der in einem bestimmten Distrikte verehrten Gottesmutter mit bestimmten Gnadenweisen so konkretisiert hat, daß bei Außenstehenden der Eindruck erweckt werden konnte, die etwa in Mötting für ein gewisses Anliegen aufgesuchte und verehrte Mutter Gottes sei nicht identisch mit der in Einsiedeln angerufenen, sondern es handele sich nach Analogie heidnischer Göttinnen um verschiedene Gestalten mit verschiedenem Hilfsbereich. Indessen kann davon keine Rede sein. Unbeschadet der Einheit und Wesensidentität der Gottesmutter sucht das katholische Volk gerne für seine Bedürfnisse jene Stätten auf, an denen andere für die gleichen Anliegen Erhörung und Hilfe fanden, ohne auch nur im entferntesten der Meinung zu sein, daß die hier verehrte Mutter Gottes sich irgendwie etwa von der heimatischen unterscheide. Es besteht nur der Glaube, daß es Stätten bzw. Wallfahrtsorte gäbe, an denen aus bereits oben angedeuteten Gründen die himmlische Hilfe sicherer gewährt werde.

Nicht so großer Verehrung und ungeteilter Universalität erfreuen sich die übrigen Heiligen. Abgesehen von den wenigen gebotenen und darum allgemein verbreiteten und gefeierten Heiligenfesten ist im übrigen die Heiligenverehrung in der Volksfrömmigkeit sehr stark durch die Landschaft, die Tradition, durch die Verbreitung der Heiligenlegende und des mit ihr gegebenen Brauchtums bedingt. Eine Ausnahme bildet etwa noch der heilige Josef, der als Nährvater des Herrn und Vorsteher des heiligen Hauses, zum Vorbild treuester Pflichterfüllung, zum Beispiel der Demut, Treue, Hilfsbereitschaft, Armut und Arbeitsamkeit wurde und darum besonders als Helfer in der Not, vor allem als Beschützer in der Todesstunde, vom ganzen katholischen Volke angerufen wird.

Einen verbreiteten, lebhaften Kult genießt auch die Mutter der heiligen Jungfrau und Gottesmutter, die heilige Anna. Wenn auch ihr Kult keineswegs überall gleich intensiv ist und gegenüber dem Mittelalter erheblich nachgelassen hat, so nimmt doch in manchen Gegenden das gläubige Volk gerne seine Zuflucht zu ihr. Vor allem ist es ihre Mütterlichkeit und ihre nahe Beziehung zu Jesus und Maria, welche letztere in den vielen Darstellungen der Selbstdritt zum Ausdruck kommt, um derentwillen man sie um ihre Fürbitte in Anliegen der Ehe, in Armut usw. angeht (P. Dr. Beda Kleinschmidt, O. Fr. M., Die Heilige Anna. Ihre Verehrung in Geschichte, Kunst und Volkstum, Heft 1—3 der Forschungen zur Volkskunde, hrsg. von Prof. Dr. G. Schreiber, Düsseldorf, Schwann). Der heilige Nikolaus wird, weil er als Bischof durch Geldspenden einem verarmten

Wenn sich der Gläubige im Gebete an die Heiligen wendet, so tut er das, weil er in ihnen nicht nur Vorbilder seines christlichen Lebens, sondern vor allem auch mächtige Fürbitter bei Gott sieht. Darum sind die Darstellungen des Lebens der Heiligen und ihrer Legenden weit im Volke verbreitet, das namentlich gerne sich in die Überlieferung der ihm besonders nahestehenden Heiligen betrachtend versenkt. Ihnen sind Kirchen geweiht und nach ihnen benannt; ihnen werden Seitenaltäre dediziert, Statuen und Bilder von ihnen in Kirchen und Privathäusern angebracht, kleine Bilder in Gebetbüchern aufbewahrt. Ihre Reliquien stehen in hohen Ehren, werden oft zur öffentlichen Verehrung exponiert, von Prozessionen und Pilgern aufgesucht, vom Priester dem Gläubigen in einer Hülle zum Kusse gereicht. Kranke werden damit berührt, Gesunde und Kranke damit gesegnet.

Am nächsten steht dem katholischen Volke die Mutter des Herrn, vor allem wegen ihrer engen Verbundenheit mit dem Gottmenschen

Vater es ermöglichte, seine drei Töchter ehrbar unterzubringen, statt sie der Schande preiszugeben, ferner weil er in einer Hungersnot Hilfe brachte und besonders Kinder beschenkte und weil er mehrfach Stürme auf dem Meere stillte, als Geschenkgeber und Wohltäter besonders von den Kindern (die an seinem Festtage heimlich beschenkt werden, als stammten die Gaben von St. Nikolaus) und am Meere sowie an Flußläufen von Fischern und Schiffen verehrt (St. Meisen, Nikolauskult und Nikolausbrauch) im Abendlande. Eine kultgeographisch-vollkundliche Untersuchung. Heft 9—12 der Forschungen zur Volkskunde). Der heilige Blasius wird zum Schutz gegen Halsleiden angerufen. An seinem Festtage, dem 3. Februar, läßt man sich in der Kirche den Hals segnen. Der heilige Leonhard genießt als Pferdebeschützer besonders in Bayern einen sehr lebhaften Kult, der mit einem großen Pferderitt und weltlicher Feier verbunden ist. Die an seinen Heiligtümern angebrachten Pferdehufe zeugen von der Dankbarkeit seiner Verehrer. Auch der heilige Celsus ist ein Patron der Pferdebesitzer; der heilige Wendelin betreut die Schafe; die heilige Brigitta das Kind; der heilige Antonius hilft u. a. Verlorenes wiederfinden und erweist sich als vielfältiger Nothelfer (B. Kleinschmidt, O. F. M., Antonius von Padua. In Leben und Kunst, Kult und Volkstum. Heft 6—8 der Forschungen zur Volkskunde). Desgleichen ist der heilige Judas Thaddäus ein besonderer Nothelfer. Eine partikulär sehr betonte Verehrung genießt der Patron der jeweiligen Kirche und Gemeinde. Von den Engeln erfreut sich der Erzengel Michael als siegreicher Kämpfer gegen den Drachen und die Mächte der Finsternis besonderer Verehrung. Auch der heilige Georg ist unter diesem Gesichtspunkte sehr geschätzt.

Eine Steigerung erfährt der Kult eines Heiligen dort, wo Gebeine von ihm ruhen oder wo er während seines Lebens weilte und wirkte oder wo er sich durch auffallende Gebetserhörungen bezeugt hat. Entscheidend für die nähere Ausgestaltung des Kultus ist natürlich die Heiligenlegende, in die das Volk gerne sein eigenes inneres Denken und Erleben, Wünschen und Hoffen mit hineinverwebt. Dadurch bekommt sie vielfach lokales Gepräge, empfängt auf deutscher Erde deutsche Züge und Ausschmückung und hilft mit, ein Verständnis zu gewinnen für die mit der religiösen Begehung sich oft verbindenden seltsamen lokalen Bräuche und lauten weltlichen Feiern, in denen ungebrochene Volksfreude und Volkskraft sich einen Ausdruck schaffen.

Der mit seinem Blick lediglich am Äußern haftende Betrachter könnte leicht versucht sein, in derartigen Kultübungen und Anschauungen wesentlich Überbleibsel einer heidnisch-naturalistischen Vergangenheit zu sehen. Indessen besteht bei aller oft stark betonten Sinnfälligkeit, die dem Volke ja ohnehin eigentümlich ist, kein Zweifel, daß der Gläubige tief durchdrungen ist von dem Bewußtsein, daß die von ihm angerufenen Heiligen nicht mächtig sind kraft eigener Machtvollkommenheit, sondern nur als Freunde Gottes und starke Fürbitter bei Gott und daß alles nur in Gottes Hand stehe, sein Leben, sein Ader, sein Vieh, seine Welt; daß aber Gott, von dem es heißt, daß kein Sperling ohne sein Wissen vom Dache falle, daß er alle Haare unseres Hauptes gezählt, daß er den hungrigen Raben schreien höre, die Vögel des Himmels nähre und die Lilien des Feldes kleide, sich auch seiner erbarme und aller Anliegen, die ihn bewegen. Ein starkes Gefühl nicht nur metaphysischer, sondern religiöser Abhängigkeit erfüllt ihn dabei sowie ein Wissen um die erbarmende göttliche Nähe und seine eigene Ohnmacht, Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit, die ihn veranlaßt, sich eines Fürbitters zu bedienen. Durch die oft seltsame Vielfalt und Form dieses Kultus reflektiert sich das dogmatische Christentum in volkstümlicher Lebendigkeit, deren richtiges Verständnis verlangt, daß man jede Kultäußerung nicht isoliert für sich, sondern als Teil eines Ganzen, sowohl objektiv vom Dogma aus, wie subjektiv im tiefsten Bewußtsein des Gläubigen sieht.

Dies gilt nicht weniger von den Wallfahrten und Prozessionen, in denen sich auch ein charakteristisches Stück Volksfrömmigkeit manifestiert. Bei der Prozession drängt der religiöse Impuls die Gläubigen über den Kirchenraum hinaus ins Freie, um Stadt, Dorf und Feld in die religiöse Begehung mit hineinzubeziehen; der Herrschafts- und Segensbereich Gottes wird symbolhaft weiter ausgedehnt. Darum führt die Prozession oft das Santissimum (die Eucharistie in der Monstranz) mit sich, Reliquien und Heiligenstatuen, immer Fahnen und Kreuze mannigfacher Art, um die Nähe und den Triumph Gottes



214. Kirchengang in Bistritz (Siebenbürgen). (Aufnahme Prof. Dr. Max Meinel, Münster i. W.)



215. Die tausendjährige Linde der heiligen Edigna in Buch (bei Fürstentfeld, Oberbayern). Im Stamm dieses Baumes lebte die Heilige fünfunddreißig Jahre als Einsiedlerin. (Aufnahme: Maria Diederhosen, München-Solln.)

bewegung der Pilger (die damit die furchtbare Krankheit des Weistanzes darstellen sollen, von der ihre Vorfahren vor Hunderten von Jahren wunderbar errettet wurden) einen ergreifenden Eindruck vermittelt; oder auch an den vielbesuchten bairischen Wallfahrtsort Altötting, wo Pilger sich häufig eins der in verschiedener Größe und Schwere bereitstehenden Kreuze auf die Schulter legen, um es, oft auf den Knien rutschend, um die Kapelle zu tragen. Auf die Devotionalien, die der Gläubige der Wallfahrtsstätte übermittelt (Geld, Kerzen, Plakate mit Bitten bzw. Danksgaben, Nachahmungen der Kranken und geheilten Glieder usw.) und die ein gutes Bild religiöser Volkspsychologie enthüllen, wurde bereits hingewiesen. Wie sehr das Wallfahrtswesen neben tiefstem religiösem Leben volkstümliches Denken, Zeitcharakter und Landschaft widerspiegelt, dafür bringt reiche Belege das von G. Schreiber 1934 herausgegebene Sammelwerk „Wallfahrt und Volkstum In Geschichte und Leben“ (Heft 16 u. 17 der Forschungen zur Volkskunde).

Dem Bedürfnis, überall des göttlichen Schutzes gegen die Macht des Bösen in jeder Form und der überirdischen Hilfe und Nähe sicher zu sein, kommen auch die vielen Segnungen der Kirche entgegen. Sie segnet den Menschen in gesunden und Kranken Tagen, die Häuser, die Felder, das Vieh, die Maschinen, Autos, die Lebensmittel, Kräuter, Kerzen, Wasser usw. Das gläubige Volk sorgt dafür, wenigstens auf dem Lande, gesegnete Gegenstände, wie Kräuter, Kerzen usw., besonders sog. Weihwasser, ständig im Hause zu haben, von denen es bei den verschiedensten Anlässen (z. B. Gewitter, Krankheit u. a.) Gebrauch macht. Mit Weihwasser besprengt man sich in Kreuzesform beim Betreten und Verlassen der Kirche, beim Aufstehen und Schlafengehen, segnet damit den Leichnam und das Grab u. a. Der amtierende Priester streut Weihwasser Sonntags über die Gemeinde vor Beginn des Hochamtes, über die Anwesenden nach der Beerdigung, über das Ehepaar bei der kirchlichen Trauung, über die eines Kindes genesene Mutter, die zum Empfang dieses unter besonderen Gebeten gespendeten Segens (= Aussegnung der Mutter) eigens unter Begleitung einer Nachbarin zur Kirche kommt, wo sie, eine brennende Kerze in der Hand, vom Priester an der Pforte empfangen und zum Altare geleitet wird, damit ihr dort der Segen gespendet werde. Weihwasser findet fast bei allen Benediktionen Verwendung.

Mag bei dem volkstümlichen Gebrauch dieser Dinge gelegentlich scheinbar die Gefahr bestehen, daß das Göttliche allzu nahe an Verdinglichung und magische Vorstellung herangebracht werde, so weiß doch der unterrichtete Gläubige überall sehr wohl, daß er bei derartigen Verwendungen gesegneter Gegenstände lediglich auf die Kraft des fürbittenden Gebetes,

und seiner Freunde zum Ausdruck zu bringen. Auch darin kommt die Herrschaft Gottes zur Geltung, daß alle Altersstufen, Berufe und Geschlechter, in Reihen geordnet, im Rhythmus der Prozession betend oder singend einherschreiten. So ist die Prozession Bekenntnis und Preis Gottes, aber sie ist zugleich — das bringen die Gebete und Gefänge, oft auch Kleidung, Haltung und Gebärde zum Ausdruck — Bitte, Sühne und Dank; Sühne für Sünde und Vergehen, Bitte um Schutz der Seele und des Leibes, der Häuser und Felder, Dank für Erhöhung und Errettung.

Ähnlichen Zielen dient die Wallfahrt. Sie besteht darin, daß man vereinzelt oder in Gruppen heilige Orte aufsucht, die durch heilige Erinnerungen, Reliquien oder Gebetserhörungen besonders ausgezeichnet sind. Es gibt Wallfahrten, die zu ständigen Einrichtungen wurden, und solche, die nur gelegentlich, sei es auf Grund eines Gelöbnisses, eines großen Anliegens, zur Zeit eines Jubiläums usw., unternommen werden. Die Wallfahrt zum heiligen Rock in Trier z. B. findet alle 40 Jahre anlässlich seiner Ausstellung statt (Abb. 216). Im Jahre 1933 zählte man dabei in nur 50 Tagen weit über zwei Millionen Pilger. Oft werden die Wallfahrten unter großen Opfern und Entbehrungen auf weite Entfernungen hin durchgeführt, wobei die Mühen und Schwierigkeiten der Reise zugleich Beugnis ablegen für den Ernst der Buße und des Dankes wie für die Intensität des Gebetes. Nicht selten werden noch besondere Erschwerungen der Wallfahrt von den Pilgern auf sich genommen, wie Fasten, Zurücklegung des Weges mit nackten Füßen, Wahl eines entlegenen und nur sehr schwierig erreichbaren Wallfahrtsortes. Erinnert sei in diesem Zusammenhang nur an die Springprozessionen in Echternach, an der außer vielen deutschen Privatpilgern eine deutsche, von Brüm (i. d. Eifel) ihren Ausgang nehmende Prozession teilnimmt und die durch die springartige, sehr ermüdende Vorwärtswegung

daß der Priester im Namen der Kirche bei der Segnung sprach, vertrauen darf.

Über das bisher Gesagte hinaus pflegt der katholische Christ das Bewußtsein der göttlichen Nähe durch sein privates Gebet, das auch oft gemeinsam verrichtet wird: beim Aufstehen und Schlafengehen, vor und nach dem Essen, vor und nach der Schule bzw. dem Studium, beim Läuten der Angelusglocke (s. o.) morgens, mittags und abends, oft während der Arbeit, beim privaten Besuch der Kirche, in Stunden der Not und Gefahr, z. B. beim Gewitter, bei Unfällen usw. In manchen Gegenden bezeichnet man sich bei grellen Blitzschlägen zum mindesten mit dem Zeichen des Kreuzes, desgleichen vor Arbeiten, die eine Gefahr mit sich bringen können (wie das Schlachten großer Tiere, Holzfällen u. a.) oder die zum Leben besonders wichtig sind (Feldbestellung, Brotbacken u. a.), bei Antritt einer Reise, vor schweren Entscheidungen. So durchzieht der Gedanke, immer vor den Augen Gottes zu stehen, alle irdischen Situationen des Gläubigen und geht wie eine nie verstummende Melodie durch sein Leben, sein Denken und Handeln aufs stärkste bestimmend.

Freilich untersteht er mitten im irdischen Getriebe der Gefahr, diesen ständigen Kontakt mit dem Ewigen zu verlieren oder doch immer mehr und mehr abzuschwächen. Dieser „Verweltlichung“ wirken entgegen die abendliche Gewissenserforschung, die sehr viel in Übung ist; die häufige, bisweilen alle acht Tage oder jeden Monat, fast immer mehrmals im Jahre abgelegte Beichte, die sonntägliche Predigt und Christenlehre; die sich immer mehr verbreitenden religiösen Einklehrtage; die Exerzitien (Tage in Gebet, Anhörung von religiös aufweckenden Vorträgen und Meditation verbracht und mit Sakramentenempfang abgeschlossen) und die Volksmissionen. Ferner dienen ihrer Überwindung die religiösen Standsvereine mit ihren besonderen religiösen

Übungen, die religiösen Zirkel, Bibelkränzchen, die zahlreiche Erbauungsliteratur, die religiösen Kongresse, Katholikentage ußf.

Nicht unbeträchtlich ist die Zahl der Volksgenossen, die um ihrer Seele und des Reiches Christi willen jährlich die Welt verlassen, um in eins der vielen Klöster einzutreten, in denen die Nachfolge Christi bald mehr durch Selbstheiligung, bald mehr durch Dienst am Nächsten in Krankenpflege, Mission, Unterricht u. a. gesucht und geübt wird. Viele, die aus irgendeinem Grunde den Eintritt ins Kloster selbst nicht vollziehen, schließen sich den loseren Ordensgemeinschaften (sog. Dritter Orden) an, um, obwohl in der Welt lebend, doch die Intentionen des klösterlichen Lebens möglichst weit erfüllen zu können. Die katholische Familie ist im allgemeinen stolz darauf, wenn sie eines ihrer Glieder im Kloster hat; besonders stolz aber ist sie, wenn sie einen ihrer Söhne dem Priestertume zuführen kann. Der Tag der Priesterweihe und der Primiz sind hohe Familienfesttage, von denen besonders der letztere eine ganze Gegend überstrahlt.

Die starke Ewigkeitsbeziehung des gläubigen katholischen Volksgenossen wird auch bezeugt durch das besondere Verhältnis, das er zu seinen Toten unterhält. Bei aller Vitalität und lebensbejahenden Haltung des Volkes steht der Gedanke an den Tod als Pforte zur Ewigkeit doch sehr kraftvoll und entscheidend in seinem Bewußtsein. Und dies schafft auch ein besonderes Verhältnis zu den Toten. Letzteres wird nicht nur — wenn auch in erheblichem Maße — durch die Beziehungen bedingt, die auf Blut, Freundschaft oder sonstigen rein irdischen Banden beruhen, sondern erstreckt sich, wenn auch mit verschiedenem Intensitätsgrade, auf alle Verstorbenen.

Beim gläubigen Volke in ländlichen Bezirken ist das Hinsterben eines Menschen ein Ereignis, an dem nicht nur die Verwandten, sondern auch Freunde und Nachbarn, ja mehr oder minder die ganze Gemeinde Anteil nimmt. Wenn der bedrohlich Erkrankte die heiligen Sterbesakramente (nach vorausgegangener Beichte die heilige Wegzehrung und heilige Ölung) empfängt, versammelt man sich vielerorts im Sterbehaus und betet laut und gemeinsam während der heiligen Handlung. Dies wiederholt sich im Augenblick des Todes selbst. Der erfolgte Tod wird durch langes, feierliches Geläute der Gemeinde bekanntgegeben, wobei die Art des Läutens schon Kunde darüber gibt, ob es sich um einen männlichen oder weiblichen, verheirateten oder unverheirateten Toten handelt. Beim Er tönen der Sterbeglocken pflegt man sofort ein kurzes Gebet für den Hingeschiedenen zu sprechen. Auch während der Tage, da die Leiche aufgebahrt im Sterbehaus liegt, kommt man vielfach am Abende in großer Zahl im Sterbehaus oder in der Kirche zusammen, um für die Seelenruhe des Toten zu beten. In manchen Gegenden, z. B. des Rheinlandes, betet man im Sterbehaus in abwechselnden Schichten die ganzen Nächte vom Sterbe- bis zum Begräbnis-



216. Die Ausstellung des heiligen Rodes Christi im Trierer Dom.

tage hindurch. Am Begräbnis selbst, das meist am Vormittag in Verbindung mit einer feierlichen Totenmesse (gelegentlich unter Mitwirkung mehrerer amtierender Geistlicher und unter Abhaltung mehrerer Messen) stattfindet, nimmt auf dem Lande die Gemeinde zahlreich teil und begleitet unter lauten Gebeten den Sarg zum Grabe, das mit dem Zeichen der Erlösung, dem Kreuze, bald in Form eines schlichten Holzkreuzes oder auch einer kostbareren und künstlerischen Gestalt, geschmückt wird. Auch nach der Beerdigung werden, besonders in den ersten Jahren, häufiger Totenmessen für den Gestorbenen gehalten, in Zeitabschnitten, die zum Teil beliebig, zum Teil nach den Gegenden verschieden und mit symbolischem Charakter ausgestattet sind. Vor allem wird das Jahrgedächtnis des Todes oder der Bestattung unter zahlreicher Beteiligung durch ein Totenamt (gejungene Totenmesse) mit Grabbesuch, der sich auch sonst häufig wiederholt, feierlich begangen.

Diese kultische oder doch kultisch geheiligte Verbundenheit mit den Toten beruht auf einer dreifachen Motivation: man fühlt sich mitverantwortlich für das Seelenheil der Verstorbenen und sucht ihnen durch Gebet, heilige Messen und Bußwerke zu Hilfe zu kommen; weiterhin besteht die Überzeugung, daß die Gott näher stehenden Toten den Lebenden mit besonders wirkungsvoller Fürbitte beistehen könnten, und endlich, daß auch der bittere Tod eine letzte Lebensgemeinschaft nicht zu zerstören vermöchte, sondern sie nur entsinnliche und vergeistige und darum fruchtbar vertiefe. Diese lebendige Gemeinschaft mit den Toten macht es leicht verständlich, daß sich um Tod, Grab und Toten oft mannigfache Bräuche und Erzählungen ranken, die zwar die rein religiöse Linie häufig genug überschreiten, aber immer ein, wenn auch oft etwas seltsamer Ausdruck bleiben für die eben geschilderten Zusammenhänge zwischen Tod und Leben. Im Laufe des Kirchenjahres ist ein ganzer Monat dem kultischen Gedächtnis der Toten gewidmet, der herbstliche und an alles Vergängliche gemahnende Novembermonat. Am 2. November vor allem, an Allerseelen, wird der Gedenktag aller Toten begangen. In feierlicher Prozession zieht die Gemeinde nach dem Totenamte auf den Friedhof, der Priester segnet die geschmückten Gräber, um die sich die Angehörigen betend scharen und die am Abende vielerorts im reichen Kerzenlichte erstrahlen, zur Bekräftigung des Glaubens, daß der Tod vom Leben überwunden ist.

Dieser Glaube kommt auch liturgisch dadurch zum überwältigenden Ausdruck, daß am ersten Tag des Totenmonates das stimmungsvolle Fest „Aller Heiligen“ begangen wird. Jubelnd und dankbar gedenkt die Kirche der Heimgegangenen und in Gott Vollendeten, die sie als heilige Vorbilder preist, als starke Fürbitter ansieht. Diese heilige Schar, die sich aus allen Schichten des Volkes rekrutiert, vom König bis zum Bettler, vom Märtyrer und Kämpfer bis zum stillen, seiner Mitwelt unbekannten Büsser und Beter, ist für den Gläubigen der eindrucksvolle ständige Hochgesang auf die erlösende Kraft Gottes, die vom Tode zum verklärten Leben in Gott führt, und auf die christliche Hoffnung, die sich daraus für den Gläubigen ergibt.

Gerade in der engen Verknüpfung der Feste „Allerheiligen und Allerseelen“ tritt noch ein weiteres wichtiges Moment katholischer Frömmigkeit in die Erscheinung: die organische Verbundenheit der streitenden, leidenden und triumphierenden Kirche in der Seele des Katholiken. Selbst noch mitten in den Mühen und Kämpfen des Lebens stehend, gibt sich der Gläubige der Führung der geschichtlich sichtbaren Kirche hin und nimmt, da er sie als seine Mutter weiß, an ihren zeitgeschichtlichen Schicksalen innigsten Anteil. Die mit ihm in der Kirche der Ewigkeit entgegengehenden Gläubigen sind seine Brüder, die alle der gleiche Glaube, die gleiche Hoffnung und Liebe verbindet. Ihrer gedenkt er im täglichen Gebete. Ihrer Not kommt er durch charitative Werke persönlich und direkt entgegen; indirekt hilft er an ihrer Mindererung durch Unterstützung der Kirche, der großen religiösen Einrichtungen, Klöster, Verbände usw., die in ihrer Vielgestalt vor allem eine Hilfe für die Vielgestalt körperlicher und geistiger Bedürfnisse sein wollen. Jrgendwie lebt so im Bewußtsein jedes gläubigen Katholiken das Gefühl der Verbundenheit mit der streitenden Kirche und der Mitverantwortung für sie. Aber auch die einer letzten Läuterung entgegenleidenden Verstorbenen im Reinigungsorte sind dem Gläubigen, wie wir sahen, lebensvoll nahe. Ihre derzeitige Durchgangsstufe wird ja einmal auch die seine sein. Nicht minder, so betonten wir weiterhin, ist der Gläubige auf Erden, wenigstens dem Glauben nach, mit den Seligen verbunden, denen einst tatsächlich zugeteilt zu werden, der tiefste Impuls seines Lebens ist. Einen besonderen Ausdruck findet diese Verbundenheit der drei Reiche im sog. mit bestimmten Bußübungen verbundenen Ablass, um den sich das religiöse Volk sehr bemüht und der ihm sowie dem Verstorbenen im Reinigungsorte in besonderer Weise die Sühnewirkung des Lebens und Sterbens Jesu Christi sowie der vielen in der Kraft Christi vollendeten Heiligen zuwenden soll. So umschlingt Diesseits und Jenseits die *Communio Sanctorum*, etwa wie es Fra Angelico auf seinem bekannten Bilde vom Reigen zwischen Himmel und Erde darstellt, als ein heiliger Lebensrhythmus und Lebensaustausch, dessen letzter Sinn und letzte Wirklichkeit der lebendige Gott ist.

7. Wie sehr alle diese Gedanken einer engen kausalen und teleologischen Verbundenheit von Himmel und Erde die Seele des Gläubigen lebensvoll füllen, dafür zeugen auch eine Reihe von volkstümlichen Erscheinungen, die bald mehr unbewußt, bald mehr bewußt, der Volksseele entstammen. Hierher gehört vor allem der häufig schon erwähnte religiöse Volksbrauch, der, weil mehr aus der unreflektierten Schicht des Volkstums hervorbrechend, in den rationaleren Bereichen des Volkes stärker zurücktritt und der nach Stamm und Landschaft sehr verschieden ist. Es gibt Volksbräuche, die mit der religiösen Sphäre nichts oder nichts mehr zu tun haben. Es gibt solche, bei denen der christliche religiöse Einschlag spätere Zutat ist. Und es gibt endlich andere, die ein köstliches Dokument von echter Volksreligiosität sind, die ein sprechendes Zeugnis ablegen vom Leben und Erleben des Volkes, von seinen Leiden und Freuden, seinem Glauben, Lieben und Hoffen. Teilweise reichen sie bis in den liturgischen Gottesdienst hinein und geben auch diesem dadurch ein bestimmtes volkstümliches Lokalkolorit. Meist aber vollziehen sie sich außerhalb des kirchlichen Gottesdienstes und sind häufig mit lauten weltlichen Feiern verbunden, in denen bisweilen auch noch sinnvolle oder nicht mehr verstandene Bräuche fortleben. Der Brauch verbindet Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft; er verknüpft die Geschlechter, ist ein mächtiger Schutz des religiösen Lebens und gibt allen Möglichkeit, der persönlichen — es gibt auch religiöse Familienbräuche —, stammlichen und landschaftlichen Eigenart, unbeschadet der christlich-dogmatischen Substanz, in der religiösen Praxis Ausdruck zu verschaffen und alle Gebiete des Lebens an die religiöse Sphäre heranzubringen.

Von diesem religiösen Brauchtum wurden bereits oben mehrfach Beispiele gegeben. Hier kann nur noch wenig erwähnt werden. In Prüm (Eifel) kann man am Tage nach Christi Himmelfahrt, an dem ein großer Markt stattfindet, Scharen von Gläubigen laut belend bald hier, bald da auftauchen sehen, gewisse Stellen und Kapellen der Stadt aufsuchend und umkreisend, ohne daß wohl noch im einzelnen allen Teilnehmern der Sinn dieses alten Brauches, der als letzter Überrest einer früheren Springprozession wie der heutigen in Echternach fortleben soll, deutlich wäre. Noch fast im ganzen katholischen Deutschland kennt und übt man den Brauch, am Feste der Heiligen Drei Könige (Erscheinung des Herrn) die ersten Buchstaben von den Namen der drei Könige an die Türen der Häuser zu schreiben, offenbar um dem Hause den besonderen Schutz dieser wandernden Gottsucher und vom wunderbaren Stern geführten Pilger zu sichern. Am Tage Mariä Opferung (Lichtmeß) werden im Anschluß an die Kerzenweihe und die sich damit verbindende Lichterprozession kleine Wachskekze an den Türen der Häuser angebracht. Daß mit der Präsentatio des Jesukindes im Tempel heller aufstrahlende Licht der göttlichen Heimsuchung und Erlösung wird so im Symbol gewissermaßen an jedes christliche Haus geheftet. Am gleichen Tage werden mancherorts mit geweihter und brennender Kerze ein paar Haare von Menschen und Vieh verbrannt, um schädliche Einflüsse von ihnen abzuwenden und göttlichen Segen ihnen zuzuwenden, wobei altpopuläre Auffassungen zum Träger christlicher Gedanken werden, wie aus der Befragung der einfachsten Gläubigen festgestellt werden kann. Oder ein weniger bekannter oder schon mehr vergessener Brauch, der wohl sicher erst später eine christliche Überfärbung erhielt: am ersten Fastensonntagabend wird an vielen Orten auf einer Höhe ein mit Stroh umkleideter Kreuzesbaum angezündet, den die männliche Jugend mit brennenden Fadeln umkreist, wobei sie unter dem Läuten der Abeglocke den englischen Gruß laut betet und hierauf sich zu einem aus Pfannenkuchen bestehenden Mahle bei der zuletzt verheirateten Frau zusammenfindet. — Vielleicht ein alter Sonnen- und Fruchtbarkeitsritus in christlicher Umdeutung.

In diesem Zusammenhange wäre auch der volkstümlichen Kunst zu gedenken, die in die tiefsten Falten der religiösen Volksseele hineinblicken läßt. Einen dichterischen Eindruck von dem religiösen Leben des Volkes gewinnen wir etwa aus dem Geistlichen Jahr der Drost, aus Thrasolt's Dichtungen, besonders auch aus „Behaal mich liew“, das stofflich keineswegs religiös orientiert ist, aber in den Schicksalen der kleinen unbekannten Menschen die religiöse Wucht des Erlebens ergreifend sichtbar macht; oder aus Federer's großen und kleinen Geschichten, aus Dörfler's zahlreichen Volksromanen oder aus Weinrich's, Weismantel's, Rneips u. a. Schrifttum. Dramatische Gestalt erhält die religiöse Volksseele in Mysterien- und Weihespielen, die neuerdings vielfältig in künstlerisch teilweise hochstehender Form große Volksscharen anziehen. Man denke nur an die vielen Weihnachts- und Passionsspiele, von denen das in Oberammergau Weltruhm erlangte. Ähnliches wäre zu sagen über die religiösen Volkslegenden und die bildnerische Darstellung der religiösen Tatsachen und Legenden. Hier muß man erinnern an die Heiligen- und Herrgottsschnitzer in Schlesien und Bayern, weiterhin an die Krippen- und Passionsbilder, die nicht nur ein gut Stück religiöser



217. Exerzitienhaus Fürstenried bei München. (Aufnahme: Maria Diefenhofen, München-Solln.)

Tradition festhalten, sondern auch künden von dem ewig schöpferischen religiösen Quell der Volksseele.

8 Wie ordnet sich nun solche Volksreligiosität in das Ganze des Lebens ein? Bei aller festen Verwurzelung in den Realitäten des Lebens, die dem gesunden Volke wesenseigentlich ist, ist ihm doch durch den Glauben das Bewußtsein der Ewigkeit und der Verantwortung vor Gott so tief in die Seele gesenkt, daß dieser Gedanke immer irgendwie in ihm lebendig ist und sein Handeln mitbedingt. Schon die Überzeugung, daß die Welt und ihr Inhalt von Gott stammen, der sie schuf, und daß infolgedessen auch die Aufgaben, die sich aus der Schöpfungsordnung für jeden ergeben, auf göttlichen Auftrag zurückgehen, gemahnt den Gläubigen immer daran, daß er nur Diener und Verwalter ist. Verstärkt wird dies Bewußtsein vor allem durch den Glauben an die ewige Vergeltung. So wird die Verbundenheit mit Vaterland und Mitmenschen, mit Beruf und Umwelt religiös sanktioniert und orientiert. Die einzelnen Lebensbereiche immer mehr mit christlichem Geiste zu erfüllen und zu durchdringen, dazu dienen u. a. auch die vielen Ständesvereine mit ihren religiösen Schulungskursen, Kongressen usw. Und mag diese tiefe religiöse Verwurzelung in Hinsicht des äußeren Lebens auch manchmal dem Fernstehenden nicht unmittelbar sichtbar sein, bei näherem Zusehen wird er sich von ihrem Vorhandensein überzeugen können. Auch das Ver-

hältnis zum Andersgläubigen ist so, daß bei aller bewußten Abgrenzung innerhalb der religiösen Lehre, doch eine letzte Verbundenheit mit ihm in und vor Gott sowie auch in den irdischen Ordnungen des Volkstums, Vaterlandes usw. empfunden wird.

Bei der Vielschichtigkeit des Volkskörpers, besonders auch in geistiger Hinsicht, versteht es sich von selbst, daß unbeschadet aller Gleichheit des Glaubensinhaltes doch die Vorstellungswelt sowie die Art der religiösen Praxis durch diese Verschiedenheit der geistigen Situation auch irgendwie modifiziert sein wird. Bedenken wir, daß die Geistigkeit des Volkes sich erstreckt von Stufen, die fast völlig im Unreflektierten und in rein sinnfälliger Anschauung verlaufen, bis zu den Gipfelpunkten der Reflexion und betonter Geistigkeit oder auch gar bis zur Zersetzung durch Rationalismus, so begreift man, daß das mehr den unreflektierteren Bereichen entstammende religiöse Brauchtum, soweit es sich jenseits der strengen Kirchenverpflichtung entwickelt hat, bei Kreisen, die in starker Reflexion und Geistigkeit leben, vielfach zurückzutreten oder sich umzugestalten beginnt, während der Rationalismus direkt ertötend darauf wirkt. (Indes darf bei aller Verschiedenartigkeit der religiösen Äußerung und Begriffsbildung nicht die Identität des Glaubensgehaltes bei Hoch und Niedrig übersehen werden.)

Innerhalb des Katholizismus geht eine fortschreitende Vergeistigung in zweifacher Richtung vor sich. Einmal durch ständigen Aufstieg von Mitgliedern unterer Schichten in höhere und durch deren Rückwirkung. Dann aber auch durch die fortwährende religiöse Schulung und Beeinflussung in Predigt und Katechese, in Exerzitien, Volksmissionen und Einkehrtagen, in Vorträgen und Arbeitsgemeinschaften, durch Literatur und Kirchenblatt. Wenn man nun in verflossenen Jahren in Nachwirkung gewisser rationalistischer Zeitströmungen vielfach um der „reineren“ Religion willen das religiöse Brauchtum bewußt zurücktreten ließ und vernachlässigte, so hat in unseren Tagen eine neue Wertschätzung und Pflege desselben eingesetzt aus der Einsicht

heraus, daß hohe Geistigkeit nicht im Widerspruch zu stehen braucht mit volkstümlicher Religiosität, ja daß gerade in letzterer oft eine tiefe Echtheit und Lebensfülle angetroffen wird. Vor allen Dingen lernte man wieder begreifen, daß der religiöse Brauch ein Schutz des Volkstums und damit zugleich auch der Religion, weil lebensvolle Anwendung und Verwirklichung religiöser Gedanken, sei. Diese neue Würdigung bedingt zugleich eine geistige Belebung des Brauchtums und eine Reinigung von Beimengungen, die da und dort die Gefahr des Aberglaubens oder der Profanierung mit sich brachten.

Davon überzeugt auch ein Blick in die Religiosität des Auslandsdeutschtums. Diese ist zwar leider noch nicht so erforscht, daß namentlich unter Berücksichtigung ihrer Vielfältigkeit in Land, Kultur und Stamm ein abschließendes und eingehendes Bild davon entworfen werden könnte. Aber so viel darf hier in aller Kürze angemerkt werden, daß gerade der religiöse Volksbrauch sich auch fern der Heimat vielfach erhielt und sich dabei in Wahrheit als Schützer der Religiosität nicht nur, sondern auch des Volkstums und seiner Sprache erwies. Es ist erstaunlich zu sehen, wie etwa die deutschen Siedelungen im heutigen Rumänien, z. B. im Banat und in der Szathmarer Gegend, den religiösen Brauch fast treuer hüteten und bewahrten wie ihre stammesgleichen Volksgenossen, die in der Heimat blieben, und wie dieser im Wechsel der Schicksale und Jahre ein Palladium des Volkstums war. Namentlich aber bot und bietet die Religion im Auslande noch dadurch einen besonderen Hort des Volkstums, insofern die Kirche bisweilen der einzige Ort ist, wo die Muttersprache in Predigt, Unterricht und Gebet gepflegt wird und wo die Volksgenossen, unbeschadet aller sonstigen Unterschiede, in Einheit des Glaubens und christlicher Brüdergesinnung sich immer wieder zusammenfinden. Darum wird, wie in der Heimat, der, welcher am religiösen Leben der Gemeinde nicht teilnimmt oder sich durch sein Leben in offenen Widerspruch zu ihren religiös-sittlichen Anschauungen stellt, irgendwie als Fremdkörper empfunden. Die Verletzung der religiösen Gemeinschaft ist zugleich eine Bedrohung der Volksgemeinschaft.

Wenn das, was in der Kulturgestaltung des Volkes sichtbar in die Tageshelle tritt, doch seine besten Kräfte zieht aus den unsichtbaren Tiefen der unreflektiert schaffenden Volksseele, von den „unterirdischen Mittern“, so darf auch gesagt werden, daß Religion und Religiosität menschlich ihre stärksten ernährenden und erhaltenden Wurzeln in der Volksseele besitzen, wie auch Religion und Religiosität Schützer und Erhalter der Volksseele sind, indem sie dieselbe vor jeder Zersetzung und Entartung, sei diese gedanklicher oder sittlicher Art, bewahren. Und so vielgestaltig auch diese religiösen Äußerungen der Volksseele sein mögen, innerhalb des Katholizismus empfangen sie ihr Grundgepräge vom Leben der Kirche, und alle Vielgestalt will letztlich nur von dem Reichtum einer letzten Einheit künden, von dem „Gott alles in allem“.

Schrifttum.

¹⁾ Zu einigen Ausführungen dieser Abhandlung findet man Ergänzung in dem inhalts- und kenntnisreichen Buche von Rumpf, M., *Religiöse Volkskunde*, Stuttgart, Kohlhammer 1933; ferner in dem soeben erschienenen Büchlein: Weigl, Frz., *Heimat und Volkstum in religionspädagogischer Auswertung. Theoretische Überlegungen und allgemein praktische Anweisungen*, Bonifazius-Druckerei, Baderborn 1934. — Weigert, J., *Das Dorf entlang*. 5. Aufl., Herder, Freiburg 1923. — Ders., *Heimat und Volkspflege*. Herder, Freiburg 1925. — Ders., *Religiöse Volkskunde*. 2./3. Auflage, Herder, Freiburg 1924. — Schreiber, G., *Das deutsche Volkstum und die Kirche*. Köln 1932. — Ders., *Nationale und internationale Volkskunde* (bes. Abschnitt: Die kirchliche Volkskunde, S. 54—91). Düsseldorf 1930. — Vgl. überdies die im Texte selbst angegebene Literatur.

Evangelische Volksfrömmigkeit.

Von D. Ernst Wolffs.

Evangelische Volksfrömmigkeit hat es schon vor der Reformation gegeben. Nur daß sie verborgen war unter einer harten Kruste von Sakramentsmagie, Reliquienkult, Heiligenverehrung, mönchischer Askese und hierarchischem Apparat, aber auch von massivem Aberglauben, Teufelsfurcht und Hexenwahn. Sie war eine Goldader im Gemenge der Laienkultur, wie sie sich seit dem Ende der Kreuzzüge besonders in den aufblühenden Städten entwickelt hatte unter starker Abwertung der sakralen Einrichtungen, die durch ihre beamteten Träger weithin in Verruf gekommen waren. Ihre Vertreter hatte sie besonders im Kleinbürgertum, dem Luthers und Dürers Eltern angehörten. Ein dem Bauernstande entsprossener Bürger, wie Luthers Vater, hielt wenig von den Werken der Askese, der Betätigung äußerer Heiligkeit und mystischen Überschwänglichkeiten, betrachtete das Mönchtum als eine Art Müßiggang und ließ sich an der korrekten Beobachtung der kirchlichen Pflichten genügen, wandelte im übrigen nach der einfachen idealen Norm der zehn Gebote und der „Herrenworte“ ehrlich und gerade seinen Weg, umfaßte im Vaterunser und im apostolischen Bekenntnis die Summe seiner religiösen Bedürfnisse und hoffte nach seinem eignen ausdrücklichen Zeugnis im Glauben an die vergebende Gnade Gottes in Christo Vergebung der Sünden und ewige Seligkeit zu gewinnen. Dürer erzählt in seinem Tagebuch von seinem Vater: Er „wandte großen Fleiß auf seine Kinder, sie zur Ehre Gottes zu erziehen; denn sein höchster Wunsch war, daß er seine Kinder in Zucht wohl aufbrächte, damit sie Gott und den Menschen angenehm würden. Darum war seine tägliche Rede zu uns, daß wir Gott lieb haben sollten und treulich handeln gegen unsern Nächsten“. Denselben Typus von Laienfrömmigkeit zeichnet Pamphilus Gengenbach 1514 in seinem Gedicht „Der alte Eidgenoß“:

„und waren fromm biderb Leut,
Biel Berg und Tal hand sie gereut,
Deß täten sie sich nähren.
Kein Untreu, Hoffsahrt war in ihnen
Und dienten Gott dem Herren.
Brüderliche Treu war unter ihn',
In ganzer Einfalt zogens hin
Und hatten Gott im Herzen.“

Diese Volksfrömmigkeit durchbrach in der vulkanischen Persönlichkeit Luthers, vertieft und durchglüht durch den in aufwühlender Sündenangst neu erlebten paulinischen Christusglauben, die harte Kruste kultischer Religiosität und drängte diese auf den zweiten Rang. In der Reformation wiederholte sich somit die Umkehrung der Rangordnung zwischen der kulturellen und der ethischen Religion, die Wiedereinsetzung der letzteren in ihr göttliches Recht, wie sie durch Jesus vollzogen war, nachdem bereits die alttestamentlichen Propheten immer von neuem darauf gedrungen hatten.

Die evangelische Volksfrömmigkeit unterscheidet sich von der katholischen negativ durch das Fehlen von Symbolen, wie sie der Katholik in seinen Kreuzfixen und Heiligenbildern, seinen zahlreichen, über die Landschaft ausgebreiteten kleinen Gnadenstätten, seinen geweihten Palmkästchen, Lichtern und Kräuterbüscheln besitzt, positiv durch die straffere Verbindung des kulturellen mit dem ethischen Moment, welches letzteres im Katholizismus in starker Spannung zum ersteren steht und häufig genug sich von diesem völlig ablöst. Während der Katholik die Erfüllung seiner religiösen Pflichten, d. h. die Beobachtung der kulturellen Vorschriften seiner Kirche dem Gehorsam gegen seine ethischen Verpflichtungen überzuordnen hat, geht dieser für den Protestant den Beobachtung alles kulturellen Brauchtums vor. Der evangelische Gottesdienst ist auf die direkte oder indirekte

Stärkung und Leitung des sittlichen Willens abgezweckt, wogegen der katholische Kultus nur gelegentlich darauf Rücksicht nimmt und seine Bedeutung in sich selbst hat. Die evangelische Volksfrömmigkeit tritt hiernach in zwei Typen auf, je nachdem das kultische oder das ethische Moment stärker betont wird. Es gibt Gegenden, wo alles Gewicht auf die Beobachtung der kirchlichen Sitte gelegt wird und der sittliche Wert eines Menschen nach dem Grad seiner Kirchlichkeit eingeschätzt wird, und gibt andere, wo die kirchliche Sitte ihre Macht verloren hat und der Ruf eines Menschen sich lediglich nach dem Grade seiner ethischen Zuverlässigkeit richtet.

Welche Bedeutung die kirchliche Sitte für die evangelische Volksfrömmigkeit hat, wird herkömmlich nach der Kommunikantenziffer bemessen, d. h. nach der Prozentzahl der jährlichen Abendmahlsgäste auf die Seelenzahl berechnet. Sie ist insofern zuverlässig, als sie auf genauer Zählung beruht. Indes kann sie nicht für alle Landesteile in gleicher Weise als Maßstab der Kirchlichkeit dienen. Denn während in den lutherischen Kirchen von Anfang an regelmäßiger Abendmahlbesuch für alle konfirmierten Gemeindeglieder vorgeschrieben war, ähnlich wie in der katholischen Kirche die sog. „österliche Pflicht“, und infolgedessen jeder Erwachsene mindestens einmal jährlich am Abendmahl teilnahm, mancher aber auch zweimal und öfter, in der Regel zwischen Ostern und Pfingsten und nach dem Erntedankfest, war in den reformierten Landesteilen das Abendmahl eigentlich die Feier der Vollkommenen und hielt die Furcht vor unwürdigem Genuß gerade ernste Christen vielfach davon zurück. Die kirchliche Sitte kann demnach in reformierten Landeskirchen mit verhältnismäßig niedriger Kommunikantenziffer sehr viel stärker sein als in lutherischen mit hoher. Für eine genaue Kirchlichkeitsstatistik wird man daher die genau feststellbare Höhe der Kollektenerträge und die allerdings nur schätzungsweise zu ermittelnde Zahl der Kirchenbesucher heranziehen müssen. Von diesen Korrekturen werden wir im folgenden der Kürze halber nur stillschweigend Gebrauch machen.

Legt man die gegenwärtige Kommunikantenziffer zugrunde, die seit 1862 stellenweise um mehr als 50% gesunken ist, dann lassen sich drei Kirchlichkeitszonen unterscheiden. Die erste ist charakterisiert durch eine Kommunikantenziffer von 50% und mehr. Das bedeutet: da durchweg 63% der Bevölkerung älter als 14 Jahre, also konfirmiert sind, daß die große Mehrzahl der Erwachsenen, wenigstens auf dem Lande, noch an regelmäßigem Abendmahlbesuch festhält. Dahin gehören Bayern r. d. Rh. (59%), Schaumburg-Lippe (58%), Hessen-Rassel (57%), Waldeck-Pyrmont (53%), Grenzmark-Westpreußen (50%). Die zweite Zone würde die Landeskirchen mit einer Kommunikantenziffer von mindestens 30% umfassen; berücksichtigt man, daß die Städte durchweg einen weit schwächeren Abendmahlbesuch haben als die Landgemeinden, so darf man bei einer Durchschnittszahl von 30% für ein größeres Kirchengebiet das Bestehen einer Abendmahlsitte auf dem Lande immerhin noch annehmen, wenn sie auch nicht mehr als allgemein verpflichtend anerkannt wird. „Man“ geht hier noch — Ausnahmen bestätigen die Regel — jährlich einmal zum Abendmahl, macht sich indes kein Gewissen daraus, dann und wann ein Jahr zu überschlagen, wenn etwas anderes dazwischen kommt. In diese Zone gehören Hessen-Darmstadt mit Nassau (43%), Hannover (40%), Baden (39%), Württemberg (37%), Pfalz (34%), Schlesien (33%), Pommern (30%) und das reformierte Lippe (30%). Unterhalb dieser Zone liegt ein Gebiet, in dem der Abendmahlbesuch nicht mehr von der Sitte gefordert wird, sondern dem subjektiven Bedürfnis der Gemeindeglieder anheimgestellt ist. Es umfaßt Westfalen (25%), Brandenburg ohne Berlin (24%) Ostpreußen (23%), Freistaat Sachsen (22%), Provinz Sachsen (20%), Thüringen, Mecklenburg-Schwerin (19%), Rheinprovinz und Hohenzollern (18%), Braunschweig (16%), Anhalt (15%), Mecklenburg-Strelitz (14%), Schleswig-Holstein (12%), Oldenburg (10%); unter den Städten bildet Frankfurt a. M. mit 16% eine Ausnahme; Berlin und Lübeck weisen 9% auf; für Hamburg und Bremen stehen keine statistischen Angaben zur Verfügung.

Diese Statistik ist sehr roh und weit davon entfernt, ein anschauliches Bild der wirklichen Verhältnisse zu vermitteln. Die für die einzelnen Landeskirchen oder Kirchenprovinzen errechneten Kommunikantenziffern ziehen den Durchschnitt aus sehr verschiedenen Einzelzählungen und verdecken daher hinsichtlich der Kirchlichkeit stärkste Gradunterschiede zwischen Gebietsteilen innerhalb desselben landeskirchlichen Organismus. In der lutherischen Landeskirche Hannovers, wo die Kommunikantenziffer 1910 amtlich auf 45% berechnet wurde, bestanden zwischen den Gemeinden der Lüneburger Heide, die alle über 80%, manche sogar über 100% Abendmahlsgäste zählten, und denen der Elbmarschen wie auch der Allerniederung um Gelle, des Altlandes nördlich von Osnabrück und des Leinetales zwischen Hannover und Einbeck mit höchstens 35% größte Verschiedenheiten in der Stärke der kirchlichen Sitte, die in den Harzgemeinden mit 15% ihre zwingende Macht völlig eingebüßt hatte. Noch niedriger stand die Ziffer allerdings in Ostfriesland, wo aber der geringe Abendmahlbesuch für die Kirchlichkeit keinen sicheren Maßstab bietet, da er teilweise, wie bereits erwähnt, auf den Einfluß der in den reformierten Gemeinden herrschenden Abendmahlscheu zurückzuführen ist und nur in den Marschgemeinden an der Küste als Symptom von Unkirchlichkeit angesehen werden darf.

Wenn man auf Grund der Kommunikantenziffer verschiedene Kirchlichkeitsgebiete abgrenzt, so muß man überall die Städte ausnehmen. In ihnen besteht eine verbindliche Abendmahlsitte höchstens noch in Rudimenten, etwa für bestimmte Bevölkerungsschichten. Die evangelische Volksfrömmigkeit äußert sich hier im wesentlichen in der Beobachtung der christlichen Feiertage und der Inanspruchnahme der kirchlichen Handlungen. Von den hohen Festen ist Weihnachten zweifellos in Stadt und Land am volkstümlichsten. Es ist für die evangelische Bevölkerung das christliche Familienfest geworden. Der brennende Tannenbaum, einst von der Geistlichkeit als heidnisch bekämpft, ist aus dem Wohnzimmer, wo sich die Glieder der Familie um ihn versammeln, um sich gegenseitig zu beschenken, neuerdings auch in die Kirchen eingezogen und strahlt bei der Christvesper oder Weihnachtsmatutin, in der sich die Gemeinde am Weihnachtsevangelium erbaut und Luthers „Vom Himmel hoch“ singt. „Knecht Ruprecht“, „St. Nikolaus“, der „Weihnachtsmann“ oder das „Christkind“, in manchen Gegenden der Brauch, sich durch „Zulflapp“ zu überraschen und zu necken, umkleiden das Fest mit dem Zauber des Geheimnisses und symbolisieren das Geheimnis der göttlichen Liebe in der Geburt des Jesuskindeß. Neben dem Weihnachtsfest hat der Karfreitag die größte Bedeutung für die evangelische Volksfrömmigkeit. Während der Geburtstag des Heilands infolge seiner Volkstümlichkeit sehr stark der Gefahr der Verweltlichung ausgesetzt ist, trägt sein Todestag ausschließlich kirchliches Gepräge. An diesem Tage werden die Kirchen auch von Männern und Frauen besucht, die sich sonst während des ganzen Jahres dort nicht sehen lassen. Selbstverständlich darf man daraus nicht schließen, daß alle Gottesdienstbesucher sich damit zu dem evangelischen Zentraldogma von der Versöhnung des Sünders mit Gott durch den Kreuzestod Christi bekennen wollten. Der Deutung des Kreuzes durch paulinische Gedanken werden immer nur wenige dieser Karfreitagskirchgänger folgen können; die meisten bezeugen lediglich ihre Ehrfurcht vor dem Dulder am Kreuz, der ihnen das Vorbild heldenhafter Geduld unter der Ungerechtigkeit und Undankbarkeit der Welt und den Mut zu friedlichem Sterben gibt. Die Beziehung auf einen seligen Heimgang kommt in manchen Gegenden in der Sitte zum Ausdruck, am Nachmittag die Gräber seiner Lieben zu besuchen und zu schmücken. Weit weniger als der Karfreitag hat das Osterfest für die evangelische Volksfrömmigkeit zu bedeuten, obgleich für Luthers Glauben alles Gewicht auf der Gewißheit der Auferstehung Christi lag; er hat Ostergesänge gedichtet, aber kein Passionslied; in seinen Kirchenpostillen finden sich auch keine Karfreitagspredigten; er hat solche nur in der Reihe seiner Wochenpredigten gehalten. Die Osterstimmung der evangelischen Bevölkerung hat am treffendsten Goethe in Fausts „Osterspaziergang“ dargestellt: „Sie feiern die Auferstehung des Herrn; denn sie sind selber auferstanden“ aus langer trüber Winternacht. In dem auch in evangelischen Kreisen lebendig gebliebenen Brauch, Ostereier zu suchen und zu essen, der, ebenso wie das Anzünden von Osterfeuern, offenbar aus vorchristlicher Zeit stammt, schimmert der ursprüngliche Charakter von Ostern als Fest der Göttin Ostara, einer Vegetationsgotttheit, noch deutlich durch. Am wenigsten vermag das Pfingstfest dem Kirchenvolk zu sagen; es wird in den Städten allgemein, auf dem Lande überwiegend als Frühlingsfest gefeiert. Die Häuser, teilweise auch die Kirchen, werden mit Birkenbüschen oder -zweigen geschmückt; man benutzt die Festtage zu kleineren oder größeren Ausflügen in die maiengrüne Natur. Im letzten Menschenalter hat neben dem allgemeinen Bußtag der letzte Trinitätssonntag als Totensonntag, der in den Gemeinden der altpreussischen Union bereits seit den Freiheitskriegen festtäglichen Kirchenbesuch aufwies, auch in den anderen Landeskirchen mehr und mehr Festtagscharakter gewonnen. Ihm zur Seite tritt neuerdings der Sonntag Reminiszere als „Heldengedenktag“ zum Gedächtnis der Toten des Weltkriegs. Durch die Schulgottesdienste am 31. Oktober dürfte dieser Tag auch in den Gegenden als Reformationsfest in das evangelische Volksbewußtsein eindringen, wo er bisher nicht beachtet wurde.

Noch zäher als in der Beobachtung der christlichen Feste behauptet sich die kirchliche Sitte in der Inanspruchnahme der kirchlichen Handlungen: Taufe, Konfirmation, Trauung und Beerdigung. Sie bilden feste Bande zwischen dem Familienleben und der Kirche, vielfach allerdings nur zwischen der Familie und

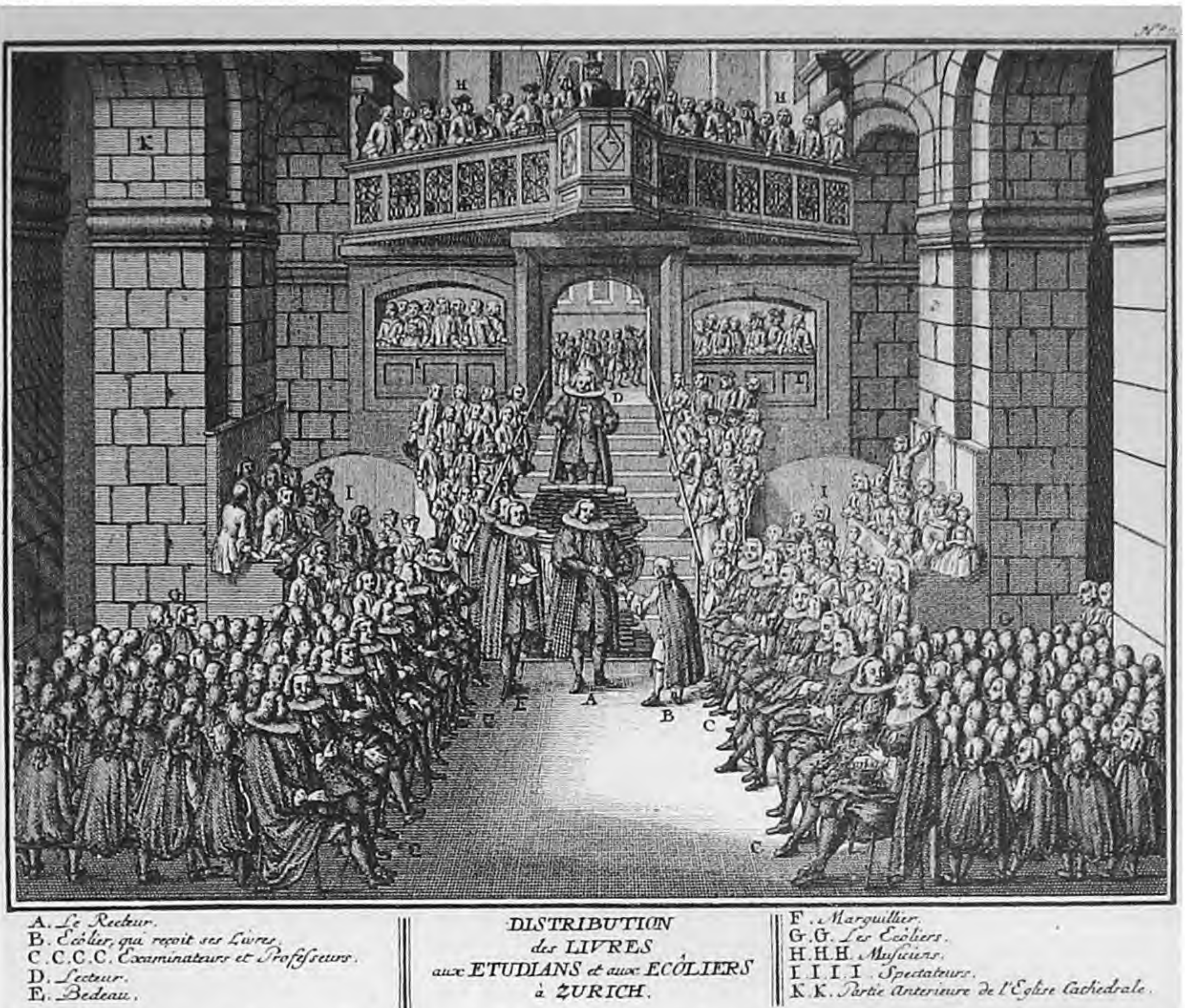
dem Pfarrer. Ins Gotteshaus wird man allgemein indes nur durch die Konfirmation geführt. Die Trauerfeier, die früher auf dem Lande durch die „Leichenpredigt“ in der Kirche begangen wurde, findet heute nur noch in vereinzelt Gemeinden dort statt; in den weitaus meisten ist sie auf den Friedhof oder in das Sterbehaus verlegt. Im nördlichen Oldenburg, den vormaligen Herzogtümern Bremen-Verden, Holstein und Mecklenburg werden in ländlichen Gemeinden auch Taufen und Trauungen in der Regel im Hause vollzogen, vor dem Herd im „Flett“, das als das Heiligtum der Familie galt. Die Kirche kommt zur Familie, nicht die Familie zur Kirche. Am wenigsten Wert legt man auf die kirchliche Trauung, jedenfalls in den Großstädten. In dem Jahrzehnt nach dem Inkrafttreten der Zivilgesetzgebung sank in Preußen die Zahl der kirchlichen Trauungen auf 88,20% der rein evangelischen und 39,6% der gemischten Eheschließungen (in Berlin sogar auf 35,84 bzw. 15,08%), sie stieg aber bereits im folgenden Jahrzehnt wieder auf 93,66 bzw. 43,51% (in Berlin auf 56,88 bzw. 28,68%) und hat sich auf diesem Stande bis 1905 behauptet; in Berlin ist sie von 1886 an sogar noch gestiegen auf 65 bzw. 29%. Von 1906 an macht sich ein Rückgang bemerkbar, der schon 1911 den Stand von 1880 unterschreitet und besonders nach dem Kriege

rapide Fortschritte aufweist, so daß in den Jahren 1925—1930 in Preußen nur noch 81% der rein evangelischen und 29% der Mischehen eingeseget wurden (in Berlin 41,5 bzw. 10%). Der Reichsdurchschnitt war 1—2% höher. Dem entspricht die rapide Zunahme der Ehescheidungen. In beiden tritt die Abwertung der Ehe zu einem bürgerlichen Vertragsverhältnis zutage. Es erscheint paradox, daß mehr als die Trauung die Taufe nachgesucht wird, da doch eigentlich zu vermuten wäre, daß Eltern, welche die kirchliche Trauung verächtet haben, erst recht nicht die Taufe für ihre Kinder begehren würden. Tatsächlich ist in dem halben Jahrhundert von 1880—1930 das Verhältnis der Taufen zu den Geburten nahezu konstant geblieben; es hat geschwankt zwischen 88 und 99%. Ungünstiger war es bei den Kindern aus Mischehen; von denen wurden 1880 nur 37% evangelisch getauft, die übrigen also entweder katholisch oder gar nicht; aber die Zahl der evangelisch getauften Mischehenkinder ist beständig gestiegen bis auf 59% im Jahre 1930. Dagegen sind die Taufen unehelicher Kinder in den letzten Jahren unter 80% gesunken. Die scheinbare Paradoxie, daß Eltern, die auf die Einsegnung ihrer Ehe keinen Wert gelegt haben, trotzdem ihre Kinder taufen lassen, dürfte sich daraus erklären, daß bei der Eheschließung, die in diesen Fällen bisweilen nur einen außer-ehehlichen Geschlechtsverkehr legalisiert, die religiöse Stimmung durch eine niedrige Sexualität erstickt wird, während man die Geburt eines Kindes als ein Wunder erlebt, das zu tiefer Dankbarkeit gegen den Schöpfer stimmt. Wie das Wunder der Geburt weist das Geheimnis des Todes über die sichtbare Welt hinaus und durchschauert die Seele mit der Ehrfurcht vor der Macht des Übersinnlichen. Demgemäß wird die Mitwirkung der Kirche bei den Begräbnissen ebenso häufig begehrt wie die Taufe. Die kirchliche Beerdigung ist seit 1880 in zunehmendem Maße Sitte geworden; sie ist in Preußen von 64% auf 89% der Todesfälle im Jahre 1930 gestiegen. Sie wird auch bei Feuerbestattungen in der Regel verlangt und hier von der evangelischen Kirche im Unterschied von der katholischen nicht verweigert.

Von allen kirchlichen Handlungen ist indes keine volkstümlicher als die Konfirmation. Ihr hat die Agitation für die sozialdemokratische Jugendweihe kaum in einigen Großstädten nennenswerten Abbruch tun können. Als Konfirmationstag kommt gegenwärtig wohl mehr der Sonntag vor als der nach Ostern,



218. Ein lutherischer Pastor in Hamburg. (Album Hamburger Kostüm [1843—47]. Text von F. G. Bud.)



219. Austeilung von Büchern an Studenten und Schüler im Grossmünster zu Zürich um 1730. Die Reformation sah sofort in der Ausgestaltung des Schulwesens eine ihrer wichtigsten Aufgaben.

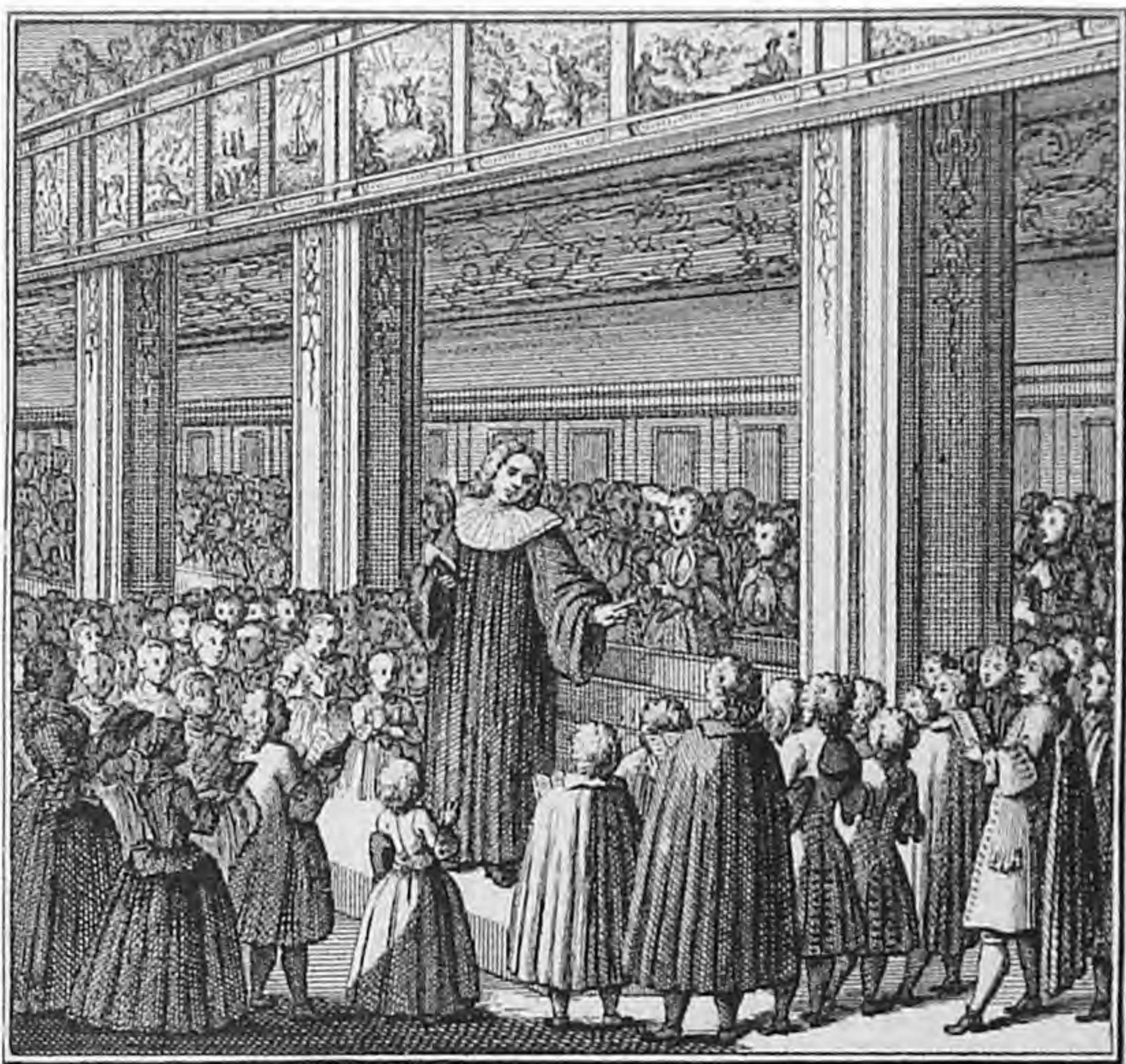
„der weiße Sonntag“, in Betracht, der es ursprünglich allgemein war und sich z. B. noch in Nassau-Hessen und Kurhessen diese Bedeutung bewahrt hat. In den früheren Herzogtümern Bremen-Verden (Regierungsbezirk Stade) wird am Gründonnerstag konfirmiert, der dadurch ein festliches Gepräge erhält. Wenn in Großstädten wie Berlin Konfirmationen auch auf Wochentage nicht nur um Ostern, sondern auch um Michaelis verlegt werden müssen, weil bei der Zahl der Konfirmanden in den Riesengemeinden zu wenig Kirchen zur Verfügung stehen, so gehorcht man damit eben der Not und nicht einer zu konserbierenden Sitte. Für die Konfirmanden wie für ihre Eltern ist fast überall die vorangehende Prüfung wichtiger als die Einsegnung, auch wo nicht, wie in Württemberg, dem ursprünglichen Sinn der Konfirmation entsprechend das Hauptgewicht darauf gelegt wird. Die Aussicht, vor der Gemeinde zeigen zu müssen, was sie gelernt haben, ist selbst für die gleichgültigsten unter den Konfirmanden ein starker Antrieb, sich wenigstens die notwendigsten Kenntnisse anzueignen. Mit der Konfirmation verbindet sich der erste Abendmahlsgang, der leider für viele auch der letzte ist. Während er in den meisten Landeskirchen den Höhepunkt der Feier bildet, so daß diese mehr der katholischen Erstkommunion als der Firmung entspricht, ist er u. a. in Sachsen, Thüringen, Rheinland, Westfalen davon getrennt, teils weil man keinen Gewissensdruck ausüben möchte,

teils weil man bei der starken Verweltlichung der Konfirmation, die eine notwendige Folge ihrer Volkstümlichkeit ist, bei den Konfirmanden nicht die rechte Andacht für die Abendmahlsfeier voraussetzen zu dürfen meint. Ist doch der Konfirmationstag auch auf dem Lande bisweilen nicht frei von alkoholischen und sonstigen Ausschreitungen, abgesehen davon, daß durch einen wachsenden Aufwand an Geschenken der Sinn der Kinder von der eigentlichen Bedeutung des Tages abgelenkt wird. Wo sich die Nationaltrachten erhalten haben, erscheinen die Konfirmanden in diesen bei der Feier. Wo sie abgekommen sind, tragen die Mädchen schwarze Kleider, die Knaben dunkle Anzüge.

Während durchgehend für die Volksschüler die Konfirmation mit der Schulentlassung zusammenfällt, hat sich in den streng reformierten

Landgemeinden Ostfrieslands wie der Grafschaft Bentheim unter dem Einfluß des angrenzenden Holland die Ordnung erhalten, daß die Konfirmation erst nach dem Austritt aus der Schule erfolgt, in Ostfriesland im 16. oder 17., in Bentheim sogar erst im 18. oder 19. Lebensjahr. Von dem Recht, am Abendmahl teilzunehmen, das die Konfirmierten damit erhalten, machen in Anbetracht der dort herrschenden Abendmahlscheu nur wenige Gebrauch.

Es läßt sich nicht verkennen und verhüllen, daß die kirchliche Sitte sich in einem Auflösungsprozeß befindet, der übrigens auch — nach W. Kumpff, *Religiöse Volkskunde*, S. 327 f. — auf die katholische Kirche übergegriffen hat; nur daß dort die Zersetzung der religiösen Volkswirklichkeit langsamer vor sich geht als im Protestantismus, der sich in seinen führenden Schichten viel früher und positiver mit den Verweltlichungsrichtungen der neuesten Zeit eingelassen hat. Aber auch auf protestantischer Seite ist der Auflösungsprozeß nicht überall gleich weit vorgeschritten. Das hat seinen Grund darin, daß die fortschreitende Säkularisation des gesamten Lebens durch geographische und historische, ethnologische und soziologische Verschiedenheiten gehemmt oder gefördert wird. Berücksichtigt man, daß die Auflösung der kirchlichen Sitte, wie sie sich für ganz Deutschland in den sinkenden Kommunitanziffern ausdrückt, um 1860 einsetzte, um dieselbe Zeit, in der die große soziale Umschichtung in unserem Volke begann, so geht man nicht fehl, wenn man sie darauf zurückführt, daß mit der Industrialisierung der Wirtschaft auf Grund der Freizügigkeit große Teile unseres bodenständigen Volkes entwurzelt wurden. Die Landbewohner wurden mit ihrer Überjiedelung in die Stadt dem Zwange ihrer heimatlichen Sitte entrückt; als Industriearbeiter fügten sie sich nicht in die kirchliche Sitte ihres neuen Wohnortes und trugen dadurch zu deren Auflösung bei. Andererseits wurde auch das Land in die industrielle Entwicklung einbezogen und die bodenständige Bauernbevölkerung mit auswärtigen Arbeitern durchsetzt, die sich an die kirchliche Sitte ihrer Wohngemeinde nicht gebunden fühlten und dadurch als Ferment der Auflösung wirkten. In derselben Richtung hat die Verbesserung der Verkehrsverhältnisse sich geltend gemacht; der Ausbau der Landstraßen, die Anlage von Kleinbahnen, das Fahrrad, neuerdings das Motorrad, die Kraftpost, das Kleinauto haben auch die Einwohner kirchlicher Landgemeinden dazu verführt, den Sonntag anstatt zum Kirchenbesuch zu Besuchen auswärtiger Verwandten und Freunde zu benutzen. Die Verkehrsmittel haben mehr dazu gedient, die Gemeindeglieder von der Kirche fort- als zu ihr hinzuführen.



220. Katechismusunterricht in der lutherischen Minoritenkirche in Augsburg, 1730. Nach Rath. Sperling gestochen von Bernard Picard.

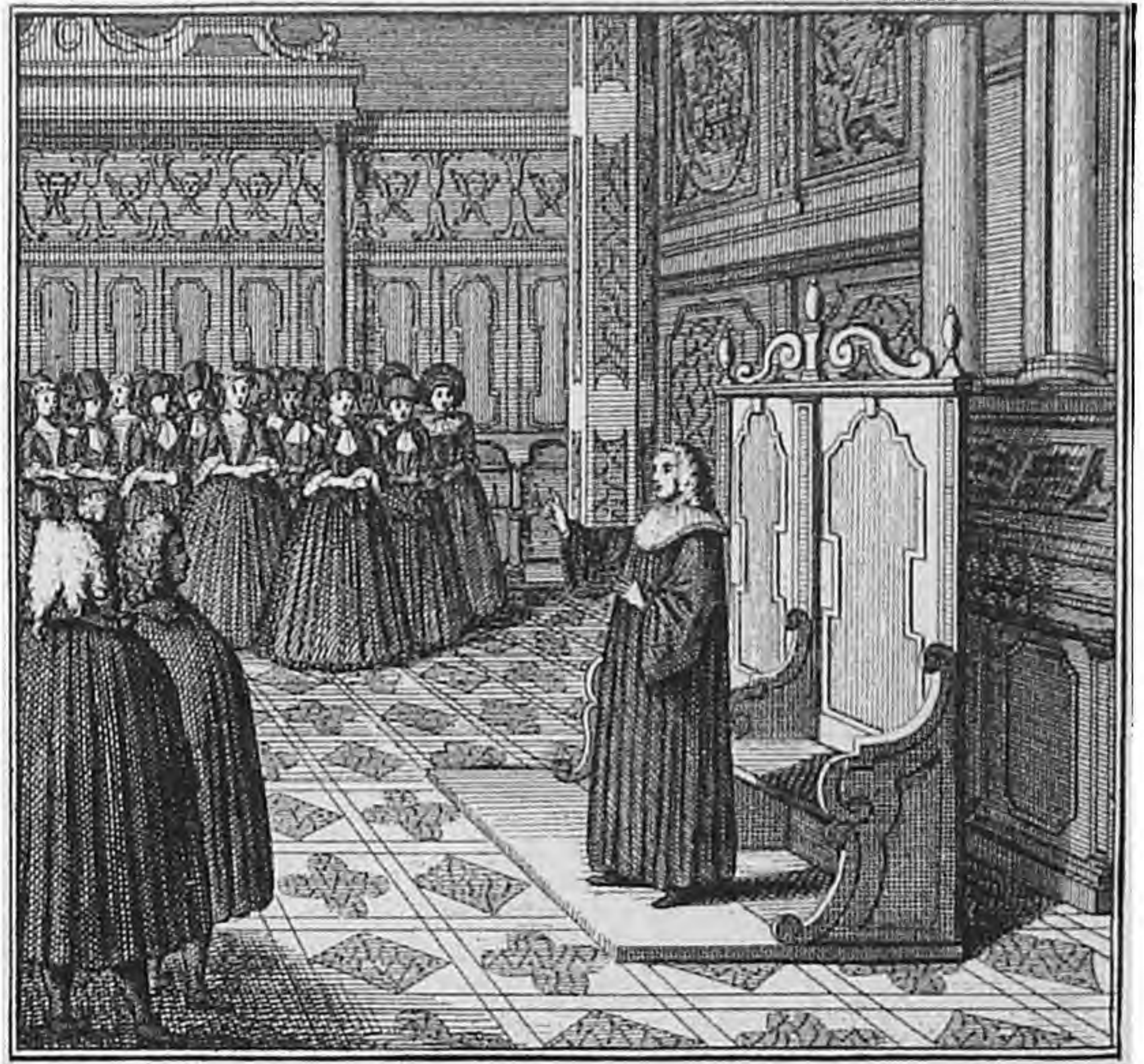
Die Verfestigung der kirchlichen Sitte muß somit im großen und ganzen gleichen Schritt halten mit der Verstädtlerung eines Landes; je weiter diese zurückbleibt, desto stärker ist noch die kirchliche Sitte. In den agrarischen Bezirken, z. B. in den Landeskirchen von Kurhessen, Waldeck, Schaumburg-Lippe, deren Bevölkerung zu 70% und mehr in Orten mit weniger als 10000 Einwohnern lebt, erscheinen mit Bayern zusammen, wo das für 60% der Einwohner zutrifft, die höchsten Kommunikantenziffern. Allerdings kann dieses soziologische Moment nicht allein den Ausschlag geben, denn in der Pfalz, wo der Prozentsatz der agrarischen Bevölkerung 66 beträgt, ist die Kirchlichkeit um 25% geringer, und noch um 10% und mehr geringer ist sie in den gleichfalls überwiegend agrarischen Provinzen Ostpreußen, Brandenburg (ohne Berlin), Sachsen, Schleswig-Holstein, sowie den Ländern Thüringen, Mecklenburg, Oldenburg, Braunschweig. Das kommt daher, daß hier die Konkurrenz der Konfessionen fehlt, durch die auf evangelischer Seite eine Befestigung der kirchlichen Sitte bedingt ist. Bayern steht zweifellos deswegen so günstig da, weil hier die katholische Kirche in der Majorität ist; in der Pfalz hat sie wenigstens eine starke Minorität, weswegen hier die Kirchlichkeit immer noch besser ist als in den rein protestantischen Landeskirchen agrarischen Gepräges in Mittel- und Norddeutschland. Das überwiegend katholische Baden hat eine bessere Kirchlichkeitsstatistik als das überwiegend evangelische Württemberg, obgleich die Schwaben religiös lebendiger sind als die Alemannen. Durch die Mischung der Konfessionen sind sicherlich die zerstückenden Einflüsse der Verstädtlerung auf die kirchliche Sitte in Westfalen und Rheinland gehemmt, wo 62 bzw. 77% in Städten über 10000 Einwohner leben, deren Kommunikantenziffer mit 25% bzw. 18% erheblich höher ist als die der oben genannten rein agrarischen Bezirke. Und das, obgleich im Rheinland der reformierte Typus vorherrscht. Der Gegensatz gegen den Katholizismus ist besonders für die Kirchlichkeit des Kleinbürgertums von Bedeutung; man hält sich zur Kirche, um nicht in den Verdacht zu kommen, als ob man weniger auf seine Kirche hielte als die Katholiken.

Aber wie erklären sich die Verschiedenheiten zwischen denjenigen Landeskirchen, bei denen das konfessionelle Moment ausschcheidet oder nur eine untergeordnete Rolle spielt? Warum ist in Kurhessen, Hannover, ja selbst in dem stark industrialisierten Freistaat Sachsen die Kommunikantenziffer um ein Beträchtliches höher als etwa in Schleswig-Holstein, Thüringen und Oldenburg trotz der konfessionellen Mischung im Süden dieses Landes? Man wird zunächst nach innerkirchlichen Ursachen fragen müssen. Es wäre unverständlich, wenn die Versorgung mit geistlichen Kräften nicht Einfluß auf die kirchliche Sitte hätte. Für einige Kirchengebiete läßt sich das auch zahlenmäßig belegen. Die niedrige Kommunikantenziffer in Schleswig-Holstein (12%) und Oldenburg (10%) hängt zweifellos damit zusammen, daß hier auf 3000 Seelen nur ein Pfarrer kommt, während in Hannover mit 40% Abendmahlsgästen ein Pfarrer nur 2000, in Kurhessen mit 59% nur 1840, in Waldeck mit 53% nur 1189 Seelen zu betreuen hat. Aber worin ist dann begründet, daß in Thüringen, wo die kirchliche Versorgung genau so gut ist wie in dem benachbarten Kurhessen, die Kommunikantenziffer um 40% niedriger steht als dort?

Bei dem Auflösungsprozeß der kirchlichen Sitte müssen daher noch andere Umstände als hemmende oder fördernde Ursachen in Betracht kommen. Sie können auf ökonomischem, ethnologischem oder historischem Gebiet liegen. Fragen wir, wo heute die kirchliche Sitte am schwächsten ist, so finden wir, daß die reichsten und die ärmsten Gegenden darin gleichstehen. Ihre Auflösung im nördlichen Oldenburg, besonders in Budjadingen und Jeberland, in den Elb- und Wesermarschen, im Osnabrücker Artland, in der Allerniederung bei Celle, in Holstein, wo überall fette Weiden eine blühende Viehzucht ermöglichen, beweist ebenso wie die Unkirchlichkeit in der Magdeburger Börde und in den Rübenbau treibenden Gemeinden um Braunschweig, daß Bauerntum auf fettem Boden die religiöse Empfänglichkeit verliert und unkirchlich wird. Der Typ des reichen Bauern aus dem Evangelium (Luk. 12, 15—21) hat sich hier in Reinkultur erhalten. Damit ist indes nicht gesagt, daß eine arme Bevölkerung ein stärkeres Verlangen nach dem Worte Gottes zeigte. Die Unkirchlichkeit der in dürftigsten Verhältnissen lebenden Gebirgsbewohner auf dem Harz und Thüringer Wald, zum großen Teil auch auf dem Erzgebirge, bezeugt noch heute die Erfahrung, die Moses mit seinen geknechteten Volksgenossen in Ägypten machte: „sie hörten ihn nicht vor Seufzen und Angst und vor harter Arbeit“ (2. Mos. 6, 9). Aber eine naturgesetzliche Notwendigkeit liegt weder im einen noch im anderen Falle vor. Die reichen Viehzüchter in den reformierten Marschgemeinden Ostfrieslands sind ebenso kirchlich wie die armen Moorbauern der Grafschaft Bentheim, sowie die Kleinbauern an der Rhön und auf dem Hunsrück.

Die ökonomischen Verschiedenheiten sind vielfach rassistisch bedingt. Es läßt sich daher nicht mit Sicherheit feststellen, inwieweit das wirtschaftliche und inwieweit das rassistische Moment den Stand der kirchlichen Sitte beeinflusst. Die Charakterunterschiede zwischen Friesen und Sachsen, Franken und Alemannen, Deutschen und Wenden, die sich in der gesamten Lebenshaltung ausprägen, bestimmen auch die kirchliche

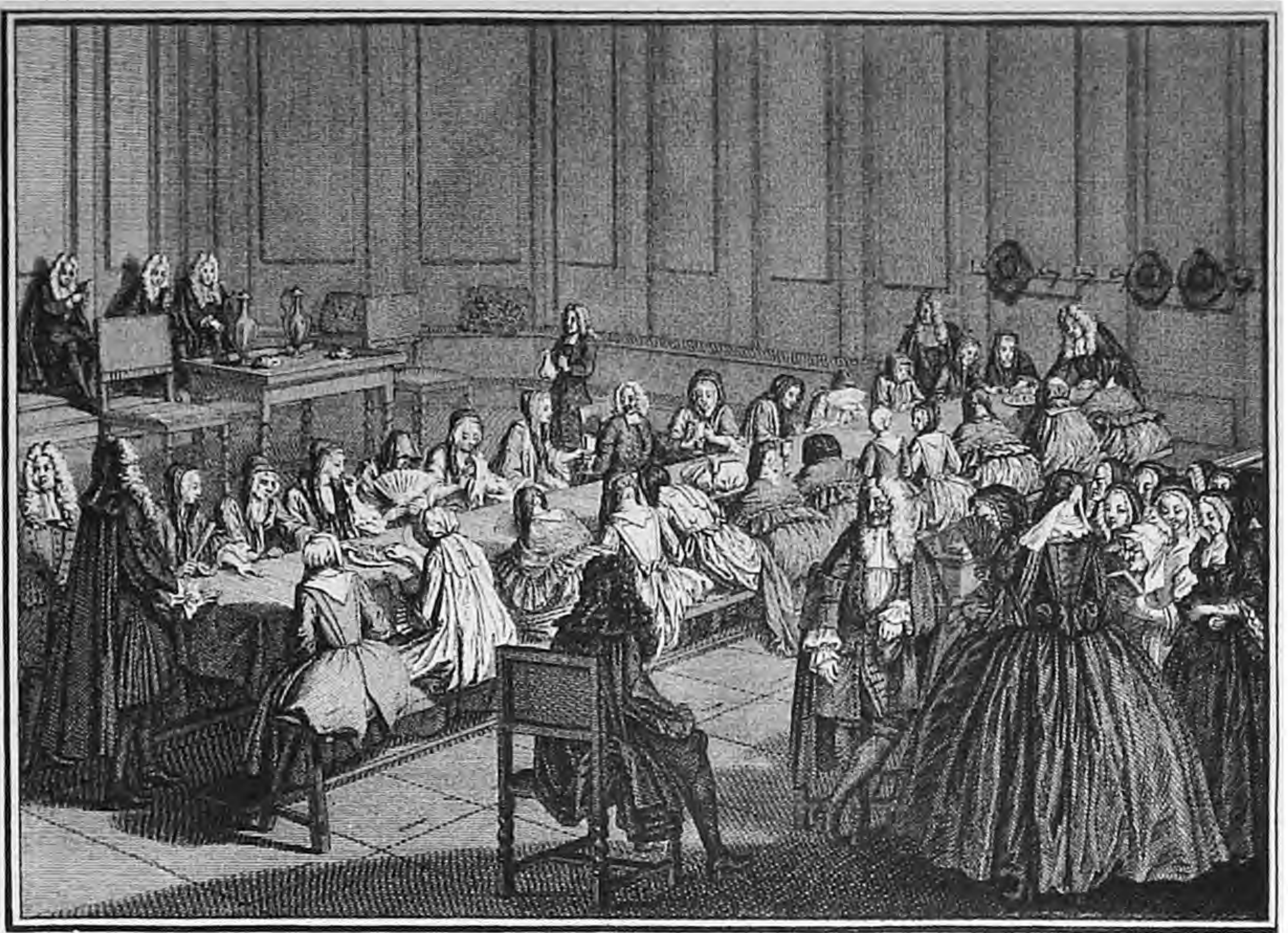
Sitte. Wenn das protestantische und stark industrialisierte Sachsen eine höhere Kirchlichkeitsquote aufweist als das ebenso stark verstärkte, aber konfessionell gemischte Rheinland, so darf man die Ursache dafür in dem starken wendischen Einschlag bei der sächsischen Bevölkerung suchen. Überall, wo ein solcher festzustellen ist, im hannoverschen Wendland, im bayerischen Wald, in Schlesien und Pommern, hat sich die kirchliche Sitte widerstandsfähiger erwiesen als in den rein germanischen Landesteilen. Dem slawischen Volkscharakter ist der germanische Individualismus fremd und bei seiner Passivität eine religiöse Empfänglichkeit eigen, mit der allerdings keine entsprechende sittliche Aktivität verbunden ist. Das wendische Blut bildet daher eine wesentliche Hemmung in dem Auflösungsprozeß der kirch-



221. Erteilung der Absolution in der Augsburger lutherischen Minoritenkirche.
Nach Rath. Sperling von W. Picard gestochen.

lichen Sitte. Innerhalb der rein germanischen Bevölkerung ist der trotzig Individualismus der Friesen, die sich darin als Nachfahren Radbod's erweisen, sicherlich mit schuld daran, daß in den Marschen der Nordseeküste die Kirchlichkeit so viel niedriger steht als bei den Sachsen zwischen Elbe und Weser. Im Süden wirkt sich in ähnlicher Weise der Gegensatz zwischen Franken und Alemannen aus. In den fränkischen Diözesen des badischen Unterlandes ist Gottesdienst- und Abendmahlsbesuch erheblich besser als in den alemannischen des Oberlandes, wogegen diese jene an Opferwilligkeit für kirchliche Zwecke übertreffen.

Indessen ist auch hier wiederum nicht sicher zu entscheiden, inwieweit die größere Kirchlichkeit der badischen Franken, die man oft auch als Pfälzer bezeichnet, historisch anstatt ethnologisch bedingt ist. Vielleicht ist sie mit darauf zurückzuführen, daß die Evangelischen der Pfalz, die übrigens dem reformierten Typus angehören, infolge langjähriger Bedrückung zu einer innigeren kirchlichen Gemeinschaft zusammengeschmiedet wurden. Jedenfalls sind die rassistischen Einflüsse vielfach verstärkt oder paralysiert durch die historische oder politische Entwicklung. Wenn sich im alten Obotritenlande Mecklenburg das wendische Blut in der Wahrung der kirchlichen Sitte nicht geltend macht, so dürfte darin der passive Widerstand der unterdrückten Urbevölkerung gegen die germanische Herrenschicht zum Ausdruck kommen. In Mecklenburg befindet sich weit mehr als die Hälfte der nutzbaren Bodenfläche in den Händen von 1315 Großgrundbesitzern, die in der Regel auch als Kirchenpatrone entscheidenden Einfluß auf die Besetzung der Pfarrstellen ausüben, während die große Masse der ländlichen Bevölkerung aus Pächtern, Kleinbauern, Instleuten und Tagelöhnern besteht, die gegen den von ihnen als Unrecht empfundenen Rechtszustand dadurch opponieren, daß sie den ihnen von ihrem Gutsherrn gesetzten Pfarrer boykottieren — um so entschiedener, je deutlicher seine Abhängigkeit von seinem Kirchenpatron hervortritt. Das spricht jedenfalls auch in den übrigen ostelbischen Kolonialgebieten mit, wo die Kirchlichkeit trotz ihres ausgesprochen agrarischen Charakters verhältnismäßig schwach ist; wenn nicht so schwach wie in Mecklenburg, so darf man darin vielleicht den Einfluß der traditionellen kirchlichen Haltung des preussischen Königshauses erkennen. Diesem positiven Einfluß des Staatskirchentums auf die kirchliche Sitte halten aber negative Einwirkungen nur allzu häufig die Waage. Die Volkseele reagiert auf mißliebige staatliche Anordnungen durch Boykottierung der Kirche, die man mit dem Staat in eins schaut. Umgekehrt versteckte sich die politische Opposition in der Kirche, wenn ihre Vertreter ihre Unabhängigkeit vom Staat zu wahren wußten. In Hannover hat das Welfentum die lutherische Landeskirche in ihrem Gegensatz zur altpreussischen



222. Die heilige Kommunion der Reformierten. Nach einem Stich von Bernard Picard.

Union zu stärken gesucht, weil man sie als eine Organisation zur Abwehr des Preußentums zu besitzen glaubte. In ähnlicher Weise haben die dänisch gesinnten Nordschleswiger in ihrer lutherischen Landeskirche einen Schutzwall gegen die „Verpreußung“ ihres Landes gesehen und sich unter diesem Gesichtspunkte für sie eingesetzt.

Die Ursachen für den gegenwärtigen Stand der kirchlichen Sitte liegen häufig sehr weit zurück. Es gibt Gemeinden, die heute noch die Kirche boykottieren, weil sie vor mehr als hundert Jahren einen Prozeß gegen ihren Patron oder ihren Pfarrer verloren haben. Im großen wirkt in dem heutigen Verhältnis der Bevölkerung zur Kirche offenbar die Form der Reformation nach. In Niedersachsen ist es in denjenigen Landesteilen am lebendigsten, die auf legalem Wege reformiert sind: Herzogtum Lüneburg Gesselfen und Harburgschen Teils, Grafschaft Hoya-Diepholz, Schaumburg-Lippe, allenfalls noch Fürstentum Grubenhagen und Ostfriesland. Dagegen dürfte die Unkirchlichkeit in Braunschweig damit zusammenhängen, daß diesem Lande ebenso wie dem Stifte Hildesheim 1542 die Reformation vom Schmalkaldischen Bunde im Kriege mit Herzog Heinrich dem Jüngeren gewaltsam aufgedrängt wurde unter gleichzeitiger Belastung durch hohe Kontributionen. Mußte dadurch schon ein innerer Widerstand erregt werden, so trat notwendig eine völlige Verwirrung der Gewissen ein, als der legitime Herzog nach seiner Rückkehr einen energischen Rekatholisierungsversuch unternahm, dessen konsequente Durchführung er dann doch wieder seinen vielfachen Fehden zum Opfer brachte. Der verworrene Rechtszustand hatte bereits zu lange gedauert, als Herzog Julius II. durch seine vortreffliche Kirchenordnung von 1569 den Konfessionsstand regelte; die äußere Ordnung ließ sich nicht mehr im inneren Leben des Volkes fest fundieren. Es half nichts, daß nach dem Westfälischen Frieden gerade hier mit staatlichen Mitteln der Besuch der Katechismuslehre seitens der

Erwachsenen schroffer als anderswo erzwungen wurde. Als mit dem Eindringen des Rationalismus der gesetzliche Zwang fortfiel, machte man der kirchlichen Sitte nur noch die unumgänglichen Konzessionen, aber ließ sich nicht mehr von ihr meistern. Es läßt sich im Leben ethnischer Individuen dasselbe psychologische Gesetz beobachten, das für Einzelindividuen gilt: wer in seinen Entwicklungsjahren durch gesetzlichen Zwang zum Gehorsam gegen die kirchliche Sitte genötigt ist, lehnt sich innerlich gegen sie auf und entzieht sich ihr, sobald er der Gewalt seiner Erzieher entwachsen ist. Der Verfall der kirchlichen Sitte ist daher in manchen Gebieten auf Maßnahmen zurückzuführen, die zu ihrer Befestigung dienen sollten. Nach dem Dreißigjährigen Kriege, durch den besonders in Mitteldeutschland mit der Zerstörung von Kirchen und Pfarrhäusern auch die kirchliche Sitte zerstört war, haben Landesherren, um Zucht und Ordnung wiederherzustellen, unter Berufung auf den alten Grundsatz, daß die Förderung des wahren Gottesdienstes im Lande die vornehmste Fürstenpflicht sei, tief in das innere Leben der Kirchen eingegriffen und haben sie dadurch in Wirklichkeit schwer geschädigt, wo sie ihre Fürsorge betätigen wollten. Indem der Staat zur Kirchenzucht den Pfarrern seine Machtmittel ließ, hat er nicht nur das Geistliche vergrößert und die Gemeinden ihren Hirten entfremdet, er hat — nach Holl — in der Kirche gerade das Beste gehemmt, was sie aus dem Dreißigjährigen Kriege gewonnen hatte oder doch gewinnen konnte: „Das starke Gefühl für eigne Verantwortung, das kirchliche Gemeinbewußtsein, die freudige Unternehmungslust, wie sie sich bei den Reformen (des Kultus und Unterrichts) zeigt, vermochten sich innerhalb der neuen Ordnung nicht frei zu entfalten.“ Das Gefühl für eigne Verantwortung und kirchliche Gemeinbewußtsein war in den reformierten Gemeinden, die sich, teilweise im Gegensatz zu ihrer Landesregierung, selbständig organisiert hatten, weit kräftiger entwickelt als in den lutherischen. Daraus erklärt es sich, daß hier die kirchliche Sitte dem zersetzenden Einfluß des Zeitgeistes stärkeren Widerstand geleistet hat.

Im übrigen sind in den Auflösungsprozeß wirksame Hemmungen eingeschaltet durch den Pietismus oder ähnliche Erweckungsbewegungen, so besonders im Wuppertal, in Württemberg, in Ravensberg, in der Lüneburger Heide, aber auch in Schlesien, wo sieben herrnhutische Ansiedlungen Herde lebendiger Frömmigkeit bilden. Wo pietistische Einflüsse wirksam gewesen sind, zeigt es sich noch nach Jahrzehnten am Stand der kirchlichen Sitte. Das mag als paradox erscheinen, da der Pietismus im 18. Jahrhundert einen frommen Individualismus züchtete, der die Beobachtung der kirchlichen Sitte als totes Gewohnheitschristentum verurteilte; aber auf die Dauer hat die durch ihn geweckte Frömmigkeit doch wieder in den traditionellen Formen evangelischen Lebens ihr Gehäuse gefunden, wenn der Pfarrer selbst zum Pietismus neigte. Der hat sich als ein Sauerteig in der Entwicklung der evangelischen Volksfrömmigkeit erwiesen.

Die ist qualitativ ebenso gleichförmig, wie die kirchliche Sitte graduell verschieden ist. Sie besteht in einem optimistischen Vorsetzungsglauben, der entweder, überwiegend fatalistisch gestimmt, sich praktisch in tragender Geduld bewährt oder, überwiegend aktivistisch gerichtet, im Gehorsam gegen das Sittengesetz als Ausdruck des göttlichen Willens sich auswirkt.

Der fatalistische Vorsetzungsglaube findet sich vor allem im Bauerntum. Der Bauer fühlt auf Schritt und Tritt seine Abhängigkeit von der Natur; alle seine schwere Arbeit ist vergeblich, wenn der Himmel nicht Regen und Sonnenschein spendet, jedes zu seiner Zeit. „Doar let sich nix an ännern“, sagt der Niedersachse. Trotz aller Fortschritte der rationellen Landwirtschaft — den Launen der Witterung steht der Bauer ohnmächtig gegenüber. Wenn ihm auch die Vorherjagen der Wetterwarten die Möglichkeit bieten, seine Anordnungen der jeweiligen Wetterlage gemäß zu treffen, ändern kann er diese nicht; es kommt alles so, wie es kommen soll. So lernt der Bauer in seiner Berufsarbeit die Ergebung in das Unabänderliche, die er dann auch in den andern Lebenslagen offenbart. Wenn ihm ein Kind stirbt, wenn er seine Frau verliert, wenn eine Feuersbrunst, wenn ein Krieg ausbricht, — es hat so sein sollen. Mit dieser Ergebung in das Unabänderliche blickt er schließlich dem eigenen Tode entgegen. „Wenn Zeit und Stunde da ist, will der Tod seine Ursache haben.“ Ist sie noch nicht da, so kann der Arzt oder der Kurpfuscher ihm Mittel verschreiben,



223. Zum Erntedankfest geschmückte Kirche in Sarata, Bessarabien. (Aufnahme: Volksdeutscher Bilderdienst.)

durch die er wieder gesund wird; ist sie da, so vermag keine ärztliche Kunst sie hinauszuschieben, höchstens, daß sie seine Schmerzen lindern kann.

Diesen Vorsehungsglauben durchkreuzt nun eine lohn-süchtige Gerechtigkeit von durchaus alttestamentlichem Gepräge. Der Bauer erwartet von seinem Gott, daß er ihn für einen rechtschaffenen Lebenswandel belohnt durch irdisches Wohlergehen: gute Ernten, gesunde und gehorsame Kinder, Bewahrung vor Feuers- und Wassernot, Viehsterben, Krankheiten und sonstigen Übeln, nach dem Tode durch einen Platz im Himmel, dem er allerdings seine irdische Wohnstätte so lange vorzieht, als er noch arbeiten, „schaffen“ kann. Das Abhängigkeitsverhältnis ist in ein Gegenseitigkeitsverhältnis im Sinne des Bundschlusses 2. Mos. 19 umgewandelt: der Mensch ist vertraglich verpflichtet, einen sittlich einwandfreien Lebenswandel zu führen, wozu auch die Beobachtung gewisser kultischer Ordnungen gehört, während Gott hinwiederum die Pflicht hat, ihm sein Wohlverhalten durch Wohlergehen zu vergelten. Geschieht das nicht, wird etwa einer von schweren Schicksalsschlägen getroffen, so klagt er wohl: „Womit habe ich das verdient? Bin ich denn etwa schlechter gewesen als andere Leute?“ Um so zuversichtlicher hofft man von der Gerechtigkeit Gottes eine Entschädigung in

einem anderen Leben. Der Bauer läßt sich den Gedanken an ein zukünftiges Gericht nicht nehmen. Seinem rechtlich gearteten Sinn, der überall auf Leistung und Gegenleistung achtet, scheint es undenkbar, daß die Bösen ohne Strafe, die Guten ohne Lohn bleiben, und da er so gut wie die Frommen des Alten Bundes merkt, daß beides in dieser Welt oft ausbleibt, so erwartet er den Ausgleich in der Ewigkeit.

Innerhalb der bäuerlichen Frömmigkeit besteht eine mehr oder weniger starke Spannung zwischen diesen beiden Momenten. Je nachdem das Abhängigkeits- oder das Gegenseitigkeitsverhältnis stärker empfunden und betont wird, ergeben sich zwei verschiedene Frömmigkeitstypen. Wo man sich lebendiger seiner Abhängigkeit bewußt ist, was in der Regel beim weiblichen Geschlecht der Fall ist, da ist das Bedürfnis nach religiöser Erbauung stärker, als wo die Religiosität auf das Gegenseitigkeitsverhältnis abgestimmt ist. Man findet diesen Frömmigkeitstypus besonders in demjenigen Bauerntum, das seinen Lebensunterhalt einem mageren Boden in harter Arbeit abringen muß. Er erstarrt bei vielen in stumpfer Ergebung; bei den stärkeren Seelen wird er optimistisch umgebogen in ein gelassenes Gottvertrauen, das unter Nahrungs-sorgen den Trost bietet: „Was unser Gott geschaffen hat, das will er auch erhalten“, und zu einem harten Schicksal eine positive Stellung findet: „Was Gott tut, das ist wohlgetan.“ Wo man mit Gott auf Grund eines Gegenseitigkeitsvertrages verkehren will, da entsteht ein rationalistischer Frömmigkeitstyp, der wenig Wert legt auf kultische Formen und sich an die Mahnung hält „Üb' immer Treu und Redlichkeit.“ Er findet sich vorwiegend bei den Viehzüchtern und Rübenbauern, die nicht unmittelbar von der Gunst der Witterung abhängig und auf die Ausnutzung der Konjunktur auf dem Vieh- und Zuckermarkt angewiesen sind.

Bei beiden ist das christliche Sündengefühl nur schwach entwickelt. Man leugnet die Sündhaftigkeit alles menschlichen Wesens keineswegs und bekennet nur allzu bereitwillig: „Wir sind allzumal Sünder und

fehlen gar mannigfaltig", indes weniger im Sinne einer Selbstanklage, als vielmehr einer Selbstrechtfertigung; man hält sich nicht für besser, aber auch nicht für schlechter als alle anderen Menschen. Als geoffenbarte Erlösungsreligion wird das Christentum nur von wenigen tiefer erfaßt, auch nicht von denen, die unter dem Zwang der Sitte zum Abendmahl kommen und am Karfreitag wie am Bußtag sich mit der ganzen Gemeinde in der allgemeinen Beichte als Sünder bekennen. Die meisten der immer noch zahlreichen Abendmahls-gäste erfüllen durch ihre Teilnahme an der Feier einfach eine religiöse Pflicht, wodurch sie sich Gottes Wohlgefallen zu sichern glauben. Allerdings bedeutet das Abendmahl für alle ein Mysterium, durch das der Tod Christi in geheimnisvollen Zusammenhang mit der Sündhaftigkeit und Sterblichkeit menschlichen Wesens gebracht wird, wobei magische Vorstellungen nicht ausgeschlossen sind. In den reformierten Gemeinden hat das Abendmahl noch immer etwas an sich von dem Mysterium tremendum, an dem nur die ohne Schaden für ihre Seele teilnehmen dürfen, die sich als vollkommene Christen zu bekennen wagen. Als eine Art Mysterium gilt auch die Bibel. Sie ist „die heilige Schrift“, die man mit Ehrfurcht betrachtet, aber — wenigstens in den luther-



224. Kinder schmücken den Altar zum Erntedankfest. (Aufnahme: Evangelischer Bilderdienst, Berlin.)

rischen Gemeinden, in den reformierten ist es vielfach anders — mehr von außen als von innen. Man erkennt ihre Autorität an, weil sie zu Recht besteht, nicht etwa, weil man sich von ihrer Wahrheit überzeugt hätte; sie ist Gottes Wort und soll nicht einer pietätlosen Kritik unterworfen werden; aber man gewährt ihr keinen Einfluß auf sein persönliches Denken und Handeln. Ich habe an anderer Stelle ihre Stellung im Bewußtsein der lutherischen Gemeinden mit der seiner Großbritannischen Majestät in der britischen Verfassung verglichen. In der Theorie hat der König die höchste Gewalt; man erweist ihm alle nur denkbaren Ehren; er ist über jede Kritik erhaben; aber tatsächlich ist seine Macht mattgesetzt durch das Gesetzgebungs- und Bewilligungsrecht des Parlaments, und er muß seine eignen politischen Ansichten vorsichtig für sich behalten, um seine traditionelle Würde zu behaupten. Mehr als an der Bibel nährt sich die evangelische Frömmigkeit am Gesangbuch; es übermittelt dem einfachen Volk biblische Gedanken in einer Sprache, die gegenwartsnäher ist als Luthers Bibeldeutsch; es ist deshalb das eigentliche Gebetbuch der einfachen evangelischen Christen. Daneben wird in ganz Deutschland das „Starkenbuch“, des Niedersachsen Joh. Fr. Stark (geb. 1680 in Hilbesheim) „Tägliches Handbuch in guten und bösen Tagen“ (zum Teil in einer neuen Bearbeitung von Dr. R. Krone), viel gebraucht, das eine vom Pietismus befruchtete lutherische Frömmigkeit vermittelt. Im übrigen läßt sich über das Gebetsleben der Erwachsenen kaum etwas feststellen; wer zu beten gewohnt ist, tut es heimlich, nicht bloß aus keuscher, sondern auch aus feiger Scham. Dagegen halten junge Mütter es für ihre Pflicht, mit ihren Kindern beim Schlafengehen zu beten. Auch zum Tischgebet werden die Kinder in vielen Familien angehalten, falls sie nicht etwa durch den Besuch auswärtiger Schulen von den gemeinsamen Mahlzeiten ausgeschlossen sind.

Stark modifiziert ist diese bauerliche Frömmigkeit in solchen Gemeinden, in denen im 18. Jahrhundert der Pietismus, im 19. die sog. Erweckungsbewegung und im 20. die Gemeinschaftsbewegung Boden gewonnen hat. Dazu gehört das Wuppertal, wo Tersteegen († 1769) und sein Kreis das religiöse Leben nachhaltig beeinflusst haben, Schlesien, zum Teil auch Sachsen, wo die vom Grafen Zinzendorf († 1760)



225. Nach dem Gottesdienst. In Ostfriesland.
(Aufnahme: Evangelischer Bilderdienst, Berlin.)

begründeten Herrnhutischen Gemeinden eine warme, lebendige Frömmigkeit ausstrahlten, die Lüneburger Heide unter dem Einfluß von Louis Harns († 1865), das nördliche Bayern, soweit sich dort das Christentum Löhse († 1872) durchgesetzt hat, die Grafschaft Ravensberg, wo Vollening († 1877) den Anstoß zu einer Erweckungsbewegung gab und v. Bodelschwingh († 1910) durch seine großartigen Anstalten christlicher Barmherzigkeit das kirchliche Leben befruchtete, vor allem aber Württemberg, wo neben den auf J. Mbr. Bengel († 1750) zurückgehenden „Altpietisten“ die Anhänger des Bauernpropheten Mich. Hahn († 1819) und später der Kreis um den Stadtpfarrer Preßiger († 1824) Gemeinschaften gebildet haben, die vor dem Kriege auf 30000 Mitglieder geschätzt wurden und besonders in den altwürttembergischen Landesteilen einen wesentlichen Einfluß auf die Volksfrömmigkeit auch über ihre Anhängerschaft hinaus ausgeübt haben.

In der pietistisch gestimmten Volksfrömmigkeit tritt Christus an die Stelle Gottes, der Erlöser an die Stelle des Schöpfers, so daß er ihn häufig völlig verdeckt. Man wendet sich an den Heiland nicht nur in seiner Seelennot, — man bittet ihn auch um Speise und Trank. Aus diesem Anschauungskreise

stammt das bekannte Tischgebet: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast.“ Der Gebetsverkehr mit dem Sünderheiland setzt ein kräftigeres Sündengefühl voraus. Dabei versteht man unter Sünde das sog. weltliche Wesen, wie Tanzen, Kartenspiel, Wirtshausbesuch, „Staatmachen“ (Kleideraufwand), teilweise auch Brantwein trinken und Rauchen, vor allem jede Sonntagsarbeit. Die sich derartige Freiheiten gestatten, sieht man als „Weltfinder“ an. Das sexuelle Gebiet behandelt man mit ängstlicher Brüderie. Dabei macht sich nur allzuoft ein Pharisäismus geltend, der die Achtung vor der ernsten Lebensführung dieser Kreise oft stark beeinträchtigt. Man liest eifrig die Bibel und gerät bei ihrer Auslegung oft in recht sonderbare Spekulationen, vor allem bei der Beschäftigung mit der Offenbarung Johannis, die immer eine große Anziehungskraft auf Pietisten und Gemeinschaftsleute ausgeübt hat. Man geht fleißig zur Kirche, vorausgesetzt, daß man den Pfarrer als wiedergeborenen Christen erkannt hat und zwar daran, daß er sich von allem weltlichen Wesen noch strenger fern hält als man selbst. Muß man ihn für „ungläubig“ halten, so sucht man seine Erbauung in der „Gemeinschaft“, in Württemberg in der „Stunde“. Auch das Abendmahl läßt man sich nicht von einem „ungläubigen“ Pfarrer reichen; man hält sich davon aber auch zurück, weil man nicht mit den „Unwürdigen“ zusammen daran teilnehmen will. Damit dürfte es zusammenhängen, daß in Württemberg die Zahl der Privatkommunionen auffallend hoch ist: 38676 unter 632600 Kommunikanten, d. i. 6,2%, während sie in den benachbarten Landeskirchen von Bayern und Baden nur 2—3% ausmachen. Trotzdem diese „Frommen“ von den „Weltfindern“ als „Müder“ verspottet zu werden pflegen und vielfach für Heuchler erklärt werden, wirken sie als Sauer- teig für die Gemeinden. Was von dem württembergischen Gemeinschaftsmann gesagt werden muß, daß er einfach, sparsam und fleißig ist und es daher auch zu etwas zu bringen pflegt, das gilt ebenso für die Pietisten des Bergischen und Ravensbergischen Landes wie für die hermannsburgisch beeinflussten Heidjer zwischen Soltau und Ulzen. Ihre Frömmigkeit verpflichtet sie zu einem arbeitsamen, sparsamen und nüchternen Lebenswandel und bringt sie daher wirtschaftlich vorwärts, obgleich sie sich für die „Reichs-

gottesarbeit" der äußeren und inneren Mission recht hohe Steuern auferlegen. Im Dienste dieser Arbeit stehen die Missionsfeste, die zu kirchlichen Volksfesten auch außerhalb der pietistisch beeinflussten Gebiete geworden und für die bäuerliche Volksfrömmigkeit charakteristisch sind.

Der Pietismus ist bemüht, die alttestamentliche Grundfarbe evangelischer Bauernfrömmigkeit durch neutestamentliche Lichter zu beleben. Aber durch diese Grundfarbe scheint noch an manchen Stellen der andersfarbige Untergrund einer vorbiblischen Religion hindurch, auf den sie aufgetragen ist: in den Vorstellungen und Gebräuchen, die ihre Macht noch nicht eingebüßt haben. Sie stammen aus drei allerdings nicht reinlich voneinander zu scheidenden Schichten: aus dem Vorstellungskreise der katholischen Sakramentsmagie, aus der Mythologie des germanischen Fatalismus, aus animistischer Vorreligion. Abergläubische Vorstellungen der ersten Schicht knüpfen sich an Taufe und Abendmahl. Mit dem Taufwasser wäscht man die älteren Kinder, damit sie schön werden; es soll auch heilsam für Bettnäßer sein. Kranke erwarten vom Abendmahl, daß „die Natur sich ändert“, d. h. daß eine Krisis herbeigeführt wird entweder zur Genesung oder zum Tode. Auf die katholischen Weihen, die allerdings zum Teil als verchristlichte Zauberriten vorchristlicher Herkunft anzusehen sind, gehen die vielfachen Formen der „Sympathie“ zurück, die unter den Bezeichnungen „sehnen, segnen, büßen, brauchen, anfangen“ im Volke in Übung stehen und sich durch Anrufung des dreieinigen Gottes als christlich ausweisen wollen.

In die Sphäre des germanischen Fatalismus gehört alles, was als Vorbedeutung künftiger Ereignisse gewertet wird. Was kommen soll, wirft seinen Schatten voraus. Es kündigt sich an durch „Vorspuk“ („Vörlat“) und kann durch Hellseher vorausgesagt werden. Der Vorspuk bezieht sich vorwiegend auf bevorstehende Todesfälle, die ja das Gewöhnlichste und das Unheimlichste sind, was die Zukunft in sich birgt. Ein Hellseher schaut allerdings auch die ungewöhnlichen Ereignisse, wie Feuersbrünste, Kriegsnot u. a., voraus. Neben den Hellsehern spielen die Kartenlegerinnen noch immer eine Rolle, besonders für junge Mädchen, die wegen ihrer Heiratsaussichten besorgt sind. Man hat darin eine moderne Form des altgermanischen Loswerfens zu erkennen, auf das auch wohl das Bleigießen in der Silbesternnacht zurückweist.

Da das naive Denken beständig Realgrund und Erkenntnisgrund verwechselt, so sieht man in den Erscheinungen, durch die sich die kommenden Ereignisse ankündigen, immer auch die bewirkenden Ursachen und will dem Unheil vorbeugen, indem man üble Vorzeichen verhindert. Man verhüllt den Spiegel im Totenzimmer, damit darin kein zweiter Sarg erscheint, was einen zweiten Todesfall bedeuten würde. Man bläst die Sarglichter nicht aus, damit nicht noch einem Menschen das Lebenslicht ausgeblasen wird. Wenn bei der Trauung das Brautpaar sich die Hände reicht, so sucht jeder von beiden den Daumen nach oben zu bekommen, weil das anzeigt, wer in der Ehe die Herrschaft gewinnt. In der Beobachtung solcher Bräuche zeigt sich der Wille, sich der Unabänderlichkeit des Schicksals entgegen der fatalistischen Lebensanschauung zu entziehen und sein Selbstbestimmungsrecht zu behaupten. — In unmittelbarem Zusammenhange mit der germanischen Mythologie steht die Tagewählerei. Der Donnerstag — Tag Donars — gilt in Württemberg als Glück-, in Hannover als Unglückstag; im Hohaischen mißt man am Donnerstag den Stall nicht aus, weil sonst das Vieh Schaden nähme. Allgemein ist der Glaube, daß man am Montag nichts beginnen dürfe, was Dauer haben solle, keinen Dienst, keine Ehe. Für die Hochzeit wählte man früher in der Regel den Freitag, als Tag der Freia, der Patronin des Ehestandes. Während der Zeit der „zwölf Nächte“, zwischen Weihnachten und Heilige drei Könige, wo Wodan mit seinem wilden Heer durch die Lüfte braust, darf nicht ausgemistet, nicht gewaschen und nicht gesponnen werden. In der Walpurgisnacht werden Krankheiten „abgesät“. Was wachsen und zunehmen soll, muß bei zunehmendem Monde begonnen werden; bei abnehmendem Monde darf man nicht Hochzeit halten, sonst bleibt der Kinderseggen aus.

Als Überreste unterreligiöser, animistischer Vorstellungen hat man Gespensterfurcht und Hexenwahn anzusprechen, die weiter verbreitet sind, als man annehmen möchte. Durch allerlei Bräuche sucht man sich davor zu schützen, daß der Tote zurück-



226. Siebenbürger Mädchen auf dem Kirchgang in Stolzenburg bei Hermannstadt. (Aufnahme: Volksdeutscher Bilderdienst.)

lehrt und Menschen oder Vieh mitnimmt. Der Tod des Bauern muß daher dem Vieh, insonderheit den Bienen, mitgeteilt werden, damit es sich nicht von dem Toten mitnehmen läßt. Wenn der Sarg aus dem Hause getragen ist, so wird das Hoftor noch wieder für einen Augenblick geschlossen, ehe sich das Gefolge anschließt; stellenweise gießt man auch wohl einen Eimer Wasser hinterher. In Schlesien und Sachsen setzt man den Sarg vorm Hinaustragen dreimal auf die Schwelle der Haustür nieder, so daß ein Kreuz entsteht. Das Grauen vor den Toten und dem Tode erzeugt eine Fülle magischer Abwehrmaßnahmen gegen Gespenster. Mit der Gespensterfurcht auf einer Linie steht der noch immer weitverbreitete Hexenwahn. Frauen mit „dem bösen Blick“, die Vieh oder Säuglinge behexen, kennt man überall. Man schützt sich gegen sie wie gegen Gespenster oder böse Geister durch allerlei Amulette. Als solche dienen das Hufeisen über dem Hoftor, drei Kreuze an der oberen Türschwelle; aber auch fromme Bibelsprüche. Die biblischen Hausinschriften zeugen vielleicht ebenso häufig für die Gespenster- und Hexenfurcht des Erbauers wie für seine Gottesfurcht. In die Klasse der Amulette gehören die sog. „Himmelsbriefe“. Ihr Merkmal ist, daß sie irgendwo über einem Taufbecken geschwebt haben sollen; sie sollen vom Himmel, von Christus stammen und ihren Besitzern Sicherheit gegen alle möglichen Gefahren gewähren. Ihr Inhalt ist ein krauses Gemisch von guten christlichen Gedanken und sinnlosem Zeug. Sie wurden 1914 so gut wie 1870 den abziehenden Kriegern zum Schutz gegen Schuß, Hieb und Stich mitgegeben.

Der Aberglaube ist die Geheimreligion des Landvolkes. Wie weit er verbreitet und inwieweit er für die Lebensgestaltung der Bevölkerung wirksam ist, läßt sich daher sehr schwer feststellen. Drews hat ihn sogar als ihre eigentliche Religion charakterisiert und als Stütze des Kirchenglaubens bezeichnet, der ins Wanken geraten würde, wenn der Aberglaube schwände.

Die Bedeutung des Aberglaubens für die Religiosität des Bauerntums entspricht dem Überwiegen des fatalistischen Moments in seinem Vorsehungsglauben; er ist ein Gottvertrauen, das sich mehr in der Ergebung in Gottes Willen als in dessen Erfüllung bewährt. Der andere Typus des Vorsehungsglaubens, in dem das aktivistische Moment überwiegt, findet sich vorwiegend in den Kreisen des Bürgertums. Darunter ist der städtische Mittelstand zu verstehen, der nach oben durch die Geld- und Geburtsaristokratie, nach unten durch das Proletariat begrenzt wird. Er umfaßt die ganze Beamtenschaft einschließlich der Lehrer an höheren und niederen Schulen, sowie der Rechtsanwälte und Ärzte, die selbständigen Gewerbetreibenden, die kaufmännischen Angestellten, die den Handwerksmeistern sozial und wirtschaftlich gleichstehenden Teile der Arbeiterschaft, die qualifizierten Facharbeiter sowie das Büropersonal größerer Betriebe. In diesen Schichten findet sich ein ethisch fundiertes, aktivistisches Gottvertrauen, — ein optimistischer Vorsehungsglaube, wie er durch den Rationalismus des 18. Jahrhunderts begründet ist und seinen schönsten Ausdruck in Gellerts Liedern gefunden hat. Dem rationalistischen Wahlspruch „Tue Recht und scheue niemand“ setzt man in Gedanken ein „Vertrau auf Gott“ voran. Seinen Gehorsam gegen Gottes Willen beweist man im wesentlichen durch gewissenhafte Erfüllung seiner Berufspflichten. Darin findet die Frömmigkeit einen wahreren Ausdruck als in regelmäßigem Kirchenbesuch. Um seine mangelhafte Beteiligung am Gottesdienst zu entschuldigen, übt man am Stammtisch und auf der Regeleisenbahn an der Kirche und ihren Dienern scharfe Kritik, will aber ihre Autorität in der Öffentlichkeit nicht angetastet wissen, vor allen Dingen nicht um der Jugend willen, der die Kirche doch das vierte Gebot einprägen soll. Mit wenigen Ausnahmen lehren auch in der Stadt die Mütter ihre Kleinen die bekannten Kindergebete. In vielen Häusern läßt man die Kinder das Tischgebet sprechen; man schickt sie in den Kindergottesdienst; man erwartet von ihnen, daß sie sich im Konfirmandenunterricht anständig betragen und lernen, was ihnen aufgegeben wird. Man hält sie während des Konfirmationsjahres zum Besuch des Gottesdienstes an, allerdings nur teilweise durch das eigne Beispiel. Die Erwachsenen suchen ihre Erbauung wenigstens im Sommer vorwiegend im Tempel der Natur. Die Freude an ihren Schönheiten, wie sie sich auch in der sorgfältigen Pflege der Kleingärten zeigt, ist ein sympathischer Zug im Wesen der modernen Städter; viele mögen sich dabei tatsächlich religiösen Stimmungen im Sinne von Ps. 104 und Matth. 6, 25 ff. hingeben. Die kirchliche Sitte wird wesentlich von den Frauen aufrechterhalten, in deren Frömmigkeit ja das Abhängigkeitsgefühl stärker vorschlägt. Mit ihrem Rationalismus verbindet sich heute wie zur Wertherzeit die Empfindsamkeit; man ist sentimental gestimmt und will im Gottesdienst gerührt werden. Am beliebtesten sind daher die Christvespern, die Silvester- und Karfreitagsgottesdienste; großes Gewicht wird auf eine rührsame Gestaltung der Konfirmation gelegt. Dem entspricht es, daß trotz der durchweg antipietistischen Gesinnung pietistische

Lieder, wie „Ich bete an die Macht der Liebe“, „So nimm denn meine Hände“, „Jesus, geh voran“, „Hearre, meine Seele“, wegen ihrer weichen Melodien gern gesungen werden.

Dem Tode sieht man keineswegs mit dem Fatalismus entgegen, wie er für breite Schichten des Bauerntums charakteristisch ist. Im Gegenteil, man sucht auf jede Weise eine etwaige Todesgefahr zu bannen. Jeder Wunderdoktor und Gesundheitsbeter findet aus diesen rationalistisch gesinnten Kreisen lebhaften Zuspruch. Für die Wiederherstellung der Gesundheit belastet man sich mit Ausgaben, zu denen der noch nicht verstädterte Bauer sich aus Sparsamkeit und Gottvertrauen niemals entschließen würde. Mit einem Kranken vom Tode zu sprechen, gilt als taktlos und wird dem Seelsorger häufig übel vermerkt. Die Ewigkeitshoffnung wagt sich nur selten in ihrer eigentlich christlichen Gestalt hervor: „Ich habe Lust abzuschneiden und bei Christo zu sein.“ Häufiger hört man Äußerungen, wie: „Ich habe nichts mehr vom Leben. Wäre ich doch nur da, wo meine Frau bzw. wo mein Mann, wo meine Kinder sind.“ Das Abendmahl wird von Kranken sehr viel seltener begehrt als in bäuerlichen Gemeinden; das Bedürfnis nach Sündenvergebung tritt also auch angesichts des Todes nicht wahrnehmbar hervor. Man verläßt sich auf seine bürgerliche Rechtschaffenheit und hält sich für einen guten Christenmenschen, auch wenn man sich um die Kirche recht wenig gekümmert hat; der „liebe Gott“ wird schon ein Einsehen haben und um etwaiger allzu menschlicher Schwächen und Verfehlungen willen dem Sterbenden den Himmel nicht verschließen.

Diesem optimistischen Gottvertrauen, das bei ernsteren Naturen selbstverständlich tiefer und fester gegründet ist, entspringt und entspricht eine Sittlichkeit, die ihre besten Kräfte und Werte im Familien- und Berufsleben entwickelt. Ist auch die sexuelle Moral beim männlichen Geschlecht vor der Ehe reichlich lax und beim weiblichen die frühere Sittenstrenge einer allzu freien Auffassung des geschlechtlichen Lebens gewichen, so halten doch, wenigstens in den kleineren und mittleren Städten, die Bürgertöchter im allgemeinen auf ihre weibliche Ehre und lassen sich nicht leicht auf außerehelichen Geschlechtsverkehr ein, nicht allein um der Folgen, sondern auch um der Schande willen. In der Ehe halten sich die Gatten in der Regel die Treue. Die Beschränkung der Geburtenzahl wird bei der Rechenhaftigkeit dieser Kreise häufig geradezu als eine Pflicht betrachtet. Das bleibt nicht ohne Einfluß auf die Erziehung. Sie ist darauf gerichtet, daß die Kinder es einmal weiterbringen und besser haben sollen als die Eltern. Der utilitaristische Gesichtspunkt drängt den moralischen zurück. Man legt nur Gewicht auf eine Geistes- und Gemütsbildung, die den Kindern zu ihrem Fortkommen nötig und nützlich ist. Sie werden angehalten, in der Schule ihre Pflicht zu tun. Man dringt strenger auf Gehorsam und Wahrhaftigkeit, als es auf dem Lande geschieht, wo man den Kindern allen Willen läßt und deren Lüge nicht besonders schwer nimmt. Durch sein Gewissen fühlt sich der Gewerbetreibende wie der Beamte verpflichtet zu einer „anständigen Gesinnung“; damit ist das Maß von sittlicher Vollkommenheit bezeichnet, das im Bürgertum einer aufrichtigen evangelischen Frömmigkeit entsprechen soll. Die anständige Gesinnung bewährt sich beim Beamten in einer Pflichttreue, beim Gewerbetreibenden in einer Zuverlässigkeit, die ihm das Vertrauen seiner Mitmenschen sichert.



227. Die Hirschberger Turmbläser. (Aufnahme: Evangelischer Bilderdienst, Berlin.)



228. Ein Leichenbegängnis. Stich nach Katharina Sperling von Bernard Picard.

Diese bürgerliche Frömmigkeit weist in verschiedenen Städten eine besondere Färbung auf, je nachdem sie etwa unter pietistischem Einfluß steht oder bei konfessionell gemischter Bevölkerung eine antikatholische Note erhält. Wo der Pietismus Boden gewonnen hat, ist für die Frömmigkeit eine lebhaftere Anteilnahme an äußerer und innerer Mission wesentlich. Wo der Katholizismus einen größeren Bruchteil der Bevölkerung beherrscht, gehört zur evangelischen Frömmigkeit eine rege Beteiligung an den Arbeiten des Gustav-Adolf-Vereins und des Evangelischen Bundes.

Wie man den Aberglauben als die Geheimreligion des Landvolkes bezeichnen kann, so kann man auch von einer Geheimreligion der Gebildeten reden. Sie ist ein Gemenge von Gedanken des klassischen Humanismus, des deutschen Idealismus, der modernen Naturphilosophie und der christlichen Dogmatik, — eine wesentlich ästhetische Frömmigkeit ohne besondere ethische Kraft und ohne kräftiges Gebetsleben.

Daß die evangelische Volksfrömmigkeit trotz weitgehender Säkularisierung auch heute noch fähig ist, Persönlichkeiten von sittlicher überragender Größe zu bilden, zeigt die Gestalt des verewigten Reichspräsidenten von Hindenburg. In ihm erscheint ein überzeugter evangelischer Christ von unerschütterlichem Gottvertrauen und unentwegter Pflichttreue, der seinem Volke mehr noch gedient hat durch das, was er war, als durch das, was er tat. Wie seine Seele im Schoße evangelischer Volksfrömmigkeit gebildet ist, so hat seine Persönlichkeit stärkend und reinigend auf sie zurückgewirkt. Das Beste, das er durch sie empfangen hat, hat er seinem Volke als heiliges Vermächtnis hinterlassen.

Schrifttum.

Troschke, Evangelische Kirchenstatistik Deutschlands, Berlin 1929. — Drews-Schian, Evangelische Kirchenkunde. Das kirchl. Leben der deutschen evangelischen Landeskirchen. I. Königreich Sachsen, von Drews, 1902. II. Provinz Schlesien, von Schian, 1903. III. Baden, von Ludwig, 1907. IV. Bayern, von Bed, 1909. V. Thüringen, von Glaue, 1910. VI. Niedersachsen, von Kolff, 1917. VII. Württemberg, von Wurster, 1919. — Kumpf, Religiöse Volkskunde, Stuttgart 1933. — Zeitschrift f. prakt. Theol., von Baumgarten. — l'Houet, Zur Psychologie des Bauerntums, 1905. 3. Aufl. 1935. — HOLL, Die großen Kriege, 1917. — Berger, Luther, I., 1895. — Dilthey, Ges. Schriften, II., 1923.

Deutsche Volksmedizin.

Von Dr. med. Alfred Martin in Bad Nauheim.

Die Volksmedizin ist die vom Volke, heute besonders in bäuerlichen Kreisen gebrauchte Krankenbehandlung und Krankheitsvorbeugung, die im Gegensatz zur sog. Schulmedizin steht, die von Ärzten nach einer staatlich vorgeschriebenen Ausbildung ausgeübt wird. Die Volksmedizin ist die ursprüngliche. Aus germanischer Vorzeit blieb ein bescheidener Teil lange Zeit erhalten, ein anderer wurde christlich umgeformt. Die Hauptmasse kam im Mittelalter durch Geistliche und Mönche aus dem Süden zu uns, wo sich römische, griechische, orientalische, auch germanische Volksmedizin zur europäisch-christlichen verschmolzen hatten, wobei jedoch zu bedenken ist, daß vieles, das als „Erbe der Alten“ gilt, bei Völkern vorkommt, die nie mit diesen in Berührung traten. Der „ethnographischen Parallelen“ sind gar viele. Dazu kamen und kommen die Gnadenmittel der Kirche selbst, die wieder vom Volk nach seiner Art, oft recht unfürsorglich, verwendet wurden. Ein anderer Teil der Volksmedizin ist verlassene Schulmedizin, die auch Volkstümliches aus Fremde und Heimat in sich birgt. Vereinzelt entstanden neue Heilarten, manchmal durch Laien, die in weiteren Kreisen, besonders bürgerlichen Anhang fanden.

Die vorgeschichtliche Medizin in germanischen Ländern bietet nicht die primitivste Form, bei der nur natürliche Heilmittel (wie z. B. bei den Zwergvölkern Afrikas) gebraucht werden. Der Geister- und Zauber Glaube hat bereits Einkerker gehalten, die Abwehr bestimmt das Handeln. Daneben aber erscheint schon die Verehrung göttlicher oder elbischer Wesen, die Heilung zu bringen vermögen und denen man opfert.

Das älteste Zeugnis ärztlicher Tätigkeit bei uns ist die Trepanation des Schädels (Abb. 229). Es sind runde Stöße ausgehöhelt oder herausgesägt worden, und da an der überwiegenden Anzahl der europäischen Funde von vorausgegangenen Verletzungen keine Spur vorhanden ist, müssen wir annehmen, daß Kopfschmerzen, Krämpfe, Irrsinn u. dgl. den Grund zur Operation abgegeben haben. Sie gehören meist der Steinzeit an. Die geheilten Ränder beweisen die Trepanation am Lebenden. Vorgeschichtliche Funde Dänemarks lassen schließen, daß Tier-, Pflanzenteile und Steine als Amulette oder zum Heilzauber verwendet wurden. Von Sauerbrunnen und natürlich warmen Quellen sind aus der Zeit Quellopfer bezeugt.

Wir treten in geschichtliche, zunächst heidnisch-nordische Zeit und ergänzen das Vorstehende.

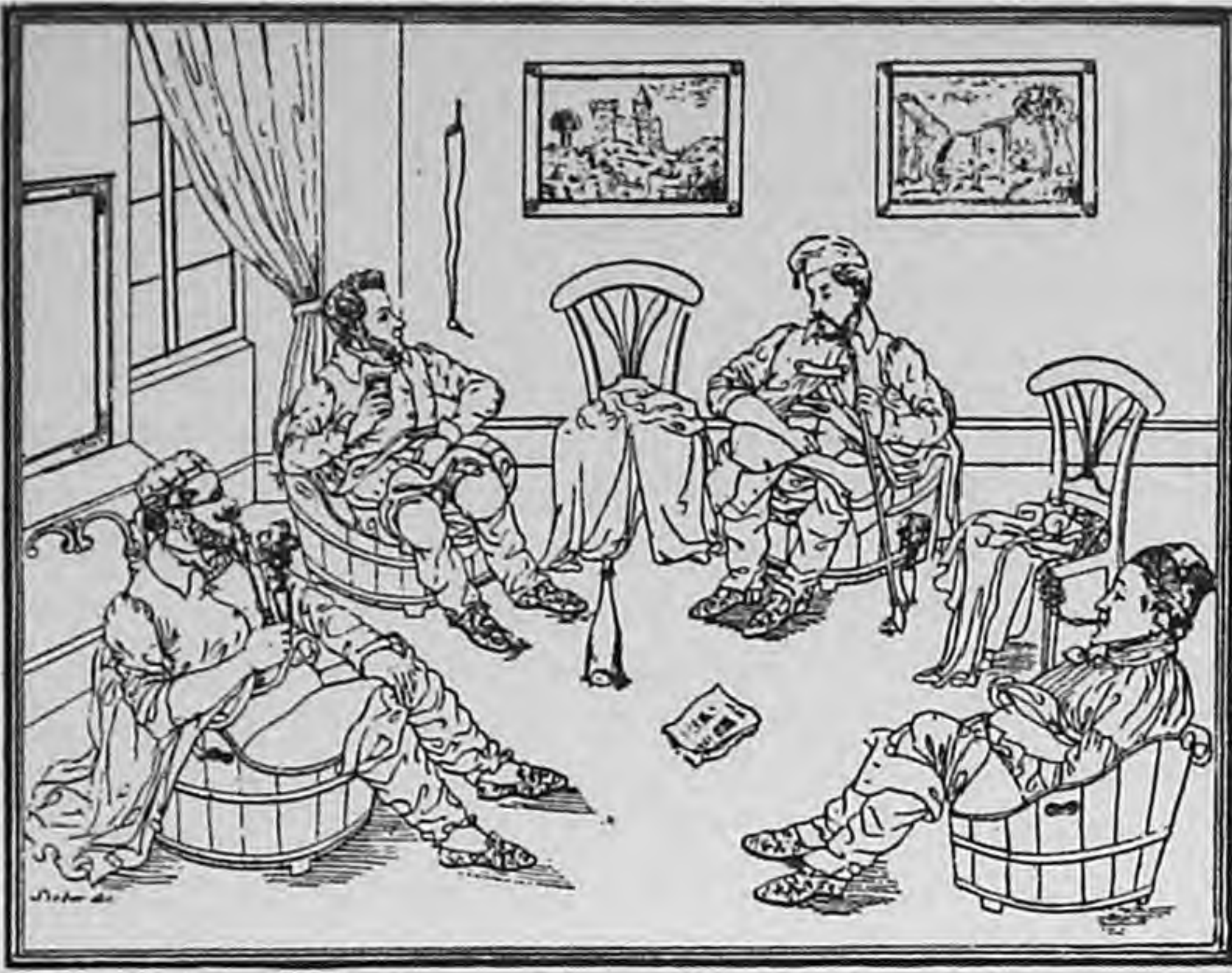
Die Edda kennt einen Heilberg, zu dem Kranke wallfahrten. Auf den Bergen wohnten aber auch schädigende Alpen, denen man opferte, um sie günstig zu stimmen. Das gebräuchlichste Heilmittel des germanischen Altertums war der Zauberbespruch, der Waldr des Nordländers, den man über den erkrankten Körperteil sang, später murrend sprach. Dabei fehlte es nicht an Gebet und natürlichen Handgriffen. Dem Zauberbespruch gleich wirkten Zeichen, Runen, die auf Gegenstände eingeritzt wurden, beide zum Wohl des Menschen, aber auch um Krankheit zu erzeugen. Gegen böse Zaubersprüche und -runen gab es entsprechenden Gegenzauber.

Beim Eintritt in die deutsche Volksmedizin ist es nötig, einige Begriffe zu erläutern.

Unser Krank bedeutet ursprünglich schwach, hinfällig, und statt Krankheit sprach man von Sucht, das später zur ansteckenden Krankheit, Seuche wurde. Unser Arzt kommt vom griechischen Archiater. Der alte Name war lähi, aus dem im Mittelalter lächenaere, der Zauberer, Besprecher wurde, der



229. Zweifach trepanierter Schädel der jüngeren Steinzeit aus Britschöna, Kr. Merseburg. Landesanstalt für Vorgeschichte, Halle a. d. S.



230. Badegesellschaft in der Sub (Schwarzwald) um 1840. (Aus Gerle, Die Sub, 1933.)

Das Aufhängen hölzerner Gliedmaßen wird mehrfach erwähnt. Verboten wurden Quellopfer, Amulette und das Nieshor, Nodfyr, das durch Reiben von Holz erzeugt wurde.

Das Notfeuer zündete die ganze Gemeinde gegen Viehseuchen an, wenn eine solche im Lande war. Wir haben darüber fast nur aus Norddeutschland Berichte vom Jahre 1606 bis in die 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts. Vorbeugend wirkten die längst außer Gebrauch gekommenen Notfeuer zu Johannis und Ostern. Heidnischen Ursprungs ist das Opfern eines Tieres beim Ausbruch von Viehseuchen, das noch Ende des 18. Jahrhunderts in Tirol vorkam.



231. Der Zwieselbaum (Hainbuche) im Elisenhain bei Greifswald. (Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 2.)

Vom Quellengebrauch zur Heilung mit anschließendem Opfer nach heidnischer Art hören wir in Deutschland nur wenig, viel dagegen bis an die heutige Zeit heran in ehemals keltischen Gebieten, von den Alpen über Frankreich bis Großbritannien, aber auch in den nordischen Ländern, wo namentlich beim Eintauchen kranker Kinder bestimmte Tage, Sonnenkult und Lappenaufhängen eine große Rolle spielen, und dies fast immer bei Quellen, die nach christlichen Heiligen hießen. Heute sind zahlreiche zu Heilzwecken benutzte kalte Quellen Heiligen geweiht. Meist erhebt sich über und noch öfter neben ihnen eine Kapelle. Gewöhnlich werden sie getrunken, oder man wäscht sich mit dem Wasser, das meist reines Quellwasser ist. In Altbayern und den österreichischen Alpenländern sind sie besonders zahlreich. Die Wallfahrt am Fest des Heiligen fehlt nicht. Altdorfer († 1538) hat die zu St. Florian in Oberösterreich auf einem Gemälde dargestellt, der Geistliche segnet die Quelle. Die Anwendung geschieht bei fast allen Leiden, obenan stehen Augenerkrankungen und Unfruchtbarkeit. Auffallend ist, daß bei letzterer die vielen altbairischen Quellen kaum in Frage kommen. Ich finde sie über ganz Deutschland verstreut. Auch einige natürlich warme Quellen gehören hierher, wie die Verenaquelle in Baden (Schweiz) und die Bubenquelle in Ems, in denen man badet.

Heidnischen Ursprungs ist das Bad in der Walpurgisnacht, das mir nur für Deutschland bekannt ist, der Nacht vor Himmelfahrt Christi und in der Johannisnacht, das weit verbreitet war. Da kamen die Bauern in Scharen, saßen die Nacht mit Schmausen und Zechen in dem meist natürlich warmen Bad in der Meinung, das wirke wie eine ganze Badekur und bewahre sie das ganze Jahr vor Krankheit. Bekannt sind solche Bäder in der deutschen Schweiz, dem südwestlichen Deutschland und in Schlesien. Im 17. Jahrhundert starben sie aus. Die warmen Bäder wurden vom Volk entgegen ärztlicher Vorschrift auch sonst sehr lange gebraucht, manche saßen Tag und Nacht im Wasser, und

heute noch im Alemannischen als Lachsner in gleicher Bedeutung vorkommt. Hieraus ersehen wir die Haupttätigkeit des alten germanischen Arztes, wozu noch als weiterer Beweis kommt, daß das am meisten für Segensprechen gebrauchte Wort *büßen* vom althochdeutschen *buozan*, Abhilfe, Heilung bringen, also Heilen, kommt.

Aus dem heidnischen Deutschland wissen wir unmittelbar, aus Missionsberichten, wenig von Heilgebräuchen, mehr aus den Bußordnungen und später den Beichtbüchern der Kirche, die mit Vorsicht verwendet werden müssen, weil sie oft für die ganze Christenheit gegeben wurden. Ursprünglich bekämpfte die Kirche alles Heidnische. Seit Gregor d. Gr. läßt man die heidnische Hülle und gibt ihr einen christlichen Inhalt.



Die Wallfahrt zur Heilquelle von St. Florian in Oberösterreich.
Gemälde von Albrecht Altdorfer (1480-1538). Im Privatbesitz.



232. Nichtkirchliche Wallfahrt Kranker zu dem Wunderbrunnen bei Hornhausen unweit Halberstadt, 1646. Kupferstich von Wagner im Theatrum Europaeum.

auch getrunken wurde das Wasser im Übermaß. In den Tiroler Bauernbädern badet man heute noch in Gemeinschaft einige Stunden lang, unterhält sich, trinkt und — raucht. Die an langes Baden gewöhnten Schwarzwälder trugen die Sitte selbst in eine Kaltwasserheilanstalt zu deren Blütezeit (Abb. 230). Wasser, zu heiligen Zeiten um Mitternacht oder vor Sonnenaufgang schweigend geschöpft, war besonders heilkräftig und führte noch später den sehr alten Namen heilawäg. Davon ist uns fast allein das Osterwasser geblieben, das nicht verdirbt und namentlich gegen Augenleiden gebraucht wird.

Zwiesel- oder Spaltbäume, bei denen in irgendeiner Weise ein Loch zustande gekommen ist, dienen seit sehr alter Zeit dem Heilgebrauch. Die dabei erforderliche Noththeit beweist einstigen Kult. In Mecklenburg kriecht (1869) der ganz entkleidete Kranke, um von Gicht und Rheumatismus befreit zu werden, durch das Loch einer Spalteiche an drei verschiedenen Tagen vor Sonnenaufgang. 1892 zog man sieche und verwachsene Kinder durch eine Hainbuche im Elisenhain bei Greifswald (Abb. 231). Häufiger ist bei uns der Brauch, bruchkranke Kinder durch den Längsspalt eines Baumes zu ziehen, den man künstlich herstellt und nachher wieder verschließt. Die Bruchspalte wächst dann zu wie die Spalte des Baumes, während beim sonstigen Durchziehen die Krankheit abgestreift wird. Vor einigen Jahrzehnten bestand der Brauch noch im Odenwald, und E. M. Arndt nahm in seiner Jugend auf Mügen daran teil. Das Volk hat den ursprünglichen Sinn vergessen und benutzt ihn auch bei anderen Krankheiten. Schon frühzeitig verbot die Kirche das Durchziehen durch ein gegrabenes Erdloch. In Oldenburg wurden 1854 an Abzehrung oder Krämpfen leidende Kinder durch ein Bündel rohes Garn gesteckt, dabei gab man ihnen etwas abgeschabtes Silber ein. Im katholischen Bayern und den österreichischen Alpenländern kriecht man unter steinernen Altären und Grabdenkmälern alter Kirchen und Kapellen durch, auch durch Steine, die Beziehungen zu Heiligen haben. Kreuzweg und Erhoffen von Kindersegen oder leichter Geburt bilden neben Bruchleiden hauptsächlich die Veranlassung.

Außer dem Abstreifen der Krankheit gebraucht man noch andere sog. sympathetische Handlungen, um sie loszuwerden, vor allem das Übertragen auf leblose Gegenstände, Pflanzen, Tiere und auch Menschen.

Dem Abstreifen steht das Umbaden, Verbaden, Abbaden nahe. Abgemagerte Kinder mit greisenhaftem Aussehen, die das „Alterlein“ oder die Darrsucht haben, schiebt man zur Heilung auf einer Brotschaukel in den warmen Badofen mit den Worten: „Alt hinein und jung hinaus.“ Vernageln, Verlochen, Verspinden, Verbohren gehören hierher. Bei Paracelsus (1493—1541), dem deutschen Arzt, der sich als erster von der Tradition der Antike frei machte und ungeschert auch Volksmedizin in seinen Heilsschatz aufnahm, finden wir schon das „Transplantieren“ des Zahnschmerzes auf Bäume. Mit einem herausgeschnittenen Span sticht man in das Zahnfleisch und bringt ihn mit dem Blut an seine alte Stelle. Man kann auch durch einen Spruch allein oder in Verbindung mit Verknoten die Krankheit auf den Baum übertragen. In Mecklenburg ging man 1869 zur Heilung des kalten Fiebers (Malaria) an eine Weide und sprach, indem man drei Zweige zu einem dreifachen Knoten verschlang: „O'on Morgen Olbe, / Ich geb di dat folde, / O'on Morgen Olbe!“ Im Osthavelland wird einem ähnlichen Spruch hinzugefügt: „Das erste Vögeldchen, was über dich fliegt, / Benehm es mir.“ Haare, Nagelstücke von Händen und Füßen, Blut, Urin, Eiter, die sog. Seelenstoffe, aber auch Zwischenträger, Faden, Lederriemen, in die man die Krankheit verknotete, Säckchen aus ungebleichtem Leinen, die Pflanzen und auf Papier geschriebene Segen enthalten, auch Pflanzen allein, die man dem Kranken, meist 9 Tage angehängt hat, Kleidungsstücke werden oft unter der Dachtraufe vergraben, auch sonst in die Erde, besonders in Friedhofserde, unter Bäumen, an Orten, zu denen man nicht wieder kommt, in Ameisenhaufen, auch in den Rauch gehängt, selten verbrannt, oft in fließendes Wasser rücklings geworfen. Steine,



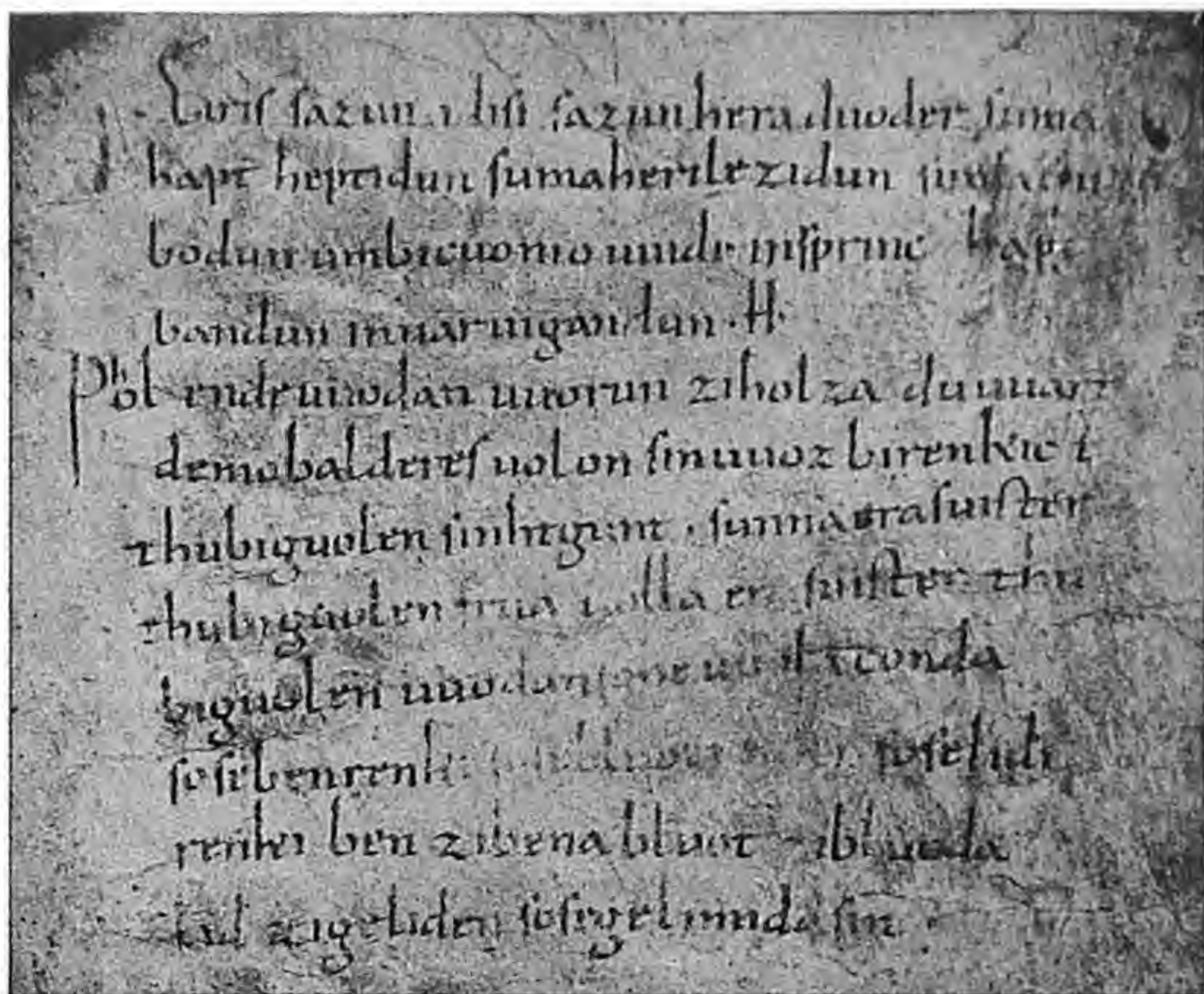
233. Tanzkranke, die am St. Johannistag bei St. Johann in Molenbeek bei Brüssel (jetzt Stadtteil Molenbeek St. Jean) nach einer Brücke zur Heilung tanzen, 1569. Zeichnung von Pieter Breughel d. Ä. Wien, Albertina.

Totengebeine legt man auf den Schaden und dann an ihre alte Stelle zurück. Hierbei wird die Krankheit vernichtet. Die Übertragung auf Tiere ist heute selten. In Krankenzimmern werden namentlich in Gebirgsgegenden Käfige mit Kreuzschnäbeln, Gimpeln, Turkelstaben beim Bett aufgehängt, die die Krankheit anziehen. Genest der Kranke, stirbt der Vogel. Häufig werden Gegenstände mit kranken Teilen in Berührung gebracht, dann weggeworfen, an Kreuzwegen, an der Grenze niedergelegt oder aufgehängt. Wer sie an sich nimmt, bekommt die Krankheit. Der Glaube, von der Krankheit frei zu werden, wenn man sie auf andere Menschen überträgt, wirkt sich gelegentlich heute noch in furchtbarster Weise aus. Geschlechtskranke meinen durch Verkehr mit einem unschuldigen Mädchen geheilt zu werden.

Ein nach den Beichtbüchern des Mittelalters zu strafender, aber bei vielen Völkern vorkommender Brauch ist das Messen. Es wird in deutschen Gedichten des Mittelalters erwähnt, Luther verdammt es. Im allgemeinen dient es zum Feststellen abgehender Krankheiten, ob der Kranke „das Maß verloren hat“. Man wiederholt es, um Fortschreiten oder Stillstand der Krankheit zu erkennen, und schließt sofort die Heilbehandlung an. In Böhmen und Schlesien wird es heute am meisten und da recht häufig gebraucht.

Besonders scharf bekämpfte die Geißlichkeit den Tanz gegen Krankheiten am Veits-, Johannistag, Christoph-, Bartholomäustag und zu Mariähimmlsfahrt. Da tanzten Fallsüchtige unter Musikbegleitung in den Kirchen der Heiligen in dem Glauben, bis zur Wiederkehr des Festes von der Krankheit frei zu bleiben. Im deutschen Westen finden wir den Glauben und Brauch vom 15.—17. Jahrhundert für den Veits- und Johannistag bei den am Johannistag oder großem Veitsfest Leidenden. Peter Breughel d. Ä. hat 1569 solchen Johannistanz bei Brüssel dargestellt (Abb. 233). 1642 tanzten hier noch Epileptiker. Dieses Heilverfahren betraf alle mit krankhafter Muskelaktivität einhergehende Gebrechen. Auch sonst hat man Tanzkranke mit Tanzen geheilt, also den in der Volksmedizin häufigen Grundsatz, gleiches mit gleichem zu behandeln, angewandt. 1518 bestellte der Rat von Straßburg, als eine Tanzepidemie ausgebrochen war, Leute um Lohn, die unter Trommeln und Pfeifen mit den Kranken tanzen mußten. Auch die Kirche erkannte an einigen Wallfahrtsorten den Tanz an. Ein Rest ist die Echter-nacher Springprozession gegen fallende Sucht und „andere epileptische Krankheiten“, die bis ins 11. Jahrhundert zurückgeht.

Aus einer Einsiedlerhandschrift vom Ende des 8. Jahrhunderts erfahren wir ein Verzeichnis der Krankheiten, gegen die heidnische Segensprüche angewandt wurden: Beherung, Krampf, Blutschwären, Durchfall, Eingeweidewürmer, Fieber, Schüttelfrost (kaltes Fieber), Kopfschmerz, Hühneraugen, Hautausschlag, heiliges Feuer (Rose, Rotlauf), Skorpionsstich, Nasenbluten und eine unbekannte Krankheit. Das Vorkommen des Skorpions zeigt schon, daß Einfuhrgut dabei ist. Wir kennen nur eine Formel, die wenigstens im Wortlaut rein germanisch ist, im Aufbau sich aber von den christlichen nicht unterscheidet, das ist die sog. 2. Merseburger Zauberformel (Abb. 234) aus dem 9. Jahrhundert gegen die Beinverrenkung eines Pferdes: „Þhol (d. i. Walder) und Wodan fuhren zu Holze, da ward Balders Fohlen der Fuß verrenkt; da besprach ihn Sinthgunt (und) Sunna, ihre Schwester, da besprach ihn Friia (und) Wolla ihre Schwester, da besprach ihn Wodan, wie er es wohl verstand, so die Beinrenkung, so die Blutrenkung, wie die Gliedrenkung: Wein zu Wein, Blut zu Blut, Glied zu Gliedern, wie wenn sie geleimt wären.“



234. Die Merseburger Zaubersprüche. Handschrift des 9. Jahrh. im Besitz des Domkapitels in Merseburg.

Die heidnische Vorzeit klingt in manchen Krankheitsnamen (und Heilssprüchen) nach, die Dämonen als Krankheitsursache bezeichnen. Daneben besteht die Auffassung vom Anzaubern weiter und wird vorherrschend bei allen plötzlichen und unerklärbaren Krankheiten. Dieser Auffassung entspricht die magische Behandlung.

Beim Alpdrücken (dem Angsttraum) glaubt das Volk zum Teil heute noch, daß ein Dämon sich dem Menschen auf die Brust legt, auf ihm reitet (dich hat geriten der mār, ein elbisches ās), dadurch die Beklemmung den schweren Atem macht und am Schreien verhindert. Außer Mahr, Alp (Mehrz. Elben) kommen örtliche Bezeichnungen vor: Trude (besonders in Bayern), Stempe (Tirol), Schrättele, Räpel (Schwaben), Loggeli (Elsaß, Schweiz), Strädel (Schweiz), Walriderske (Oldenburg). Der Alptraum ist aber auch ein Lusttraum. „Und ettlich lütt die gelauben, / der albo minne die lutte“, heißt es in Hans Wintlers Blumen der Tugend 1411. Andere Krankheiten werden durch Wiltwihe (1387 pilwizzschos = Pfeil der Diana), Holden und das Fütel hervorgebracht. Schon Ende des Mittelalters sind alle diese elbischen Wesen gleichbedeutend mit Hexe. Ihnen stehen dämonenhafte Tiere nahe, die im Körper ihren Sitz haben, namentlich Würmer (Bauchwurm, der Wurm am Finger). Ja der Mensch hat normalerweise zwei solcher Dämonen in sich, die ihn plagen können, den Herzwurm und die Bär- (Gebär-) Mutter bei Mann und Frau, die man sich als Kröte vorstellt. Die harmlosen Witeffer galten als schwere Wurmerkrankung (Bährwurm). Andere Krankheiten wurden dämonenhaft personifiziert, es gab Gicht und Gichtin, wie Alp und Elbin.

„Krüt, steine unde wort, diu hânt an kreften grôzen hort“, singt Freidank, und ein anderer sagt: „steine, krüt sint an tugenden rîche, wort wil ich darobe an kreften prîsen“. Auch die Kräuter erhielten erst ihre Kraft, wenn über sie Sprüche gemurmelt wurden. Dem gesprochenen Wort kam das geschriebene gleich; die „Briefe“ wurden auf den Kranken gelegt oder zusammengefaltet als Amulett am Körper getragen. Die katholische Kirche verwarf von jeher diese Segen und setzte ihnen ihre Gnadenmittel entgegen, neben dem Gebet die sog. Sakramentalien: Weihwasser, geweihtes Salz, Palmen, Öl, Brot, Fleisch, Wachs, das daraus gefertigte Agnus dei, Kräuter u. a., dann Segen für mancherlei Krankheit von Mensch und Vieh und den Exorzismus, d. i. die Austreibung der Dämonen und des Teufels aus den Besessenen,



235. Tollholz aus dem Ruppinschen. Gipsabguß im Märkischen Museum, Berlin. Es wurde auf Teig gedrückt, den man zu Brot verbacken den vom tollen Hund Gebissenen zu essen gab.

wobei Lamenteufelsbanner gelegentlich mit ihr in Wettbewerb standen. Dazu kamen die allmählich immer stärker in den Vordergrund tretenden, in verschiedenerlei Art wirkenden Heiligen. Die evangelische Kirche lehnte mit Ausnahme des Gebetes alle diese Mittel ab und bekämpfte, die reformierte Kirche besonders scharf, auch die Bräuche des Volkes. Genügt hat der Kampf nichts. Pfarrer Schulte erzählt 1903 aus seiner früheren Gemeinde Engelrod im Bogelsberg: „Es gab keinen Bauer, der nicht fest an die ‚Gefahne‘ (Segen) geglaubt hätte.“

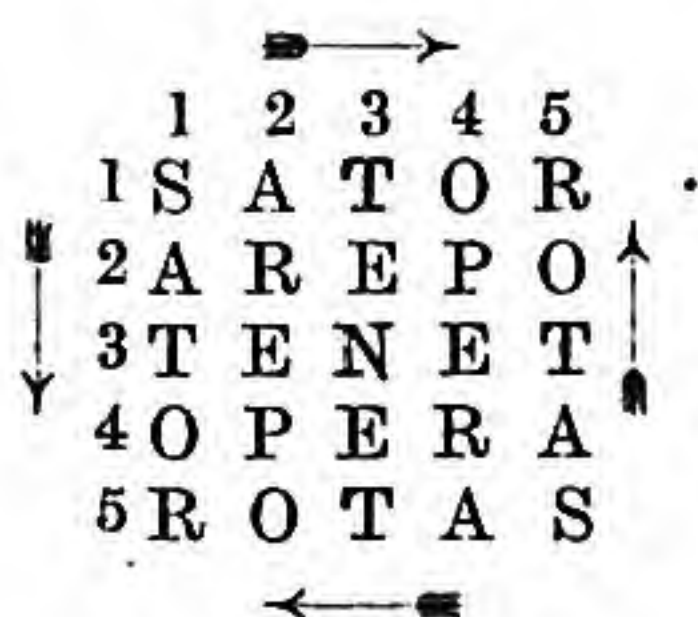
Trotz Gegnerschaft der Kirche haben Geistliche bis ins 15. Jahrhundert lateinische und deutsche Segen in gebundener und ungebundener Rede abgefaßt, umgeformt und verbreitet, ob in ihnen heilige Personen genannt werden oder nicht. Manche waren direkt kirchlichen Segen nachgebildet. Das ärztlich nicht betreute Volk suchte bei der niederen Geistlichkeit Hilfe und fand sie. Bauten doch auch die Klöster die aus Italien mitgebrachten Heilkräuter an, deren lateinisch-deutsche Namen wie Altkich, Bertram, Gibisch, Liebstöckel, Peterfilie, Raute, Salbei den fremden Ursprung andeuten und die noch heute zum Bestand namentlich des süddeutschen Bauerngartens gehören.

Die meisten Formeln, mit denen das Volk bespricht, sind in Versen abgefaßt. Für den Vorgang hat man hauptsächlich 2 Namen, büßen (plattdeutsch böten) mit vielen Nebenformen und besprechen (bespräken). Oft werden beide nebeneinander gebraucht. Abweichend lachzen die Schweizer, verbeten die Oberpfälzer, pröpelu die Sachsen. „Sturtag“ ist in der Regel der Freitag. Meist wird mit dem Besprechen eine Handlung verbunden, bekreuzen, aublasen, bestreichen, umfahren derranken Stelle. Man geht in den Hof oder Garten bei zu-, öfter bei abnehmendem Mond (wenn das Übel abnehmen soll), der während des Murmels angesehen wird. Auf dem Wege darf hin und zurück nicht gesprochen werden. Früher mußte es auch, wie bei allen magischen Handlungen, unbesehen geschehen. Zuweilen überwiegen die Handlungen, so daß das Versagen des Spruches nur als Nebensache erscheint. Vom ausgehenden Mittelalter an bis heute findet man, auch in gebildeten Familien, heimlich gehaltene, geschriebene Bücher, die oft neben vielem anderen zum Wohl des Hausstandes eine Anzahl Formeln enthalten, die von Geschlecht zu Geschlecht vererbt und gebraucht werden. In der Regel geht man aber zu einer alten Frau oder zu einem Manne im Dorf, die sich darauf verstehen, von denen es oft heißt, sie könnten mehr als Brot essen. Unter den von ihnen geheim gehaltenen Formeln findet sich selten eine, die nicht bekannt ist. Der Winkelschuhhandel sorgt für ihre Verbreitung. Manche Besprecher geben sich nur mit Büßen bestimmter Krankheiten ab oder haben bei solchen mehr Erfolg als andere. Meist besteht aber Allgemeinpraxis, soweit die Krankheiten zum Büßen geeignet sind. (Lahme, Krüppel, Blinde, Taube werden nicht besprochen, sie suchen ihr Heil in der kirchlichen Medizin.)

Unter den älteren Besprechungsformeln finden sich solche, die trotz eines kleinen christlichen Anhängels den Eindruck heidnischen Ursprungs machen. In einer Tegernseer Handschrift aus dem 9. Jahrhundert heißt es: „Fahr aus, Wurm, mit 9 Würmlein, heraus aus dem Mark in die Adern, aus den Adern in das Fleisch, aus dem Fleisch in die Haut, aus der Haut in die Pfeilspitzenzwinge! Dreimal das Vater unser.“ Mit dem Pfeil wird dann die in ihn gebannte Krankheit an einen unschädlichen Ort geschossen. Über den Aufbau der Formeln gibt es ein eigenes Schrifttum. Im allgemeinen lassen sich 2 Gruppen unterscheiden, die einen verbannen, wie die obige, die Krankheit, die anderen erzählen einen Vorgang, der mit Heilung endet, mit dem stillen Wunsche, es möge im vorliegenden Falle ebenso geschehen, z. B. für Brand: „Ich und mein Heiland, wir beide gingen über Land, da begegnete uns ein Stod, der war sehr schwarz gebrannt, darauf legt Christus seine schneeweiße Hand, da vergeht der rote und der kalte Brand.“ Beide Gruppen kommen auch, wie in der 2. Merseburger Zauberformel, vereint vor. Eine dritte reiht einige uns verständliche, ähnlich klingende Worte aneinander. Sie war im 17. und 18. Jahrhundert noch sehr häufig und gehört dem Zauber an. Heute ist außer dem Hax, Pax, Max, Deus Addimax nicht viel davon übriggeblieben.

Diese Formeln wirkten auch, wenn sie aufgeschrieben mit dem Kranken in Berührung kamen, meist auf Pergament, später auf Papier, und sie wurden, wie schon erwähnt, mit Kräutern, selten noch mit Nagelabschnitten und Tierteilen, in katholischen Gegenden auch mit geweihten Dingen in Leinwandstücken genäht. Da sind die Briefe des Mittelalters, die Büschel in der Oberpfalz, die Fieberpaderln im oberen Ennstal. Sie wurden eine Zeitlang getragen und dann vernichtet, waren also keine Amulette.

Im Mittelalter wird das Schreiben von Sprüchen auf Apfelschnitte, Pflanzenblätter, Oblaten und Brotrinde, die gegessen werden, verboten, wenn es unbekannte Worte oder bekannte Zeichen (Charaktere) sind. In der Grafschaft Ruppinschrieb man 1898 die „Charaktere“ + XA + DAX + ID + AX auf einen Zettel und nahm sie gegen Tollwut ein. Das im märkischen Museum in Berlin befindliche Tollholz aus dem Ruppinschen trägt diese Worte, aber einige Buchstaben stehen zur Erhöhung der magischen Wirkung auf dem Kopf (Abb. 235). Man preßte das Holz auf Gebärd, das den Gebissenen, namentlich Hunden, zum Verzehren gegeben wurde. Andere aus Pommern (hier Dullbrett genannt), Brandenburg, Westpreußen haben neben sinnlos zusammengestellten Buchstaben auch Zeichen und die verstümmelte Satorformel. Paracelsus nennt als die zwei größten Charaktere den fünfspitzigen, in einem Zuge geschriebenen Stern (das Pentagramm der Pythagoräer) und den sechseckigen, aus zwei ineinandergeschobenen Dreiecken entstandenen (das Siegel Salomonis, auch Davidsstern genannt). Beide, vor allem das erstere, sind in Bayern als Trudensfuß wohlbekannt und werden zum Schutz vor Krankheiten, welche die Trud (Hexe) verursacht, trotz alter Verbote (1611) meist an Bettstellen und Wiegen angebracht. Der germanische Trudensfuß war der Schwimmfuß. Daß der Bauer diesen durch orientalische Zeichen ersetzte, ist charakteristisch für den deutschen volksmedizinischen Aberglauben. Die Satorformel, die nur geschrieben, meist als Amulett gebraucht wird, ergibt von links oben nach rechts und nach unten, von rechts unten nach links und nach oben gelesen, dieselben Worte, die dadurch eine ganz besondere Kraft erhalten. Andere Formeln werden gegen das Ende kleiner, bis nichts mehr übrig ist, und so vergeht auch die Krankheit.



Neben dem Segnen hat im Mittelalter die Kirche die Lüppe, das Batonjengraben und die Zauberei streng verboten.

Im Spiegel der Sünde wird um 1470 die Lüperei zum letztenmal erwähnt. Sie bestand ursprünglich in der Verwendung von Giftkräutern zu Heilzwecken, aber auch zum Zauberei (Liebes-) Trank, der häufig zum Todesstrank wurde. Nur Frauen, Lüpereien, übten sie aus. Ihnen allein waren, der Sage nach von wilden Weibern belehrt, die Standorte der Kräuter bekannt, und es ist selbstverständlich, daß beim Graben und Verwenden kräftige Sprüche, die uns unbekannt sind und wahrscheinlich aus germanischer Vorzeit stammten, gebraucht wurden. Sie genügten auch allein zur Lüperei, denn gelüppete Wunden wollen nicht heilen, eitern, und Eiter ist Gift (Parzival). Das kann nicht Wirkung wirklichen Giftes sein. Die Lüperei (der altgermanische Zauberei mit und ohne Giftkräuter) steht im Gegensatz zum „Zauberei“, der aus der Fremde zu uns kam. In keinem der mittelalterlichen deutschen Arzneibücher wird sie erwähnt, weil die ihren Stoff aus dem antiken Schrifttum schöpfen. Sie bringen das Graben der Batonje (Botonica, Zehrtraut), des Eisenkrauts, des Sinngrüns, der Klette und anderer, fast durchgehend harmloser Wurzeln zu Zaubereizwecken und beschreiben umständlich das dabei beachtete antichristliche Zeremoniell.

Heute noch ist im Volke der Glaube, daß besondere Heilkräuter nur bestimmten Leuten bekannt sind. Die Kenntnis pflanzte sich in den Familien fort. So ist der rote Fingerhut, eine der wichtigsten Pflanzen der Schulmedizin, dem Tee eines englischen Kräuterweibes durch den Arzt Withering entnommen worden. In ähnlicher Weise gelangte die Anwendung des Mutterkorns in die ärztliche Heilkunde. Wilsenkraut und Tollkirsche waren in ihren Wirkungen dem Volke wohlbekannt, das sie ohne abergläubisches Beiwerk verwendete. Kräuter, die zu Zaubereizwecken dienten, und eine Menge andere boten Schutz gegen Vergiftung und Zauberei, bzw. Beherung und tun es gegen letztere auch heute noch. Viele Heilpflanzen wirkten lange Zeit nur durch ihre dämonenabwehrende Kraft, während andere in der heutigen Volksmedizin benutzte kaum oder nicht beachtet wurden, weil ihnen diese vermeintliche Eigenschaft fehlte. Die meist stark riechenden Hexenkräuter werden, besonders wenn sie kirchlich geweiht sind, in Wohnung und Stall aufbewahrt, zuweilen verräuchert oder sonstwie benutzt.

Die heilkräftigen Steine des Mittelalters sind Edelsteine nach damaligem Begriff. Ihre Verwendung kam vom Orient in die Schulmedizin. Die Kirche erkannte sie an. In der Volksmedizin spielt sie eine geringe Rolle.

In den Alpenländern werden einige Halbedelsteine und Korallen an die „Fraisbetter“ oder „Fraisketten“ (gegen Kinderkrämpfe) als Amulette gehängt. Der Adlerstein, der in sich eine Höhle mit einem zweiten Stein enthält und klappert (Klapperstein), hilft, den Frauen angebunden, bei schwerer Geburt. Steine mit einem Loch, früher in Bayern Trudensteine genannt, schützen vor dem Alp. Der Blutstein, ein grüner Jaspis mit kleinen roten Flecken, soll Blutungen zum Stehen



236. Luzerner Drachenstein. (Aus dem „Geschichtsfreund“, Bd. 87.)

bringen und wird viel angewandt, auch als Pulver. Krötensteine (versteinerte Seeigel) heißen im Brandenburgischen „Kröten“, Blasen auf der Zunge, im Altenburgischen Reußen unter Hersagen einer Formel. Eine andere Versteinierung, der Donnerkeil (Belemnit) wird bei Entzündungen aufgelegt. Weltruf besaß der heute im Luzerner naturwissenschaftlichen Museum befindliche Drachenstein (Abb. 236), der Jahrhunderte lang, allein oder mit Zwiebel aufgelegt, das Pestgift auszog. Es ist ein bemalter Naturstein in Kugelform. Die aus dem Orient (z. B. von Lemnos) kommende hochberühmte gesiegelte Erde wurde vom 16. Jahrhundert ab auch in Deutschland, zuerst in Laubach (Hessen), dann in größerer Menge in Schlesien gefunden. Auch hier formte man kleine Plättchen zum Einnehmen und stempelte sie, z. B. mit dem Wappen der Stadt Jauer. Es handelt sich um ein Tonerdasilikat, das gegen alle Gifte, damit gegen Pest und viele Krankheiten, z. B. auch gegen Blähungen, wie heute noch, half. Die aus ihr hergestellten dünnwandigen, leicht gebrannten Gefäße zeigten dem Volksglauben nach einen vergifteten Trank durch Zerspringen an. Tönerne kleine Einsiedler-Madonnenfiguren, von denen Pulver abgeschabt und eingenommen wurde,

werden nicht mehr angefertigt. In Hessen brauchte man das Pulver von besonderen Grenzsteinen viel als Viehheilmittel.

Stoffe, die von Tieren und Menschen stammen, treten im Heilgebrauch weit hinter die Pflanzen zurück. Im Zauber spielen sie eine größere Rolle.

Sie wurden im frühen Mittelalter nicht häufig, und dann aus der Antike übernommen, angewandt. Erst mit den Arabern kamen sie in die Schulmedizin, wo sie bis ins späte 18. Jahrhundert benutzt wurden. Ein Teil davon gelangte ins Volk und findet sich in vielen handschriftlichen Brauchbüchern. Seit dem 16. Jahrhundert sorgte ein volkstümliches Schrifttum für die Verbreitung. Die Art, wie das Volk die tierischen Mittel gebrauchte, ist viel einfacher, als in den Büchern steht, nach denen auch häufig Destillate verwendet wurden. Ich begnüge mich mit wenigen Beispielen. Junge Mäuse, in Speisen zubereitet, werden Bettnässern und Trunksüchtigen gegeben, Spinnewebe ist als blutstillendes Mittel weit verbreitet. Haare vom Hund, der gebissen hat, legt man auf die Wunde. Noch verlangt das Volk die verschiedenen Tierfette in der Apotheke. Der junge Rosegger, der einem Apotheker ranziges Schweinefett verkauft hatte, sah, wie aus derselben Büchse Fuchsschmalz, Dachsfett, Gichtsalbe, frisches Schweineschmalz und Hasenöl verabreicht wurde. Hundefett, daneben in den Alpenländern auch Murmeltierschmalz, sind beliebte Schwindsuchtmittel. Frisches Blut Enthaupteter tranken bis zum Aufhören der öffentlichen Hinrichtungen Epileptiker und ließen dann bis zum Schweißausbruch. „Echt ägyptische Mumie“, die durch ihren Asphaltgehalt wirkt, gibt der Bauer in Niederösterreich heute noch den Kälbern zur Appetitanregung. Der Apotheker bezieht sie von der Großdrogenhandlung Gehe & Co. in Dresden. Das St. Walpurgisöl in Eichstätt (Bayern) fließt aus Felsenwänden, wo es sich aus darin vergrabenen Knochen bildet. Das Tegernseer St. Quirinöl ist wie das Tirschenöl von Seefeld bei Innsbruck im eisigen Schiefer enthalten. Letzterer wird seit Jahrhunderten gebrannt und das Öl in kleinen Fässern durch die Tirscherler als Heilmittel im Land herumgetragen (Abb. 237). Die Schulmedizin verwendet heute viel die daraus bereiteten



237. Stein- (Tirschen-) Ölgewinnung bei Seefeld im oberen Innthal, 1827. (Tiroler Heimatblätter 1926.)

Jetholpräparate, vorzügliche entzündungswidrige Mittel. Eine besondere Rolle spielen Kot und Urin, die beide in Paulini's Dreapothek 1714 als billige Arzneimittel Verherrlichung fanden. Pfauen-, Mäuse-, Hunde- u. dgl. Dred hielten die Apotheken vorrätig, letzteren, mit Psopwasser präpariert, nannte man album Graecum. Das Volk verwendet frischen Kuh- und Menschenkot (in Oldenburg und Waldeck gülden Pflaster genannt) als Aufschlag bei Entzündungen. Mit dem eigenen, frisch gelassenen Urin stillen namentlich Kinder die Blutung kleiner Schnittwunden, und man gurgelt mit ihm bei Halsbräune.

Jahrhundertlang erregte das Anfluchen, Anhexen und Anzaubern von Krankheiten die Gemüter. Es geschah meist durch Hexen, also von Menschen,

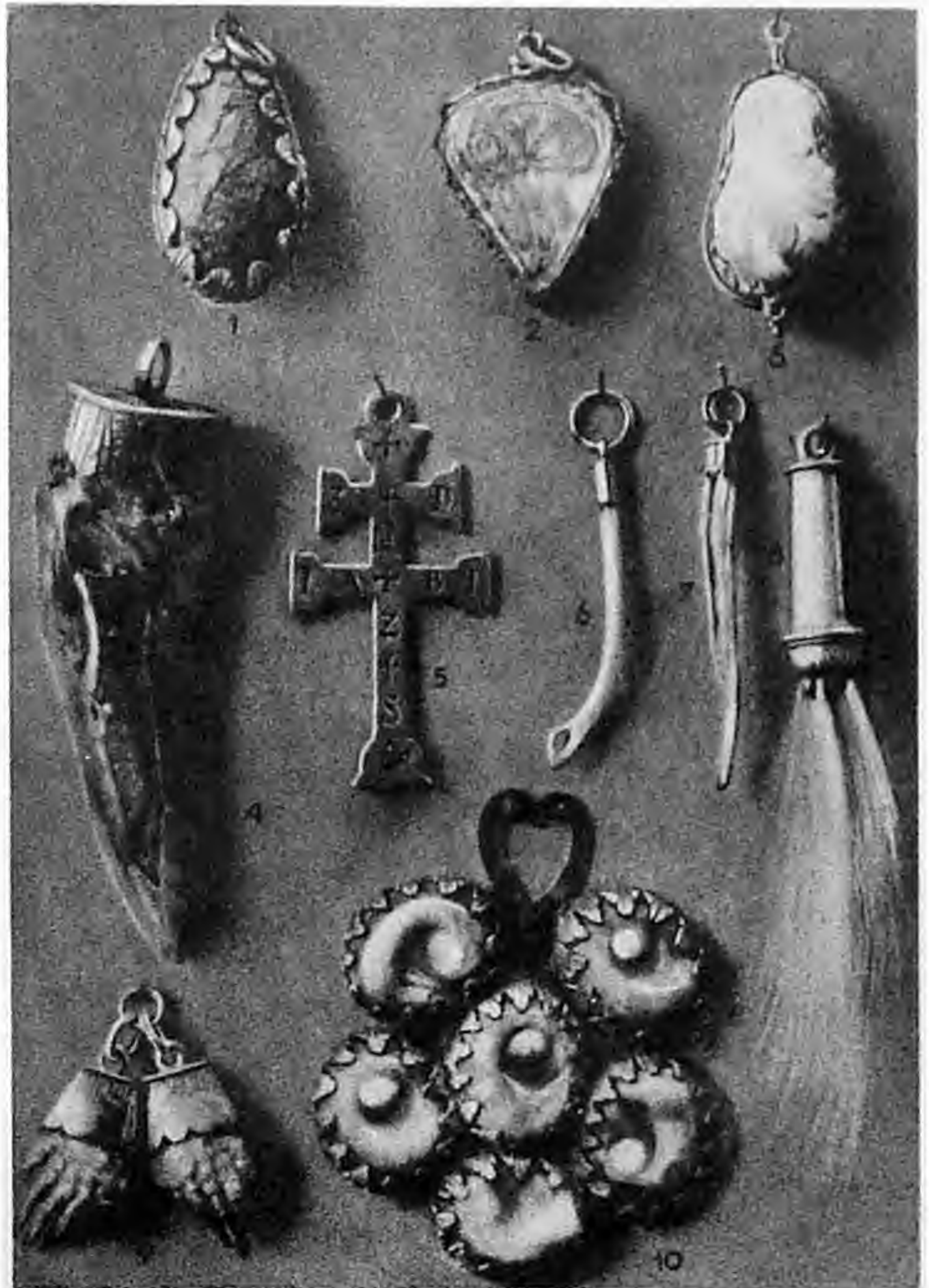
und zwar unter teuflischem Einfluß. Da die elbischen Wesen schon frühzeitig zu Hexen wurden, haben wir es hier mit dem gesamten Gebiet un- und übernatürlicher Krankheiten zu tun, an die auch die Ärzte glaubten. 1688 erklärte die medizinische Fakultät von Helmstedt den Starrkrampf eines Kindes für angezaubert.

Sterben in einer Familie mehrere Mitglieder oder, wie bei Epidemien, eine Anzahl Einwohner einer Gemeinde in kurzer Zeit nacheinander, nahm man (mit Ausnahme des nordwestlichen Deutschlands) an, daß ein Nachzehrer im Grabe schmahe, d. h. am Totenkleide hörbar sauge. Von mehreren deutschen Orten ist bezeugt, daß man, um die Seuche zum Stillstand zu bringen, dem Toten mit dem Grabsteine den Kopf abschlug. Im Waldeckischen, wo der Nachzehrer Viefensüger heißt, hat das eine verzweifelte Mutter noch in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts an der Leiche des eigenen Kindes getan. Leise klingt der einstige Brauch auch noch im Wetterauer Volksglauben nach. Steht der Mund des Toten offen, wird er zugebrückt; denn wenn die Zunge an das Leichentuch kommt, „ledt er die ganze Familie nach“.

Der böse Blick spielt in Deutschland als Krankheitsursache eine untergeordnete Rolle, eine um so größere das Beschreien, Verufen, Verneiden (weil es aus Neid geschieht) durch Loben des Viehs, der Kinder und früher auch der Erwachsenen. Das Wort „Unberufen“ wendet sofort das Unheil ab. Früher strich, griff die Hexe auch ihr Opfer und gab ihm Apfel, Gebäck usw. zu essen. Kein Arzt konnte zauberische Schäden heilen, was man noch 1869 in Mecklenburg glaubte. Um festzustellen, ob eine Krankheit des Kindes von Behezung herrühre, griff man zum Drafel, meist mit glühenden Kohlen. 1904 erzählte ein alter Mann in Eschenrod im Vogelsberg aus seiner Jugendzeit davon. Bischten sie beim Hineinwerfen im Wasser, lag Behezung vor. Unter den vielerlei Bräuchen war das Baden in Abkochungen von Hexenkrautern (z. B. Beschreikraut) beliebt, ebenso das Räuchern. Schutz und Heilung gewähren Amulette, christliche wie zauberische. In den katholischen Alpenländern kommen flache und scharf riechende Kräuter von der Palmen- und der Wurzelweide (am 15. Sept.) hinzu. Auch der Kapuziner wird als Helfer gerufen, der zudem über ein Malesizpulver verfügt. Im Oldenburgischen kaufte der Bauer (1852) in der Apotheke unbedeutend Genhorn und ein Lobehorn und erhielt geraspeltes Hirschhorn, gepulverte Lorbeerblätter und Osterluzewurzel, die er in den Ställen versteckte. Um 1700 hielt die fürstliche Apotheke in Stuttgart Zauberbalsam feil.

Von diesem Aberglauben ist der eigentliche Zauber zu unterscheiden. Ihn charakterisiert die Fernwirkung, in schlimmen Fällen der Mißbrauch der Sakramente. Fast alle Heilgebräuche finden wir im Bosheitszauber wieder: Verpfloden, Verknoten (das sog. Nesselknüpfen zur Erzeugung der Impotenz), das Ansprechen mit Formeln, selbst im Namen der Hl. Dreifaltigkeit, das dem Toten Mitgeben, wobei Haare, Nägel usw., menschliche Ausscheidungsstoffe, Fußtapsen, auch der Name Verwendung finden.

Seit dem Mittelalter spielt das auf den Namen eines Menschen getaufte WachsBild eine Rolle. Später tritt das Tausen zurück. Man mengte Haar ins Wachs, wie beim Töten des Kurfürsten Johann Georg III. von Sachsen, dessen Bild man langsam am Spieß über Feuer briet, daß er unter unendlichen Schmerzen mit Verfall der Leibeskräfte starb.



238. Amulette der deutschen Alpenländer aus der Sammlung Pächinger, Linz a. d. Donau. 1. Adler- oder Klapperstein, 2. und 3. Behältnisse für „Krebsaugen“, 4. Renntierklaue, 5. Wetterkreuz mit Zachariaslegen, 6. und 7. Penis Knochen von Marber und Jltis, 8. Wodsbart, 9. Maulwurfskrallen („Schergräber“), 10. Turboschnedenbedel. (Willers-Pächinger, Amulette und Talismane. München o. J.)



239. Wallfahrt zur Kapelle der schönen Maria von Regensburg, 1519. Holzschnitt von Michael Ostendorfer, Ausschnitt.
(Nach Dieberichs, Deutsches Leben I.)

Es gibt auch Heilhandlungen mit Fernwirkung. Beim Weinbruch eines Tieres bricht man in der Gegend von Windisch-Gschenbach (Oberpfalz) einem Stuhl das entsprechende Bein entzwei, verbindet es und nachher das Bein des Tieres. Anderwärts wird es geleimt. Hochberühmt war die Waffensalbe, mit der man nicht die Wunde, sondern die Waffe, die sie verursacht hatte, behandelte. Die langen Rezepte gehen mehr oder weniger auf Paracelsus zurück. Ende des 18. Jahrhunderts benutzte man sie noch, 1855 nahm man in Oberfranken an ihrer Stelle Wagenschmiere. Zugrunde liegt der Volksbrauch, eiserne Gegenstände, mit denen man sich verletzt, in Schmerz zu stoßen.

Für das katholische Volk Deutschlands haben die Heilmittel der Kirche, vor allem die Wallfahrten (Abb. 239) mit ihrer Heiligenverehrung eine große Bedeutung.

Es gibt wohl keine Krankheit, die nicht ihren Krankheitspatron hat, in dessen Legende meist irgendein Vorfall in Beziehung zu der betreffenden Krankheit steht. Von diesen heben sich einige, die Racheheiligen, ab, die Krankheit schiden und heilen. Es handelt sich um die nach Heiligen benannten Krankheiten, z. B. das Antoniusfeuer oder St. Antonien Buß (Rose, Brand), St. Valentins (Abb. 240) Plog oder Siechtag (Epilepsie). Heilend wirkte das Berühren der Gebeine Heiliger oder von Gegenständen, die sie einst besaßen. Wasser, das über heilige Gebeine gegossen wurde, ja schon Gegenstände, die mit Gnadenbildern berührt waren, wirkten und wirken wie die Heiligen selbst, und sogar gedruckte Heiligenbildchen aus Wallfahrtsorten, wenn man sie verschluckt. Einblattbrude mit Darstellungen von Heiligen, denen oft ein Gebet angehängt ist, das auf die Krankheit Bezug hat, dienten gewiß frommer Betrachtung, wenn dem Heiligen die Fürbitte bei Gott vorgetragen wurde. Das beste Mittel war jedoch immer, mit den Heiligen am Gnadenorte durch die Wallfahrt in Verbindung zu treten. Anfangs wurden ihre Gebeine, später die gleichwertigen Gnadenbilder aufgesucht. Ursprünglich gingen die Kranken zu den Heiligen, um bei ihnen geheilt zu werden. Später brachte man, die Kranken oder ihre Angehörigen, dem Heiligen Bittopfer (Votive) oder, was viel häufiger war und ist, man „verlobte“ sich in der Krankheit mit einer Wallfahrt und einem Opfer dem Heiligen, was nach der Genesung ausgeführt wurde. Die Opfer waren lebende (z. B. Hühner), Getreide, Wachs



Öffentliche Badestube mit Dampfbad, Schröpfen und Wannen - (Mai)bad.
 Aus einer Papierhandschrift des 16. Jahrhunderts in der Wolfenbütteler Bibliothek.
 Nach dem Lichtbild des Institutes für Geschichte der Medizin in Leipzig.



240. Gebet zum Schutzpatron gegen die Fallsucht, zum heiligen Valentin, in Kulach im Elsaß. Wallfahrtsbild um 1480. (Nach Heitz und Schreiber, Pestblätter.)

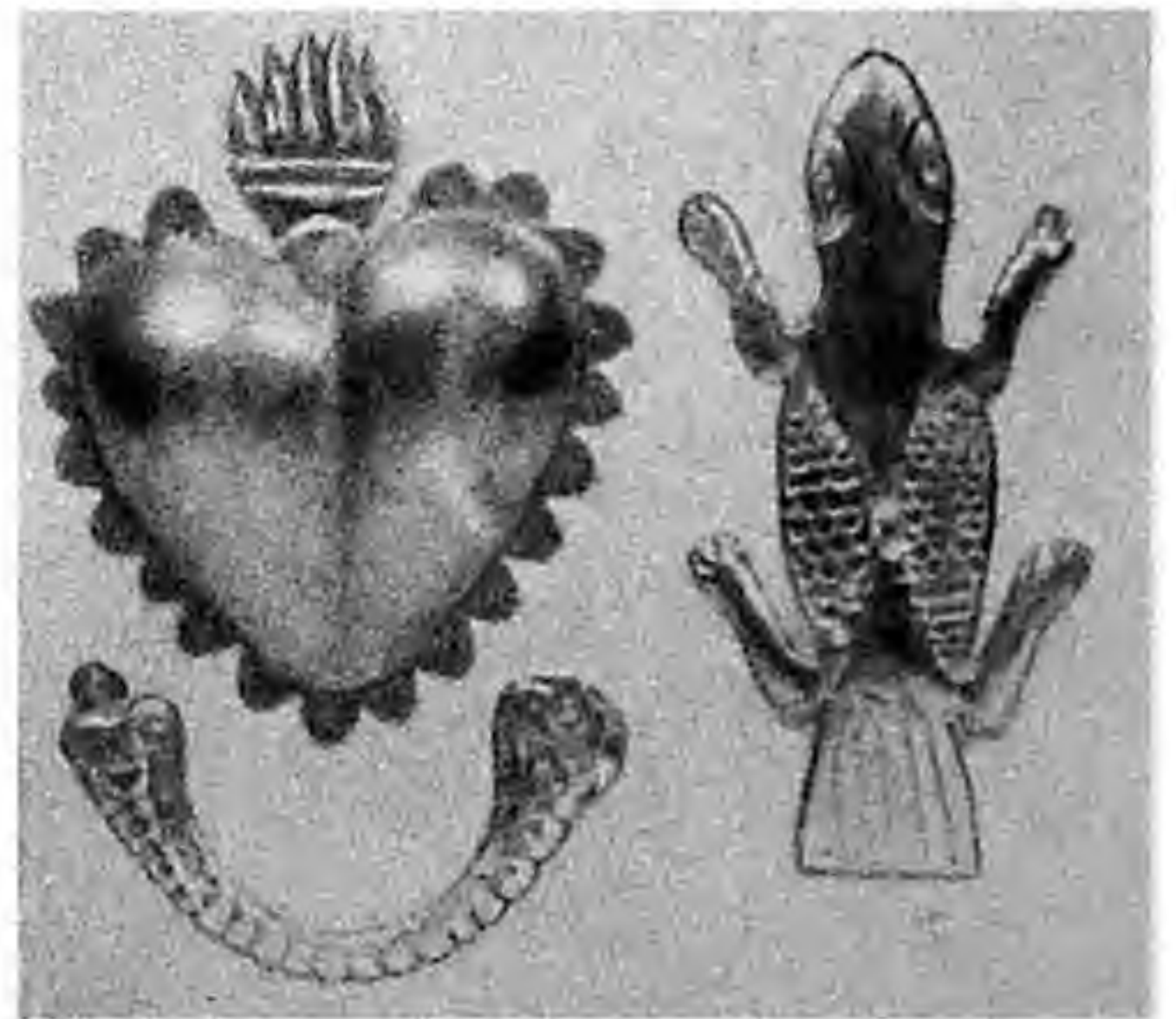
usw., Darstellungen des kranken Körperteils, seltener in Holz, Eisen oder Silber, meist in Wachs. Eigenartig ist dabei die Auffassung der Gebärmutter als Kröte (von Nordtirol bis zum Elsaß, in Südtirol als Stachelfügel). Diese Krötennachbildungen werden aber in München und Salzburg Krebs genannt, ein Zeichen, daß der Gebärmutterkrebs den Hauptgrund für ihr Opfern abgibt.

Man hat selbstverständlich auch natürliche Heilmittel ohne wesentliche Verbindung mit Überglauben gebraucht. Die Pflanzenwelt steht oben an. Chirurgische Eingriffe kommen, örtlich sehr verschieden, nicht selten vor. Die sog. physikalischen und diätetischen Heilmethoden nehmen einen breiten Raum ein.

Es ist unmöglich, einen Überblick über die zahlreichen Heilpflanzen zu geben. Hat Gott auch nicht, wie das Volk glaubt, für jede Krankheit ein Kraut wachsen lassen, findet sich auch nicht, wie Paracelsus meint, an jedem Ort, wo eine Krankheit vorkommt, das sie heilende Mittel, so enthält doch jede Pflanze irgendeinen Heilstoff. Im allgemeinen spricht man den Kräutern im Gebirge eine größere Heilkraft zu; der Alpenkräutertee war immer beliebt. Die Hausmittel des Volkes im Mittelalter können wir aus gelegentlichen Bemerkungen späterer Zeit erschließen. Ein aus dem Altertum überkommenes Mittel, das als Hauptbestandteil Bibernfleich enthielt und als Gegengift galt, war der Theriak, der zu einer Universalarznei wurde. Er war teuer, und das Volk kaufte auf den Jahrmärkten billigen Ersatz bei den seit dem Mittelalter herumziehenden Theriakkräutern, die auch viele andere Arzneien führten und als



241. Verlobungsbild in Geiersberg (Oberbayern) mit Darstellung einer Behandlung von Ausrenkung und Bruch eines Oberarmes („mein Arm ist aus und ab“) durch einen Dorfbader. (Karlinger, Deutsche Volkskunst IV.)



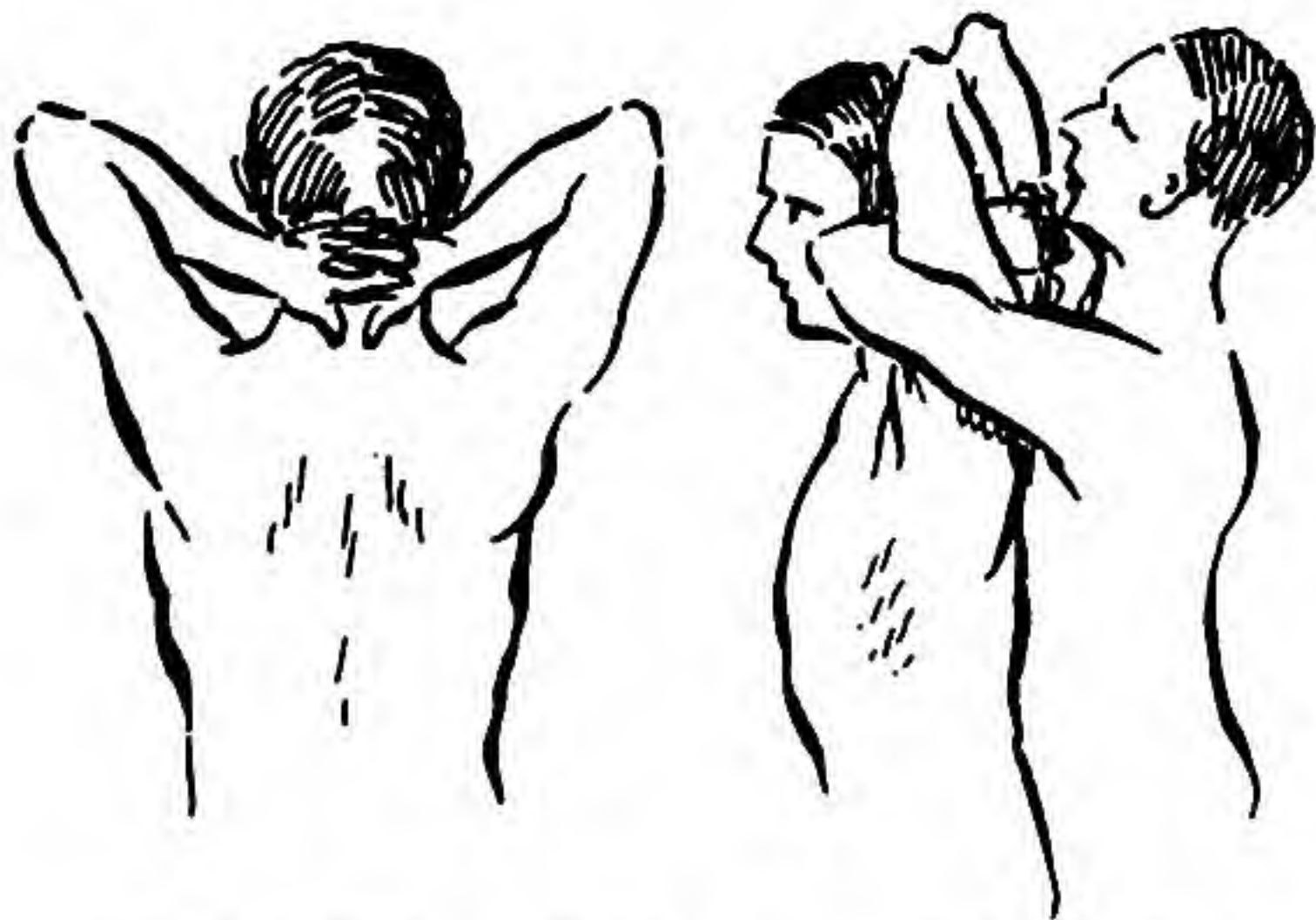
242. Silbervotive aus Mötting in Oberbayern: Herz, Zähne, Kröte. (Arleß, Volkskundliches aus altbayerischen Gnadenstätten, 1930.)



243. Zahnbrecher mit Hanswurst, der Pillen anpreist. Radierung von Christian Wilhelm Ernst Dietrich, 1767. München, Kupferstichkabinett. (Diederichs, Deutsches Leben II.)

diese neben vielen anderen Volksmitteln selbst erzeugten, trugen sie bis vor einigen Jahrzehnten, zuletzt heimlich, in ganz Deutschland herum.

Auß der mittelalterlichen Dichtung wissen wir, daß man Wunden salbte und verband, auch dränirte, Quetschungen strich und Beinbrüche schiente, wie wir auf Bildern der Manesse'schen Handschrift sehen (Abb. 246, 247). Der Wundsegen wurde nicht vergessen. Solange die Folter bestand,



244. Das Ziehen. Zeichnung von Heinz Geilfuß.

war der Scharfrichter der gegebene Arzt für Knochenbrüche und Verrenkungen, auch dafür behördlich anerkannt. Bis heute haben sich Volksärzte, die nur Verrenkungen und Knochenbrüche behandeln, erhalten; obenan stehen die der Alpenländer, die jedenfalls Ende des 18. Jahrhunderts den wissenschaftlich ausgebildeten Chirurgen in der Praxis überlegen waren.

Ein im Schrifttum kaum erwähnter, aber im östlichen Deutschland sehr geübter Brauch ist das „Ziehen“ (Abb. 244), bei dem jemand, wenn er sich ver-
hoben oder sich „Schaden getan hat“, am Kopf hochgehoben wird. Ureigenes Gebiet der Volksmedizin ist

Ausschreier, Hanswürste, Seiltänzer u. dgl. die Leute anlockten. Im 14. Jahrhundert erfahren wir von Megenberg, daß der Bauer den Thierial durch Knoblauch ersetzte, im 16. Jahrhundert gilt es von den Elsäffern. Bod sagt das 1552 von der Enzianwurzel. Büdert gibt im 18. Jahrhundert den Wacholder an. Dieser und der Holunder genießen seit Jahrhunderten im Volk besonderes Ansehen, und der preußische Hofarzt Daniel Weder hat 1665 beiden ein eigenes Buch gewidmet. Die heutigen Hausmittel werden mit örtlichen Ausnahmen zu einem geringen Teil vom Volke selbst gesammelt. Man holt sie nach Bedarf aus der Apotheke oder den Kräuterhandlungen, die durch das Eintreten des Pfarrers Kneipp (1821–1897) für die Pflanzenheilkunde zahlreich entstanden. Volksärzte, die sich mit Kräuterkuren abgeben, gibt es namentlich in den Alpen. In Steiermark kurieren sie (1886) mit Öl und Tee. Nach alter, von der Schulmedizin längst verlassener Weise stellten und stellen sie die Krankheit aus dem Urin fest. Im 18. Jahrhundert brachte es der Bergdoktor Michael Schüppach zu Langenau im Kanton Bern zu großem Ruhm. Goethe suchte ihn 1779 auf. Schüppachtränke sind heute noch im Emmental gebräuchlich. Paracelsus hat insofern auf die Volksmedizin eingewirkt, als er (abgesehen von der Einführung chemischer Arzneimittel) die Tinkturen und Essenzen aus den Pflanzen schuf. Die Balsamträger (Laboranten) des Erzgebirges und des Thüringer Waldes, die „Königseer“, welche



245. Der Bergdoktor Michael Schüppach in Langenau (Kanton Bern), 1774. Kupferstich nach G. Locher von B. Hübner.

die Massage, und vielleicht hat sie, weil sie von den Volksärzten, namentlich Streichfrauen, ausgeübt wurde, in die Schulmedizin so schwer Eingang gefunden.

Die jahrhundertlang in der Schulmedizin herrschende Humoralpathologie, die Lehre von den kranken Säften, hat stark auf die Volksmedizin abgefärbt. Mit Baden und Schwitzen, Aderlassen und Schröpfen, Abführen und Brechen trieb man die schlechten Säfte aus dem Körper. In den Mineralbädern badete man lange, bis ein Ausschlag entstand. Mit dem Abheilen desselben war die auf die Haut getriebene Krankheit aus dem Körper entfernt, genau wie beim Masern- und Scharlachausschlag, der auf keinen Fall, etwa durch Kälte, in der Entwicklung gehindert werden darf, weil sonst die Krankheit nach innen schlägt. Schwitzen ist heute noch das Mittel, das bei Beginn vieler Krankheiten angewandt wird. Man staut die Körperwärme im Bett und hilft mit heißem Tee nach oder geht ins Dampf- oder Heißluftbad, das man auch im Hause leicht herrichten kann. In der Nordostschweiz sind die einst sehr vollstümlichen Badstübl über dem Badofen der Bäder im Aussterben. Jahrhundertlang war in Deutschland das öffentliche Dampfbad im Gebrauch, bei dem Wasser auf glühende Steine gegossen wurde. Die Badenden lagen auf stufenweise ansteigenden Bänken und peitschten sich die Haut mit Badewedeln, Birkenruten, an denen noch die Blätter hingen. Das geschah alle 8 oder 14 Tage und auch zwischendurch, wenn es Krankheit erforderte. Mit dem Dampfbad verband man das Schröpfen, weil da die Haut blutreich war, gebrauchte es auch zuhause beim warmen Ofen. Eingreifender als das Schröpfen war der Aderlaß, der als das kräftigste Mittel galt. Brechen erzeugte man weniger, um so gründlicher führte man ab, wenn es die Notdurft erforderte. Da der Körper unter dem Einfluß der Gestirne stand, mußten diese berücksichtigt werden. Das Volk brauchte sich aber nicht mit der Astrologie den Kopf zu zerbrechen; der Kalender sagte, an welchen Tagen gut zu baden (das Reinigungsbad fiel nicht hierunter), aderzulassen usw. war. Ganz besondere Vorsicht war beim Aderlaß geboten; der Kalender brachte deshalb das Aderlaßmännchen, bei dem die guten, mittleren und bösen Himmelszeichen für die einzelnen Körperteile vermerkt waren. Um den Körper gesund zu erhalten, wurden alljährlich im Frühjahr Reinigungs-, die sog. Frühlingskuren, gehalten. Die Bauern im bairischen Schwaben wickelten sie im März und Mai in der Dampfbadestube des Dorfes ab. Andere badeten im Mai in den Mineralbädern oder daheim oder in der öffentlichen Badestube im Bannenbad, dem meist eine Kräuterabkochung zugesetzt wurde, oft



246. Herr Jakob von Warte wird im Bad massiert.



247. Schienung des gebrochenen Unterschenkels des Herrn von Sachsendorf.

Miniaturen der Manesse'schen Handschrift in Heidelberg. 14. Jahrhundert.

Mann und Frau im gleichen Zuber. Kräuterfrühjahrskuren, bei denen nach alter deutscher Art die Kräuter in Milch oder Mollen gesotten werden, scheinen verhältnismäßig spät aufgefunden zu sein. Sie allein blieben, unter dem Einfluß neuerer Bestrebungen, erhalten.

Aus dem vorn erwähnten Volksbrauch, kranke Kinder in kalte, namentlich heilige Quellen einzutauchen, entstand zu Anfang des 18. Jahrhunderts durch den englischen Arzt Floyer die Kaltwasserbehandlung, welche die See-, und später die Solbäder zur Folge hatte. In Deutschland fand sie Mitte des 18. Jahrhunderts scharfe Vertreter in einer Schweidnitzer Arztfamilie, den „Wasserhahn“, aus deren Werken der Bauer Vincenz Priessnitz (wie auch später Pfarrer Aneipp) schöpfte, der auf dem Gräfenberge in Österreichisch-Schlesien die erste Kaltwasserheilanstalt 1831 errichtete. Zahlreiche andere folgten, sie als Vorbild nehmend. Um 1850 ist Deutschland voll davon. Aber die Bewegung drang nicht tief ins Volk und beschränkte sich auf einen Anhängerkreis in den bürgerlichen Schichten. Größeren Einfluß übte Pfarrer Aneipp aus, der das Wasser nicht einseitig kalt gebrauchte und vor allem die dem Volke geläufigere Kräuterbehandlung in seinen Heilschatz einbezog. Auch Hahnemanns († 1843) Homöopathie blieb an bürgerlichen Kreisen haften, wo in vielen Familien die Kügelchen und Tinkturen Hausmittel wurden. Es sei nicht unerwähnt gelassen, daß eine der segensreichsten Erfindungen nicht von der Schulmedizin, sondern von Laien auf Grund scharfer Beobachtung gemacht wurde, die Kuhpockenimpfung.

Viel ist im Laufe der Jahrhunderte, berechtigt und unberechtigt, gegen die Volksmedizin Sturm gelaufen worden, zuerst von der Kirche, die ihre parallel laufenden Heilgebräuche durchsetzen wollte, dann von den Ärzten und ganz besonders von den aus den Barbierern und Badern hervorgegangenen Wundärzten, die sich, Zunftlehre und die kranke Menschheit gefährdet glaubten. Nicht selten haben Fürsten und die Räte der Städte Vertreter der Volksmedizin, wenn sie tüchtig waren, über den Kopf der Zunft hinweg zur Spezialpraxis zugelassen. Je höher die Wissenschaft stieg, je mehr Ansprüche an Aus- und auch Vor-

bildung gestellt wurden, um so größer wurde die Klust. Hochmütig lehnte sie ab, sich mit volksmedizinischen Fragen zu beschäftigen, und mied die Heilmittel des ungebildeten Pflüchers. Ich habe einen ordentlichen Professor der Medizin gekannt, der das Ausspülen des Ohrs mit Kamillentee verwarf, weil dieser nicht dosierbar ist. Ein seinerzeit berühmter Arzt, Marcus in Bamberg, schrieb 1805: „Die Praktiker werden den Einwurf machen, man solle das Gute nehmen, wo man es fände, es möge dieser oder jener Theorie angehören . . . Zuverlässig geht aber hierbei alle Einheit verloren, und die Wissenschaft wird zur gemeinen Empirie (= Erfahrung) herabgewürdigt.“ Immer mehr trat im Laufe der Jahre der Unterschied zwischen der hohen Wissenschaft und der auf Erfahrung beruhenden Krankenbehandlung zutage. Für die volkstümlichen Heilmethoden fehlte der Schulmedizin — von wenigen Ausnahmen abgesehen — jedes Verständnis. Ärzte, die sich zu ihnen bekannten, hatten keinen leichten Stand. Erst in den letzten Jahrzehnten haben einige Universitäten ihnen die Tore geöffnet, und man ist zur Erkenntnis gekommen, daß Gute zu nehmen, wo man es findet, denn leztlich ist doch das Wohl des Kranken das oberste Gesetz der Heilkunde. Auch in der Volksmedizin hat sich vieles gewandelt. Der „Aberglaube der Gegenwart“ gehört zu einem großen Teil der Vergangenheit an. Zunehmende Schulbildung und vor allem der Krankenkassenzwang haben läuternd gewirkt.

Schrifttum.

Es ist unmöglich, die benutzten Arbeiten anzuführen. Ich verweise auf die Zeitschr. d. Ver. f. Volkskunde, die Hess. Blätter f. Volkskunde, die Mitteilungen der schlesischen Gesellschaft für Volkskunde. Von Bächtold-Stäubli's Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens wurde der Artikel Bad herangezogen, aus dem Hoops'schen Reallexikon der german. Altertumskunde verwendete ich zumeist die Aufsätze von Sudhoff. — Grimm, Jacob, Deutsche Mythologie⁴, Berlin 1875—1878. — Herrmann, Paul, Altdeutsche Kultgebräuche, Jena 1928. — Ders., Das altgermanische Priesterwesen, Jena 1929. — Die Edda, übertragen von Felix Genzmer, Jena 1933. — Grön, Friedrich, Altnordische Heilkunde, Janus 12 (1907), 13 (1908). — Weinhold, Karl, Altnordisches Leben, Berlin 1856. — Fehrle, Eugen, Zauber und Segen, Jena 1926. — Pfeiffer, Franz, Das Buch der Natur von Konrad von Meigenberg, Stuttgart 1861. — Martin, Ernst, Wolframs von Eschenbach Parzival und Titurel, Halle 1900 und 1903. — Meier, Carl, Der Aberglaube des Mittelalters, Basel 1884. — Notelmann, L., Gesundheitspflege im Mittelalter, Hamburg 1890. — Gehne, Moriz, 5 Bücher deutscher Hausaltertümer 2 (1901), 3 (1903). — Franz, Adolf, Die kirchlichen Benedictionen im Mittelalter, Freiburg i. B. 1909. — Schönbach, Anton, Studien z. Gesch. d. altdeutschen Predigt. Sitzungsber. d. phil.-hist. Klasse d. Kais. Akademie d. Wissenschaften 142, Wien 1900. — Geffen, Joh., Der Bilderlateinismus d. 15. Jahrhunderts, Leipzig 1855. — Hedscher, Kurt (u. E. M. Arndt), Die Volkskunde des german. Kulturkreises, Hamburg 1925. — Bargheer, Ernst, Eingeweide, Berlin 1931. — Kriß, Rudolf, Volkskundliches aus altbairischen Gnadenstätten, Augsburg 1930. — Martin, Alfred, Deutsches Badewesen, Jena 1906. — Marzell, Heinrich, Unsere Heilpflanzen, Freiburg i. B. 1922. — Netolitzky, Erik, Vom Asphalt über die Mumie zum Ichthol (Pharmaz. Zentralhalle 68, 1927). — Hellwig, Albert, Der kriminelle Aberglaube (Ärztl. Sachverständigenzeitung 12, 1906). — Wuttke, Adolf, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart, Leipzig (1925). — Goldschmidt, Volksmedizin im nordwestl. Deutschland, Bremen 1854. — Nord, Rudolf, Volksmedizin in Waldeck, Corbach 1934. — Stuhlmann, G. W., Sympathien . . . in Mecklenburg (Globe 15, 1869). — Höfer, Joseph, Oberpfälzische Volksheilkunde, Regensburg 1921. — Höfler, M., Volksmedizin . . . in Oberbayern², München 1893. — Fossel, Victor, Volksmedizin . . . in Steiermark², Graz 1886. — Schwyder, Franz, Pest . . . im alten Luzern (Geschichtsfreund 87, Stans 1932). — Senfarth, Carl, Aberglaube und Zauberei i. d. Volksmedizin Sachsens, Leipzig 1913. — Stemplinger, Eduard, Antike und moderne Volksmedizin, Das Erbe der Alten X, Leipzig 1925. — Schelenz, Hermann, Geschichte der Pharmazie, Berlin 1904.



248. Überlaßmännchen. Ende des 15. Jahrhunderts.
Dessau, Georgsbibliothek.

Rechtsbrauch und Volksbrauch.

Von Eberhard Freiherr v. Münzberg.

Professor an der Universität Heidelberg.

Das Brauchtum eines Volkes hängt an tausend Fäden mit seinem Rechte zusammen. Entstehung, Bestand und Untergang der Bräuche sind vom Rechte beeinflusst, ja, nicht selten abhängig von ihm. Wenn es also gilt, das Aufkommen, die Geschichte und den Sinn eines Volksbrauches aufzuhellen, dann darf man die rechtliche Seite nicht außer acht lassen. Es ergibt sich manchmal gerade dadurch die Lösung eines Rätsels, wenn man einmal die Frage so stellt: Wie wirkte die Rechtsordnung auf diesen oder jenen Brauch ein? Und umgekehrt muß auch gefragt werden: Wie hat sich die Rechtsordnung mit dem Brauch auseinandergelebt?

Beinahe jeder Volksbrauch hat durch das Recht zu irgendeiner Zeit Förderung, zu einer anderen wieder Hemmung oder sogar Unterdrückung erfahren. Manche Volkssitte und mancher Brauch schienen dem Gesetzgeber so schön und nützlich, daß er sie wünschte, unterstützte, regelte oder sogar anordnete. Andere Bräuche jedoch kamen ihm aus diesem oder jenem Grunde bedenklich, ordnungswidrig, manchmal selbst gefährlich vor; dann gab es Warnungen oder Verbote. Die bewußte Volkstumspflege greift demnach bald bejahend, bald verneinend in das Brauchtum ein. Und gerade die Haltung des Gesetzgebers gegenüber den Äußerungen des Volkstums ist bezeichnend für seine Volksverbundenheit und sein Volksverständnis.

Auf den ersten Blick finden wir in den Rechtsquellen mehr Verbote als Anordnungen. Es wäre jedoch falsch, daraus auf eine ewige Kluft zwischen Volk und Recht zu schließen oder auf einen dauernd griesgrämigen Gesetzgeber, auf ein unverbesserlich verrottetes Volk. Unter gewöhnlichen Umständen war eben wenig Anlaß, sich um außerrechtliche Bräuche zu kümmern oder sie rechtlich zu regeln. Wozu sollte man überhaupt Volksbräuche in einer Rechtsquelle erwähnen, solange die Bindung durch die Sitte ausreichend fest war; solange keine Ausartungen vorkamen, solange der Brauch sich nicht in Mißbrauch auswuchs, die Sitte sich nicht in Unsitte verkehrte.

Die volkshkundliche Forschung verdankt — das sei nebenbei bemerkt — gerade den Verböten und den Nachrichten über Bestrafungen die Kenntnis einzelner alter Volksbräuche, die uns anderweitig gar nicht überliefert sind. Es ist ja zu vermuten, daß die Aufnahme und Erwähnung einer Volkssitte in einer Rechtsquelle die Überlieferung gefestigt hat. Wenn einmal etwas niedergeschrieben ist, kann es weniger vergessen werden, aber auch weniger leicht entarten. Zum mindesten lernen wir aus den Verböten und Einschränkungen die Mißbräuche kennen, die Unfriedlichkeiten, Schlägereien usw.

Die Gründe für Verböte von Volksbräuchen sind mannigfacher Art: Zunächst wären zu erwähnen Verhindern von Unfug und Unanstand. Mit anderen Worten: weil bei der Übung einer Volkssitte die Grenzen nicht eingehalten worden waren, weil Ausartung eingerissen war, deshalb schritten die öffentlichen Gewalten ein mit Verbot und Strafe. Entgleisungen und Auswüchse liegen bei Bräuchen, deren Träger das junge Volk ist, nahe; besonders dann, wenn der alte, eigentliche Sinn der Sitte vergessen ist und wenn sie sich etwa mit einer Trinksitte verbunden hat. — Aus den zahlreichen Beispielen, die hierher gehören, mögen folgende herausgegriffen werden: In Braunschweig bestand als Fastnachtsbrauch die Sitte, daß die Knechte den Mägden die Füße zu waschen hatten. Im Jahre 1745 erging das Verbot wegen Überhandnehmens von Unfug; aber noch im Jahre 1893 war der Brauch Gegenstand einer Schwurgerichtsverhandlung in Braunschweig wegen gemeinsamen Hausfriedensbruchs, gefährlicher Körperverletzung und unzüchtiger Gewalt. — In der oberösterreichischen Polizeiordnung von 1759 (Codex Austriacus VI 20) heißt es: „Das nächtliche Gäßelgehen, das ärgerliche Rodenreißen und das sogenannte Ofenschüßellaufen, wenn dieses

letzte mit ärgerlicher Entblößung des Leibes und verschiedenen abergläubischen Dingen vergesellschaftet ist, ohnehin den guten Sitten und der Wohlansständigkeit entgegenläuft, so versieht man sich zu einem jeden ehrliebenden Beamten, daß selber solche abzustellen, und die diesfalls ergangenen Verbote mittelst Bestrafung der Übertreter befolgen zu machen sich eifrigst bestreben werde." — Insbesondere tragen Hänfelbräuche die Gefahr der Übertreibung in sich. So wird uns in den Brandenburger Schöffensstuhlakten ein Fall aus dem 17. Jahrhundert überliefert, daß ein Baujunge, also ein Maurerlehrling, beim Botarsen starb. Das war ein Hänfelbrauch, bei dem man mit dem Hintern gegen einen Stein, eine Wand usw. gestoßen wurde. — Selbst bei einer so harmlosen Sache wie dem Heilig-drei-König-Singen konnte durch Unbändigkeit Unheil entstehen. Es wird ein Fall berichtet, daß ein Knabe dabei getötet wurde. — Im 17. Jahrhundert wurden in einem österreichischen Weistum bei Kaufhändeln der Gebrauch von „Neplappen“ verboten wegen der Gefährlichkeit und Feigheit. — Der Freiherr Sigismund von Herberstein erzählt in seiner Selbstbiographie (1551): „Do ich am Montag nach dem heiligen Phingstag verrucken wolt, haben mich bald herrn nicht lassen wollen, umb das in Hungern der gebrauch gehalten wirdet, Jeder zehet zu Phingsten in ainem hedlichen dorff einen künig zu wellen. Halten also die drey tag, Sontag, Montag und Erichtag di ferj mit irem künig, und wer durchraist, der mues den künig eern und mit inen trindchen, das also vilmaln beschwerliche handlungen sich zuegetragen haben, todschlag daraus erfolgt, als zu derselben zehet ainem khaufman ain hand abgeschlagen worden. Darumb bin ich erst am Mittwoch verruckt.“

In der Regel war es ein verständiges Wachen über den Anstand, wenn allzu ausgelassene Tanzbräuche, übermäßiges Trinken oder ungebärdiges Lärmen untersagt wurden. Als z. B. bei der Ratswahl in Emden im Jahre 1783 das gemeine Volk sich am gespendeten Wein so gütlich tat, daß ein ganzer Auflauf von Betrunknen entstand, schritt der General Courbière dagegen ein und schlug dem Räte vor, lieber dem Armenhause eine Geldsumme zukommen zu lassen.

Auch die Rechtsfälle gegen allzu lästerliches Fluchen sind in der Hauptsache als ein Wachen über den Anstand anzusehen, wenn auch religiöse Erwägungen sicher dabei mitgespielt haben.

Übermäßiger Aufwand bei Volksbräuchen war häufig ein Grund des Einschreitens, manchmal freilich mag er auch nur vorgeschützt gewesen sein. Insbesondere sind es Familienfeste, die zeitweise in Schwelgerei und Prassen ausgeartet waren und doch als eine so bindende Sitte angesehen wurden, daß der einzelne sich dem großen Aufwande nicht entziehen konnte. Daher hat es mancher sicher begrüßt, gesetzliche Schranken aufgerichtet zu sehen, die ihn von dem übermäßigen Zwang der Sitte befreiten. Bei den Kindstausen, dem Kindelbier, bei Verlobung, Hochzeit und selbst beim Leichenschmaus hatten sich dergleichen Unsitten eingeschlichen, d. h. hatte man sich im Laufe der Zeit so hinaufgesteigert. Keiner wollte zurückbleiben hinter dem, was bei der letzten Gelegenheit geboten worden war. Daher waren einschränkende Verbote durchaus angebracht. Es wurde z. B. verordnet, daß nur drei Taufpaten gewählt werden dürften; die Taufgeschenke sollten nicht zu üppig sein, oder sie wurden auch ganz verboten.

Daß auch der Ernst der Zeit Veranlassung von Verboten war, ist einleuchtend. So ließ der Rat von Augsburg am 12. Juli 1519 wegen des Elends im Reiche das Singen, die Hahnentänze, das Weintrinken und Bechen auf Tischen vor den Häusern, das Trommelschlagen auf den Gassen sowie alles Tanzen verbieten, ausgenommen den Tanz auf der Hochzeit und die sog. Schaubeltänze. In der Geschichte der Volksbräuche spiegeln sich Kriegszeiten, Pestzeiten und wirtschaftliche Not. Auch die letzte Kriegszeit hat selbstverständlich manche Einschränkung der Festbräuche gebracht. Es entsprach durchaus dem Volksempfinden, daß die Fastnachtbräuche verschwanden und daß Lustbarkeiten untersagt wurden. In Bayern mußten 1916 auch der Leichenschmaus und der Leichentrunk verboten werden.

Es gibt wohl kein Fest im Reigen des Jahres, das nie von einem Verbote betroffen worden wäre. Am meisten gab begreiflicherweise die ausgelassene Zeit der Fastnacht Gelegenheit zum Einschreiten.

Wir wollen unsere Betrachtung mit dem Fastnachtsfeuer beginnen. Im Murtenner Stadtrecht begegnet uns schon im Jahre 1381 ein Verbot desselben. Freudenthal stellt in seinem Buche über das Feuer eine ganze Reihe hierhergehöriger Bestimmungen zusammen. Das Fastnachtsfeuer wurde verboten 1476 in Basel, 1524 in Zürich, 1560 in Innsbruck, 1579 in Zweibrücken usw. Weiter waren auch andere Fastnachtsitten der Obrigkeit ein Stein des Anstoßes. So das wechselseitige Holen und Geben von Fastnachtskücheln. Die Gerichtsordnung von Adelberg in Württemberg (vom Jahre 1502) sagt ausdrücklich: „niemand soll in der zeit der fastnacht bey dem andern das kiechlein holen . . . bey straff eins gulden zu beiden seiten; ob aber vatter und mutter, geschwüsterich oder deren kinder bey einander essen wollen, das mögen sie wol tun“. In der gleichen Rechtsquelle ist ferner bei zweitägiger Turmstrafe verboten „in bußenclaider gehen mit verdecktem angesichte“. So hatte schon das Augsburger Stadtrecht 1370 untersagt „daß nieman sin antliß verdeckt ze vasnacht“. Auch das sonstige Narrentreiben, das Vergraben der Fastnacht usw. wurde unterdrückt.

Von den Ostergebräuchen ist z. B. das Östereierdippen im Egerland verboten worden, namentlich aber das Führen des Palmesels. „In den protestantischen Gegenden beseitigt den Palmesel die Reformation, in den katholischen die Edikte Kaiser Josephs II. und die gleichzeitigen Hirtenbriefe aufgeklärter süddeutscher Kirchenfürsten.“ Seit der Reformation wiederholen sich auch die Bekämpfungen des Osterfeuers, das als heidnisch galt.

Die Mai- und Pfingstbräuche blieben nicht verschont. Das Aufrichten eines Maibaumes wird — sei es wegen Waldverwüstung oder allgemein — untersagt. Oder es darf doch wenigstens kein Geld für den Maibaum vor dem Rathause zugeschoßen werden. „Es solle sich niemand unterstehen, einen birkenen oder thanenen maien zu stecken . . . wenn auch einer vorgeben wollte, der mai wäre von ihm erkaufte oder ihm geschenkt worden“, sagt die Dorfordnung von Buttenhausen vom Jahre 1601. Der Rat von Emden verbot 1682 einen Maibaum aufzurichten und darum zu tanzen, zu spielen und Kronen an Tauen aufzuhängen, die über die Straße gespannt wurden.

Die zeitliche und örtliche Verbreitung des Sonnwendfeuers können wir aus den Verboten beinahe besser ersehen als aus sonstigen Erwähnungen. (1408 in Straßburg, 1784 in Ansbach usw.) Die Salzburger Waldordnung vom Jahre 1592 bestimmt „Diemeil uns dann auch etlich abprennung der waldt fürthomben, und so die unterthonen darumben gestraft werden, soliches unwissender durch ire gaisßhieter beschehen sei, sich entschuldigen wollen, auch fürgeben, daß ire gaisßhieter sonebendtfeuer angezint. Derhalben wollen wier, daß hinfüro alle underthonen, welchen das gaisßviech zu halten erlaubt, bei iren gaisßhietern mit ernst darob halten, damit sy thain feuer mit dem wenigsten nit in die waldt tragen, noch darinnen anfeuern und anzinten“. Doch nicht nur bei Gefährdung des Waldes, sondern auch sonst wurde Anstoß genommen am Brauch des Sonnwendfeuers. So hieß es z. B. in einer fuldischen Verordnung von 1756, daß „ein für allemal das sogenannte auf denen offenen straßen angezündete johannisfeuer abgestellt sein soll“. Auch die Johannisgelage waren verpönt; ebenso die Martinsfeuer.

Daß die mancherlei Festfeuer Gefahren mit sich brachten und deshalb oft mit einem gewissen Recht mißtrauisch betrachtet wurden, ist ohne weiteres einzusehen. Für besondere Vorsicht gab es keinen Raum bei der Jugendlichkeit der Veranstalter und bei der übermütigen Stimmung des Festes. Tatsächlich vorgekommene Unglücksfälle sprachen deutlich genug Mahnungen aus. Im Jahre 831 soll das Sonnwendfeuer zum Brand des Klosters Fulda geführt haben; im Jahre 1090 brannte aus der gleichen Ursache das Kloster Lorsch ab. So ist es vornehmlich immer wieder die Feuersgefahr, die betont wird. Daneben aber hielt sich der Aberglaube, daß das Fastnachtsfeuer als „Heidenfeuer“ ungefährlich sei und daß insbesondere eine geschlagene Feuercheibe nichts in Brand setzen könne.

Das Nikolausfest war in vielen Gegenden mit einem Umzug verbunden; dieser wurde untersagt. Das Weihnachtsfest mit seinen vielen sinnigen Gebräuchen konnte auch nicht ungestört bleiben. Im

Stadtrecht von Isny vom Jahre 1406 heißt es: „Es soll niemand, weder Bäcker, noch Zimmerleute, noch Bleicher noch andere Leute unseren Bürgern zu Weihnachten nicht singen, noch in der Fastnacht einander bahen.“ 1448 wurden Weihnachtsgeschenke an Türmer und Bläser verboten. Weihnachtslichter und der Weihnachtsbaum und auch das Weihnachtsspiel hatten das gleiche Schicksal.

Neujahrsgebräuche aller Art, Neujahrsgeschenke, Neujahrsschießen usw. kamen auf die Verbotsliste.

Unter den Hochzeitsbräuchen werden die verschiedensten bekämpft. Das Hochzeitschießen, das Einleiten der Braut, das Hahnenfordern, Schäppelhirse, Morgensuppe, Eier sammeln usw. Das Hemmen des Hochzeitszuges konnte nach einer hessischen Verordnung von 1781 an Schulkindern mit Rutenstrafe, an Erwachsenen mit Turmstrafe oder sogar mit Zuchthaus geahndet werden! In Straßburg wurden zu Anfang des 13. Jahrhunderts auch Verlobungs- und Trauringe verboten.

An verbotenen Totenbräuchen sind zu erwähnen: das Verbrennen des Sterbestrohes und das Todansagen in den hohlen Baum, die Verwendung von Totenkronen, von Rosmarinkränzen, die Totenwacht und das Totenmahl. Namentlich aber mußte das Besehen der Toten noch 1682 in Gelle untersagt werden. Es war insbesondere unter den wendischen Leuten „der böse Gebrauch, daß sie die Todtensärge auf den Kirchhöfen, wann gleich die Todten noch so lange bereits über Erden gestanden, ehe sie dieselbe begraben, auffmachen, den Todten ansehen und zu rechte legen“.

Mancher Volksbrauch war nach unserer heutigen Auffassung so gesundheitsschädlich und unsinnig, daß wir es begrüßen, daß dagegen eingeschritten wurde: So wenn im Schwarzwald im 16. Jahrhundert es üblich war, dem Kinde das Taufhemdchen so lange anzulassen, bis es am Körper zerriß, damit es „nimmer schädlich gebrennt wird“. Wie ja überhaupt ein großer Wust von Hebammenaberglauben zu bekämpfen war. Wenn jedoch in Braunschweig der Volksbrauch des Hammellaufens aus Gesundheitsrücksichten untersagt wurde, so sehen wir darin nur eine ungeschickte Ausrede. Selbst das Schneeballwerfen ist 1320 in Straßburg dem Verbote verfallen; das ist gewiß auf besonderen Unfug zurückzuführen. — Des Vergleiches wegen sei erwähnt, daß im seenreichen Småland einst das Schlittschuhlaufen zur Sünde angerechnet wurde. Im 18. Jahrhundert war einmal verboten worden, schwaches Eis zu betreten; wer dabei ertrank, der wurde wie ein Selbstmörder vom Scharfrichter im Walde begraben. Durch die regelmäßigen Kanzelverkündigungen richtete sich die Abneigung so gegen das Schlittschuhlaufen, daß die Schlittschuhe eines Ertrunkenen am Sarge befestigt ihm ins Grab mitgegeben wurden.

Die Bekämpfung der Volksbräuche fällt teilweise zusammen mit der Bekämpfung des Aberglaubens, und so finden wir auch geradezu den Aberglauben, der sich in bestimmten Bräuchen äußerte, als den Grund zum Einschreiten angegeben. Und von hier aus ist es verständlich, wenn einerseits die Kirche und andererseits die Aufklärung als Gegner von Volksbräuchen auftreten.

Schon die Neuchinger Dekrete von 771 haben Zaubersprüche und heidnische Feiertage verboten. Wetterläuten und Hagelschießen wird untersagt. Osterfeuer und Sonnenwendfeuer werden als heidnisch bezeichnet. Die Teilnehmer an einem Frühjahrfeuer werden 1536 von einem reformierten Pfarrer im Kanton Bern als Ketzer erklärt. Das Umreiten der Felder am Ostersonntag wird verboten. Insbesondere mußte die Kirche sich auch wehren, wenn religiöse Formen grob mißbraucht wurden. So eifert die Gemeindeordnung von Essingen aus dem Jahre 1649 gegen Rübeltanz und gegen Simnsfeuer, wobei Psalmen und geistliche Lieder „zum Schanddeckel gebraucht“ werden.

Die Kirche hat ihren Einfluß mehr in der Weise ausgeübt, daß sie den Bräuchen eine religiöse Färbung gab, sie religiös begleitete, umwandelte oder erklärte. Als charakteristisch mag angeführt sein, daß das Fastnachtfeuer mancherorts als Erinnerung an die Verbrennung von Ketzer aufgefäßt wurde; ein andermal sah man darin die Verbrennung des Gottesverrätters Judas oder eine Hegenverbrennung. Beim Martinsfeuer dachte man sowohl in katholischen wie in evangelischen Gegenden an Martin Luther; hier war es ein Ehrenfeuer für ihn, dort ein Ketzerfeuer. Aus dem Nebeneinander und Miteinander von Religion

und Volksbrauch, namentlich auch Religion und Rechtsbrauch, ergab sich die Möglichkeit, daß viel altes Brauchtum ungestört blühen konnte, bis die Aufklärung mit kalter Logik, unbeugsamer Vernunft und tyrannischer Volksbeglückung im Enderfolg der heiteren und Gemütsseite des Volkslebens unendlichen Schaden zufügte. So scheiterte der vom besten Willen beseelte Volkskaiser Josef II. aus mangelnder Erkenntnis des Volkstums.

Für den lehrhaften Ton der Verbote in der Aufklärungszeit mag ein blind herausgegriffenes Beispiel genügen.

„Die, Kostenverschwendung, Schwelgerei und Aberglauben erzeugenden und befördernden, zum Theil verbotswidrig fortbestehenden Mißbräuche:

1. daß die Hochzeiten beim Kirchgang aufgehalten, besonders bei Handwerkern, durch die Zunftgenossen mit ihren Werkzeugen, auch wohl verhummt, begleitet werden, wodurch Bewirthungen aus dem Hochzeitshause bezielet werden;
2. daß zur Weihnachtszeit und am Christfestabende Verhummt in die Häuser dringen und die Kinder mit Schimpfworten oder wohl gar mit Schlägen zum Beten zwingen;
3. daß am zweiten Christtage feierstörende Pferdeaderlässe in abergläubischer Absicht unternommen werden;
4. daß die Grabhügel verstorbener Wöchnerinnen und Wochenbettfinder mit weißen Tüchern überdeckt werden, welche häufig zu schädlichem Aberglauben mißbraucht werden;
5. daß die Gerichtschöffen sich bei Beerdigungen ihrer Genossen gebotswidrig Trostwein reichen lassen, und
6. daß die Kirchenmessen an Sonntagen von den jungen Leuten mit lärmender und störender Musik eröffnet werden;

dürfen bei Vermeidung angemessener Geld- und Leibesstrafen, nicht mehr stattfinden.“

Beanstandungen volkstümlicher Bräuche haben mitunter politische Gründe gehabt. Zum Beispiel wurde 1811 in Briege (Wallis) die Übergabe des sog. Bubenfahnen verboten, weil dieser ein Freiheitszeichen sei. Das Wallis war damals dem französischen Kaiserreiche einverleibt. Doppelt und dreifach aber mußten Eingriffe der Obrigkeit zu spüren sein, wenn eine harte Fremdherrschaft das volkstümliche Brauchtum antastete oder auszurotten begann. Die Tiroler haben unter der bairischen Gewaltherrschaft zu Napoleons Zeiten auch in dieser Hinsicht gelitten: Christmette und Fronleichnamsprozession wurden ebenso verboten wie das Wetterläuten und die Bauernfeiertage.

Es liegt in der menschlichen Natur, daß bei der Bekämpfung von Mißbräuchen manchmal über das Ziel geschossen wurde und wegen eines bösen Mißbrauches auch ein schöner Brauch abgeschafft wurde. Möge es gelingen, beim Wiedererwecken alten verschütteten Brauchtums die Schattenseiten zu vermeiden! Es wäre eine reizvolle Aufgabe, an der Hand einer Reihe zeitgenössischer Wiederaufnahmen alter eingegangener Volksbräuche zu beobachten, wie bei solcher Wiederbelebung bewußt oder unbewußt die einstige Sitte abgewandelt wird. Neue Gedanken werden fast immer hineingetragen werden. Mag der Enkel noch so sehr seinem Ahnen gleichsehen, er steht doch in einer neuen Zeit. So ist es auch mit Sitte und Brauch. Trotz historischer Treue wird sich bei der Wiederaufnahme mancherlei Stilloses einschleichen können, Ortsfremdes, Zeitwidriges, Widersprechendes. Es werden sich vielleicht verschiedene alte Motive miteinander verflechten, sich kreuzen. Und so kann es nicht ausbleiben, daß bei der Wiederholung und Weiterentwicklung manches bald wieder abgestoßen wird, daß sich wieder neue und fremde Elemente angliedern. Gerade in unseren Tagen, wo ein volkhafter Wind vieles gute Alte wiederbelebt, lassen sich eine Fülle solcher sitten- und geistesgeschichtlicher Beobachtungen machen.

Sehr lehrreich ist es z. B., wie die Wiedereinführung der Tattermannfeier (Todaustragen bei der Sommwendfeier) in Graz vor sich ging. Sie war 1773 verboten worden und wurde nach 150 Jahren, im

Jahre 1923, wieder aufgenommen. Im Verbotsjahre 1773 hatte man versucht, dem Verbot zu trohen; es war zu blutigen Zusammenstößen mit der Polizei gekommen und auch mit dem Militär. In einem Spottgedichte auf den Polizeipräsidenten Grafen Wolf von Stubenberg machte sich ein Berschmied Luft:

Policey Beamte sind des Teufels Anverwandte.
 Alte Bräuche abzubringen, die gegündet durch viel Jahr,
 Die niemanden Schaden bringen, zeigt doch einen tollen Narr . . .
 Zeit und Geld wird vertragen durch so viele Schreiberey
 Alle Leute sich beklagen über Wolfens Policey.

Die Berichte aus dem Jahre 1773 zeigen, daß man auch in jener Zeit die Gelegenheit solcher Volksfeste politisch ausgenützt hat sowie daß ein unverständiges Verbot viel böses Blut schuf. Die Wiederaufnahme der Tattermannfeier fand unter Mitwirkung volkskundlich erfahrener Männer statt. Einige Tropfen politischen Beigeschmacks sind aber, wie Zeit und Ort gleich vermuten ließen, mitzuspüren gewesen. Ob wir das nicht von den meisten alten Festen auch sagen würden, wenn wir besser darüber unterrichtet wären?

Unter der Leitung eines so volksnahen Lehrers wie Viktor v. Geramb durfte das Volkskundliche Seminar in Graz es wagen, alte Bräuche, wie z. B. das Austragen der Marktfreieung und anderes, aufzuführen und so wenigstens als Schauspiel wieder aufleben zu lassen. Der Genannte hat auch für die Neubelebung der Sommwendfeier beherzigenswerte Richtlinien aufgestellt, vor allem Volkstümlichkeit, Ernst und Zucht dabei gefordert; vgl. sein Buch „Deutsches Brauchtum in Österreich“, 1924, S. 60.

Es wäre eine sehr falsche Meinung und eine sehr einseitige, wenn man nur den unduldsamen und unverständigen, verbieternden Gesetzgeber oder Beamten, den eifernden Geistlichen verantwortlich machen wollte für das Aufhören von so vielen Volksfitten und Bräuchen. Manches ist von selbst aus der Mode gekommen; es hat sich überlebt. Anderes hat sich verändert, wurde nicht mehr verstanden und daher nicht mehr geübt; bald auch von etwas Neuem abgelöst. Wieder anderes ist durch die Zeitläufte, durch Krieg, Seuchen oder wirtschaftliche Bedrängnis zum Stillstand gekommen und in Vergessenheit geraten. Man muß bedenken, daß die Überlieferung in aller Regel nur mündlich war.

Außerdem darf nicht vergessen werden: Hunderte von Volksbräuchen haben sich nicht nur in der Erinnerung, sondern — trotz des Verbotes — tatsächlich gehalten, wurden im stillen weitergepflegt; die Behörden haben verständnisvoll durch die Finger gesehen und nur bei grobem Mißbrauch eingegriffen und das alte Verbot wieder angewendet. Bei der übermütigen Dorfjugend aber hat überdies gerade das Verbot den Reiz des Festes nur erhöht.

Die Beziehungen des Rechtes und der Obrigkeit zu den Volksbräuchen bestanden aber keineswegs nur in Hemmung und Unterdrückung. In einer Unzahl von Fällen können wir von einsichtiger und fröhlicher Beteiligung, von wohlwollender Förderung sprechen. Ja, die Mitwirkung oberer Instanzen hat die Feierlichkeit gesteigert, die Überlieferung gefestigt sowie die Volksverbundenheit gestärkt.

Es ist selbstverständlich, daß sich der Landesvater, daß sich größere und kleinere Herren anziehende Volksbräuche zeigen ließen, daß sie ein Fest eröffneten, sich beteiligten an der Festfreude und daß sie auf die dabei üblichen Scherze eingingen. Kam es doch schließlich darauf an, durch ein freundlich gestiftetes Geschenk die Stimmung zu erhöhen, durch leutseliges Mittun sich beliebt zu machen, selbst da, wo vielleicht das Fürstenschloß und Herrenhaus andere Festfreuden vorgezogen hätte. So mußte sich z. B. 1584 der Fürst von Büdeburg von den Mägden, die ihn an Fastnacht „fuen“ wollten, mit einem halben Taler loskaufen; in den beiden folgenden Jahren gab er dann Fudelgeld. Über die Teilnahme von Kaisern, Fürsten und anderen hohen Herren am Johannisfeuer haben wir allerlei Nachrichten.

Zu manchem Volksfest wurden von der Gemeinde oder vom Stadtrat Mittel bewilligt, sofern nicht eine Stiftung dafür sorgte. Vor allem war es meist Gewohnheitsrecht, mancherorts sogar gesaktes Recht, daß die Maibäume und sonstiger Festbedarf aus dem Walde geholt werden konnten. Zum Beispiel hatte nach dem Weistum von Oberolm die Jugend das Recht, in der Walpurgisnacht im Bider Walde Maien

und zu Pfingsten einen Aronbaum zu hauen, wobei der Eberbacher Laienbruder sie mit einem Pfannkuchen und mit Wein bewirten mußte. Auch in der Urkunde von 1184, in der zuerst der Mittwinterbloß erwähnt ist, wird die Lieferung des Baumstammes festgelegt. Und wenn in den Rechtsquellen öfters Verbote begegnen, so können sie uns ein Zeichen dafür sein, daß die Jugend solche Bedarfsdeckung für ihr gutes Recht hielt. Wenn man das Holz für das Osterfeuer nicht auf diese Weise erhielt, dann mußte man es sich zusammenbetteln oder auch stehlen. Ja, man meinte, Osterfeuer aus gestohlenem Holze habe eine höhere Kraft. Um so unverständlicher ist dem Volke eine gerichtliche Verfolgung und Bestrafung wegen Diebstahls in einem solchen Falle. Gibt es doch auch sonst im volkstümlichen Brauchtum bisweilen ein Recht, ungestraft etwas wegzunehmen. So darf im kölnischen Sauerland der Brautführer, der die Braut bei den Eltern abholt, alles Geflügel niederschießen und mitnehmen, das ihm auf dem Hofe begegnet. In pfälzischen Kolonien Galiziens gilt der Brauch, daß einem Burschen, der in ein fremdes Dorf auf Brautschau kommt, inzwischen das Fahrrad gestohlen werden darf.

Wenn sich ein Volksbrauch mit einer rechtlichen Vorstellung verband, sei es auch nur durch eine falsche Deutung, so konnte es zu eigenartigen Entwicklungen kommen. Dafür mag der Hildesheimer Maigrafenritt ein Beispiel sein. Ende des 16. Jahrhunderts sah man ihn an als eine Geltendmachung städtischer Gerechtsame an einer bestimmten Holzung. Daraus wird die starke Beteiligung der städtischen Behörden im 17. Jahrhundert verständlich. Der Stadtrat wählt den Maigrafen. Dieser hat für Mahl und Festtrunk aufzukommen. So heißt es schon 1629, daß sich mancher verzogen, um nicht Maigraf zu werden. Die Annahme der Wahl wird zur Pflicht. 1666 wird ein Student gewählt, der studienhalber schon verreist ist. Er bittet um Enthebung, weil er das Geld für das Studium nötig habe; könnte er aber nicht enthoben werden, so würde er sich vertreten lassen nach Hildesheimer Stadtrecht; für die Kosten würden Freunde und Verwandte eintreten. Als die Stadt 1702 nach über zwanzigjähriger Pause wieder einen Maigrafen wählte, um die „Gerechtigkeit“ nicht zu verlieren, mußte der Maigraf schon entlohnt werden. Wenige Jahre darauf wird berichtet, daß der Maigraf zwei Jahre steuerfrei sei; bald darauf drei Jahre. Inzwischen hatte sich das Blatt gewendet: die Bauern, denen die Holzung Ilse, nach der geritten wurde, gehörte, bestanden nun auf dem Feste. Sie sahen das köstliche Mahl dabei als ihre Gerechtigkeit an. Mindestens alle sieben Jahre sollte ein richtiger Maigrafenritt stattfinden. 1775 war der letzte. 1782 bot die Stadt den Bauern eine Abfindung von 22 Talern an. Diese aber verlangten 50 Taler oder die Stadt sollte keinen Mai haben. In Erwägung der Kosten und des leeren Rechtes beschloß die Stadt am 6. Mai 1782, in Zukunft keinen Maigrafen mehr zu schicken. Im Jahre 1915 wurde der alte Brauch erneuert.

Ein anderes Beispiel dafür, wie die Volksmeinung einen Festbrauch als Festrecht auffaßt, kann uns das Osterlaufen in Oberwölz in Obersteiermark bieten. Drei Personen stellen sich in die gleiche Linie, fünfzig Schritte voneinander entfernt. Sie laufen nach einem Ziel. Der Mittelläufer muß vor den beiden andern da sein und einen von ihnen ergreifen. Dann ist „die Gans gefangen“ und das Spiel gewonnen. Der Mittelläufer wird der Ganes oder Ganser genannt, die Wiese der Osteranger. „Vor dem Tor der Stadt Oberwölz liegt der Osteranger, der 1640 bis 1645 Gegenstand eines Streites gewesen ist. Der Eigentümer des Grundstückes wünschte als Entschädigung ein Weiderecht auf städtischem Grund. Er wird abgewiesen und friedet deshalb zur Osterzeit seinen Ager ein, um den Osterlauf zu verhindern. Die Bürgerschaft entfernt die Berhaue. Für den Bauern tritt nun die Grundherrschaft ein. Die Bürgerschaft wird vertrieben. Darauf ertönt die Sturmglocke. Alles greift zur Wehr. Die Bürgerschaft erklärt, von dem Brauch, den sie dreihundert Jahre nachweisbar gepflogen habe, nicht zu lassen. Man will sein gutes Recht mit der Waffe in der Hand verteidigen. Der Pfleger der Grundherrschaft steigt vom Roß und öffnet selbst den Osteranger; der Osterlauf kann fortgesetzt werden. Es kommt zum Rechtsstreit, wo das Gewohnheitsrecht den Sieg erringt. Der Streit dauert fünf Jahre. Beide Parteien beharren auf ihrem Standpunkt. Endlich schläft der Streit ein.“ (Nach Th. Unger in der Zeitschrift für Volkskunde, 1896.)

Oft kam es dadurch zu einer Verknüpfung von Rechtsbrauch und Festbrauch, daß eine Abgabepflicht an einem bestimmten Tage zu erfüllen war und diese nun in feierlicher Form erfolgte. So, wenn die Rästrager-Bruderschaft (bestehend aus 24 Burschen) von Hagnau am Bodensee an Neujahr einen Käslaiß beim Pfarrer abholt. Oder wenn alle Jahr am Pfingstdienstag der jüngste Bürger von Lambrecht in der Pfalz einen Weißbock nach Deidesheim liefern muß als Entgelt für Schweinetrieb in die Eichelmast. Der Bock wird dann festlich versteigert. Im Jahre 1906 konnte das Fest zum 500. Male gefeiert werden. Nach einem Lauterbacher Weistum von 1589 wurde am Heiligdreikönigtag ein Goldferch (Fisch) rund durch die Gerichtsbänke getragen. Ein anderer Fall der Festhaltung eines alten Rechtes durch einen Volksbrauch ist folgender: Seit Jahrhunderten haben die Bürger von Großniedesheim die Gerechtigkeit, in den Heuchelheimer Wiesen zwischen Heuchelheim und Dirmstein ihr Vieh weiden zu lassen. Obwohl das Weiderecht tatsächlich nicht mehr ausgeübt wird, kommen die Großniedesheimer auch heute noch ihren Verpflichtungen pünktlich nach. Am Sonntag Rogate begeben sich Feldschütz und Polizeidiener von Großniedesheim zu Pferd mit weißblauen Fähnchen zwischen 12 und 1 Uhr nach den Heuchelheimer Wiesen, pflanzen dort für eine Stunde am Wiesenrande ihr Fähnchen auf. Vertreter der Heuchelheimer Bürgererschaft erscheinen bald darauf, um sich zu überzeugen, ob die Großniedesheimer ihre herkömmlichen Pflichten erfüllt haben. Während der Dauer des Vorgangs werden in Großniedesheim die Glocken geläutet.

Auch beim Questenfest in Questenberg in der Provinz Sachsen spielen rechtliche Verpflichtungen hinein. Das nötige Holz wird von der Forstverwaltung unentgeltlich geliefert, die Gemeinde bekommt aus der Rentkammer 40 Mark Zuschuß. In der Nacht vom ersten zum zweiten Pfingsttag erscheint ein Mann aus Rotha beim Pfarrer und bringt mit den Worten: „Ich bin der Mann aus Rotha und bringe die Käse mit dem Brot“ einen Laib Brot und vier Käse. Er wird vom Pfarrer bewirtet, muß aber vor Sonnenaufgang wieder weg. Wenn die Gemeinde Rotha die Abgabe versäumt, steht den Questenbergern frei, den Rothaern das schönste Kind von der Weide zu nehmen und sofort zu verzehren.

Wie oft mag ein einstiges Recht nach und nach zu einem Festbrauch und damit vielleicht zu einer lästigen Pflicht geworden sein! Wenn z. B. an die Stadt Walsrode am Heiligdreikönigtag vor Sonnenaufgang zwei Hähne, jeder in einem Strohhute, zu liefern waren; wenn die niederösterreichische Gemeinde Siedling als Dienst für das Hirtenhaus an Fastnacht eine weiße Henne in einem Schlitten vor das Schloß Stügenstein ziehen muß, dann dort im Hofe tanzt und bewirtet wird, so hat der Berechtigte sicher mehr Kosten als der Verpflichtete. Die Grenze zwischen Rechtsitte und Festbrauch verschwimmt. Das gilt auch von dem Kinderfest in Moselweiß, das aus einem Recht entstanden ist, das 1580 zwischen Kloster und Gemeinde vereinbart wurde, aber dann zu einer Pflicht geworden ist. Am 20. November 1743 verkaufte die Gemeinde Moselweiß das Käseessen auf die Dauer von 12 Jahren um 100 Rheintaler und ein Ohm Wein an das Kloster; das wiederholte sie 1756 für weitere fünf Jahre, die mit 1780 ablaufen sollten, wogegen die Karthause 200 Taler, dann 3 Ohm Wein gab; endlich verordnet 1782 der Kurfürst, daß das Käseessen als ein Mißbrauch für immer abgeschafft sein solle, das Kloster dagegen alljährlich 12 Taler an die Gemeindefasse entrichten solle. Der eigentlich Interessierten, der Knechte und Kinder, wurde nicht gedacht.

Das Mainzer Domkapitel mußte die Erfahrung machen, wie leicht aus einem freundlichen Brauch ein Recht, aus einer Guttat ein Anspruch wird. In Bischofsheim (Amt Rüsselsheim) hatte es gelegentlich der Ablieferung einer Weizenabgabe den Hübnern ein Brot und einen Trunk gereicht. Die Hübner brachten nun ihre Frauen und Kinder, ihr Gesinde und auch die Drescher mit; es entwickelte sich der Festbrauch des „Weizenimbß“, wobei die Glocken geläutet wurden, Speise und Trank vorher gekostet wurden und schließlich nach dem Essen noch die Frage gestellt wurde, ob alles gerecht und ausreichend gewesen wäre. Die Hübner behaupteten sogar einen Anspruch zu haben. Im Jahre 1599 wurde der Imbiß dann gegen eine jährliche Zahlung von 50 fl. abgelöst.

Manches Fest wird von einer bestimmten Gegend, Ortschaft oder einer bestimmten Bevölkerungsgruppe als Vorrecht in Anspruch genommen. Dabei wird nicht selten auf eine historische oder sagenhafte Begebenheit angespielt, die der Anlaß dieser Privilegierung gewesen sein soll. Der Überlinger Schwerttanz z. B. wird auf eine kaiserliche Begnadigung wegen kriegerischer Tapferkeit zurückgeführt. Es wird eben in solchen Fällen die Erinnerung an ein geschichtliches Ereignis festlich begangen.

Ja selbst Verbrechen können den äußerlichen Anlaß zu einem Volksbrauch geben: Beinahe so, wie die Kinder ohne viel Überlegung nachspielen, was ihre Phantasie erregt hat, so wird auch von den Erwachsenen eine ungeheuerliche Tat eine Zeitlang im Brauchtum festgehalten. 1520 wurde in Frankfurt am Main ein Mann geblendet, der seine Mutter nächtlich überfallen und geschlagen hatte. Darauf wurde ein Volkslied gesungen:

Reuder Uder
Schlug seine Mutter

Schlug ihr Arm und Bein entzwei
Daß sie Mordio schrei.

Überdies wurde alljährlich in Erinnerung daran ein altes Kleid unter bestimmten Feierlichkeiten und Gesang in den Main geworfen.

Bekanntlich wird ja in England am 5. November durch ein Volksfest (Scheiterhaufen und Verbrennen einer Puppe) der verbrecherische Anschlag des Guy Fawkes (vom 5. November 1606) auf das englische Parlamentsgebäude gefeiert.

Leicht wandelt sich ein Trauerfest in ein Freudenfest. Der einstige ernste Anlaß verschwimmt in der Erinnerung, das festliche Zusammensein setzt sich in Fröhlichkeit um. Ein Beispiel: Im russisch-persischen Kriege wurde 1826 die deutsche Kolonie Katharinenfeld in Transkaukasien verwüstet. Die Erinnerung daran wurde durch einen Tag öffentlicher Trauer als „Zerstörungsfest“ begangen. Nach und nach ist daraus eine allgemeine Kirchweih geworden. Lachen und Weinen wohnen nicht nur beim Kinde nahe beisammen.

Eine weitere Brücke zwischen Rechtsbrauch und Volksbrauch ist dadurch gegeben, daß die Rechtshandlungen feierlich, mit gebundenen Worten und sinnvollen Gebärden, vorgenommen wurden, so daß sie oft in Festbräuche übergingen. Die Sinnfälligkeit der Rechtsform führte zum Rechtsfest. Rechtsfitten des privaten und des öffentlichen Rechtslebens wetten miteinander in Anschaulichkeit und Farbenfreude. Wie umständlich und feierlich fand die Übergabe eines Grundstückes statt, die Übernahme eines Hauswesens! Da wurde das Feuer ausgelöscht und wieder angezündet, jeder Schlüssel im Schloß umgedreht, jeder Stuhl gerückt und durch sonstige symbolischen Handlungen der Besitz sichtbar angetreten. Die Belehnung wird kennzeichnend jedem Einzelfall angepaßt: da wird das Fürstentum mit einer Fahne übergeben; die Kirche mit dem Kirchenschlüssel und mit dem Glockenseil; die Fähre mit dem Steuerruder usw.



249. Handschlag auf dem Viehmarkt als Bekräftigung eines Kaufabschlusses. (Aufnahme: Euse Freudenberg.)



250. Ein Dritter schlägt die vereinigten Hände durch und bezeugt damit den Geschäftsabschluß. (Aufnahme: Euse Freudenberg.)

Selbst der Marktkauf war lebendig und sinnvoll. Noch heute ist auf dem Viehmarke der Handschlag das Geläufige (vgl. Abb. 249), bisweilen geschieht er in der feierlicheren Form, daß ein Dritter die vereinigten Hände durchschlägt (vgl. Abb. 250).

Bei Verlobung und Hochzeit mischen sich religiöse Riten, Rechtsbräuche und Volksitten so innig, daß es keineswegs immer leicht ist, sie auseinanderzuhalten.

Wie streng gemessen und gebunden war die Föhrung eines Gerichts und der ganze Verlauf der Verhandlung! Die Urteilsverkündigung und gar die Strafvollstreckung standen erst recht unter reichem Formenzwang. Die öffentlichen Hinrichtungen arteten in den Jahrhunderten der Neuzeit — anscheinend unter dem Einfluß antiker Erinnerungen — in wahre Volksfeste aus, unserem heutigen Empfinden ein unerträglicher Gedanke! Schon die Errichtung des Galgens war eine festliche Angelegenheit mit Musik und Aufmarschgepränge; bei der Hinrichtung selbst standen die Schulkinder Spalier und sangen erbauliche Lieder. Und noch ist uns z. B. die Rede überliefert, die nach einer Strafvollstreckung am Galgen vom Amtmann in Walldürn gehalten wurde im Jahre 1818. Ihr moralischer Inhalt richtete sich an die zuschauenden Eltern und Kinder. Die Rede wurde dann als Flugschrift verkauft, und zwar zugunsten der Waisen des Hingerichteten.

Harmloser als so ein Galgenfest war der feierliche Grenzbegang unter allgemeiner Beteiligung von groß und klein. Ein anderes Rechtsfest war das Austragen der Freieung und das Ausrufen der Marktfreiheit. Eine Schwerthand, die Marktgerechtigkeit und Marktfrieden darstellte, wurde mit klingendem Spiel und unter allgemeiner Beteiligung aus dem Ort nach der Marktwiese oder Markfstätte getragen und dort aufgestellt. Der Brauch ist von Oberösterreich bis Steiermark verbreitet, namentlich aber in Kärnten heimisch, wo er heute noch (und wieder) geübt wird; vgl. die Bilder in „Graber, Volksleben in Kärnten“ 1934. Allerdings bleibt es nicht aus, daß die Gassenjugend die Feierlichkeit mitmacht, nachhakt und ins Lächerliche zieht.

Das höchste aller Feste im alten Reich war die Kaiserkrönung. Da reihte sich eine ganze Kette von festlichen Rechtsbräuchen aneinander. Da wurde für das Volk das Märchen Erlebnis: Wein floß aus dem Brunnen, ein ganzer Ochse wurde gebraten, in ihm steckte ein Schwein, in diesem eine Gans. Alles wurde schließlich dem Volke preisgegeben, die Fahnen, mit denen die Kurfürsten belehnt worden waren (unter anderen 14 Banner des Kurfürsten von Sachsen, 3000 rote Fähnlein des Brandenburgers); ebenso die Geräte der Erzbeamten, der silberne Schessel des Erzmarchalls, der Pokal des Schenken usw. Auch der Haferhaufen, in den der Marschall reiten mußte, und selbst die Bretter, die für den Festzug gelegt und mit Tuch bedeckt worden waren, gehörten der Menge.

Daß ein rechtliches Fest mit einem Festmahl verbunden war, versteht sich von selbst; war doch der gemeinsame Festtrunk gleichzeitig das Zeichen des Abschlusses und eine Sicherung des Gedächtnisses. Kaufabschluß, Besitzübergabe, Herrschaftswechsel, Amtsantritt, Huldigung, Ratsversammlung, Gerichtssitzung usw., immer gehörte ein gemeinsames Mahl dazu. Ja, es war so selbstverständlich, wurde als so wesentlich angesehen, daß es oft auch noch in Übung blieb, als der Anlaß dazu schon weggefallen war. Viele Gerichtsmähler z. B. haben die Gerichte überlebt. Vom Bannteiding blieb nur das „Säugericht“ übrig.

Ein abkommendes rechtliches Fest konnte auch als Kinderbrauch weiterleben, z. B. das Wißenbrennen auf den friesischen Inseln. An Petri Stuhlfeier fand dies statt als Frühlingsfeier. Am kommenden Morgen kamen „alle freien Friesen“ zusammen, um Recht zu hören, ehe die Seefahrer hinauszogen. Es war also der Termin für das Frühjahrssding und für den Anfang der Seefahrt. Im Jahre 1867 wurde durch die Einführung der preußischen Gerichtsbarkeit mit dem Institut der Ratmänner auch das Frühjahrssding am Petri Stuhltage abgeschafft. Überdies verlor sich mit dem Rückgang der Seefahrt die Bedeutung dieses Tages als Abschiedstag. Diese beiden Umstände förderten die bereits um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts einsetzende Umwandlung des alten Brauches der Erwachsenen zum Kindervergnügen.

Mancher Festbrauch wurde nur zur Wahrung eines Rechtes gelibt. So war es bis in die dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts Gewohnheit, daß der katholische Pfarrer von Bensheim alljährlich am 29. Juni eine Prozession zu den Ruinen des Kirchleins von Zell machte, um den Anspruch auf alten Pfarrbesitz nicht verjähren zu lassen. Der Gemeinderat des (lutherischen) Ortes ging der Prozession bis an die Ortsgrenze entgegen und erklärte: „Wir protestieren.“ Der Pfarrer antwortete: „Wir bleiben bei unserem Recht.“ Darauf zog alles zur Ruine, wo Gottesdienst und Predigt stattfand.

Die Beziehungen eines Volksbrauches zum Rechte können sich so festigen und steigern, daß schließlich aus dem Volksbrauch ein Rechtsbrauch wird. Die Entwicklung der Maifeier der Arbeit gibt ein Beispiel dafür. Wenn die Feier von Amts wegen geregelt wird, dann wird man von einem Rechtsbrauch sprechen können, trotz aller volkstümlichen und Gemütswerte in seiner Ausführung. Eine ähnliche Wandlung hat in Bern das Johannisfeuer mitgemacht, das heute als Versfassungsfeier gefeiert wird. Die rechtliche Regelung eines Volksbrauches besteht häufig darin, daß seine Abhaltung verlangt wird; dabei spielen leicht auch wirtschaftliche Gründe mit. So wie Heische- und Bettelbräuche bei Kindern und Jugendlichen besonders zähe bewahrt werden, so hat auf der anderen Seite die Herrschaft z. B. dann ein großes Interesse an der Kirchweih, wenn sie mit Bannwein und sonstigen nützlichen Rechten verbunden waren.

Eine besondere Betrachtung verdient der Tanz. Er ist auf mehreren Wegen in Beziehungen zum Recht getreten. Einmal insofern, als er seinem Wesen nach eine Handlung des Gemeinschaftslebens darstellt und, so wie er festliche Gelegenheiten begleitet, auch im Rahmen von Rechtsvorgängen auftauchen kann. Dem Festmahl, das mit allen wichtigeren rechtlichen Veranstaltungen verbunden ist, schließt sich leicht ein Tanz an. Bei der Hochzeit, um das nächstliegende Beispiel zu erwähnen, ist der Tanz etwas so Wesentliches, daß der Name Brautlauf — ursprünglich Brauttanz — zur Bezeichnung der ganzen Feier, sowohl der rechtlichen Teile derselben wie des reinen Brauchtums, wurde. Aber auch die Kaiserkrönung des alten Reiches enthielt in der Fülle ihrer volkstümlichen Nebenveranstaltungen einen Tanz. Die Feierlichkeit des Grenzbeganges wird erhöht, die Erinnerung an ihn wird gefestigt, der Kreis der Teilnehmer wird erweitert, wenn an einem bestimmten Grenzpunkte auch noch getanzt wird. Das Ganze wird verstärkt durch Beziehungen und Übergänge zwischen dem Kultischen und dem rechtlichen Ritus.

Edward Schröder unterscheidet: rituellen Tanz, Tanz als Schaustellung und Tanz als gesellige Unterhaltung. Wir können den eben erwähnten Hochzeitstanz und den Tanz an der Grenze wohl als rituell bezeichnen; doch auch die anderen Typen treten mit dem Recht in Berührung.

Der zweite Gesichtspunkt für die Betrachtung des Tanzrechtes ist der, daß die mit Tänzen verbundenen Volksbräuche in mancher Richtung einer Ordnung bedürfen, die zwar meist von der Sitte gewährleistet ist, aber doch oft durch das Recht geregelt wird.

Was gehört nicht alles zum Kirchweihrecht! In erster Reihe die Wahrung des Kirchweihfriedens, des Versammlungs- und Festfriedens. Er steht auf der gleichen Linie mit dem Marktfrieden. Der Tanz ist etwas so Wesentliches bei der Kirchweih, daß die Beteiligung zu einer Rechtspflicht werden konnte. So heißt es im Bannteiding zu Ottental in Niederösterreich (1549):

zu dem kirchtag zu unser frauen tag so soll auß idem hauß ain mensch mit dem tanz gehn Waldenstein geen, ob man das ruest; ruest mans aber nicht, so ist des die gemain unentgoltten. Wår aber, daß ainer oder meniger nit kumb, der ist zu wandl um 12 pf.

Es sind ja auch wirtschaftliche Momente, die der Herrschaft die Abhaltung der Kirchweih und ihres Tanzes wünschenswert erscheinen lassen; z. B. die Einkünfte aus dem Bannwein. Überdies sollte die Marktgerechtigkeit nicht verjähren u. dgl. m. Von diesem Standpunkte aus, weil der Kirchweihschuß ein Hoheitsrecht war, ist er Gegenstand mancher Fehden kleinerer und größerer Herrschaften gewesen. Das Fest der Kirchweih war eine willkommene Gelegenheit, die Volksverbundenheit aller Stände und der Herrschaft zu beweisen und zu üben. Wie oft mischte sich hoch und nieder in diesem Treiben! Der feierliche

Beginn erforderte allerdings Ordnung und getragene Würde; so finden wir vielfach in den Rechtsquellen ausdrücklich festgelegt, daß die Herrschaft den Tanz zu eröffnen habe. Im Weistum von Sendweiler (Luxemburg) heißt es z. B. im Jahre 1604:

so sey das jungk volk . . . schuldig erlaubnuß zu heischen, ehe sie tanzen dürffen und das sie den tanz erlauben, auch den ersten tanz dem oberlandtmeyer von wegen des fürsten zu erkennen, den er selbst thun oder einem andern, wem er wil, geben magh.

Auß der Tanzpolizei ergab sich auch die Möglichkeit, gewisse Tänze zu verbieten, z. B. wegen Unanständigkeit; ferner konnte das Tanzen an bestimmten Tagen ganz untersagt werden. Es konnten aber auch Bestimmungen getroffen werden über die Personen, die sich beteiligen durften, über die Zahl der Spielleute, über deren Auswahl usw. Es gab wenig Gelegenheiten, wo die Ebenbürtigkeit der Menschen so sichtbar zum Ausdruck kam, wie beim Tanz. Auß der Fülle der einschlägigen Stellen seien einige Beispiele angeführt:

In der Tglauer Sprachinsel mußte eine junge Frau, die aus einem fremden Dorfe kam, beim ersten Tanz mit ihrem Manne ein sog. Hanselgeld zahlen. Damit war sie dann in die Dorfgemeinschaft aufgenommen. Nach dem Hochzeitsbrauch der Vierlande hatte der Schulmeister als letzter zu tanzen. Im Ravensburger Stadtrecht des 14. Jahrhunderts heißt es:

Es soll auch kein dienstmagt weder winters noch summers kein hofstuben haben, weder in den husern noch in den garten, noch niendert anderswa und sol och kainu nach dem nachessen ze kainem offenen tanz gan und die pfiser sond darzu nit pfisen, wan daz si ze vesperzit hain sond gan.

swa sich erber frowen gesammend, es si ze brudlouften alß anderswa, und die dur hochzeit tanzent und frölich sint, daz kain ledic man noch knecht bi efrouwen tanzon sal an ir henden, si sigen denne sin naechsten nistelen; es ensol ouch kain dirne noch kain juncfrowe, es ensi denne ains erbaren mannes thotter, dñ manbaer si, vor den efrouwen an bekainen tanze gan, und swer die geseht bridjet, es si frowe alß man, der muoz ze buoze gen an die stat 3 ß und dem amman 2 ß.

Daß man mit Unehrbaren keine Tanzgemeinschaft haben wollte, ist verständlich. Vergleiche etwa folgende Bestimmung aus Straßburg vom Jahre 1493:

Es sollent dorehte frowen und sponziererin, die sich der buolschaft offentlich begont, nhergent in diser stat do fromme frowen oder jungfrowen by einander sint, an die denz gezogen werden, under den frommen zuo tanzen; dann welcher daz dete, über daz es im güttlich geseit und gewert wurde, was im dann darumb begegnet, one wunde und doßlege, do soll kein strofe noch gon.

Auß einer Stelle des Pfener Stadtrechtes ersehen wir, daß man zum Tanze mit dem Henker zwang als Ehrenstrafe, da ja jede Berührung mit dem Henker unehrlich machte:

So man ir ehne pegreiffet mit warer tath, ader überwunden werd, daz sy hab gesundiget und geunkeuscht, und by da frey und ledig ist; so lob ich nicht, daz by schergen ader freyen tochter leynen gewalt vber sy haben schullen, ader daz sy wider iren willen mit ir tanczent yn der stat vmb allß, daz geschen ist, vnd daz man kwing zu dem gelben sechil.

Hier ist die Henkersage vom Schelm von Bergen zu erwähnen. Bei einem Mummenschanz in Frankfurt zu Ehren der Kaiserin, der Gemahlin Friedrich Barbarossas, stellte sich am Ende des Festes, als alle Masken fielen, heraus, daß der eifrigste Tänzer der Kaiserin der Schelm, der Scharfrichter von Bergen, war. Der Kaiser schlug ihn gleich zum Ritter, um die Schande wieder gutzumachen.

Die Reformschrift Eberlins von Glinzburg gedenkt auch des Tanzvergnügens und will es in folgender Weise beschränkt wissen: Alle Wochen soll ein Tag sein, daran man nachmittag drei Stunden möge tanzen an einem öffentlichen Orte, Mann und Frau miteinander, wer da will. Kein Chemann soll tanzen außer mit seiner angeborenen Basen oder mit seinem Eheweibe. Ebenso die Ehefrau. In Gebärd und Liedern oder Pfeifen soll Ehrbarkeit gehalten werden ohne alle Schamperkeit, daß mehr Kurzweil als Leichtfertigkeit gesucht werde. Über drei Stunden soll die Freude nicht währen.

Von besonderem Interesse für den Gesichtspunkt unserer Betrachtung sind nun die Fälle der Pflicht- und Fronttänze. Zunächst kam es vor, daß bei der Hochzeit gewisse Tanzleistungen verlangt wurden; z. B., daß der Bräutigam mit der Braut drei Tänze um das Grenzkreuz zu machen hatte, sei es Sommer

oder Winter. Ob einer im lant heurathet und die braut auf der lantstraß bei dem creuz unter dem Lächenstein fürführte, so soll er bei dem obbenannten creuz mit der braut drei tänz thuen, es sei sommer oder winter, und der herrschaft aufm Lächenstain ein cranz und trapsen verehren; hingegen soll der herrschaft Lächenstain inhaber ihnen geben und von Lächenstain hinab schiden ein kandel wein und drei schuß thuen. ob aber einer solches verachten wolt, ist er der herrschaft Lächenstain verfallen ohne alle gnad ain muth haabern.

In Groß-Zwülpsedt (im Braunschweigischen) mußte am Tage nach der Hochzeit die ganze Gesellschaft bei der Dorflinde erscheinen und war zu gewissen Tänzen verpflichtet. Die Ernte war ein natürlicher Anlaß zur Tanzbelustigung. Da kam es nun vor, daß die Herrschaft von ihren Leuten verlangen durfte, daß sie ihr vortanzen. Wir lesen im Weistum von Lindseid (17. Jahrhundert):

Die jundern sollen ein psehffer haben, der den schnittern pshffe, und wann die sonne noch baums hoch stehet, so sollen sie danken bis es nacht wird, und soll ihn kost geben die da gut und gesund sey.

Ähnlich in Willensfeld (1561):

Wan daß hew in der wiesen gemacht, soll das junge völd sich mit den händen nehmen und einen hausten heweß, nit den meisten auch nit den minsten nehmen, soll darumb danken, und solcher hausten hewß soll ihr lohn sein.

Auch das Abliefern von Abgaben bot Gelegenheit zu einem Tänzchen. Eine westfälische Rechtsquelle des 15. Jahrhunderts bestimmt:

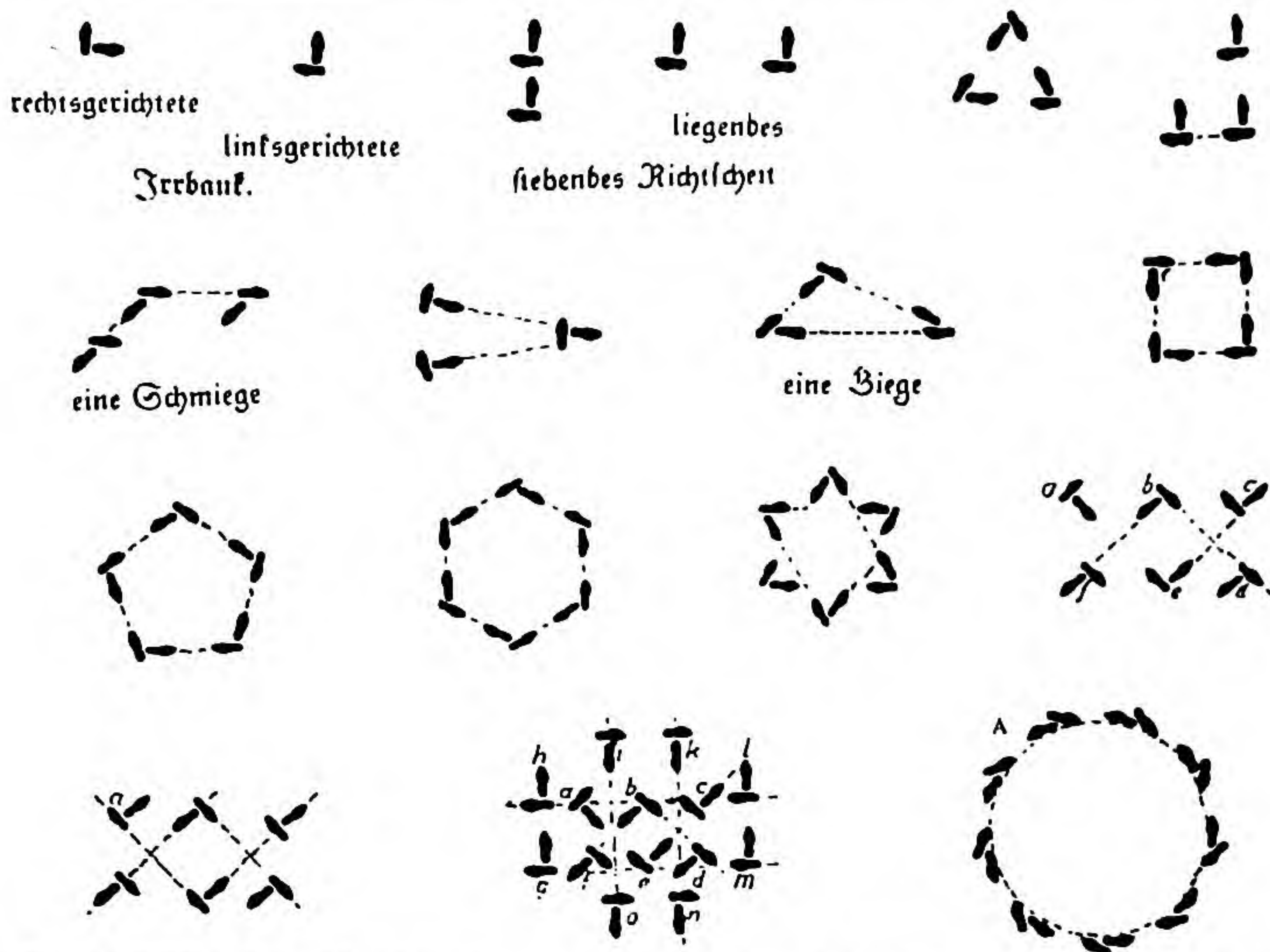
dye boumester des veyhoves sal dye capittelsjufferen voeren in synen tyden; item dye boumester sal brenghe to der scholasterischen woninghen in behouvet der jungen jufferen . . . 1 ruggen broet, 6 wegghen, 1 schulder vlesches swynen, 1 versche boetter, 1 sefter whyns; ind des de boumester weder sal hebben van der scholasterischen 1 par hantschen, ind sal den ersten dans myt der scholasterischen danssen.

Schon in der entsprechenden lateinischen Urkunde des Jahres 1332 hatte es geheißen: *et chorizabit unam corcam cum scholastica*. Deutlicher kann der Einklang zwischen Abgabepflicht und Hebungszins wohl nicht ausgedrückt werden. In der Gemeinde Siedling (Niederösterreich) ist die Ablieferung des Anerkennungszinses einer Faschnachtszhenne in einen lustigen Faschingsscherz eingekleidet:

Vom herterheuß in der hindern gassen gelegen dient die ganz gemain zu Siedling jätlich am faschangtag, wann ain herr zu Stüchsenstain oder seine anwält beim tisch sein, ain weiße henn die kain andere febern hat. Und sollen ermelte gemain solche henn auf ainem schlitten samentlich mit einander in das gschloß ziehen, und welcher haußgessner nit mit zeucht ist der obrigkeit zu wandl verfallen zwen riebler pagen. Und wann sie die heen in das gschloß gebracht, sollen si ain tanz darumben thuen im hof und ain herr zu Stüchsenstain soll inen ain trunf geben und probt darzue. Und ist sonst solches heuß aller andern puerben der gmain zu guetem erlassen.

Einen anderen Charakter hatte der Frontanz zu Langenberg in der Herrschaft Gera; er schloß sich an ein Riltgegericht an. Der Tanz, zu dem die Grundstückbesitzer verpflichtet waren, fand am Mittwoch nach Pfingsten statt. Der Büttel hatte den Vortanz. Richter und Schöffen, sowie die Schulzen der Nachbardörfer waren dabei. Nach der Sage sollen die Langenberger einmal dem König Heinrich I. bei einem Reiseunglück nicht geholfen haben, weil sie gerade tanzten. Deshalb mußten sie seitdem jährlich am gleichen Tage tanzen. Öffentliche Tänze waren auch sonst bei Gerichtssitzungen üblich. Wir können sie als Zeichen einer uralten Verbindung von Gerichtsversammlung und Opferfest ansehen.

Ein seltsamer Kirchweihbrauch war der Wachtanz in Selbold. Wir sind darüber durch allerlei Akten des Birsteiner Archives unterrichtet. Ein ausführlicher Bericht eines Augenzeugen vom Jahre 1755 beschreibt genau, wie die Brücke von Kirchweihburschen (Stürbburschen) besetzt wird, wie Musik bereit ist, und wie dann drei Tanzpaare erst auf dem trockenen Lande tanzen. Dann nehmen die Musikanten auf einer Bank im Bache Platz und jedes der drei Paare tanzt in den Bach hinein, nachdem jeder Bursche auf das Wohl der Landesherrschaft getrunken. Es wird unter den Brückenbogen hindurchgetanzt und auf der anderen Seite des Baches wieder heraus. Ein Marsch über die Brücke und dreimal um den „Stürbbaum“ beschließt die Feier. Nach der Sage soll die Sitte aufgekomen sein, als nach einem Friedensschluß Frauen

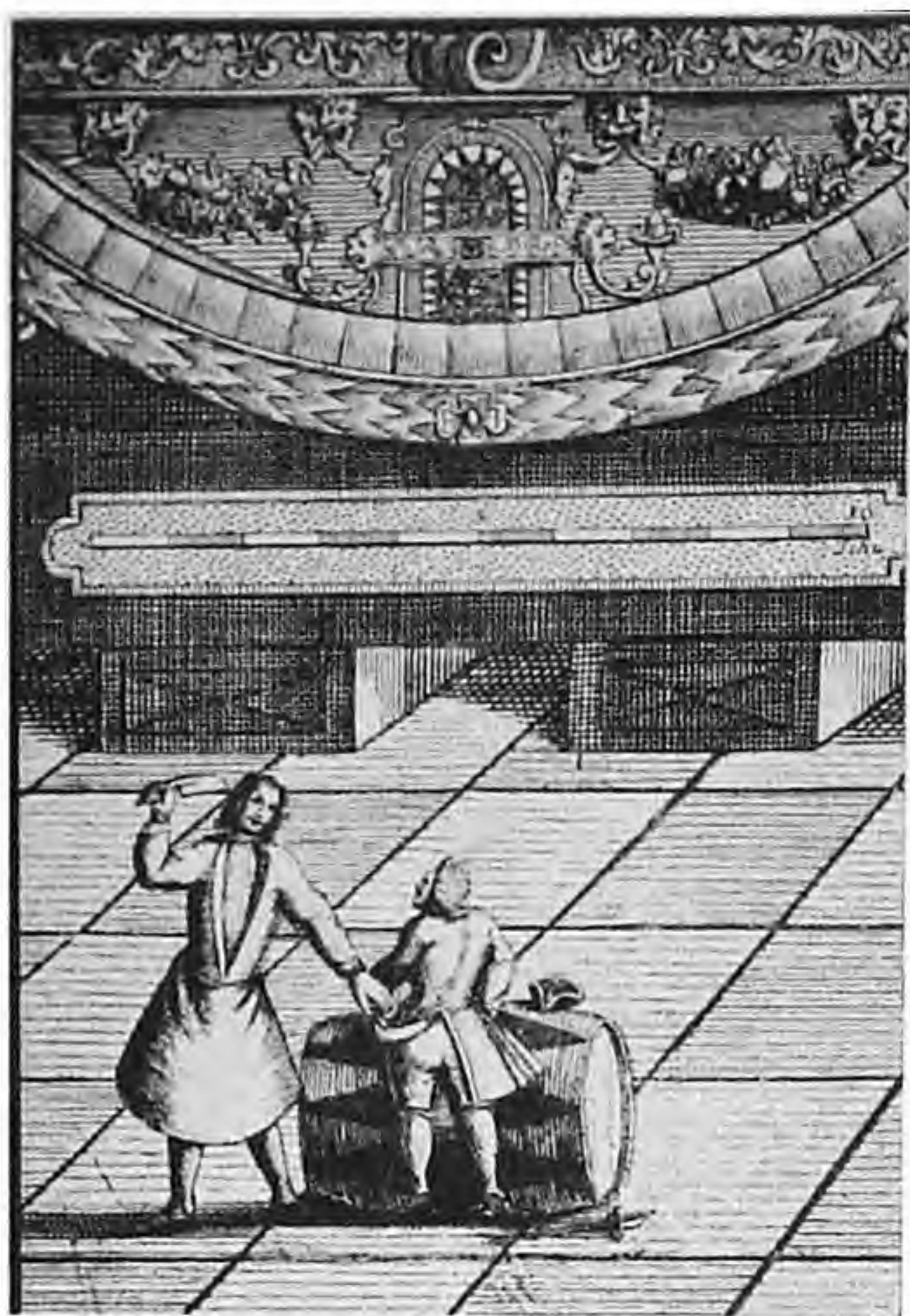


251. Stellungsschrittbilder der Steinmehren. Wenn der wandernde Steinhauer in eine Bauhütte oder an einen Werkplatz kam, so hatte er sich nicht bloß durch den Steinhauergruß und durch die Beantwortung von Berufsfragen als zünftig auszuweisen, sondern er mußte auch das Berufsgeheimnis der „Stellungen“ und ihrer „Abnahme“ kennen. Es war keineswegs gleichgültig, wie man die Füße nebeneinander oder aneinanderlegte, noch weniger, wie man sich, auf bestimmte Stichworte hin, zu seinen Kameraden gesellte. Da gab es einfache Formen, wie die Irdbauk oder das Nichtschert; aber mit der steigenden Zahl von Beteiligten ergaben sich schließlich anmutige und schwierige Gruppenstellungen. (Wissell, Der alte Steinhauer Recht und Gewohnheiten.)

in übermütiger Freude in den Bach getanzt wären. Doch hat die andere Deutung mehr Wahrscheinlichkeit, daß es die Ablösung einer Haferstrafe ist, die nach Ausweis der Akten den Selboldern 1621 auferlegt worden war, weil sie einmal ohne Erlaubnis getanzt hatten.

Weitverbreitet waren die Bunttänze. Sie gehörten in ihrer stolzen Schaustellung von Körperschulung und Gewandtheit und im treuen Festhalten alter Sitte zu dem wertvollsten Bestandteil genossenschaftlichen Lebens. Dabei erinnerte man gerne im Rhythmus und Bewegungen an die tägliche Arbeit des einzelnen Handwerkes. Ja, Werktag und Festtag berührten sich so selbstverständlich, daß z. B. bei den Steinmehren bestimmte Arbeitsstellungen, die ihnen als Erkennungszeichen des wandernden Gesellen dienten, auf uns wie Tanzschritte wirken (Abb. 251).

Die Feierlichkeit und die gebundene Abfolge von Worten, Gebärden und Handlungen bei Rechtshandlungen hat reichlich Anlaß zu Parodien geboten. Zu allen Zeiten bestand im Volke dafür Sinn und Neigung, sei es zur bloßen Erheiterung, sei es als politisches Kampfmittel. Besonders beliebt waren die Parodien im Mittelalter. Da gab es für sie so gut wie keine Schranken. Auch die heiligsten Gebräuche, Gebete, Messen und andere kirchliche Riten blieben nicht verschont. Insbesondere wurden auch die zehn Gebote parodiert. Wie nahe lag es also, sich die Vorlagen für Spott und Nachahmung aus dem Rechtsleben zu holen. Gesetze und Urkunden, Verträge und Rechtsbräuche aller Art wurden parodiert. Selbst der berühmte Verfasser der bamberger Halsgerichtsordnung, Johann Freiherr von Schwarzenberg, machte diese Sitte mit und ahmte in seinem Büchlein vom Zutrinken die kaiserlichen Verordnungen mit



252. Vollzug des Kellerrechtes am Heidelberger Faß. 18. Jahrhundert. Heidelberg, Kurpfälzisches Museum.

pritschen (vgl. Wiener Zeitschrift für Volkskunde 39, S. 49). In Franken und Schwaben gab es ge-



253. Lastersteine, wie sie zur Kirchenbuße und als Ehrenstrafe getragen werden mußten. Aus der Hirsauer Kirche bei Offenbach am Main. (Aufnahme: Dietlinde Freilin v. Münßberg.)

köstlichem Wize nach. Kirchliche Dekrete, nicht zuletzt die Exkommunikation, waren ebenso Gegenstand spottender Nachahmung wie Testamente, Kaufbriefe, Quittungen usw. Bekannt sind das testamentum porcelli, testamentum asini, der Kaufbrief vom immerwährenden Nichtda, Kauf auf der Insel vom guten Nichts, Quittungen über den Empfang von Prügeln usw.

Als Aprilscherz schickt man den Dingstod, das Nachbarladezeichen, mit einem Dummen herum und gibt ihm einen Zettel mit, auf dem steht: „Heut schreibt man den 1. April, heut kann man alle dummen Narren schicken, wohin man will.“ Hier ist noch zu erwähnen der in Magdeburg bis 1417 geübte Pfingstbrauch des bliden und kaskien (Prangerweihe), mit dem sich das Volk über die Strafrechtspflege lustig machte; ferner die Britschstatt, eine komische Nachahmung einer Richtstätte zum Erteilen der Strafen mit der Britsche.

Der Schlag mit der Britsche war überhaupt bei vielen Scherzbräuchen und Scherzrechten ein wesentlicher Bestandteil. Die Rärntner Bergknappen, die den Hüttenberger Reistanz aufführten — ein uralter und von Kaisern verbrieft Brauch —, durften an diesem Tage alle Vorgesetzten und alle, die sie ohne Vergleider ertappten, pritschen (vgl. Wiener Zeitschrift für Volkskunde 39, S. 49). In Franken und Schwaben gab es gereimte Kellerrechte, nach denen jeder, der sich im Weinkeller nicht ruhig benahm, insbesondere wer an ein Faß klopfte, vom Küfer mit dem Bandmesser geschlagen wurde; daher sprach man auch vom Küferrecht (Abb. 252). Bei dergleichen Hänfelbräuchen kam es ja vor allem auf das Loskaufen von der „Strafe“ an; sie waren verkappter Heischebrauch. In einer Zeit, da Leibesstrafen regelmäßig durch Geld ablösbar waren, und umgekehrt Geldstrafen in Prügel umgerechnet wurden, sind solche „Rechte“ in höchstem Maße volkstümlich gewesen.

Rechtsbräuche werden auch nachgeahmt in der weitverbreiteten Sitte der Mailehen, dann bei den Mädchenversteigerungen, die z. B. in der Pfalz wie eine regelrechte Holzversteigerung vor sich gehen. Das Gerichtsverfahren wird bei vielen Volksbräuchen parodiert. So wenn beim Fastnachtsbrauch oder Frühlingsfest des Tod- oder Winteraustragens einer Strohuppe ein Prozeß gemacht wird. Es werden ihr allerlei Vergehen angelastet, so daß sie schließlich zum Tode verurteilt, aus dem Orte geschleppt und verbrannt, geköpft oder aufgehängt wird. In mancherlei Stufen und Übergängen schließen sich gerichtähnliche Volksbräuche an, wie Narrengerichte, Frauengerichte, Knaben-gerichte usw.

Manche von den Hänfelbräuchen kleiden sich in Rechtsformen. So mußte in Seligenstadt der zur Frankfurter Messe reisende Kaufmann den „Geleitslöffel“ auf einen Zug leeren, sich löffeln. Konnte er das nicht — denn der Löffel faßte etwa einundeinhalb Liter —, so mußte er einen Löffel Wein spenden. Auch das Wiener Museum für Volkskunde besitzt einen „Willkommnlöffel“ (Abb. 254) mit folgender Inschrift:



254. Willkommnlöffel. 18. Jahrhundert. Wien, Museum für Volkskunde.

Willkommen in dieser Stadt
Hier fleget man einzufuchen
Und dabei zu gedenken

Was rechtens der Löffel hat.
Drauf wird man glücklich reisen
Und die Compagnie preisen.

Seine Herkunft aus Westdeutschland und dem 18. Jahrhundert ist erkannt. Die Verse sind dem ausführlicheren Gedichte entnommen, das auf dem Seligenstädter Geleitslöffel (vom Anfang des 18. Jahrhunderts) steht, der im übrigen schlichter ist als der Wiener Löffel. So wird man annehmen dürfen, daß der Gebrauch beider Löffel der gleiche war: Neulinge zu hänfeln und sie zu einer Weinspende zu veranlassen. Wer zum ersten Male am Orte war, sollte den mit Wein gefüllten großen Löffel leeren oder „die Compagnie“ freihalten.

Königswahl und Krönungsmahl wurden in den „Königreichen“ nachgeahmt. Papstspiel und Bischofs-spiele beschäftigten sich mit den geistlichen Würdenträgern.

In Volkschauspielen ernster und heiterer Art sind rechtliche Stoffe sehr beliebt. Handwerker- und Fastnachtspiele benützen oft die Form der Gerichtsverhandlung einschließlich Verurteilung und Hinrichtung; so z. B. das Fastnachtspiel „Lichtaustragen“ der Schreiner zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Auch geistliche Stoffe werden gerne in Form von Prozeßdramen behandelt. Carnot nennt das rätoromanische Passionspiel ein Echo des rätoromanischen Volks- und Gerichtslebens.

Als besonders gerne gesehene Figuren des Volkschauspieles leben volkstümlich gewordene Räuber weiter, wie der Schinderhannes, der bairische Hiasl, der Räuberhauptmann Grasel u. a. m., wobei freilich die historischen Persönlichkeiten durch die Sagenbildung ganz verändert werden.

Daß das gute alte Recht unverändert festgehalten werden müsse, war ein dem Volke durchaus geläufiger Standpunkt. Dabei übersah man oder merkte es überhaupt nicht, wie alter Brauch sich wandelte und schließlich seinen einstigen Sinn verlor.

Bisweilen war es wohl nur die Freude an einem Späße, die einen gewissen Rechtsbrauch fortleben ließ. So bewahrt das bairische Nationalmuseum ein blaues Höschen mit sechs Bändchen auf jeder Seite. Solche Höschen hatte nebst zwölf roten Nesteln und einem schwarzen Gürtel der Magistrat



255. Hausmarke auf Werkzeugen, 1935, Camischollas (Graubünden). (Aufnahme: Irnhild Frein v. Münßberg.)



258. Weidspan aus St. Antonien (Prätigau). Es verzeichnet die Forstbezugsrechte der Genossen. (Schröder, a. a. D.)

1-9 = I, II, III, IV, ..., IX
 10 = X oder +
 11, 12 = XI, XII
 20 = #
 21 = #1 oder #
 30 = ##
 50 = V
 100 = Γ
 110 = Γ +
 130 = Γ #
 132 = Γ # // oder Γ #
 200 = Γ Γ
 220 = Γ #

259. Bauernzahlen aus dem Prätigau, auch heute noch verstanden und gebraucht.

1 Groschen 1/2 fl. 5 fl. 50 fl.
 1/2 kr. 1 kr. 2 Groschen 1 fl. 10 fl. 100 fl.
 304 fl. 25 1/2 kr. G-M.

260. Einfache Rechenweise aus Strain, Anfang des 19. Jahrhunderts.



261. Der Roland auf dem Marktplatz zu Bremen. (Aufnahme: Deutsche Bildstelle, Berlin.)

immer wieder auf die allerprimitivsten Formen zurück. Aus dem Ahnenerbe tauchen, am leichtesten in Lagen, da die

Seele des Volkes tief erschüttert ist, alte Erinnerungen auf; gewiß nicht immer ungetrübt, sondern bisweilen vermengt mit Sagenelementen. Angefachte Massenleidenenschaften führen dann unversehens zu Übersteigerung und Zügellosigkeit. Heinrich Brunner hat mit Recht darauf hingewiesen, wie in Revolutionszeiten plötzlich die alten Rechtsformen der Friedlosigkeit, Wüstung und Fronung wieder lebendig werden.

Als im Jahre 1731 die evangelischen Salzburger Bauern sich zu gemeinsamem treuem Festhalten am Bekenntnis verschworen, da fanden sie in Anknüpfung an biblische Vorstellungen das eindrucksvolle Symbol des Salzbundes. Sie tupften mit den Schwurfingern in Salz, um den Eid unverbrüchlich zu gestalten.



262. Weidspan aus St. Antonien (Prätigau). Er verzeichnet die Allprechte der einzelnen Genossen. (Schröder, a. a. D.)



263. Sühnekreuz im Heidelberger Stadtwald.
(Aufnahme: Alfred Koch.)

Von je bestand ein Bedürfnis, die Geschehnisse des Gemeinschaftslebens, insbesondere auch die Regelung von Unrecht öffentlich sichtbar zu machen; auf's Beste entsprachen dem die Sühnkreuze an den Stellen, wo Mordtaten geschehen waren. Sie dienten der Befriedung, dem Seelenheil des Erschlagenen, waren aber auch für das Volksgewissen die beruhigende Gewähr, daß eine Untat schließlich nicht ungefühnt blieb (Abb. 263).

Der Richter von Marchtrenk in Oberösterreich, J. Köpinger, der zu Beginn des 18. Jahrhunderts dort wirkte, war gewiß ein kluger Menschenkenner. Jedenfalls war das Strafgerät (oder besser wohl Drohmittel), das er im Jahre 1702 herstellen ließ, recht dem Volksdenken angepaßt. Es ist die „Wiege der Alten“ oder die „Ehewiege“, die heute im oberösterreichischen Landesmuseum zu Linz zu sehen ist (Abb. 265): eine Wiege im

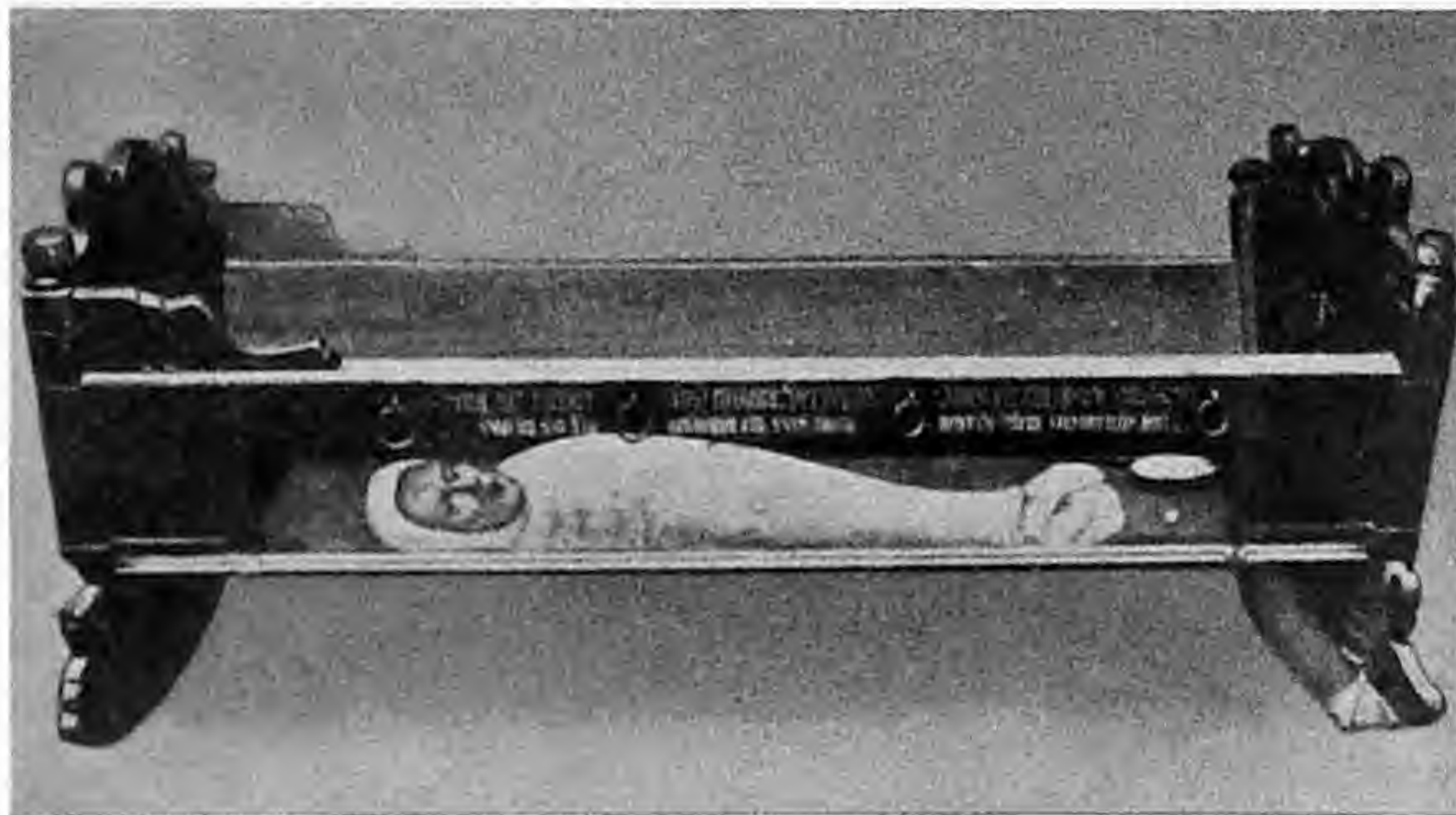
Außmaß für Erwachsene; an der einen Seite ist ein Mann, an der anderen Seite eine Frau als Wickelkind gemalt. Dabei stehen die Spottverse:

Ach, wie geht's mir armen Mann,
Diesen Spott ich nicht genug betrauern kann,
Daß ich hier lieg gewindelt ein,
Will doch dabei geduldig sein.

Seht, ihr Weiber, und kommt herbei,
Was dieses für ein Spott uns sei,
Daß ich hier lieg gefätschelt ein,
Daß noch wird mein Erlabnuß sein.

(Zu den Füßen der weiblichen Figur ist eine Pfanne mit Kindsbrei gemalt.)

Es sollten also unverträgliche Eheleute zur Strafe hier eingebündelt und gewiegt werden. Gewiß hat schon



265. Wiege der Alten, 1702. Marchtrenk, Oberösterreich.



264. Schandkrone vom Landgericht Trostberg BA Traunstein-Land. Kappe aus schwarzem Tuch mit Zöpfen, Ohrenlappen, vier Bügeln aus Stroh, zwischen denen eine Biehglocke hängt. Auf der Kappe ausgeschnittene Blätter von einem Kartenspiel. Länge 106 cm. Bayerisches Nationalmuseum.

das Vorhandensein dieses Gerätes besänftigend gewirkt, denn wer wollte sich so schmähsch behandelt dem Gespötte der Mitbürger aussetzen?

Der Schandzopf (Abb. 264) für gefallene Mädchen ist ein sehr empfindliches Strafmittel gewesen.

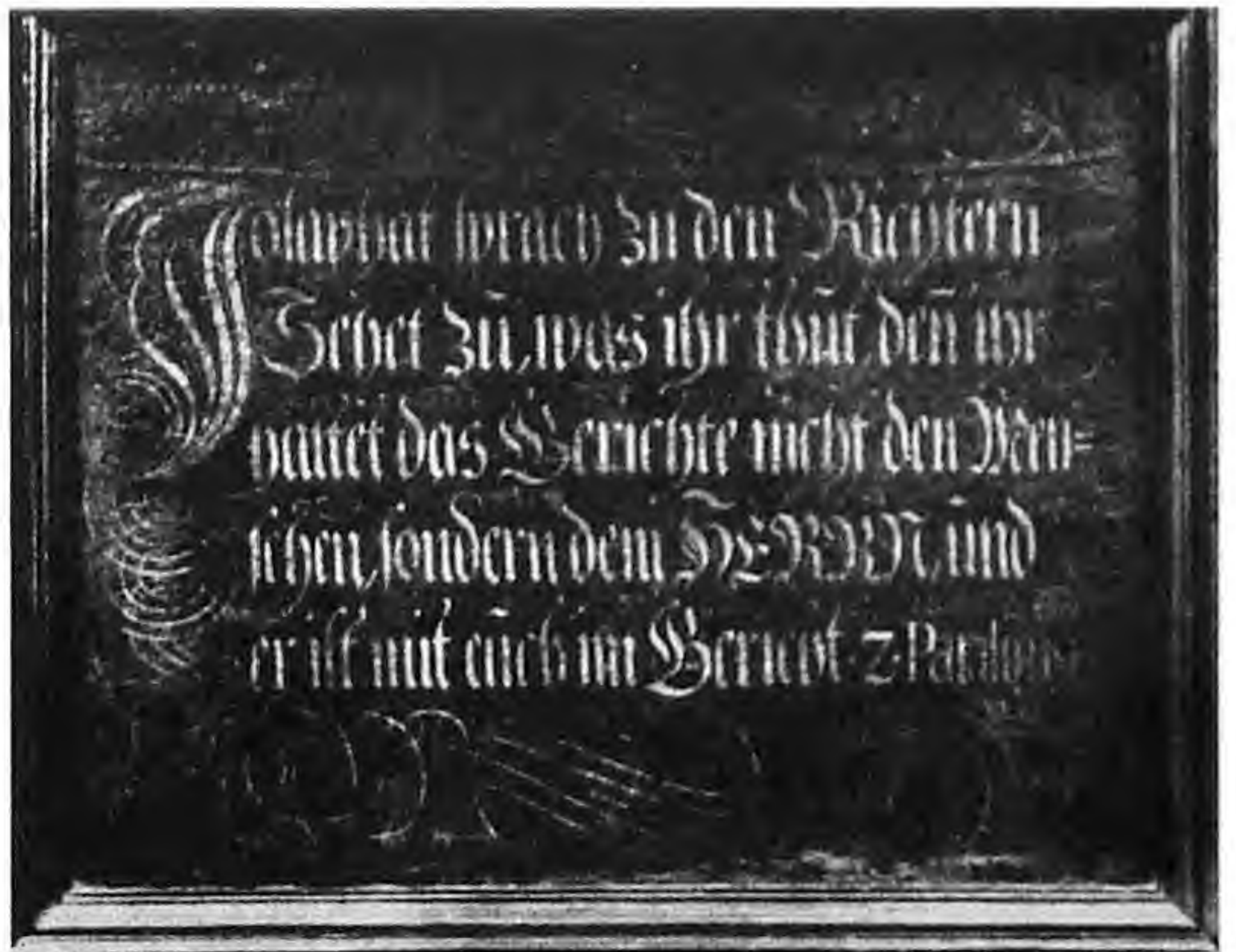
Schon das bloße Vorhandensein gewisser Denkmäler und Gegenstände ist ein Teil der Rechtspflege; nämlich in dem Sinne, daß



Femgericht im Freien; Bank, Tisch mit Gerichtsschwert.
Freigraf mit zwei Femschöffen.

15. Jahrhundert. Handschrift im Soester Stadtarchiv.
Das Femegerichtsbild des Soester Stadtarchivs. Hsg. Karl v. Amira, Leipzig 1927.

ihr Anblick warnend und abschreckend wirkt. Auch wenn jemand vielleicht selbst noch nie eine Hinrichtung am Galgen oder eine Ausstülpung am Pranger mitangesehen, so war ihm durch die gegenwärtige Anschauung und die Berichte von Augenzeugen der Ernst der Strafe geläufig. Unterstützt wurde die lebendige Vorstellung noch durch die aus schmückende Sage. Mahnende und warnende Denkmale waren die Sühnkreuze. Deutliche Warnungen stellten ferner die Meineidstafeln vor, die den Eid auslegten, z. B. die drei Schwurfinger als Dreieinigkeitsdeuteten und gleichzeitig entsetzliche Beispiele von Meineidsfolgen berichteten. Hier reißen sich an die Gerechtigkeitsbilder, z. B. mit dem geschundenen Richter Sisebut, und die Gerechtigkeitsprüche in den Gerichtsstuben und Rathäusern, die Richter und Schöffen an Gottes Gericht am jüngsten Tag erinnerten, wie z. B. das im Rathhaus zu Belzig (Abb. 266).



266. Schrifttafel im Rathaus zu Belzig. (Deutsche Volkskunst. Band Brandenburg.)

Im Verfahren der Folter bildete das Zeigen und Erklären der Foltergeräte die Einleitung, die sog. Territion; sie genügte häufig schon, um vom Befragten das gewünschte Geständnis zu erlangen. Daß freilich manche Stücke in heutigen Sammlungen in Folterkammern nur dem Gruselbedürfnis von besuchenden Fremden dienen, wissen wir, seit sich herausgestellt hat, daß die berühmten eisernen Jungfrauen aus Holz sind, also unbrauchbar für die Verwendung, die ihnen die Sage zuschrieb.

Als Warnung in unruhigen Zeiten wurden auch Plakate verwendet, auf denen die fürchterliche Bestrafung von ähnlichen Fällen dargestellt war. Wahrheit und Dichtung mischten sich dabei nur zu leicht. Die übertreibenden Gerichte wurden ohne Bedenken weiter gesteigert, teils um heilsame Angst einzujagen, teils auch, weil das Handbuch der deutschen Volkskunde. Bd. I.



267. Flugblatt auf den niederösterreichischen Bauernaufstand. 16. Jahrhundert. Linz a. d. D. Oberösterreichisches Landesmuseum.



268. Altes Hochgericht bei Murau in der Steiermark. (Aufnahme Nathi Reimer, Murau.)

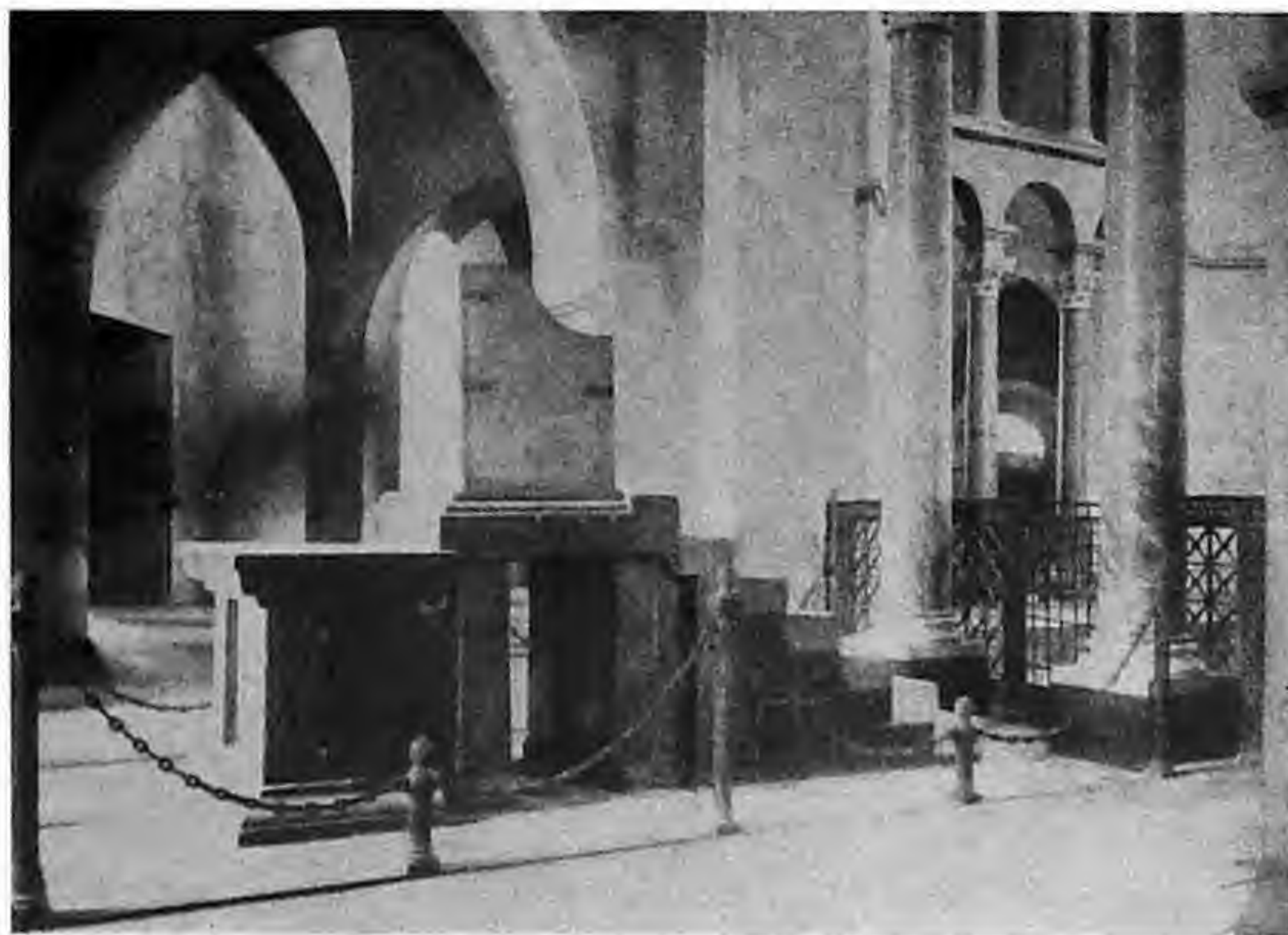
blutigere Plakat besseren Absatz fand. Je gruseliger die Nachricht, desto volkstümlicher war sie, desto mehr fand sie Verbreitung. Dafür ist ein Beispiel das Bild vom Strafgericht über den niederösterreichischen Bauernaufstand, das sich nicht genug tun kann mit abschreckender Darstellung (vgl. Abb. 267). Baum und Pfahl sind geradezu gespickt mit angenagelten Händen und abgeschnittenen Zungen, Köpfe rollen, das Herz wird dem Lebenden aus der Brust geschritten usw.

Die Rechtsdenkmäler, die als Symbole und Mittel der Rechtspflege innerhalb der Volksgemeinschaft dienten, standen im Brennpunkt des Interesses, wenn ein Urteil vollzogen wurde. Aber auch sonst beschäftigte sich der Geist des Volkes mit ihnen. Schon die Errichtung eines Galgens war eine feierliche Angelegenheit, an der fast die ganze Bevölkerung teilnahm: eine Reihe von Zünften, die in bestimmter, streng vorgegebener Weise dabei Hand anzulegen hatten, die wirklich mitzuarbeiten hatten; dann die Behörde, die Musikanten und die Schulkinder, sowie die Menge der Zuseher, die sich das Schauspiel nicht entgehen lassen wollten. Ein Richtspruch wie bei dem Neubau eines Hauses durfte nicht fehlen. War dann das Volks-

fest der Hinrichtung vorbei, so trachteten Abergläubige in den Besitz irgendeines dabei verwendeten Gegenstandes zu gelangen; denn ein Stück der Galgenkette, des Henkerstricks, ein Handschuh des Scharfrichters oder auch Teile der Leiche galten als glückbringend, ebenso wie das Armenjünderblut und das Henkerschwert. Ja selbst für den Bullen war es nützlich, sich am Galgen zu reiben. Außerdem aber war das aufgerichtete Hochgericht der augenscheinlichste Beweis für die Gerichtsgewalt; ein stolzes Hoheitszeichen also gegenüber Nachbarn und Untertanen; ein Drohzeichen der Verbrechervelt gegenüber. So kommt

es, daß der Galgen nicht nur in Sagen und Liedern, sondern auch heute noch in volkstümlichen Redensarten, und selbst im Kinderspiel, fortlebt, obwohl nur wenige Steingalgen sich — als Ruine — in die Gegenwart herein erhalten haben. Siehe den Murauer Galgen in Abb. 268.

Überhaupt sind so manche Wahrzeichen des Rechts Gegenstand von Volkssage und Aberglaube. Wieviel Sage und Brauchtum knüpft sich an alte Grenzsteine und Gerichtslinden, ja ist von den Gerichtsbäumen auf andere übertragen worden. Und es ist selbstverständlich, daß



269. Karls des Großen Kaiserstuhl im Dom zu Aachen.



270. Karl der Große. Statue am Grossmünster zu Zürich.

die fromme Scheu des Volksglaubens nicht haltmachte bei dem Heiligtum des Kaiserthrones im Aachener Dom: Unter dem Thronessel Karls des Großen (Abb. 269) durchzukriechen galt als heilsame Handlung.

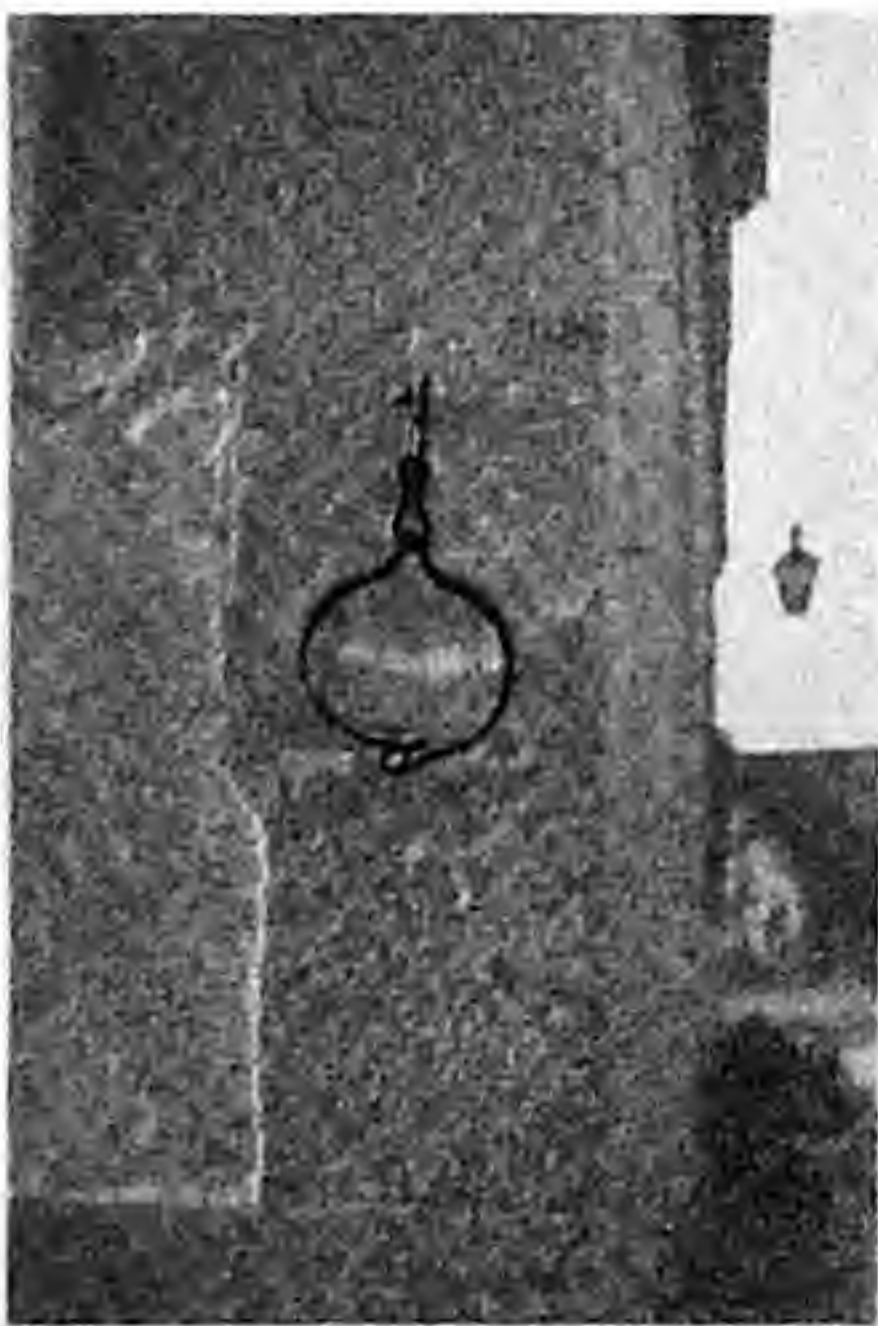
Raum ein zweiter Herrscher hat in vergangenen Jahrhunderten dieses Ansehen als Schöpfer und Schützer des Rechts gehabt wie Karl der Große. In vielen Sagen bewahrt ihm das Volk ein dankbares Gedächtnis. Die Femgerichte Westfalens beriefen sich geradezu auf ihn wie die Haberfeldtreiber Bayerns, wie der Sachsenspiegel und die friesischen Rechtsfrage. Dementsprechend wird er gerne mit dem Gerichtsschwert dargestellt. Siehe das Steinbild am Grossmünster in Zürich, Abb. 270.

Sage und Dichtung haben die Femgerichte im Laufe der Zeit mit üppigster Phantasie ausgeschmückt; wie wenig davon entspricht den Tatsachen! Es gab keine Gerichte in Höhlen, sondern an offener Heerstraße (einzelne Freistühle sind noch heute zu sehen); es gab keine verummten Richter: eine Soester Handschrift bewahrt uns glücklicherweise ein authentisches, farbiges Bild einer Femgerichtssitzung. Siehe unsere Farbentafel XI. Drei bäuerliche Männer sitzen an einem schlichten Holztisch, auf dem das Richtschwert liegt.

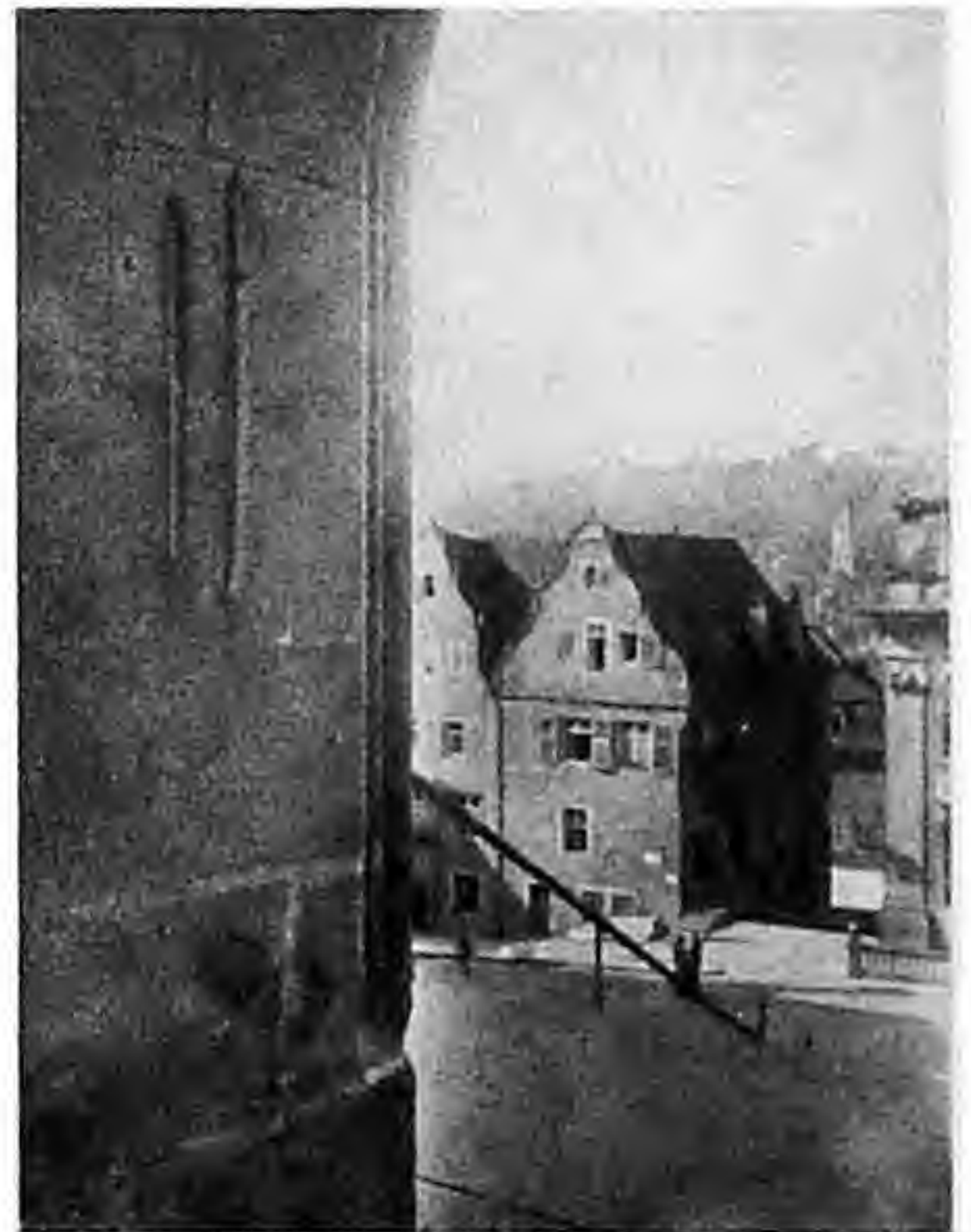
Der Pranger, der dem Vollzug der Ehrenstrafe und auch der Prügelstrafe diente, war dem gemäß ein sehr geläufiges Richtgerät. Er hat kaum einem älteren Gerichte gefehlt; zahlreiche haben sich bis heute erhalten, wenn sie auch längst außer Gebrauch gekommen sind. In der einfachsten Form genügte ein Halseisen oder Halsband am Rathause (vgl. Abb. 272), an der Kirche oder Friedhofsmauer. Daß der Pranger auch wie eine Haft wirkte, zeigt am deutlichsten die Abart des Prangerkäfigs, wie



271. Ketterhäuschen. Leutschau, Bips. (Aufnahme: Heinrich Grund.)



272. Pranger in Biberehren an der Tauber. (Aufnahme: Effe Frh. v. Rönberg.)



273. Maße an der Michaeliskirche in Schwäbisch-Hall. (Aufnahme: Wolfram Frh. v. Erffa.)



274. Längenmaße am Rathause zu Danzig.
(Aufnahme: Staatliche Bildstelle Danzig.)



275. Pranger in Weiten (Niederösterreich).

z. B. das Kettenhäuschen in Deutschau in der Zips (Abb. 273). In der gewöhnlichen Form aber ist der Pranger eine frei stehende Steinjähle; diese bildete nicht selten gleichzeitig den Mittelpunkt des Marktverkehrs, ersetzte also gewissermaßen das Marktkreuz. So trägt die Prangerjähle dann mit Recht auch das Marktschwert, die Marktglocke oder ein Normalmaß, das für gewöhnlich seinen Platz irgendwo am Rathaus oder der Kirche fand (Abb. 273—275).

Auf unzähligen zeitgenössischen Darstellungen tritt uns der Block entgegen; er war, so scheint es, das verbreitetste Gerät der Rechtspflege. Als Strafwerkzeug war er dem Pranger verwandt, doch diente er ebenso zum Vollzug der Haft. Seine Volkstümlichkeit zeigt sich uns vielleicht am besten in der Regensburger Schlüsselnscheibe (Abb. 276) oder in der eisernen Motivfigur des heiligen Leonhard, des „bairischen Herrgotts“. Da er Patron der Gefangenen war, wurde er auch selbst als Gefangener im Stöcke dargestellt (Abb. 278 aus dem Salzburger Volkskundemuseum).

In der Schweiz gab es eine bestimmte Art des Blockes, bei dem man derart eingeklemmt wurde, daß der Hintere aus einer Öffnung hervorragte und den Umstehenden zum Prügeln preisgegeben war. Das



276. Scheibe zum Franzschießen vom 25. IV. 1798. (Das Regensburger Rathaus.)

hieß der Schmeizkasten. Die gewisse Rauffstellung, die unsere Schulbuben Schwißkasten nennen, könnte eine Erinnerung daran sein (vgl. Abb. 277).



278. St. Leonhard im Stod. Motivgabe. Volkskundemuj. Salzburg.



279. Hamburger Scharfrichterpfennig des Dietrich Rabemann, 1568. Museum f. Hamburgische Geschichte.

War schon die Ausstellung eines Freblers am Pranger oder Bloß eine Angelegenheit, die viele Nachbarn und Neugierige auf die Beine brachte, wie viel mehr mußte das ganze Volk in Aufregung versetzt werden, wenn eine hochgestellte Persönlichkeit in ein Rechtsverfahren verwickelt wurde; so z. B. als die Kaiserin Kunigunde durch den Gang über glühende Pflugscharen im Gottesurteil ihre Unschuld bewies (Taf. XII).

Die Gebrauchsgegenstände des Rechtslebens verraten so mancherlei von Zeit und Ort ihrer Entstehung. Die Bedeutung, die man ihnen beimaß, erkennen wir aus der sorgfältigen, ja kunstvollen Arbeit, die ihnen gewidmet wurde. Daß Hoheitszeichen wie Szepter, Siegel, Fahnen, Dienerschilde (vgl. Abb. 280) usw. mit Aufwand von Kunst und aus wertvollem Stoffe hergestellt wurden, versteht sich von selbst. Wir finden aber gediegene Handwerksarbeit und geschmackvolle Ausführung sogar bei Foltergeräten, bei Henkerschwertern und bei Kennmarken für Bettler (Abb. 281) und Handwerksburschen (Abb. 284). Wenn z. B. eine eiserne Bürgbirne (im bayerischen Nationalmuseum)



277. „Schwißkasten“. (Aufnahme: Euse Freudenberg.)



280. Dienerschild. München, Städt. Museum.



281. Bettelmarke mit dem Zeichen des Regensburger Almosenamts. Zum Annähern an Kleidung und Gut ist die Marke durchlöchert. (Das Regensburger Rathaus.)

geradezu künstlerisch geätzt und mit hübschen Figuren verziert ist, so sehen wir daraus, daß ein handwerkstolzes und geschmackssicheres Zeitalter auch Gegenstände, die bitterem Ernste dienten, sozusagen mit liebevoller Sachlichkeit handwerksgerecht verfertigte. Und beim reichverzierten Schwerte des Scharfrichters mögen mehrere Um-



282. Regensburger Brüdenzollmarke. (Das Regensburger Rathaus.)



283. Regensburger (Markt-) Schrannenzeichen mit Schaft und Strichholz. (Das Regensburger Rathaus.)

stände zusammengewirkt haben: Der Standesstolz des einsamen und gemiedenen Henkers, der Wert darauf legte, daß das Werkzeug und Zeichen seines Berufs sich durch sinnvollen Spruch und bezugreiches Bild sehen lassen konnte unter den anderen; religiöse und moralische Erwägungen kamen dazu; daher die frommen Sprüche, die heiligen und Gerechtigkeitsbilder, die eingeritzt oder graviert waren. Einige Verse klingen wie versöhnliche Entschuldigungen:

Wenn ich das Schwert thu erheben
Wünsch ich dem Sünder das ewige Leben.

Führt ich mit Macht den Todesstreich
Kommt er von Stund ins Himmelreich.

Vielleicht sollten die Inschriften und Verzierungen auch — der Aberglaube spielte ja eine große Rolle — zum Gelingen des Hiebes beitragen.

Wenn in Hamburg lange Jahre der Brauch bestand, daß der Scharfrichter dem ausscheidenden ältesten Richter eine eigens für diese Gelegenheit geprägte Denkmünze schenkte, so sehen wir auch darin einen versöhnlichen, ausgleichenden Zug des alten Rechtes. Das Museum für hamburgische Geschichte bewahrt noch Stücke solcher „Scharfrichterpfennige“; vgl. Abb. 279.

Auß der Schönheit der geschmackvollen Regensburger Ratszeichen, wie sie für die verschiedensten Zwecke im Gebrauch waren, spricht nicht nur das hervorragende Können ihres Herstellers, sondern auch der Stolz der blühenden Stadt. Es gab Zahlmarken für Anwesenheit bei den Ratsitzungen



284. Regensburger Zeichen für Handwerksburschen. Müller, Bäcker, Wagner, Seiler, Schlosser, Loderer. (Das Regensburger Rathaus.)

und Zeichen zum Ausweis für allerlei Berechtigungen. So z. B. zum Holzfällen, Ahrenlesen, Hausieren, Betteln (Abb. 281); ferner Quittungsmarken für Maut-, Zoll-, Markt-, Waage- und Ladegelder (Abb. 282, 283, 285); immer war ein entsprechendes Sinnbild darauf angebracht. Die Hochzeitszeichen trugen die ineinandergelegten Hände, die Totenzeichen gekreuzte Knochen usw.; es konnte also auch ein Schriftloser Bescheid wissen (vgl. Abb. 287). Und wenn ein wandernder Handwerksbursche beim Eintritt in



285. 286. Marken des Regensburger
Maut- (Zoll-) Amts.

(Das Regensburger Rathaus.)

287. Regensburger
Totenzeichen (Wahre).

die Stadt ein so schönes, sinnreiches Erkennungszeichen bekam, so erleichterte dieser Brauch nicht nur die Überwachung, sondern gab auch ihm eine Vorstellung von den Anforderungen der großen Stadt hinsichtlich Ordnung und Güte der Arbeit. Er merkte, daß nur der Tüchtige Aussicht habe, sich hier einzureihen (vgl. Abb. 284).

Das Bedürfnis nach volksmäßiger, sinnfälliger Form wird im Rechtsleben befriedigt durch volkstümliche, oft poetische Fassung der Rechtsätze, Stabreim und Endreim, durch Rechts-
sprichwörter. Das greift aber auch über auf die schriftliche Bekanntmachung von einzelnen Vorschriften und Verboten. Ein Gefühl für Einklang und für Schmuck führt dazu, daß sich einprägsamer Reim und anschauliches Bild zu einem wirksamen Paar verbinden. Selbst die unfreundliche Landesvertreibung der verhassten Zigeuner kleidet sich in diese Form. Der Text einer solchen Zigeunertafel lautet (Neue Heidelberger Jahrbücher 1933, S. 150):

Loß ihr Zigainer, Auß dem Landt thuet weichen,
Achier bleibt keiner Sonst wird man euch außstreichen.

Siehe auch die Abb. 288, die Zigeunertafeln aus dem Museum in Nördlingen, aus dem 18. Jahrhundert. Daß dabei auch heute noch der Humor zur Geltung kommen kann, lehrt das Beispiel der Nördlinger Hodersteuerquittung aus der Gegenwart (Abb. 289).

Der Unmut über den säumigen Schuldner entlud sich in Schmähschrift und Schandgemälde von bisweilen künstlerischer Form, die unter Umständen wie eine parodistische Umkehrung einer Ehrenurkunde, eines Wappenbriefes wirkt; manchmal aber wie eine moderne politische Zeitungsskarifatur.

Vielleicht ist aber nichts geeigneter, den Unterschied aufzuweisen zwischen volksgemäßer Formfreude und neuer Sachlichkeit, als der Gegensatz einer Humortafel aus dem oberösterreichischen Landhaus aus dem Jahre 1520 (öfters erneuert, Abb. 290) und der nüchternen Inschrift „Jede Verunreinigung und Lärm verboten“, die gegenwärtig an der gleichen Stelle angebracht ist.

Der Volksbrauch verleiht dem bisweilen nüchternen Rechtsgeschäft einen besonderen Gemütswert, indem



288. Zigeunertafel. 18. Jahrhundert.
Schloß Harburg. Nördlinger Museum.
(Zeitschrift für Volkskunde 1911.)



289. Hodersteuerquittung. Nördlingen.



290. Hymortafel von oberösterreichischem Landhaus, 1520. Museum Linz. (Aufnahme: Sponner.)

Eheschließungsformen verschöneren und sinnvoller gestalten. Zum Beispiel schon, wenn das papierne Ehe-

aufgebot des Standesamtes von den Brautjungfern mit Blumen, Kranz und Schleifen verziert wird,

wie es auf dem Lande vielfach Sitte ist (vgl. Abb. 292).

Die Stadt Basel hat in vorbildlicher Weise die Ehever-

kündungstafel mit einer künstlerischen Bilderreihe dauernd

geschmückt (Abb. 291), ein hübsches Beispiel städtischer Volks-

tumspflege. Das Wiener Museum für Volkskunde verwahrt

einen „Handstreich“, d. h. zwei ineinandergelegte Hände,

die bei der Verlobung über den Tisch gehängt wurden

(Abb. 293, Aufnahme des Museums). Ungemein zahlreich

und bunt sind die Hochzeitsbräuche und Scherze am Polter-

abend und Hochzeitstag, mit der Brautkrone, Brautschleier,

Brautkammer Schlüssel usw. (Abb. 294).

Nach dem älteren Rechte hatte nur der freie Verfügung

über sein Vermögen, vor allem über Grundstücke, der noch

bestimmte Proben seiner körperlichen Rüstigkeit ablegen

konnte. Insbesondere hielt sich der Brauch im Bauernstande

und im Adel. Der Bauer mußte noch den Pflug führen

können, der Ritter mußte ohne fremde Hilfe gewappnet

ein Pferd besteigen und ein Stück reiten können. Unsere

Abb. 295 stammt aus der Beschreibung einer schlesischen Reise

vom Jahre 1775. Der Erzähler hatte da zufällig Gelegen-

heit, den feierlichen „Vorritt“ eines adeligen Greises zu

sehen, der vor einer großen, festlichen Gesellschaft stattfand.

Zum Schluß mag noch auf eines hingewiesen wer-

den: Für Volksbrauch und Rechtsbrauch ergibt sich oft



291. Aufgebotstafel am Standesamt in Basel. (Aufnahme: Jrmhild Freiherr v. Künßberg.)

allerlei volkstümliches Rankenwerk zu den Rechtsformen

hinzutritt. So, wenn Hochzeitsbräuche die gesetzlichen

formen verschöneren und sinnvoller gestalten. Zum Beispiel schon, wenn das papierne Ehe-

aufgebot des Standesamtes von den Brautjungfern mit Blumen, Kranz und Schleifen verziert wird,

wie es auf dem Lande vielfach Sitte ist (vgl. Abb. 292).

Die Stadt Basel hat in vorbildlicher Weise die Ehever-

kündungstafel mit einer künstlerischen Bilderreihe dauernd

geschmückt (Abb. 291), ein hübsches Beispiel städtischer Volks-

tumspflege. Das Wiener Museum für Volkskunde verwahrt

einen „Handstreich“, d. h. zwei ineinandergelegte Hände,

die bei der Verlobung über den Tisch gehängt wurden

(Abb. 293, Aufnahme des Museums). Ungemein zahlreich

und bunt sind die Hochzeitsbräuche und Scherze am Polter-

abend und Hochzeitstag, mit der Brautkrone, Brautschleier,

Brautkammer Schlüssel usw. (Abb. 294).

Nach dem älteren Rechte hatte nur der freie Verfügung

über sein Vermögen, vor allem über Grundstücke, der noch

bestimmte Proben seiner körperlichen Rüstigkeit ablegen

konnte. Insbesondere hielt sich der Brauch im Bauernstande

und im Adel. Der Bauer mußte noch den Pflug führen

können, der Ritter mußte ohne fremde Hilfe gewappnet

ein Pferd besteigen und ein Stück reiten können. Unsere

Abb. 295 stammt aus der Beschreibung einer schlesischen Reise

vom Jahre 1775. Der Erzähler hatte da zufällig Gelegen-

heit, den feierlichen „Vorritt“ eines adeligen Greises zu

sehen, der vor einer großen, festlichen Gesellschaft stattfand.

Zum Schluß mag noch auf eines hingewiesen wer-

den: Für Volksbrauch und Rechtsbrauch ergibt sich oft



292. Aufgebotstafel in Meinsen, Kr. Bückeburg-Land. (Aufnahme: Precht.)

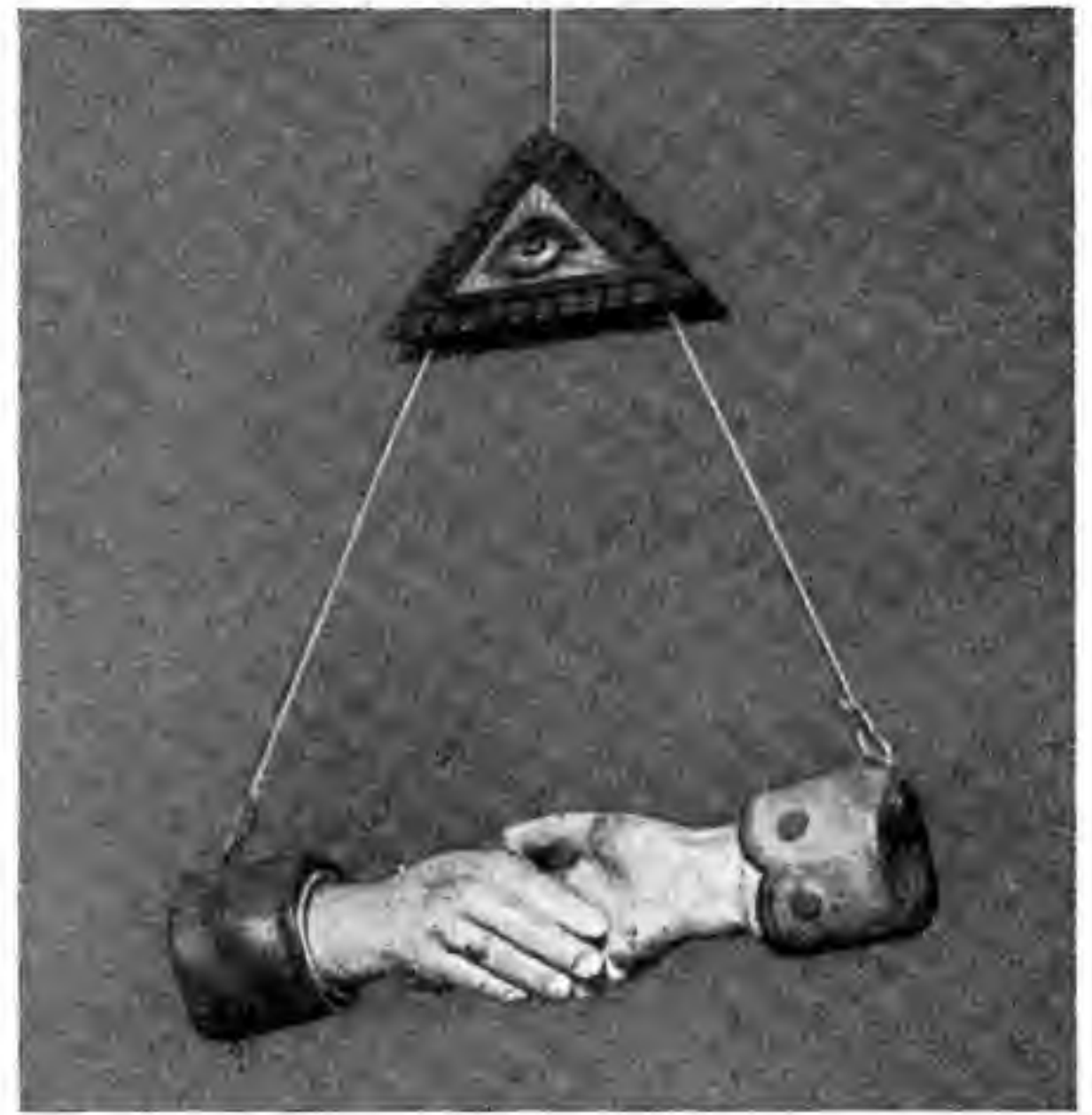


Pflugscharengang (Gottesgericht) der Kaiserin Kunigunde auf dem Bamberger Domplatz
Deutsche Zeichnung aus dem 15. Jahrhundert. London, British Museum

von selbst der nämliche Schauplatz; schon aus diesem Grunde ist wechselseitige Einwirkung beider möglich und gegeben. Die uralte Linde, die so viel Geschehnisse des Ortes miterlebt, unter deren weitem schützendem Blätterdache das Gericht sitzt (vgl. Abb. 296), sie sieht auch mancherlei anderes Zusammentreffen zur Pflege nachbarlichen Gemeinschaftslebens und geselligen Brauches, bis herunter zum Kinderspiel. Das Rathaus dient häufig auch als Tanzhaus und Hochzeitshaus, gerade so wie die Zunft- und Gildehäuser. Ja, selbst die offene Straße sieht im bunten Wechsel des Alltages fröhliches Festtreiben eines Volksbrauches und die ernste Würde eines wichtigen Rechtsvorganges. Der Flurname „Nürnberger Gericht“ (vgl. Abb. 297) erinnert den Kundigen daran, daß in dieser Weise kleine Fleckchen Erde benannt wurden, die sich die Nürnberger kauften, wenn es galt, ein strenges Standgericht über Straßenräuber abzuhalten. So können manchmal nur noch die Namen von Ortlichkeiten, und gerade sie, uns aus der Rechtsgeschichte oder vom Volksbrauch der Heimat erzählen.

Quellen und Schrifttum.

Quellen: Eine unerschöpfliche Fundgrube sind Jakob Grimm, Deutsche Rechtsaltertümer, 4. vermehrte Ausgabe, besorgt durch Andreas Heusler und Rudolf Hübner 1899. Dazu: Weistümer, gesammelt von J. Grimm 1840—78. — Österreichische Weistümer 1870 ff. — Weistümer der Rheinprovinz 1900 ff. — Württembergische ländliche Rechtsquellen 1910, 1922. — Hardt,



293. Verlobungszeichen über dem Wirtshaustisch aus Steyr (Oberösterreich). Wien, Museum für Volkskunde.



294. Brautführer mit Brautkammerschlüssel. Oberbayern. (Aufnahme: Euse Freudenberg.)



295. Geharnischter Ritter beim Vorritt. 25. XI. 1777. (Aus Jean de Bernoulli, Sammlung kurzer Reisebeschreibungen 1781—85.)



296. Unter der großen Linde bei Neuenstadt am Kocher. (Aufnahme: von der Trappen.)

deutsche Volkskunde 1 (1934), 552 ff. — Rechtsbrauch und Kinderspiel; Sitzungsberichte der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 1920. — Schwurfingerdeutung und Schwurgebärde; Zeitschrift für schweizerisches Recht 39 (1920), 584 ff. — Flurnamen und Rechtsgeschichte; Zeitschrift für Rechtsgeschichte, germanistische Abteilung 64 (1931), 93 ff. — Rechtsverse; Neue Heidelberger Jahrbücher 1933, S. 89 ff. — Die Straße im altdeutschen Recht; Die Straße 1935.

Schwerin, v., Volkskunde und Recht; Die Volkskunde und ihre Beziehungen zu Recht, Medizin, Vorgeschichte 1928. — Steller, Volkskunde und Rechtskunde; Zeitschrift für Volkskunde 1933, S. 117 ff.



297. Die krumme Kiefer am ehemaligen Nürnberger Gericht bei Biegentfeld. (Aufnahme: Eschenhagen.)

Luxemburger Weistümer 1870. — Sammlung schweizerischer Rechtsquellen 1898 ff. — Münßberg, v., Deutsche Bauernweistümer 1926. — Stadtrechte sind verzeichnet in Schröder u. v. Münßberg, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 7. Aufl. 1932. — Zum sprachlichen Verständnis der Quellen: Deutsches Rechtswörterbuch, hrsg. von der Preuß. Akademie der Wissenschaften 1914 ff.

Schrifttum: Münßberg, v., Rechtsgeschichte und Volkskunde, Jahrbuch der historischen Volkskunde 1 (1925), S. 65 ff. — Hühnerrecht und Hühnerzauber; ebenda S. 126 ff. — Rechtliche Volkskunde; Handwörterbuch der Rechtswissenschaft 4 (1926), 647 ff. — Volkskunde und Recht; Spamer, Die

Amira, v., Der Stab in der germanischen Rechtssymbolik; Abhandlungen der bair. Akademie der Wissenschaften 1909. — Angßmann, Der Henker in der Volksmeinung 1928. — Bad, Der Frohtanz in Langenburg; Mitteilungen zur Geschichte des Osterlandes 1 (1895), 21 ff. — Bartsch, Der Räuberhauptmann Grafel in den amtlichen Berichten und in der volkstümlichen Überlieferung; Monatsblätter des Vereins für Landeskunde in Niederösterreich 23 (1924), 20 ff. — Becher, A., Frauenrechtliches in Brauch und Sitte 1913. — Fehr, Das Recht in der Dichtung 1931. — Fehrle, Deutsche Feste und Volksbräuche 1916. — Freudenthal, Das Feuer im deutschen Glauben und Brauch 1931. — Frey, Der Lambrechtter Weißbod; Pfälzisches Museum 1931, 233 ff. — Gebauer, Der Hildesheimer Markgrafeneritt; Niedersachsens 1912, 94 ff. — Goerliß, Th., Ursprung und Bedeutung der Rolandsbilder 1934. — Graber, Der Eintritt des Herzogs von Kärnten am Fürstenstein zu Kärnburg; Sitzungsberichte der Wiener Akademie der Wissenschaften 1919. — Hardung, Vorladung vor Gottes Gericht 1934. — Hoffmann-Kraher, Knabenschaften und Volksjustiz in der Schweiz; Schweizerisches Archiv für Volkskunde 8. — Hommer, Haus- und Hofmarken 1870. — Lehmann, Parodien im Mittelalter 1922. — Ludwig, D., Richter und Gericht im deutschen Märchen 1935. — Madensen, Henkersmahl und Johannesminne; Zeitschrift für Rechtsgeschichte, germanistische Abteilung 57 (1924), 318 ff. — Madfeld, Der Wachtanz zu Selbold; Hessische Blätter für Volkskunde 16 (1917), 60 ff. — Mailly, Deutsche Rechtsaltertümer in

Sage und Brauchtum 1929. — Meisen, Nikolauskult und Nikolausbrauch im Abendlande 1931. — Meher, Herbert, Das Handgemal 1934. — Reide, E., Das Nürnberger Gericht; Nürnberger Zeitung 1933, Illustrierte Beilage Nr. 30 ff. — Renger, Hinrichtungen als Volksfeste; Süddeutsche Monatshefte 10 (1915), 8 ff. — Schröder, Edward, Brautlauf und Tanz; Zeitschrift für deutsches Altertum 61 (1924), 17 ff. — Schröder u. v. Rünßberg, Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte, 7. Aufl. 1932, S. 1027 ff. — Schuster, Der Seligenstädter Geleitslöffel; Hessische Chronik 1 (1912), 235 ff. — Sieber, Volksbelustigungen bei Kaiserkrönungen; Archiv für Frankfurtsche Geschichte 11 (1913), 1 ff. — Strubbe, Toponymie en Rechtsgeschiedenis; Mededeelingen uitgegeven door de vlaamsche topon. vereeniging te Leuven 8 (1932), 22 ff. — Unger, Das Osterlaufen in Steiermark; Zeitschrift für Volkskunde 6 (1896), 424 ff. — Voltolini, v., Der Bericht über die Rechte des Herzogs von Kärnten; Gedächtnisschrift v. Below 1928, 95 ff. — Waehler, Das Erfurter Gericht als Flurbezeichnung; Mitteilungen des Vereins für die Geschichte von Erfurt 48 (1932), 25 ff. — Wohlhaupter, Altes Recht in Volkslage und Volksbrauch unserer schwäbischen Heimat; Das Schwäbische Museum 9 (1933), 41 ff.

Gruß und Gebärden.

Von Dr. Ernst Grohne,
Direktor des Focke-Museums, Bremen.

Das Grüßen hat als der vielleicht sinnfälligste Ausdruck vollhaften Gemeinschaftslebens selbst in unserer vom hastigen Gebaren der Großstädte stark beeinflussten Zeit nur verhältnismäßig wenig von seiner gefühlsmäßigen Ursprünglichkeit, brauchhaften Lebendigkeit und volkstümlichen Sinnbildlichkeit eingebüßt. Ehrwürdige Grußworte aus altgermanischer Zeit gehen uns heute noch mit erfreulicher Frische über die Lippen (Willkommen) oder werden auf Grund einer echten, völkischen Begeisterung wieder in lebendigen Umlauf gebracht (Heil).

Den Gebärden ist eine ähnliche Dauerhaftigkeit und Unentbehrlichkeit beschieden. Als eine sinnbildliche, menschliche Zeichensprache von willkürlicher und unwillkürlicher Art sind die Gebärden nach der körperlichen wie geistigen Seite hin dem Leben so lange verbunden, als es Menschen geben wird, die je nach ihrer seelischen Verfassung und rassischen Anlage reden, rufen, schreien, seufzen, klagen, weinen, lachen, jauchzen, lieben, verhöhnen, verabscheuen, hassen, fluchen und segnen. Dabei ist diese Gebärdensprache wohl das Urstümlichste und Ursprünglichste, das wir aus nebelgrauer Vor- oder Tiermenschenzeit in den heutigen Kulturzustand überkommen haben. In nicht wenigen unserer heutigen Gebärden überwiegt das Naturhafte und Triebhafte über das kulturell Beeinflusste, Anerzogene oder gar neu Gebildete. Weit liegt entwicklungsmäßig das Gebärdenspiel vor der Sprache und den gesprochenen Grußworten.

Wohlvertraut ist uns allen aus eigenem Brauchtum die Tatsache, daß zu jeder gesprochenen oder gerufenen Begrüßung eine „entsprechende“ Ausdrucksbewegung des Kopfes, der Hände und sonstwie des Körpers gehört, die das Grußwort versinnbildlicht, unterstreicht und die unter Umständen von derartig sinnfälliger Eindruckskraft sein kann, daß die gesprochenen Grußformeln selbst zu einer nebengeordneten Erscheinung herabsinken.

Um das Wesen des Grußes zu begreifen, müssen wir uns in die Urzustände unseres Volkes hineinzuversetzen versuchen, soweit sie überlieferungsmäßig zu erfassen sind. Von heute bis zu der frühesten Stufe unserer Kulturentwicklung lassen sich längsschnittlich zwei grundsätzlich verschiedene Grußarten feststellen, und zwar einerseits die Begrüßungen unter Menschen, die sich kennen, d. h. unter Sippengliedern, Freunden und Nachbarn, und andererseits die Grußsitten zwischen sich fremd gegenüber tretenden Menschen. Hat der vertrauliche Gruß etwas an sich von der naturgebundenen Selbstverständlichkeit der Liebe von Eltern zu Kindern bzw. von diesen zu jenen und von der aus Gemeinschaftsnöten geborenen Zuneigung, die die



298. Grüßende Edelfrau. Sie hält den linken Arm hoch, da sie die rechte Hand zum Raffen der schweren Gewandstoffe benötigt.
Holzschnitt aus Dichtenbergs Prognosticatio 1530.

Auf diese Grüßeinleitung durch Frage nach Name und Herkunft stoßen wir auch häufig in den nordischen Sagas (Stroebe 204). Bei dem sich gegenseitigen Ausfragen, das in unserem gesellschaftlichen Sichvorstellen weiterlebt, stand man aus wohlberechtigten Gründen der Selbsterhaltung vorerst in einer Entfernung von etwas über Speerwurfweite einander gegenüber, weshalb die Unterhaltung laut geführt werden mußte. Bemerkenswerterweise wird denn auch im Gotischen unser Wort Gruß mit *goleins* bezeichnet, ein Wort, das dem althochdeutschen *galan* = laut rufen (neuhochdeutsch *gellen*) entspricht. Die ursprüngliche Bedeutung von Grüßen (ahd. *gruozan*, af. *grotian*, afries., angels. *grētan*) liegt gleichfalls in dieser Richtung, sie lautet rufen, anrufen, an jemanden herantreten (Stroebe 205). Nach der urtümlichen Wortbedeutung stellte der Gruß in seinen einleitenden Formen vorerst eine nach der Seite des Krieges oder Friedens unentschiedene Handlung dar; man möchte sogar für die ganz frühen Verhältnisse etwas mehr Kämpferisches wie Friedfertiges bei ihm vermuten. Jedenfalls stand es bei der urgermanischen Begrüßung im wahrsten Sinne des Wortes auf des Messers oder Schwertes Schneide, ob sie in Freundschaft oder Feindschaft enden werde, so wie es uns im alten Hildebrandslied in wahrhaft erschütternder Weise geschildert wird.

Wenn wir heute mit dem Grußbegriff durchgehends freundliche Gedanken verbinden, so daß Grüßen sozusagen eins ist mit dem Erweisen von Achtung, Wohlwollen oder Zuneigung, so ist gleichwohl zu bemerken, daß dieses Hinneigen zur bejahenden Seite hin keineswegs erst ein Ergebnis unserer angeblich sittlich gehobeneren Zeit ist, sondern sich ebenfalls in der Frühgeschichte der Germanen nachweisen läßt. Das altdeutsche Grußwort, das die bange Ungewißheit der Begegnung nach der freundlichen Seite zur Auflösung brachte, lautete *heil* bzw. *heil wis* (altnordisch *ves heill*), d. h. mögest du unverfehrt sein (Stroebe 197). In seiner gotischen Bibelübersetzung übertrug Wulfila den artverwandten griechischen Gruß *χαίρε* = sei froh! mit *hails*. Der Heilgruß blieb im Mittelalter bis in das 12. Jahrhundert hinein im Umlauf.

Die Friedensverhandlungen bei dem Grußvorgang wurden handlungsmäßig und gebärdenhaft in frühgeschichtlicher Zeit eingeleitet bzw. zum Abschluß gebracht durch Anbieten von Geschenken und Ablegen von Waffen. Für ersteres bietet wiederum das Hildebrandslied einen eindrucksvollen Beleg, Vers 33 ff.:

Want her dō ar arme wuntane baugā, ...

Dat ih dir it nū bi huldī gibū.

Die Waffenablage bekundete in unzweideutiger Weise die friedfertige Gesinnung, darüber hinaus die Unterwerfung unter die Macht des anderen, sofern dieser auf die Wehrhaftigkeit nicht in gleicher Weise verzichtete. Diese besondere Form der Friedensbezeugung begegnet uns bereits in den frühen Entwicklungsstufen der ritterlichen Höflichkeit. Beowulf legte Schild und Speer ab, bevor er vor den König Hrotgar trat (Stroebe 192), und in den altnordischen Sagas wird es als üblich berichtet, daß die Gäste bei dem Eintritt in die Halle die Schilde niederlegten.

Glieder der gleichen Sippe und die Volksgenossen derselben Dorfmark zu verbinden pflegt, so liegen die seelischen Verhältnisse bei der „höflichen“ Begrüßung fremder Menschen untereinander in vieler Hinsicht anders.

Stießen verschiedene Volksteile oder Einzelpersonen, die sich nicht kannten, in jenen Zeiten (vor Einführung des Christentums) zufällig aufeinander, so trug, sofern es nicht gleich zu faustrechtlichem Handgemenge kam, begreiflicherweise die sich nun entwickelnde Begrüßungsszene vorerst mehr die Züge eines sich gegenseitigen Auskundschafens und lauernden Beobachtens in Waffenbereitschaft, und zwar so lange, bis endlich von der einen Seite aus Not und Schwächegefühlen oder aus Edelmut und sonstigen Gründen höherer Gesittung deutliche Anzeichen friedlicher Gesinnung durch Rufe und Gebärden gegeben wurden.

Dieses vorsichtige Ausforschen nach Absicht, Herkunft und Sippe als Einleitung der Begrüßung tritt uns besonders deutlich im altdeutschen Hildebrandslied entgegen, wo es Vers 7 ff. heißt:

Hiltibrant gimahalta, her was hērōro man, ...

her frāgēn gistuont ..., hwer sīn fater wāri, ...

„eddo hwelihhes enuosles dū sīs.“

Wenn heute unsere Offiziere in Innenräumen den Degen oder Säbel abchnallen und den Helm absetzen, so handelt es sich dabei um nichts anderes, als die fast geradlinige Fortsetzung obigen Brauches.

Mit der ursprünglichen Unterscheidung zwischen dem Stärkeren und Schwächeren verquickten sich dann im Laufe des Mittelalters die ständischen Abstufungen zwischen Fürsten, Adligen, Freien und Unfreien. Der Niedriggestellte mußte vor dem Höheren stets waffenlos erscheinen, und dem Unfreien stand überhaupt das Waffentragen nicht zu. Die Waffenablage bei dem urtümlichen Begegnungsgruß bedurfte jedoch, um als aufrichtige Friedensbotschaft Eindruck zu hinterlassen, noch des erläuternden Gebärdenspiels, und dieses bestand in seiner einfachsten und zugleich klarsten Form darin, daß der zum Heilgruß bereite Mann den Speer in die Erde stieß und die freie Rechte erhob zur Befundung der Waffenlosigkeit und der fehlenden Angriffsabsicht, indessen der Schild zur Abwehr eines unerwarteten Gegenstoßes mit der Linken festgehalten wurde. Dieser Heilgruß mit erhobenem

rechten Arm, der seit der nationalen Erhebung von 1933 zum allgemeinen deutschen Gruß geworden ist, darf, so kann man mit Stolz feststellen, als die männlichste und daher edelste Begrüßung unter allen sonstigen germanischen oder arischen Grußformen gelten, offenbart er doch unzweideutig ehrliche Friedensgesinnung und den Verzicht auf Angriff, ohne den Wehrgedanken preiszugeben.

Demgegenüber wurde und wird noch heute das völlige Aufgeben jeglicher Selbstverteidigung und das restlose Sichfügen unter die Gewalt und Willkür des anderen durch das Emporstrecken beider Arme zum Ausdruck gebracht, eine Geste, die nicht wie der Einarmgruß der geschichtlichen Erklärung bedarf, sondern mit unmittelbarer Selbstverständlichkeit einem jeden einleuchtet, daher ihre internationale Verbreitung, z. B. im Weltkrieg bei Kriegsgefangenen und ferner bei polizeilichen Maßnahmen (Hände hoch, hands up!).

Es folgten dann nach diesen Ferngrüßen die gegenseitige Annäherung und Begegnung, aus deren mannigfachen Erscheinungsformen wir wiederum wie oben zwei grundsätzlich verschiedene Begrüßungsarten als Haupttypen herausheben können, nämlich den Gruß der sich gleich stark und gleich berechtigt Fühlenden, der bei noch so freundlicher Gesinnung den Gedanken des Selbstschutzes nicht preisgibt und dem Gruß der völligen Selbstaufgabe bzw. Unterwerfung unter die Macht des anderen. Die erstere Grußform scheint in frühgeschichtlicher Zeit arm an besonderen Ausdrucksgebärden gewesen zu sein, entsprechend den im allgemeinen fargen und besonnenen Benehmen nordischer Menschen. Die heute in diesem Fall allgemein übliche Begrüßung durch Darbietung der rechten Hand, durch Händedruck und Händeschütteln (shake hands) war damals noch nicht üblich (Stroebe 212).

Wenn wir im Geiste die hier in Frage kommenden Gesten nach ihrem Friedfertigungs- und darüber hinaus Demutsgrad mustern, so möchte ich sozusagen als Eingangsgebärde in dieser Reihe das Senken der Waffen nennen. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß das grüßende Neigen des Degens vor Würdeabzeichen und Personen von Rang, wie es heute noch von unseren Offizieren ausgeführt wird, in jener Urgebärde seinen Ursprung hat. In römischer Zeit pflegten ebenso die Viktoren ihre Rutenbündel (fasces) vor den Konsuln, dem Kaiser oder göttliche Verehrung genießenden Bildwerken zu senken (Sittl 154). Diesem Neigen der Waffenspitze schloß sich das Senken des Blicks mit leibseelischem Gleich-



299. Begrüßungsszene im Mittelalter. Die Aufkömmlinge haben die Kopfbedeckung abgenommen. Der Ritter macht vor der Dame, die sich neigt, den Ansat einer Kniebeuge. (Aus der Hunsbühlenschen Nibelungenhandschrift Anfang des 15. Jahrh.) Berlin, Staatsbibliothek.



300. Begrüßung durch Kutabziehen und leichtes Einknicken des Körpers um 1650. Kupfer von Jan Cornelius Wandarrus.

lauf an. Wer sich sicher fühlt und nichts zu fürchten hat, pflegt erhobenen Blicks geradeaus zu schauen, indessen der Schwächere dazu neigt, diesem geraden Blicke auszuweichen und die Augen niederzuschlagen. Der Blicksenkung folgt in naturgegebener Anreihung das Neigen des Kopfes, Beugen des Nackens und Oberkörpers, Einknicken der Knie, Niederknien, Kauern bis zum flachen Sichhinlegen oder Sichhinwerfen als der äußersten Schlußgeste in dieser Gebärdenreihe, die wir auch unter dem allgemeinen Begriff der Selbsterniedrigung zusammenfassen können, eine Bezeichnung, die den Vorgang in mimischer Hinsicht gut abschildert.

Die diesbezüglichen Überlieferungen aus altgermanischer Zeit sind zwar spärlich, aber sie lassen doch deutlich erkennen, daß unseren Vorfahren in vorchristlicher Zeit das großartige Beugen des Hauptes und Nackens oder gar der Knie noch fremd waren und als nicht im Einklang stehend mit dem althergebrachten Gefühl für Menschenwürde empfunden wurden ebenso wie die edelarchaischen Griechen

daß bei den Persern übliche Sichhinwerfen vor dem Herrscher verächtlich als *προσκυβεῖν* (anhündeln) bezeichneten.

Gelehrte in altgermanischer Zeit ein Fremdling Einlaß in Hof und Haus und war das übliche Ausfragen nach Herkunft, Stamm und Sippe in befriedigender Weise ausgefallen, dann wurde der Gast seinem Rang entsprechend empfangen, und zwar war es unter Freien Sitte, daß der Hausherr sich erhob, dem Gast entgegen ging, ihm einen Platz am Herdfeuer oder neben seinem Hochsitz anbot, Höflichkeitsformen, die in ähnlicher Form heute noch lebendig sind. Das hierbei gesagte Grußwort lautete im Ahd. *willicumo* = willkommen, d. h. du bist ein zu Wille bzw. Wunsche Gekommener (altnordisch *vel komin*). Was die gebärdenhafte Sinnbildlichkeit dieses Begrüßungsvorgangs anbetrifft, so ist der schon früh festzustellende ständische Unterschied zwischen Sitzen und Stehen bedeutsam. Sitzen galt als ein Vorrecht der Macht. Das Innehaben des Hochsitzes oder Hauptstuhls war in altgermanischer Zeit ebensowohl das Privileg des Hausherrn, wie es auch zur Kennzeichnung seiner Würde und Eigentumsansprüche diente. Der Rechtsbegriff „Besitztum“ ist wörtlich aus dieser Tatsache abzuleiten. Der König sitzt auf dem Thron, seine Vasallen stehen ihm zur Seite (Beistand). Ebenso sitzt der Richter auf seinem Richterstuhl, indessen die Thinggenossen um ihn herum stehen (Umstand). Noch heute heißt es allgemein: bei jemandem im Dienste stehen (R. v. Jhering II, 647). Nicht nur brauchtümlich ist diese Gästebegrüßung bei uns noch lebendig, sondern auch sprachlich, wenn wir in übertragener Weise von dem Erweisen von Entgegenkommen oder von einem entgegenkommenden Verhalten sprechen.

Die im Vorhergehenden mit knappen Umrissen wiedergegebenen Wort- und Gebärdengrüße aus altgermanischer Zeit erfuhren im Laufe des Mittelalters tiefgehende Umwandlungen sowie umfängliche Erweiterungen, und zwar durch Einwirkungen der christlichen Kirche und des Lehnswesens bzw. des hiermit zusammenhängenden Rittertums. Von der Kirche wurde als vornehmliche christliche Tugend die Demut hingestellt und der Stolz (*Superbia*) geradezu als Laster gebrandmarkt. Dementsprechend traten die fernigen und geraden Züge in den altdeutschen Grußsitten allgemach zurück und wurden durch Äußerungen der Ergebenheit ersetzt. Beowulf, der Held der angelsächsischen Dichtung aus der Zeit um 700, grüßte in aufrechter Haltung den König Hrotgar, indessen Siegfried im Nibelungenlied sich zur Begrüßung Gunthers neigte. Über diese leichte Verbeugung oder Kopfneigung ist man nun freilich während der Blütezeit des

Rittertums im 13. und 14. Jahrhundert nicht viel hinausgegangen; Knien und Fußfall gehörten außer bei dem Grußverkehr und Umgang mit Damen sonst nicht zu den ritterlich-höfischen Grußgepflogenheiten. Das Darbieten des Kusses auf Mund, Wange oder Hand ward auf eine engere Auswahl nahe versippter oder durch Liebesbände verknüpfter Standespersonen beschränkt (Vollhöfer 9—10).

Das Abziehen der Kopfbedeckung bei der Begrüßung wird in dieser Zeit hin und wieder, wenn zwar noch nicht als allgemeine Grußsitte erwähnt. Der Ursprung dieses Brauchs geht wahrscheinlich nicht auf irgendwelche durch die Kirche vermittelte, römische oder orientalische Einflüsse zurück, sondern hängt mit dem oben erwähnten Ablegen der Waffen bei friedlicher Begegnung zusammen, wobei der Wunsch, durch Enthüllen des Kopfes und Antlitzes sich erkennen zu geben, auch mit hineinspielte, eine Gepflogenheit, die im Öffnen des Helmvisiers im späteren Mittelalter weiterlebte und die in dem vor 20—30 Jahren noch allgemein üblichen, jetzt aber weniger mehr in Erscheinung tretenden Abnehmen der Augengläser bei Vorstellungen ihren Ausklang fand. Die brauchtümliche Ausbildung fand die Grußform des Hutabnehmens im altdeutschen Lehnrecht. So wird im sächsischen Lehnrecht dem Lehnsmann geboten, vor dem Eintritt bei seinem Lehnsherrn alles Eisenzeug, das er bei sich trägt, abzulegen, namentlich aber den huot und das huotelin, d. h. den Eisenhut oder Helm und die ihm unterlegte wollene Kappe (Hildebrand, Germania 14, 126). Die Entblößung des Hauptes von jeglicher, auch nicht helmartiger Kopfbedeckung zum Zwecke der Begrüßung fand aber erst im 17. Jahrhundert nach dem Erstarken der dynastischen Staatsform und der sich hieran anschließenden stärkeren Betonung aller Ergebenheitsäußerungen die allgemeine und noch heute lebendige Verbreitung.

Aus den älteren Rechtsgewohnheiten des Handgelübdes bzw. Handschlages ist auch die Begrüßung durch Darreichen der Hände erwachsen. Sie stracten den vride mit ir handen heißt es im Gudrunlied V. 3334. Zur Bekräftigung von Verträgen schlug der eine Partner in die dargebotene Rechte des anderen. Bei Huldigungen nach Lehnrecht legte der Mann beide Hände zusammen, und der Herr nahm sie zwischen die seinigen (Grimm, Rechtsaltertümer I, 191, 192), eine Art des Handschlages, die zugleich den Begriff der bindenden Verpflichtung versinnbildlichen sollte. Das Falten der Hände ist wohl als symbolische Bereitschaft zur Fesselannahme und das Einschließen der Hände als gedachte Bindung zu deuten. Im altdeutschen Recht spielte überhaupt die Hand in sinnbildlicher Hinsicht eine besondere Rolle. Das Abschließen von Kaufverträgen durch Handschlag, das heute noch nicht ausgestorben ist, z. B. beim Viehhandel, vor dem Aufkommen des Schriftverkehrs aber die einzige Treueverbindung darstellte, lebt in den niederdeutschen Ausdrücken koopslagen = kaufen, handeln und koopsleeger = Aufkäufer weiter (Fischer, Vierlande I, 179). Eine beliebte Schmuckform der Brustspange mit zwei ineinander verschlungenen Händepaaren hieß im Mittelalter handtriuwebratze = Handtreuebrotsche (Md. Z. f. Volkskunde XII, 225). Das begriffliche Urwesen des Händegrüßes liegt m. E. in der Zusage gegenseitiger friedlicher Gesinnung, und wir haben es hier sozusagen mit dem rechtsverbindlichen Abschluß der oben beschriebenen uralten Begrüßungs-



301. Kavalier begrüßt Dame durch Hutabnehmen; sie nimmt den Schleier vom Gesicht. Um 1600.



302. Begrüßung durch Handschlag mit geöffnetem Visier. Titelholzschnitt des Volkslieds von Lammhäuser. Gedruckt zu Nürnberg, 1515.

willekommen — goden dach got geve di — in dem gotes fride du var — got behüte dich — got gesegene dich — oder bei Tristans Ritterschlag (5041) und gebe dir got dur sine kraft heil ze diner ritterschaft (Vollhöfer 17, 30, 66). Im sog. „Entbieten der Tageszeit“ sind diese frommen Wunschgrüße heute noch bei uns allgemein mit mundartlicher Verschiedenheit, und zwar zumeist in abgekürzten Formen, die, vom süddeutschen „Grüß Gott“ abgesehen, die ursprüngliche Gottbezogenheit zumeist nicht mehr erkennen lassen.

Die im Mittelalter aufgetretenen frommen Wunschgrüße beherrschen heute bei Begegnung und Abschied unser verhältnismäßig ausgeglichenes städtisches Brauchtum. Überall da, wo die hochdeutsche Umgangssprache mit geringer mundartlicher Beimengung vorherrscht, ist die Zahl der Grußformeln beschränkt und ihre Art sozusagen schriftdeutsch genormt. Die Reihe der Grußworte nimmt jedoch lawinenartig zu in Bezirken mit mundartlich gefärbter Umgangssprache, z. B. fast überall auf dem Lande und darüber hinaus größtenteils in Mittel- und Süddeutschland. Auf die schier unzähligen landschaftlichen Einzeltypen der gesprochenen oder gerufenen Grüße einzugehen, fehlt es hier an Raum, und es muß auf die umfassende Untersuchung von Karl Brause verwiesen werden.

In dem vorliegenden Zusammenhang von besonderem Interesse sind die auf dem Lande noch heute üblichen Murede- oder Zwiegesprächgrüße, die vielfach an Stelle der der gemeindeutschen und der bürgerlichen Umgangssprache angehörenden Begrüßung getreten sind. So redet man sich in Niederdeutschland in der einen Bauernschaft des Kreises Sulingen an: Kimmst jy ook? und in der anderen: Sin jy dô? (M. l'houet, 2. A. 54). Diese Mureden haben vom Standpunkt des Städters aus gesehen zuweilen etwas Selbstverständliches, ja Gemeinplätziges an sich. So sagt man z. B. im Kreise Diepholz: Wull du nâ en Felle? ferner in Südhannover No, will je infahren? oder in der Gegend von Bremen Wutt ji Torf stâken? und in den Vierlanden bei Hamburg Wü jy inhaolen?, worauf dann jedesmal ein kurzes Anhalten in der Arbeit oder im Gehen und ein vergnügtes jo oder jawull erfolgt. Hierher gehören auch die volkstümlichen Begrüßungsrufe mit einem leichten Anflug von Humor, wie: Arbeit man nich to dull! (Vierlande), ferner Holt jo man düchtig ran! (Ostfriesland) oder Mòk man nich to schoin! und Rit di man keen Been ut (Finkenwärder); sodann in Süddeutschland Schaffet's guet! (Baden) und Übermachtet's nit (Schwaben). Besonders typisch ist in dieser Hinsicht die in westfälischen Dörfern bei Minden gebräuchliche Grußzwie-

szenen zu tun, die mit dem allmählichen Ablegen der Waffen begannen und schließlich mit dem Zueinanderlegen der waffenlosen Hände abschlossen.

Der Durchbruch des Gefühlsmäßigen beim Handgruß dürfte sich jedoch bereits im Mittelalter angebahnt haben, und zwar infolge der schon erwähnten tiefgehenden Einflüsse der christlichen Kirche, die sich in einem auffallenden Frommwerden unserer Grußsitten äußerten.

Der edle urgermanische Friedensgruß heil schwand im 13. Jahrhundert, und an seine Stelle traten großartige Gebetswünsche, wie got lâze iuch sîn gesunt — got minne dich — got grueze dich — wis gote



Handreichen bei Verlobung in der Kirche. Holzschnitt von Schüpfelin 1520

sprache: So fliedig? — Och so'n bietken (Brause 146—149), in anderen Gegenden: Na, flietig? — Man mött wol.

Diese Grußanreden sind so vielfältig wie die einzelnen bäuerlichen Verrichtungen; ihre vollstündliche Bedeutung liegt weniger im Inhalt als vielmehr in ihrem Brauchtum, und zwar nicht zuletzt nach der seelischen Seite hin. Nur in dörflichen Gemeinschaften mit wohlerhaltenem Bauern- tum finden sie ihre Pflanzstätte, in den gutherrlichen Bezirken Ostdeutsch- lands wird man sie seltener hören. Einen guten Boden finden diese Grußformen auch in Kleinstädten mit aufgeschlossenem Nachbarverkehr; bei Großstädten jedoch nur in Kleingartenbezirken und Stadtrand siedlungen.

Die eben besprochenen Anrede- oder Arbeitsgrüße könnte man auch als freie Begrüßungen bezeichnen, die, verhältnis- mäßig unabhängig von formelhafter Einengung, dem Volks- witz einen gewissen Spielraum lassend, bei jeder passenden Gelegenheit in neuen Wendungen geprägt werden können. Die Fülle ihrer Einzelformen ist dementsprechend schier unüber- sehbar. Kleiner an Zahl dagegen sind die festen oder stehenden Grüße, von denen das im hohen Mittelalter aufgekommene Entbieten der Tageszeit eingekleidet in einen auf Gott be- zogenen Wunsch bereits Erwähnung fand. Dazu kommen als weitere Gattungen: Begegnungsgrüße (Grüß Gott, Habe die Ehre), Abschiedsgrüße (Auf Wiedersehen, Lebwohl, Mach's gut, Gute Reise), Grüße beim Essen und Trinken (Gesegete Mahlzeit, Wohl bekomms, Guten Appetit, Zum Wohl, Prosit), ferner Berufsgrüße (Glück auf, Weidmanns Heil) und schließ- lich Zurufe beim Niesen (Zur Gesundheit, Prosit). Umläufigen Münzen gleich sind viele von ihnen durch den häufigen Sprechgebrauch abgeschliffen zu Formelresten, die, sofern sie wie n'Morgen (Moin), n'Tag, n'Abend, Mahlzeit, der Umgangssprache angehören, wenig erfreulich sind, indessen mundartliche Kürzungen, wie das schweizerische Grüezi (Grüß üch = euch) oder das süddeutsche 's Gott (Bergelt's Gott) und das niederdeutsche djüß bzw. djüssing (von adjüß = adieu) fast noch eher zusagen. Bei dem an sich fremdwörtlichen Adjüß hat überdies die mundartliche Einkleidung zur Folge gehabt, daß sich das Wort in nördlichen Teilen Niederdeutschlands bis heute umläufig erhielt, obwohl die französische Fremdform Adieu unter dem Einfluß der vaterländischen Stimmung während des Weltkrieges völlig aus dem Grußverkehr verdrängt wurde.

In russischer Hinsicht verdienen unsere Beachtung die ausgesprochenen Ergebenheitsgrüße, wie: Ihr gehorsamster Diener, Servus, Hab' die Ehre, Küß die Hand — Formeln, die lediglich im Gebiet der alten Donaumonarchie zu Hause und auf sla- wische Einflüsse zurückzuführen sind.

In dem bisherigen Teil dieser Untersuchung habe ich Gruß und Gebärden in ihrem lebenskundlichen und brauchtmäßigen Zusammenhang zu behandeln versucht. Von den Gebärden, die sich in diese Ordnung nicht einfügen lassen, sind die meisten gleichwohl von sinnbildlicher Art. Wir müssen jedoch bei dieser Sinn- bildlichkeit wiederum zwei Gattungen unterscheiden, und zwar gebärdenhafte Ausdrucksformen, deren Sinnfälligkeit eindeutig klar ist (z. B. die hohle Hand zum Mund führen = trinken), und Gesten, deren Sinn durch die Übereinkunft des allgemeinen Gebrauchs festgelegt ist (z. B. Kopfschütteln = nein). Die erstgenannten Gesten sind Weltgebärden, die überall verstanden werden, die zweiten sind volklich ge- bunden. Türken und Araber z. B. verneinen im Gegensatz zu Obigem durch Kopfnicken.

Unter den sinnbildlichen Gebärden sind diejenigen, die dem Rechtsleben angehören, zahlenmäßig von erheblichem Umfang; nur die wichtigsten können hier besprochen werden. Die vollstündlichste Rechtsgebärde



303. Schwurgebärde. Holzschnitt aus der Seele Trost. Druck von A. Sorg, Augsburg 1478.



304. Trauer- und Verzweiflungsgebärden: Ringen der Hände, Raufen der Haare. Holzschnitt von Burdmair 1520.

verzeichnis des ehemaligen Zisterzienser-Klosters Loccum (Hann.): „Legstu twee finger up de fuht, dat betekend schwören“ (Leibniz, Op. Omn. T. VI, Pars II, 215, Nr. 128).

Rechtliche Vermahnungen und Verweisungen waren ehemals oft von gebärdenhafter Art. Beim Widerruf von Schmähungen mußte der Verurteilte nach normannischem, zum Teil auch nach altdeutschem Recht sich selbst an die Nasenspitze fassen, daher wohl das heutige Sprichwort: mit einer langen Nase abziehen und ferner die jetzt noch vorkommende Gleichsetzung von Nase = Rüge. Die Zeugen beim Ohr zu zupfen, wohl zur Auffrischung ihres Gedächtnisses, war eine Rechtseigentümlichkeit, die in den bayerischen Gesetzen vom 8.—12. Jahrhundert häufig erwähnt wird (Grimm, R. A. I 192 u. 198). Hierher gehören auch mancherlei handgreifliche Erinnerungen von rechtlicher wie erzieherischer Art, von den Backenstreichen, die die Kinder früher beim alljährlich stattfindenden Schnaant- oder Grenzgang an besonders markanten Punkten zum Zwecke der besseren Einprägung erhielten, bis zum Nasenstüber und den Erziehungsmaßnahmen, die heute in Redensarten, wie „hinter die Ohren schreiben“ oder „einen Floh ins Ohr setzen“ weiterleben. Nicht wenige Gebärden sind uns überhaupt nur noch in der Form von Redensarten geläufig, so die dem morgenländischen Kulturkreis der Bibel entnommene und sozusagen literarische Geste „den Staub von den Füßen schütteln“, womit man die Lösung der Gemeinschaft mit einem Ort oder Land ausdrücken will. Die beiden Floßkeln „ein Auge zudrücken“ und „durch die Finger sehen“ besagen übereinstimmend so viel, wie bei der Prüfung von etwas nachsichtig sein. Was die letztere Gebärde anbelangt, so hat sie in diesem Zusammenhang wohl kaum etwas mit den abergläubischen Vorstellungen zu tun, die Bächtold-Stäubli (Hdwb. d. Aberggl. II, 1489, 13) anführt, sondern es ist eher an das Abblenden der Augen mit der Hand bei grossem Sonnenlicht zu denken und an das Durchblinzeln zwischen den Fingerspalten, um beim Gehen nicht die Richtung zu verlieren. Nichts weiter als die Beschränkung des scharfen Blicks soll zum Ausdruck gebracht werden.

Der Redensart „jemandem ein Schnippchen schlagen“ liegt die Geste zugrunde, daß man mit dem Zeige- oder Mittelfinger über den Daumen hinschnellt. Wir haben es hier mit dem Rest einer Bann- oder Zaubergebärde zu tun; man schnellte oder schoß ursprünglich auf diese Weise Teilchen bzw. „Schnippelchen“ von einem Unbehagen oder gar Krankheit verursachenden Stoff heimlich auf die zu bannende Person. Dieser Gedanke des Bannens, nur in Dämonenabwehr umgewandelt, ist noch lebendig in dem volkstümlichen Brauch, beim Ohrenklappen dreimal vor dem Ohr zu schnippen.

haben wir in dem Eidschwur. Nach der deutschen Zivilprozeßordnung hat der Schwurpflichtige bei der Eidesleistung lediglich die rechte Hand zu erheben. Der Schwur wird jedoch heute stets und überall trotz fehlender Sondervorschrift so ausgeübt, daß bei der Schwurhand Zeige- und Mittelfinger gestreckt und die übrigen Finger eingezogen werden. Der Daumen wird gewöhnlich mit nach oben gerichtet, eine Geste, die aus kirchlichem, sich auf die Dreieinigkeit Gottes beziehenden Schwurgebrauch stammt (Fehr, im Hdwb. d. Aberggl. II, 660). Die Zweifingergebärde ist jedoch hier das Ursprüngliche. *Zwêne vinger uz der hant biutet gein dem eide* — heißt es im Parzival (Grimm, R. A. I, 195). Die Urform der gerichtlichen Schwurgeste, die noch das ganze Mittelalter hindurch gebräuchlich war, bestand in der Auflage der Hand bzw. zweier Finger auf einen geweihten oder für heilig angesehenen Gegenstand, bei den vorchristlichen Germanen etwa auf den Schwertgriff (Waffeneid), den Ring des Priesters oder ein Opfertier. Im christlichen Mittelalter auf eine Reliquie (Hübner, Hoops Reallex. I, 523). So heißt es auch im spätmittelalterlichen Gebärden-

Typische Bann- und Abwehrgebärden, vor allem mit Richtung auf den bösen Blick, sind gewisse unzüchtige Gesten, wie das Zeigen der sog. Feige, die darin besteht, daß der Daumen zwischen Zeige- und Mittelfinger gesteckt wird, und ferner wie das Vorstrecken des Mittelfingers, der in diesem Fall den Phallus vertreten soll. Beide Gebärden haben ihre Urheimat im Mittelmeergebiet und sind erst später, die Feige z. B. durch Landsknechte im 16. Jahrhundert, nach dem in dieser Hinsicht zurückhaltenderen Norden übertragen worden. Heimisch dagegen ist bei uns die Vorstellung,



305. Handgebärden, rechts unten die „Feige“. Handzeichnung von A. Dürer 1493.

daß man böse Geister durch Fragen vertreiben könne. Hierher gehören zwei Gebärden, die in gewissen Volksschichten und zum Teil bei Kindern zwar noch gebräuchlich, jedoch aus dem ursprünglichen Zweck der Abschreckung in den der Verhöhnung umgewandelt sind, nämlich das Herausstrecken der Zunge und das Entblößen des Hinterteils, letztere Geste kaum noch ausgeführt, sondern meist nur durch die bekannte Aufforderung Göß von Verlichingens angedeutet. Der eigentliche Sinn der ersten Gebärde offenbart sich an den zumeist aus dem Mittelalter stammenden Meidköpfen an Stadttoren und Burgmauern, die nach Robert Mielcke (Md. Z. f. Volkskunde X, 187) ganz überwiegend mit herausgestreckter Zunge dargestellt sind.

Die Gebärden, die sozusagen die mimische Begleitung unserer Umgangssprache darstellen, lassen sich mit grober Aufteilung in Ja- und Neingebärden scheiden. Die typische Ja-Gebärde ist das Kopfnicken zum Zeichen der Zustimmung, womit mimisch verwandt sind das Herabziehen der Augenbrauen und Zwinkern mit den Augen, als andeutende Zeichen von derselben Art. Das Kopfnicken hat sich vermutlich als Kurzgeste aus dem Akt gnadenvoller Zu- oder Hineigung entwickelt, wobei man sich vorzustellen hat, daß der Bittsteller meist kniete und der angegangene Herr insgemein höher saß (Hochsitz) oder stand; wir reden noch heute von „höherstehenden“ Menschen.

Als hauptsächlichste Verneinungsgebärde ist in Europa, mit Ausnahme des Balkans, das Hin- und Herbewegen des Kopfes in waagerechter Richtung, das Kopfschütteln, üblich, das nach Darwin (279) die Fortsetzung einer kindlichen Urgeste — Wegdrehen des Kopfes bei Nahrungsverweigerung — sein soll. Darüber hinaus gilt Kopfschütteln als Zeichen der Verwunderung, des Erstaunens und der Entrüstung, nicht selten verbunden mit Zungenschmalzen; letzteres zusammen mit Zurückwerfen des Hauptes ist in den Mittelmeerländern das häufigste Zeichen der Verachtung. In unseren Worten „Zuneigung“ und „Abneigung“ wird der zugehörige mimische Vorgang klar zum Ausdruck gebracht. Hierher gehören noch die sprechenden Wendungen „jemandem den Rücken kehren“ oder „die kalte Schulter zeigen“ bzw. „jemanden über die Achsel ansehen“.

Harmlose Verpottungsgebärden sind: eine lange Nase machen, indem man den Daumen an die Nasenspitze setzt und die Finger spreizt, vielleicht zu dem oben erwähnten alten Rechtsbrauch in Beziehung stehend, oder die Andeutung von Eselsohren, durch wedelnde Bewegung der Hand am Ohr

und schließlich die Geste des sog. Rübchenschabens, ausgeführt durch Reiben des einen Zeigefinger auf dem anderen.

Die Übersicht über Gruß und Gebärden muß hiermit abgeschlossen werden. Der Gruß spiegelt das volkshafte, die Gebärde das rassische Wesen einer Nation wieder. Solange Gruß und Gebärde sich mit ihrer völkischen Eigenart dem gleichmachenden Europäertum gegenüber behaupten, solange steht es in staatlicher und kultureller Hinsicht wohl um das betreffende Volk. Unser Vaterland kann in dieser Hinsicht ruhig in die Zukunft sehen: als Herold schreitet seinem Wiederaufstieg voran der deutsche Gruß mit friedvoller, jedoch die Selbstverteidigung nicht preisgebender Gebärde.

Schrifttum.

Andree, R., Ethnographische Parallelen und Vergleiche, N. F. 1889, S. 49—55. — Bächtold-Stäubli, Die Finger, Hdb. d. dtsh. Aberggl. II, 1479. — Volkhöfer, W., Gruß und Abschied in althochdeutscher und mittelhochdeutscher Zeit. Göttinger Diss. 1912. — Darwin, Charles, Der Ausdruck der Gemütsbewegungen bei den Menschen und den Tieren. Übersetzt von J. B. Gaus 1872. — Fehr, Der Eid, Hdb. d. dtsh. Aberggl. II, 669. — Grimm, J., Deutsche Rechtsaltertümer, 4. Aufl. 1899. — Hildebrand, Die Sitte des Hutabnehmens, Germania (Bartsch), 14. Jg., S. 125. — l'Houet, A., Zur Psychologie des Bauerntums, 2. H. 1920. — Hübner, R., Der Eid, Hoops Reallex. I, 523. — Jhering, R. v., Der Zwed im Recht, 1886, II, 351. — Kleinpaul, R., Sprache ohne Worte, 1890. — Kretschmer, P., Wortgeographie der deutschen Umgangssprache, 1916. — Meschke, Die Gebärden, Hdb. d. dtsh. Aberggl. III, 331. — Mielle, R., Leidenschriften und Reidsymbole im Niederdeutschen. Ab. B. f. Volkskunde X, 181 ff. — Piderit, Th., Wissenschaftliches System der Mimik und Physiognomik, 1867. — Prause, R., Deutsche Grußformeln in neuhochdeutscher Zeit. Wort und Brauch Bd. 19, 1930. — Schrader, D., Reallex. d. indogerman. Altertumsfde. Gruß 309. — Sittl, Die Gebärden der Griechen und Römer, 1890. — Stegmann v. Prißwald, R., Der Sinn einiger Grußformeln im Lichte kulturhistorischer Parallelen. Wörter und Sachen X, 23. — Stoebe, R., Altgermanische Grußformen. Beiträge zur Gesch. d. deutschen Spr. u. Lit. XXXVII, 173. — Wundt, W., Völkerpsychologie I, S. 131, Die Gebärdensprache. — Steinhausen, G., Der Gruß und seine Geschichte. Kulturstudien, 1893, S. 1—17.

